
Die
Hohenzollern
von
F. von Köppen

Die Hohenzollern und das Reich.

Von der Gründung des Brandenburgisch-Preußischen Staates bis zur Wiederherstellung des Deutschen Kaisertums.

Von

Fedor von Köppen.

Zweite Auflage.

1790.

Glogau.

Verlag von Carl Flemming.


FRIEDRICH II.

Die Hohenzollern und das Reich.

(2.)

Der Weg zur Großmacht unter Friedrich II.

Von

Fedor von Köppen.

* *

Mit 33 Bildern und 5 Karten.

Zweite Auflage.

Glogau.

Verlag von Carl Flemming.

Inhalt.

Der Weg zur Großmacht unter Friedrich II.

Illustrationen und Karten.

Titelbild.

Friedrich der Große.

Holzschnitte.

Karten.

Der
Weg zur Großmacht
unter
Friedrich II.

Friedrich für Kaiser und Reich.

Der zweite Schlesische Krieg.

Durch den Breslauer Frieden war die deutsche Frage ihrer Lösung nicht näher gerückt. Dem gewählten deutschen Kaiser Karl VII. stand noch immer der Großherzog Franz von Lothringen-Österreich, der Gemahl der Maria Theresia, als ein auffässiger Vasall gegenüber und bestritt jenem das Recht, die Krone zu tragen, weil die böhmische Kurstimme bei der Kaiserwahl nicht zugelassen worden war; denn es war zweifelhaft, ob auch eine Königin die Kurstimme führen dürfe, und die Thronfolge in Böhmen war zur Zeit der Kaiserwahl noch streitig zwischen Maria Theresia, die sich Königin von Böhmen nannte, und dem Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern, der im Besitz von Böhmen war und dem die böhmischen Stände gehuldigt hatten.

Auch die Frage, ob die österreichischen Gesamtstaaten den Satzungen der pragmatischen Sanktion gemäß unter dem Scepter der Maria Theresia vereinigt bleiben oder unter die verschiedenen Erbansprecher geteilt werden sollten, war noch eine offene und bildete den Kernpunkt des fortdauernden Kampfes zwischen Lothringen-Österreich und Wittelsbach-Bayern. Die beiden Fürsten, welche diese Gegensätze vertraten, verstanden es indessen nicht, für ihre Sache das nationale Interesse zu entflammen, und verließen sich mehr auf die Künste der Diplomatie und die Hilfe der fremden Mächte als auf ihr Recht und ihr Schwert. Großherzog Franz war mit König Georg II. von England, Kurfürsten von Hannover, verbunden, und Karl VII. überließ sich völlig dem Schutze Frankreichs. Beide fremden Mächte, England und Frankreich, suchten wieder, ihre in den überseeischen Kolonieen ausgebrochenen Handels- und Grenzstreitigkeiten auf deutschem Boden zum Austrage zu bringen.

Durch den Frieden mit Preußen hatte Maria Theresia freie Hand gegen ihre übrigen Gegner gewonnen und entfaltete ihre Waffenmacht zunächst in

Böhmen. Die vereinzelten Corps der bayrisch-französischen Armee wurden auf Veranlassung der französischen Regierung, welche der mattherzige Kardinal Fleury leitete, nach Prag zurückgezogen. Dann entschloß sich Marschall Belleisle, auch dieses zu räumen und den Rückzug an die Donau anzutreten. Die Aufstellung der französisch-bayrischen Armee vom Inn bis zur Isar, von Braunau bis Deggendorf, wurde von den österreichischen Corps unter Daun und Khevenhüller durchbrochen. Marschall Broglio zog sich mit den französischen Truppen nach Schwaben zurück. Der Kaiser sah sich genötigt, seine Truppen von den Franzosen zu trennen, um sich nicht dem Verdacht auszusetzen, als weiche er absichtlich aus seinem Lande, um nicht dieses, sondern andere Provinzen des Reiches zum Kriegsschauplatze zu machen, und erteilte dem General von Seckendorf Befehl, sich mit seinen Truppen in die neutralen Gebiete des Bistums Eichstädt, Nürnbergs, Frankfurts u. s. w. zurückzuziehen und den Krieg nicht fortzusetzen.

Gleichzeitig erließ der Kaiser eine Erklärung an das Reich (25. Juni), welche dahin lautete, daß seine Armee fortan nur als kaiserliche und Reichsarmee für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit auftreten, daß sie sich mit den Truppen der Kreise vereinigen und niemand feindlich behandeln würde, auch nicht die Österreicher, es sei denn, daß sie selbst von den Österreichern angegriffen würde. Die österreichischen Heerführer willigten in die Neutralität der kaiserlichen Armee, welche von jetzt an den Namen einer „neutralen Reichsarmee“ führte. Es wurde darüber zwischen Seckendorf und Khevenhüller eine förmliche Konvention in dem Kloster zu Niederschönefeld abgeschlossen (27. Juni 1743). Diese Konvention wurde zwar in Wien verworfen, doch blieben thatsächlich die bayrischen Truppen, die sich ins Fränkische zurückzogen, von den Österreichern unbehelligt.

Es schien, als ob die Dinge politisch und militärisch zum Stillstand gekommen wären und als ob der Moment zum Eintreten der neutralen Mächte, insbesondere Preußens, zur Friedensvermittelung gekommen sei. Da traten Ereignisse ein, welche das Übergewicht der österreichischen Waffen und damit die Ansprüche der Maria Theresia noch bedeutend steigerten und in dieser den Gedanken an die Möglichkeit der Wiedergewinnung Schlesiens erweckten.

Bereits im Sommer 1742 hatte König Georg II. 16000 Engländer unter Lord Stair zur Hilfe Österreichs gegen Frankreich nach den österreichischen Niederlanden gesandt, um sich hier mit ebensoviel Hannoveranern sowie mit einem Corps von Hessen und Österreichern zu vereinigen. Der König selbst wollte den Oberbefehl über diese sogenannte „pragmatische Armee“ übernehmen und dieselbe durch die nördlichen Provinzen Frankreichs geradeswegs nach Paris

führen. Später änderte er jedoch seinen Plan und beschloß, sich mit der Armee nach dem Mittelrhein zu wenden. Im Laufe des Mai traf dieselbe bei Frankfurt ein.

Den Verlust von Böhmen und Bayern hatten die Franzosen leicht verschmerzt. Das Erscheinen einer englisch-österreichischen Armee am Mittelrhein erregte jedoch bei ihnen ernste Besorgnisse. Eine neue französische Armee unter Marschall Noailles wurde am Rhein zusammengezogen und rückte nach dem unteren Main ab. In der Nähe von Frankfurt kam es zur Entscheidungsschlacht bei Dettingen (26. Juni 1743) zwischen den englisch-österreichischen und den französischen Waffen. Sie fiel zu Gunsten der ersteren aus. Kaiser Karl VII., der seit dem Verluste Bayerns größtenteils in Frankfurt weilte, mußte dort Zeuge der Siegesfeier seiner Gegner sein. Die Franzosen suchten den Schein der Niederlage von sich abzulenken. In den ersten Tagen des Juli zog sich jedoch Noailles auf das linke Rheinufer zurück und vereinigte sich mit den Truppen Broglios, der vom Oberrhein eintraf.

Die Lage des Kaisers war durch die Schlacht bei Dettingen äußerst bedenklich geworden. Frankreich, dem er sich vollständig in die Arme geworfen hatte, ließ ihn nach der erlittenen Niederlage im Stich und beeilte sich, seine Truppen aus dem Reiche zurückzuziehen. Nicht allein Böhmen, sondern auch die bayrischen Erblande befanden sich somit in der Gewalt der Österreicher. Maria Theresia wurde in Prag als Königin von Böhmen gekrönt.

Der Erfolg der pragmatischen Armee bei Dettingen hatte den Übermut und die Ansprüche der Königin von Ungarn in demselben Maße gesteigert, wie er den Mut ihrer Gegner, Frankreichs und des Kaisers, herabgedrückt hatte. Maria Theresia hoffte jetzt, nicht allein in den vollen Besitz der österreichischen Gesamtstaaten, einschließlich Schlesiens, wieder eingesetzt zu werden, sondern auch den Kaiser seiner bayrischen Erblande zu berauben, ihn zur Niederlegung der Kaiserwürde zu vermögen und die Kaiserkrone an ihren Gemahl zu bringen. Prinz Karl von Lothringen stand im Begriff, vom Oberrhein in das Elsaß und die burgundische Freigrafschaft einzudringen. Noch einige Wochen glücklicher Kriegführung, und Frankreich war genötigt, seinen Frieden, vielleicht ein Bündnis mit Österreich zu suchen; Österreich stand dann wieder an der Spitze des Reichs, an der Spitze Europas!

Dahin durfte es nun aber König Friedrich von Preußen doch nicht kommen lassen, daß sein Werk, das Wittelsbachische Kaisertum, durch die Königin von Ungarn und Erzherzogin von Österreich wieder umgestürzt und beseitigt würde. Friedrich hatte dem Wittelsbacher zur deutschen Kaiserkrone verholfen, weil er

diese Krone für immer von dem Hause Habsburg-Österreich zu trennen wünschte, welches die Kaiserkrone nur zur Vermehrung seiner Hausmacht benutzt, aber die Rechte und Interessen der deutschen Fürsten wie der deutschen Nation wiederholentlich auf das schwerste verletzt hatte. Durfte Friedrich jetzt dulden, daß dieselbe Kaiserkrone von dem Haupte des Wittelsbachers, dem er sie aufgesetzt, an den Gemahl der Maria Theresia aus dem Hause Lothringen-Toscana überging? „Tag und Nacht," so schrieb Friedrich, „liegt mir das Schicksal des Reichs auf dem Herzen; ich allein kann und soll es jetzt aufrecht erhalten." Er war bereit, dem Kaiser jede Unterstützung angedeihen zu lassen; aber ihm wurde sein Eintreten für Kaiser und Reich erschwert durch die schwächliche Haltung des Kaisers selbst, welcher noch immer mehr auf die Gnade seiner Gegner, als auf die Macht und den wohlwollenden Beistand des Königs von Preußen baute, und durch die Stellung, welche die deutschen Fürsten zum Kaiser und zum Wiener Hofe einnahmen.

Friedrich begab sich selbst nach Franken, um mit den befreundeten Höfen von Baireuth, Ansbach, Württemberg, Kurpfalz gemeinsame Maßregeln zu treffen; er wünschte sich mit ihnen über die Aufstellung einer Neutralitätsarmee zu verständigen und demnächst die Vermittelung mit um so größerem Nachdruck betreiben zu können; denn „Verhandlungen ohne Waffen," so sagte er, „sind wie Noten ohne Instrumente." Er hoffte, durch die Säkularisation einiger Bistümer Objekte zur Schadloshaltung der größeren Reichsstände für gewisse Ansprüche und für die von ihnen zu bringenden Opfer finden zu können; indessen die Zeit war für solche Gedanken noch nicht reif. Man klagte, daß Friedrich durch seine revolutionären Pläne die Kirche und den deutschen Adel bedrohe, und man wollte lieber die Vielheit der kleinen und bedeutungslosen geistlichen Gebiete fortbestehen lassen, als zu einer Verstärkung der größeren weltlichen Reichsstände durch dieselben die Hand bieten. Überall an den kleinen Höfen Mitteldeutschlands begegnete Friedrich demselben Kleinmute. Man war durch die Waffenerfolge Österreichs vollständig eingeschüchtert und war wohl geneigt, Bündnisse mit fremden Mächten, mit Ungarn, England oder Frankreich zu schließen; aber man schreckte ängstlich zurück vor dem Gedanken einer eigenen deutschen Politik, wie König Friedrich sie forderte und befürwortete.

Auch am Hofe von Baireuth machte Friedrich dieselben trüben Erfahrungen wie an den übrigen. Gleichwohl sprach seine Schwester, die Markgräfin Wilhelmine, ihm einige Tage darauf in ihrer überschwenglichen Weise ihren Dank für seinen Besuch aus: „wie ein Paradies sei ihr in diesen schönen Tagen Baireuth erschienen; mit seiner Abreise fühle sie sich wie in die Hölle versenkt."

Friedrich besichtigte bei dieser Reise auch die kaiserlichen Truppen, welche — etwa 7000 Mann stark — im Lager bei Öttingen standen und seit drei Monaten die Ruhe der Neutralität genossen. Welchen Eindruck er von ihnen empfing, ersehen wir aus einem Schreiben an den Kaiser: „Es fehlen bei 8000 Mann an dem kompletten Stande; die Leute scheinen ziemlich gut und vom besten Willen zu sein; aber was von Offizieren da ist, taugt herzlich wenig; viele darunter sind alt und unfähig, viele von sehr niedriger Extraktion; da wird gründliche Reform nötig sein."



Hans Joachim von Zieten.

Friedrichs Plan, der von ihm beabsichtigten Vermittelung zu Gunsten des Kaisers den Nachdruck einer von den Reichsständen gemeinsam aufzustellenden neutralen Reichsarmee zu geben, stieß überall auf Schwierigkeiten. Auch waren unter den Reichsständen nur wenige in der Lage, aus eigenen Mitteln Feldtruppen zu stellen. Die meisten suchten entweder, ihre Truppen in fremde Dienste zu verhandeln, oder sie suchten in Subsidienverträgen den Ersatz für ihre Auslagen.

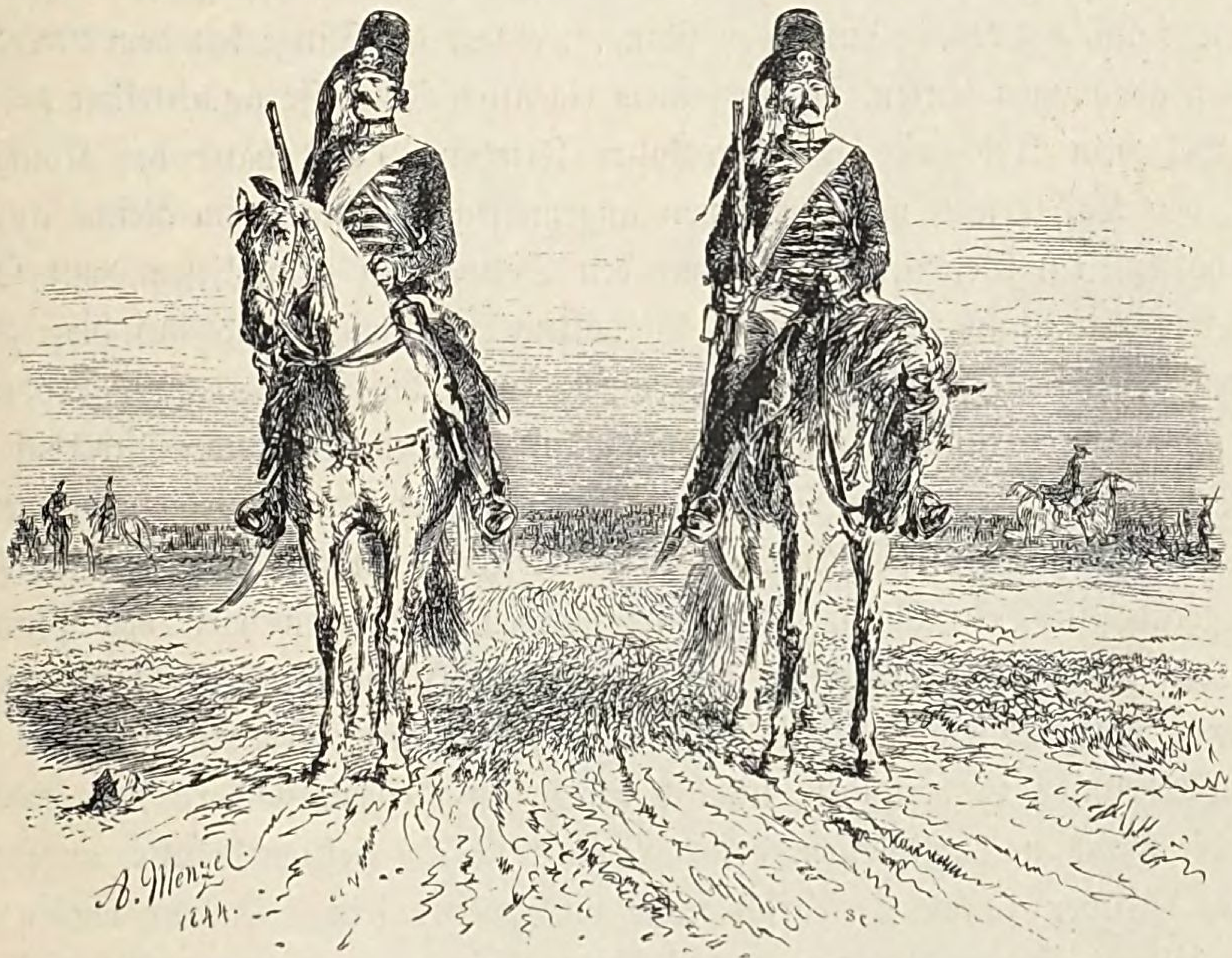
Je mehr Friedrich sich für die Ereignisse der Zukunft auf seine eigene Kraft angewiesen sah, um so mehr nahm er darauf Bedacht, seine Armee fortzubilden und für den Krieg zu schulen. Er erfüllte seine Truppen mit dem Gedanken, daß nur der Krieg ihr Zweck und ihre Bestimmung, der Friedenszustand ein Ausnahmezustand sei. Diesem Gedanken entsprachen die von ihm selbst angeordneten und unter seinen Augen stattfindenden Felddienstübungen in zwei Parteien und Manöver nach einer bestimmten untergelegten Idee. Zur Hebung des wissenschaftlichen Elements in dem Offiziercorps diente ein vom Könige im Jahre 1743 angeordneter Kursus militärischer Vorträge, denen

die Offiziere der Garnison beizuwohnen hatten. Nach den Erfahrungen des ersten Schlesischen Krieges hatte der König mannigfache Veränderungen in der Ausbildung der Truppen und ihrer taktischen Verwendung zunächst bei den Regimentern in Potsdam und Berlin versucht. Er faßte dieselben in den neuen Reglements zusammen, die er am 1. Juli für die Infanterie und Kavallerie, am 1. Dezember 1743 für die Husaren vollzog und deren sorgfältigste Einübung er den Regiments-Kommandeurs einschärfte und mit Nachdruck von ihnen forderte. Sie gaben der preußischen Armee denjenigen inneren Halt und die Tüchtigkeit, welche sie seitdem durch den Wechsel der verschiedenen Zeitalter bis auf die Gegenwart bewahrte und bewährte. Der Wert der Kavallerie als der eigentlichen Angriffswaffe wurde von dem Könige in einer Weise aufgefaßt, wie man ihn noch nicht gekannt hatte. Es genügt, einen einzigen Satz aus diesen Reglements hervorzuheben, um den Geist zu kennzeichnen, mit welchem König Friedrich seine Kavallerie zu beseelen wünschte. Da heißt es: „Es verbietet hierdurch der König allen Offizieren der Kavallerie, bei infamer Kassation, sich ihr Tage in keiner Aktion vom Feinde attackieren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind angreifen." In diesem Satze liegt das Geheimnis der ganzen Taktik der preußischen Kavallerie und ihrer taktischen Überlegenheit über die Kavallerie anderer Nationen, wie Österreichs, Frankreichs u. s. w., von den Schlesischen Kriegen bis auf die Kriege der neuesten Zeit. Friedrich löste die Aufgabe, die Vorzüge des irregulären ungarischen Reitervolks, die er während des ersten Schlesischen Krieges schätzen gelernt hatte, bei seinen Husaren in den Formen der geregelten Übung und der militärischen Disciplin festzuhalten und weiter zu entwickeln, und er hatte das Glück, in seinen Bemühungen um die Ausbildung und Vervollkommnung dieser Waffe von einem der tüchtigsten Reiterführer, die der Krieg hervorgebracht hat, von dem wackern Hans Joachim von Zieten, dem „Husarenvater," unterstützt zu werden, während die von Friedrich für die Kavallerie aufgestellten taktischen Grundsätze später durch den kühnen und furchtlosen Friedrich Wilhelm von Seydlitz eingeübt wurden. — In ähnlicher Weise gab der König auch seinen Grenadieren eine neue Bedeutung. Das Granatenwerfen und das Schleppen der „Schweinsfedern" war schon 1741 abgeschafft worden. Die vier Grenadierkompanieen von je zwei Regimentern wurden zu einem Bataillon vereinigt. Die Armee erhielt auf diese Weise eine Verstärkung von ca. 30 Grenadierbataillonen.* Diese Kerntruppen waren bestimmt zu besonders

* Aus 12 Kompanieen gedienter Grenadiere wurde das Grenadierregiment Polenz errichtet; außerdem bestanden bereits als ständige Grenadierbataillone: „des Königs Bataillon Grenadiergarde" à 6 Komp. und das dritte Bataillon in des „Königs Regiment zu Fuß."

schwierigen Aufgaben, Detachierungen, Flankendeckungen ꝛc. Zu Kommandeuren der Grenadierbataillone bestimmte der König immer Offiziere, denen er sein besonderes Vertrauen schenkte, seine Flügeladjutanten, Stabsoffiziere der Garde ꝛc. Im Frühjahr 1744 zählte die Armee bereits, wenn die Grenadierkompanieen zu Bataillonen vereinigt waren, 150 Bataillone (inkl. 20 Garnison-Bataillone), 61 Eskadrons Kürassiere, 70 Eskadrons Dragoner und 80 Eskadrons Husaren.*

An dem Ausbau der Festungen wurde auf das eifrigste gearbeitet. Die



Husarenvedetten.

Befestigung von Neisse, das der König zu einem Waffenplatz ersten Ranges erhob, war bereits im Frühjahr 1743 nahezu vollendet. Als das Relief dieser Festung nach Berlin kam, erregte es allgemeine Bewunderung. „Das ist eine Festung,“ meinte der französische Gesandte Valory, „die alle Österreicher und Sachsen zusammen nicht nehmen werden.“ — „Und die Franzosen ebensowenig,“ antwortete der König. Auch die Werke von Glogau und Brieg waren bis zum nächsten Frühjahr fertig. Glatz und Schweidnitz fand der König bei seiner

* Die Zahl der Eskadrons in den Regimentern war verschieden von 5 bis 10 Eskadrons. Die „weißen Dragoner“ in Königsberg (Alt-Möllendorf) und die Baireuth-Dragoner hatten 10 Eskadrons, die Garde du Corps (errichtet 1740) hatte nur 1 Eskadron zu 162 Pferden. Die eigentliche Bezeichnung für die Kürassierregimenter war „Regiment N. N. zu Pferde.“

Inspizierungsreise (März 1744) in gutem Zustande. In Peitz nahm die von ihm angeordnete Befestigung einen raschen Fortgang.

So gerüstet sah Friedrich der weiteren Entwickelung der Dinge in Deutschland entgegen, bereit, wenn es nötig werden sollte, das volle Gewicht der preußischen Macht in die Wagschale zu werfen. Dieser Augenblick rückte aber immer näher. Wie sehr Friedrichs deutsche Politik ihm auch durch die Rücksichten auf Kaiser und Reich vorgezeichnet war, so waren es doch nicht diese allein, welche ihn veranlaßten, aus seiner zuwartenden neutralen Stellung hervorzutreten. Vielmehr sah der König durch den Gang, welchen die Dinge seit dem Breslauer Frieden genommen hatten, sich in seinem eigensten Interesse unmittelbar bedroht.

Bei dem Abschlusse des Breslauer Friedens 1742 hatte der König gedacht, den Kaiser und mit ihm einen angemessenen Zustand im Reiche aufrecht zu erhalten, ein Defensivbündnis mit den Seemächten zu schließen, mit Österreich wie mit Rußland ein gutes Verhältnis einzuleiten und auf diese Weise die neu gewonnene Machtstellung Preußens sowie die Sicherung der Eroberung Schlesiens zu begründen, mochte der Kampf zwischen England, Österreich und den Bourbonen nach dem Maße der beiderseitigen Kräfte fortgeführt werden, wenn er nur nicht auf Deutschland zurückwirke. — Statt dessen war der Krieg aber gerade in Deutschland fortgeführt worden, und man hatte den Plan gefaßt, den Kaiser zu vernichten, die Gebietsverhältnisse in Deutschland zu verändern. Daß Maria Theresia, wenn es ihr gelang, den Kaiser seiner bayrischen Erblande zu berauben, nicht dabei stehen bleiben, sondern daß sie dann auch die Hand nach Schlesien, dessen Verlust sie am tiefsten kränkte, ausstrecken würde, darüber konnte Friedrich nicht im Zweifel sein. Darauf wiesen auch die geheimen Verhandlungen des Wiener Hofes mit anderen Mächten hin, deren Ziel und wesentlicher Inhalt dem wachsamen Könige nicht verborgen blieb. Schon bald nach der Dettinger Schlacht waren von französischer Seite Andeutungen gefallen, nach welchen Frankreich, wenn man den Kaiser in sein Erbland wiedereinsetzte, bereit wäre, gemeinschaftliche Sache mit der Königin zu machen, um ihr Schlesien wiederzuverschaffen. Es ist nicht zu ersehen, weshalb diese Anträge Frankreichs keine weiteren Folgen hatten und ob nicht die Königin allein deshalb auf dieselben nicht einging, weil sie eine Hinterlist der französischen Minister vermutete. Für Friedrich genügte, daß sie überhaupt gestellt waren, um seinen Argwohn zu erregen. Noch bedenklicher machte ihn das Bekanntwerden eines österreichisch-sächsischen Vertrages (vom 20. Dezember 1743). In demselben garantierte Sachsen der Königin den Besitz aller Länder, welche sie nach der pragmatischen Sanktion besaß oder *besitzen sollte*. Da der

Breslauer Friede in diesem Vertrage nicht genannt war, so bezog sich also diese Garantie auch auf den Besitz Schlesiens für Österreich. Ähnliches fand sich auch in anderen Verträgen. England hatte zwar im Breslauer Frieden den Besitz Schlesiens für Preußen garantiert; wie es aber diese Garantie verstand, das konnte Friedrich aus einem zufällig in seine Hände gefallenen Briefe des Königs Georg II. an Maria Theresia ersehen, in welchem dieser die Klagen der Königin über die Abtretung Schlesiens mit dem Trostworte beantwortet: „Ce qui est bon à prendre est bon à rendre“ (Was gut zu nehmen, ist auch gut zum Wiedergeben). — Noch schärfer hatte sich vor dem Breslauer Frieden der englische Gesandte in Wien Lord Hyndford ausgedrückt: man solle doch in Wien diese „einstweilige Abtretung“ bewilligen; denn keine Macht im Himmel und auf Erden könne das Haus Österreich tadeln, wenn es das Vergeltungsrecht anwende, um bei geeigneter Gelegenheit dieses Land wiederzuerobern. Derselbe schreibt (27. April 1744): „Es muß überall Zweck der englischen Staatskunst sein, das Haus Brandenburg zu erniedrigen; solange diesem unersättlich ehrgeizigen Fürsten die Flügel nicht beschnitten sind, wird er für die Freiheiten Deutschlands und die Ruhe Europas so gefährlich bleiben als selbst Frankreich.“



Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

In den Anschlägen der Maria Theresia und ihrer Verbündeten liegt die Rechtfertigung Friedrichs, wenn er sich entschloß, für die Aufrechterhaltung des Kaisers und für die Behauptung Schlesiens noch einmal den Schild zu erheben. Oder sollte er warten, bis Maria Theresia sich mit ihren Gegnern ausgesöhnt und, mit diesen verbündet, über ihn herfallen würde, um ihn Schlesiens zu be=

rauben? — Ein solches Abwarten wäre weder klug gewesen, noch lag es in Friedrichs Natur. „Ich zog es vor,“ sagt er einmal später, „die Sache noch schlimmer zu machen, als mich von den Feinden unterdrücken zu lassen; ich wählte den Krieg auf die Gefahr, darin unterzugehen, aber mit Ehren.“

Es war ein gewagtes Unternehmen, sich in diesem Augenblicke, als Maria Theresia die Höhe ihres Waffenglücks erreicht hatte, sich mit der Macht seines Preußens dem Strome der Ereignisse entgegenwerfen und den Dingen eine andere Wendung geben zu wollen. Um es nicht hoffnungslos zu thun, mußte Friedrich seine Blicke auf die anderen Mächte richten, um gute Beziehungen mit ihnen herzustellen, vielleicht Bündnisse mit ihnen zu schließen. Um sich nach Osten den Rücken zu decken, suchte Friedrich zunächst eine Annäherung an Rußland zu erreichen. Die Verhältnisse am russischen Hofe kamen ihm dabei zu statten. Es war hier nämlich eine Verschwörung vornehmer Russen gegen die Kaiserin Elisabeth im Werke gewesen, bei welcher der österreichische Gesandte Marquis Botta die Hände im Spiele hatte. Dadurch war zwischen den Höfen von Wien und Petersburg eine Spannung eingetreten, welche König Friedrich geschickt benutzte, um von der Kaiserin Elisabeth ihren Beitritt zum Breslauer Frieden zu erlangen. Das Vertrauen der Kaiserin Elisabeth auf Friedrich zeigte sich auch darin, daß sie ihn um seinen Rat bei der Wahl einer Gemahlin für ihren einstigen Nachfolger, den Großfürsten Peter, bat und diesem Rate folgte. Friedrich empfahl ihr die Tochter des als General in seinen Diensten stehenden Fürsten von Anhalt-Zerbst, Prinzessin Sophia (Nov. 1743), welche bald darauf einer Einladung nach Petersburg folgte. Am 9. Juli 1744 fand ihr Übertritt zur griechischen Kirche, am 12. die Verlobung statt. Die Prinzessin nahm den Namen Katharina Alexiewna an; es war die nachmals so berühmte Kaiserin Katharina II. Seine eigene Schwester Ulrike vermählte Friedrich mit dem Thronfolger von Schweden, Prinzen Adolf Friedrich. Friedrich legte diesen Vermählungen zwar keine große politische Bedeutung bei; aber er hoffte doch, damit einer Ausdehnung des ihm feindseligen Einflusses auf Rußland und Schweden zu begegnen. Er unterhandelte mit großem Eifer eine Tripel-Allianz zwischen Preußen, Rußland und Schweden.

Noch wichtiger war es für Friedrich, die Beziehungen Preußens zu Frankreich zu ordnen. Wie wenig der König auch ein Anwachsen der französischen Macht und eine Einwirkung derselben auf die deutschen Angelegenheiten wünschte, so kam es ihm doch jetzt vor allem darauf an, den Fortschritten Österreichs Einhalt zu thun, und er durfte zu diesem Zwecke das Bündnis Frankreichs nicht von der Hand weisen. Schon im Herbst 1743 war Voltaire nach Berlin

gekommen, dieses Mal weniger um sich mit dem Könige in philosophische Unterhaltungen zu vertiefen, als um ihn im Auftrage der französischen Regierung über seine politischen Pläne auszuhorchen. So sehr der König jedoch den Dichter Voltaire bewunderte, so gering dachte er von seiner politischen Einsicht und von seinem staatsmännischen Geschick. Er sagte ihm nur gerade so viel, als er im eigenen Interesse für zweckmäßig hielt, und gab ihm schließlich den guten Rat, den Franzosen ein weiseres Betragen zu empfehlen.

Jetzt, in der Überzeugung von der Unvermeidlichkeit des Krieges, sandte der König im tiefsten Geheimnis, sogar ohne vorangegangene Rücksprache mit seinen Ministern, einen seiner vertrautesten persönlichen Freunde, den Grafen Rothenburg, als Gesandten nach Versailles, um über die Grundlagen eines Bündnisses zu unterhandeln (März 1744). Rothenburg war die zum Vermittler durchaus geeignete Persönlichkeit. Die Familie, der er angehörte, war zugleich im Herzogtum Krossen und im Elsaß angesessen. Er selbst hatte seine militärische Schule in französischen Diensten gemacht, war bald nach dem Regierungsantritt des Königs zu diesem gekommen und gehörte zu den Genossen des Rheinsberger Zirkels. Friedrich fand in ihm eine Verbindung von französischer Anmut des Betragens und deutschem Urteil, welche ihm als ein Muster der Vollkommenheit erschien.

Kühn, sicher, raschen Blicks hatte Rothenburg die nötige Orientierung über die verschiedenen Strömungen am Versailler Hofe gewonnen. Als er in den damaligen Ministern Ludwigs XV., Argenson, Maurepas, Amelot — Kardinal Fleury war im Januar 1743 gestorben — nicht die geeigneten Männer fand, um seine Pläne energisch zu fördern, setzte er sich schnell mit der Gegenpartei, mit dem Herzog von Noailles, dem Marschall Belleisle, dem Kardinal Tencin und dem Herzog von Richelieu in Verbindung, um den Sturz jener herbeizuführen; ja er bewarb sich um die Gunst der Herzogin von Chateauroux, der Geliebten des Königs, welche das Gefühl der Verwerflichkeit ihres Verhältnisses durch das Streben, Frankreich zu seinem alten Glanze zu verhelfen, beschwichtigen wollte und dem, sinnlichen Ausschweifungen hingegebenen Könige Gefühle militärischen Ehrgeizes einzuflößen suchte. In den Gemächern dieser Dame traf Rothenburg mit dem Könige Ludwig XV. zusammen, erzählte ihm von den Schlachten Friedrichs und stachelte in Verbindung mit der Chateauroux den Ehrgeiz des Königs Ludwig XV. so weit an, daß dieser äußerte, „er werde das Beispiel des Königs von Preußen nachahmen und sich an die Spitze seiner Armee stellen; er mache sich ein wahres Fest daraus, mit diesem Könige, für den er eine besondere Hochachtung hege, in eine Allianz zu treten.“

Dennoch ging der Abschluß des Bündnisses nicht so schnell, wie Rothenburg ihn zu betreiben wünschte. Das kam daher, weil der König Friedrich seine Bedingungen schärfte. Er wollte von Frankreich Thaten sehen, bevor er das Bündnis unterzeichnete, und er machte den Beginn seiner eigenen Aktion noch von dem Abschluß seiner Tripel-Allianz mit Rußland und Schweden abhängig.

Gleichzeitig mit diesen Verhandlungen betrieb Friedrich die Union mit den deutschen Reichsständen, als deren Zweck er die Aufrechterhaltung des Reichssystems, die Herstellung der Ruhe und des Friedens im Reiche und die Erhaltung der kaiserlichen Würde und Länder bezeichnete. Friedrich wünschte, seine Unionspläne von den Unterhandlungen mit Frankreich getrennt zu halten, um Deutschland nicht in Abhängigkeit von der französischen Politik geraten zu lassen. Dies erschwerte die Verhandlungen. Nach dem Unionstraktate, den Friedrich zunächst mit Bayern, Kurpfalz und Hessen abzuschließen dachte, später durch den Beitritt anderer Reichsstände, insbesondere Sachsens, zu erweitern hoffte, sollte die Königin Maria Theresia aufgefordert werden, den Kaiser anzuerkennen, ihn in seinen Erblanden herzustellen und die Entscheidung ihrer Streitigkeiten mit demselben dem Reiche anheimzugeben; jedoch wollte man ihr nicht mit Gewalt drohen, sondern nur „alle guten Officia“ anwenden, um sie dahin zu bringen. Nachdem diese Unionsakte als Grundlage abgeschlossen, könne jeder Teilnehmer — so sagte Friedrich — durch Separatartikel für seine Konvenienz sorgen und zugleich über die Maßregeln, die man zur Erreichung des Zieles treffen müsse, Abrede genommen werden. Wenn mit Österreich gebrochen werden mußte und Böhmen für den Kaiser, der es als sein rechtmäßiges Erbe beanspruchte, durch preußische Waffen erobert werden sollte, dann wünschte Friedrich durch Erwerbung der Kreise Pardubitz und Königgrätz für sich zugleich Preußens militärische Stellung zu verbessern und seine Eroberung Schlesiens durch Besitznahme von Jägerndorf mit den wichtigsten Pässen im hohen Gebirge, das man ihm im Breslauer Frieden vorenthalten hatte, zu vervollständigen. Doch war es nicht dieser Wunsch, der Friedrich zu seinen kriegerischen Entschlüssen bestimmte. „Man irrt sich sehr,“ sagte er selbst, „wenn man glaubt, daß die Abtretungen in Böhmen es sind, die mich bestimmen, den Degen zu ziehen; mein großes Ziel ist, die Macht Österreichs zu mindern, den Kaiser zu stützen und in seiner Macht herzustellen; gälte es nicht diese zwei Punkte, so würde ich gerne auf alle Cessionen verzichten und vorziehen, in Ruhe zu bleiben.“

Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten kam der Unionstraktat endlich (22. Mai 1744) in Frankfurt zum Abschluß in dem Sinne, wie Friedrich beabsichtigt hatte, nämlich eine Grundlage für eine allgemeine Union zu bilden,

durch welche niemand gefährdet, noch beleidigt, sondern nur die Autorität des Reichs belebt und eine Entscheidung der deutschen Angelegenheiten in den Formen desselben vorbereitet würde. Auf den Vorschlag, in einem geheimen Artikel auch Frankreich zum Beitritt einzuladen, antwortete Friedrich: „Ich halte es besser, daß dieser Artikul zur Zeit ganz wegbleibe, denn ich erst sehen muß, was die Franzosen vor Effekte thun und ob sie vigoureus werden, bevor ich mich auf Articles séparés et secrets einlasse.“

Der Vertrag mit Frankreich wurde am 5. Juni zu Paris unterzeichnet. In dem gemeinschaftlichen Kriegsplane wurde festgestellt: Der König von Frankreich sollte mit seinen besten Kräften in die Niederlande eindringen, um die Seemächte zu beschäftigen, und zugleich durch eine in Westfalen vorrückende Armee Hannover bedrohen; — man setzte voraus, daß das große österreichische Heer einen Einfall in Elsaß machen würde; der König von Preußen versprach alsdann, mit 80000 Mann in Böhmen einzubrechen; wenn sich darauf der Prinz von Lothringen vom Oberrhein zurückzöge, sollte die französische Armee ihn verfolgen. Beim Friedensschlusse sollte der König von Frankreich einige niederländische Grenzfestungen und Gebietsstrecken erhalten, der Kaiser König von Böhmen werden, der König von Preußen in den Besitz von ganz Oberschlesien und der genannten Kreise Böhmens gesetzt werden. Friedrich behielt sich vor, erst dann ins Feld zu rücken, wenn die Tripel-Allianz mit Schweden und Rußland zum Abschluß gekommen sein würde.

Der König hatte seine großen Entschlüsse gefaßt, ohne seine vertrauten Minister Schwerin und Podewils zu Rate zu ziehen. Jetzt, da er es that, stieß er bei ihnen auf ernste Bedenken. Der Plan sei auf zwei Voraussetzungen gebaut, bemerkte Podewils, die beide täuschen könnten: auf die Ehrlichkeit und Festigkeit Frankreichs, die Freundschaft und Unthätigkeit Rußlands. Wenn auch nur eine derselben versage, so könne der Krieg mehr als Schlesien kosten. Frankreich habe dabei alles zu gewinnen und nichts zu wagen; es werde darum keinen größeren Topf an das Feuer setzen, es werde, wenn Preußen einmal in Aktion sei, den Krieg nach seiner Bequemlichkeit führen, die ihm gelegenen Plätze in Flandern nehmen, am Rhein in der Defensive bleiben und ruhig dem Schauspiele zuschauen, das sich in Böhmen entwickeln und alle Kräfte Österreichs dahin ziehen werde. Preußen aber werde alle Last des Krieges tragen und, einmal in der Aktion, nicht mehr im stande sein, zurückzugehen; denn man werde ihm nicht zum zweitenmal zu einem Separatfrieden die Hand bieten, nachdem es den ersten gebrochen; man werde keine Sicherheit mehr in Verträgen mit Preußen zu finden meinen.

Ohne Zweifel erkannte der König die Berechtigung dieser Bedenken an und achtete den Freimut, mit welchem sie ihm ausgesprochen wurden. Aber er war der Überzeugung, daß er nicht zögern dürfe, noch einmal das ganze Gewicht Preußens in die Wagschale zu werfen, wenn er auf dem für Preußen eingeschlagenen Wege zur Großmacht nicht stehen bleiben, sondern fortschreiten wollte. Er durfte nicht warten, bis Maria Theresia mit ihren bisherigen Gegnern Frieden gemacht und — vielleicht mit diesen verbündet — über ihn herfallen würde, um ihn seines mit teuerem Blute errungenen Pfandes wieder zu berauben. „Es giebt keinen wichtigeren Entschluß auf der Welt,“ sagt der König in seiner Histoire de mon temps, „als denjenigen, von welchem das Leben einer großen Anzahl von Privatleuten und das Schicksal des Staates abhängt. In einer solchen Lage muß man sich zu entscheiden verstehen, und es ist der gefährlichste Weg, den man einschlagen kann, gar keine Partei zu ergreifen.“

Während der König so wichtige Entschließungen in seiner Seele wog, von denen das Schicksal seines Hauses und seines Staates, die Zukunft Deutschlands abhing, nahm das Leben um ihn seinen gewohnten Fortgang. Der Karneval brachte Fest auf Fest, zur Eröffnungsfeier der neugeordneten Akademie der Wissenschaften eine erste glänzende Sitzung in den Sälen des Schlosses, dann Schlittenfahrten, Maskeraden, Bälle, immer der junge König mit dabei, als lebe er nur für Freude und Genuß, im Opernhause der Kato von Utika, die entzückenden Tänze der Barbarina, im vertrauteren Kreise Flötenkonzerte des Königs. In eben diesen Tagen die merkwürdige Feier des Regierungsantritts des jungen Herzogs Karl Eugen von Württemberg, dem der König das Majorennitätsdiplom, das er ihm beim Kaiser erwirkt hatte, in Gegenwart aller Prinzen und des ganzen Hofes überreichte, tags darauf des Königs Zuschrift an ihn, die unter dem Namen des „Fürstenspiegel“ berühmt geworden ist.

Zu Anfang des Sommers (1744) ging der König nach Pyrmont zum Gebrauche des Brunnens. Auf einem Spaziergang in der Nähe des Badeortes sprach er den kaiserlichen General Grafen Mortagne, der ihm den Kriegsplan des Kaisers mit den im französischen Hauptquartier hinzugefügten Bemerkungen vorlegte. Friedrich war wenig einverstanden damit, daß seine Verbündeten die Wirkungen des preußischen Vorgehens abwarten wollten, um danach ihre Operationen zu regeln. Nach seiner Ansicht beruhte die Macht der Königin Maria Theresia auf drei Grundlagen: dem Besitze Bayerns, den Hilfsquellen, die sie aus Böhmen bezog, und der englisch-hannöverschen Unterstützung. Alles kam darauf an, ihr diese Grundlagen zu entziehen. Zu diesem Zwecke wünschte er,

daß Seckendorf mit den kaiserlichen Truppen aus Franken zur Wiedereroberung Bayerns aufbrechen und sich die Donau abwärts nach Passau wenden, daß die französische Hauptarmee unter Noailles die Armee des Prinzen Karl von Lothringen, die vereinigt bei Heilbronn stand, am Rhein festhalten und beschäftigen und daß eine andere französische Armee durch Westfalen marschieren, Hannover bedrohen und Sachsen im Schach halten solle. Er selbst wollte seine Hauptarmee durch Schlesien und Sachsen führen, Prag nehmen und sich zum Herrn von Böhmen machen, ehe der Prinz Karl vom Rhein Böhmen zu Hilfe eilen konnte. „Aber keinen Augenblick der Unthätigkeit,“ forderte Friedrich, „in unseren Operationen muß alles Nerv sein.“

Die Bestimmung des Augenblicks für den Beginn seiner Aktion behielt der König sich vor. Er rechnete dafür vor allem noch auf den Abschluß der Tripel-Allianz mit Rußland und Schweden. Da trat auf dem Kriegsschauplatz im Westen ein Ereignis ein, in welchem der König die Aufforderung zu unverzüglichem Einschreiten erkannte.

Der Krieg war von den Franzosen am Niederrhein mit Glück eröffnet worden. Angefeuert durch die Gegenwart ihres Königs Ludwig XV., der hier unter den Augen seiner ehrgeizigen Freundin, der Herzogin von Chateauroux, sich kriegerische Lorbeeren zu erwerben hoffte, hatten die Franzosen einen Grenzplatz nach dem andern den Holländern entrissen. Um so ungünstiger war ihnen das Kriegsglück am Oberrhein. Prinz Karl von Lothringen, dem der erfahrene und kriegskundige Marschall Traun zur Seite stand, war mit seiner Armee gegen Ende Juni von Heilbronn aufgebrochen, hatte bei Mainz und Germersheim den Rheinübergang bewerkstelligt und die französische Armee unter Marschall Coigny, sowie die kaiserliche unter Seckendorf, die auf der Linie von Worms bis Oppenheim und bei Philippsburg standen, zu schnellem Rückzuge hinter die Lauter genötigt. Das Elsaß stand den Österreichern offen. Die Gefahr lag nahe, daß Frankreich unter dem Eindrucke dieser Mißerfolge schnell Frieden mit Österreich schließen und daß dann Friedrich es allein mit Österreich aufzunehmen haben würde. Um dieser Gefahr zuvorzukommen, gab es für Friedrich nur ein Mittel, nämlich sofort den Krieg zu beginnen. Er ließ durch seinen Gesandten Grafen Dohna in Wien die Erklärung abgeben, der König habe, da alle seine Bemühungen für den Frieden des Reichs und des erwählten Kaisers, alle seine Warnungen vergebens gewesen, sich bemüßigt gesehen, mit einigen mächtigen Reichsständen eine Union zu schließen; da keine Hoffnung mehr sei, daß dieselbe durch die guten Dienste, zu denen er sich bereit erklärt habe, ihren Zweck erreichen werde, so habe er nach den Pflichten, die er dem Reiche und dem Reichsoberhaupte schulde, nicht umhin können, dem

Kaiser eine Anzahl seiner Truppen als Auxiliarvölker zu überlassen; er sei ungern zu dieser Extremität geschritten; er bleibe im übrigen der unveränderlichen Intention, bei allen Verbindlichkeiten mit den benachbarten Mächten zu beharren und sich in die Streitigkeiten der Königin mit anderen Mächten, die das Reich nichts angingen, keineswegs zu mischen“ u. s. w. Gleichzeitig mit dem Befehl zur Mobilmachung (21. Juli) an die Regimenter und zum Aufbruch aus ihren Standquartieren erging an die Generale eine Instruktion, „wie sie sich in einem Treffen gegen den Feind zu verhalten hätten.“ Die sächsische Regierung ließ der König auffordern, „den reichssatzungsgmäßigen freien Durchmarsch durch Sachsen für 50—60000 Mann kaiserlicher Hilfsvölker“ zu gewähren, indem er die Versicherung hinzufügte, er habe keinen anderen Zweck, als dem Reiche die Freiheit, dem Kaiser die oberste Würde und Europa die Ruhe zurückzugeben; denn nur darauf ziele der Wiener Hof, die höchste Würde des Reiches, welche durch freie und einmütige Wahl der deutschen Nation an den Kurfürsten von Bayern gekommen, zum Raube zu machen und an einen in Deutschland nicht einmal angesessenen Fürsten zu bringen. Nicht sowohl der Kaiser werde dadurch beleidigt, als vielmehr diejenigen, die ihn gewählt; das unschätzbare Recht der Deutschen, sich ihr eigenes Oberhaupt zu wählen, werde vernichtet.

Der sächsische Hof, welcher sich gerade in Warschau aufhielt, geriet durch dieses Manifest des Königs in äußerste Bestürzung. Der Kurfürst ließ erklären, er sei fest entschlossen, den Durchzug zu versagen und sich ihm mit aller Macht zu widersetzen; er werde den Kaiser, wenn es dahin komme, nicht anders, denn als seinen erklärten Feind ansehen. Aber schon hatten die preußischen Truppen die sächsische Grenze überschritten (11. August), und die Regierung sandte ihnen ihre Kommissare entgegen, um die Anstalten für Quartiere und Verpflegung zu treffen. Die Preußen hielten so treffliche Mannszucht, daß der kaiserliche Gesandte in Dresden dem Könige sagen konnte, sie seien durch Sachsen gegangen wie die Kapuziner, nur mit dem Unterschiede, daß die Mönche alles umsonst bekämen, von seiner Armee alles bezahlt worden sei.

In drei Kolonnen ging die Armee durch Sachsen nach der böhmischen Grenze; eine vierte, die schwächste, unter Schwerin brach von Schlesien her in Böhmen ein. Prag war das nächste Ziel der preußischen Heersäulen. Der König blieb so lange in Potsdam, bis seine Armee die böhmische Grenze überschritten hatte; dann eilte er ihr nach, nahm am 23. August in Peterswaldau in Böhmen sein Hauptquartier und lagerte am 2. September vor Prag, wo Schwerin bereits am Tage zuvor eingetroffen war, die Kleinseite umschließend.

Der Eindruck des preußischen Einfalls in Böhmen am Wiener Hofe war

keineswegs niederdrückend. Maria Theresia hatte selbst den Breslauer Frieden nur als einen Waffenstillstand betrachtet. Sie war zufrieden, daß dieser ihr unerträgliche Frieden nun durch den König selbst gebrochen war, daß sie nun ihre ganzen Kräfte auf die Wiedereroberung Schlesiens vereinigen konnte. Von Frankreich war für den Augenblick nichts zu befürchten. Maria Theresia erinnerte sich jetzt der früheren Friedensanerbietungen dieser Macht. Sie konnte das große Heer, welches unter dem Prinzen von Lothringen soeben in das Elsaß eingedrungen war, jetzt nach Böhmen zurückrufen. Bis zu dessen Eintreffen konnte die Armee des Grafen Batthyany, die aus Bayern nach Pilsen in Marsch gesetzt war, den Fortschritten Friedrichs in Böhmen Einhalt thun. In Ungarn wurde ein neues Aufgebot in Scene gesetzt, und die wilden Völkerschaften Ungarns bedrohten Oberschlesien mit einem Einfall.

Der König wünschte vor allem, Prag in seine Gewalt zu bekommen; aber die Festungswerke zeigten sich in besserem Zustande, als er erwartet hatte, und der Kommandant Graf Harsch war zu einer energischen Verteidigung entschlossen. Sobald der erste Transport schweren Geschützes eingetroffen war, in der Nacht vom 11. zum 12. September, wurden die Laufgräben gegen Prag eröffnet. Eine Schanze auf dem Ziskaberge wurde von den Truppen Schwerins mit stürmender Hand genommen. Der König selbst wohnte mit seinen beiden Brüdern, mehreren anderen Prinzen und einigen hohen Offizieren in einer Batterie dem Sturme auf dem Ziskaberge und den „Wundern der Tapferkeit“ bei, die seine Krieger thaten. Den Grenadier Krauel, der zuerst die Schanze erstiegen und, nachdem seine Munition verschossen, sich mit dem Säbel gewehrt hatte, bis seine Kameraden ihm folgten, ernannte der König zum Lieutenant und adelte ihn mit dem Namen Krauel vom Ziskaberg. Eine Kanonenkugel aus der Festung schlug in das Gefolge des Königs und tötete den Markgrafen Friedrich Wilhelm, der unmittelbar an seiner Seite hielt, ebenso einen Pagen des Prinzen Heinrich; Prinz Georg von Darmstadt ward am Arme gestreift. Das Bombardement zeigte sich in den folgenden Tagen sehr wirksam. Am 16. September morgens ergab sich die Festung mit 140 Geschützen; die Besatzung, ca. 11000 Mann, streckte das Gewehr. Am 17. September hielt Friedrich seinen Einzug in Prag. Darauf brach er mit der ganzen Armee nach Süden auf. Tabor und Budweis fielen noch in demselben Monate, am 1. Oktober auch Frauenberg in seine Hände. Der König nahm sein Hauptquartier in Tabor. Er nahm eine großartige und gebietende Stellung ein. Ganz Böhmen lag zu seinen Füßen. Wäre der Krieg von seinen Verbündeten nur annähernd mit gleicher Energie geführt worden, dann war Friedrich jetzt

in der Lage, Österreich und den übrigen Mächten den Frieden diktieren, die Angelegenheiten des Reichs nach seinem Sinne ordnen zu können. Aber dies war der Fehler in seiner Berechnung gewesen, der sich jetzt schwer strafen sollte, daß er den guten Willen und die Leistungskraft seiner Verbündeten weit überschätzt hatte.

Nach dem gelungenen Rheinübergang des Prinzen von Lothringen (Ende Juni 1744) war Ludwig XV. mit dem größten Teil seiner Armee von Flandern aufgebrochen, um sich nach dem Elsaß zu wenden. In Metz war der König ernsthaft erkrankt. Auf die Mahnungen der Bischöfe und Beichtväter, die ihn zum Sterben vorbereiteten, entließ er die Chateauroux. Mit ihr schwand sein militärischer Ehrgeiz aus dem Felde. Coigny und Seckendorf ließen den Prinzen Karl von Lothringen ungestört über den Rhein zurückgehen (20.—24. September), und dieser trat jetzt in dem Bewußtsein, es auch mit einem tüchtigeren Feinde aufnehmen zu können, durch Schwaben und die Oberpfalz seinen Marsch nach Böhmen an.

Am Kaiserhofe zu Frankfurt herrschte noch die alte Kopflosigkeit und Unentschlossenheit. Kaiser Karl VII. überließ es den anderen Mächten, vorzüglich Frankreich, seine Sache zu führen; aber er wagte kaum selbst hervorzutreten. Seine Aufforderungen an die deutschen Reichsstände, der Union beizutreten, blieben ohne Erfolg. Man wandte sich von dem Kaiser ab, weil er für ganz abhängig von Frankreich galt. Selbst der junge Herr in Stuttgart, dem Friedrich das Majorennitätsdiplom erwirkt hatte, lehnte die Einladung unter Hinweis auf die „heilsamen und väterlichen Lehren, die ihm bei seiner Abreise aus Berlin schriftlich gegeben worden seien," ab.

Während Friedrich sich vorbereitete, in Böhmen der Gefahr zu begegnen, die ihm durch den Anmarsch des Prinzen von Lothringen drohte, tauchte in seinem Rücken noch eine andere Feindseligkeit empor, die seine strategischen Kombinationen kreuzte. Sachsen hatte nach langem Schwanken sich offen auf Österreichs Seite geschlagen. Die Hoffnung auf die Erwerbung preußischer Gebietsstrecken zur Herstellung einer Verbindung mit Polen, insbesondere das Versprechen Österreichs, ihm Krossen mit Züllichau, Kottbus und anderen preußischen Lehen in der Lausitz zu verschaffen, mochte den Ausschlag für die Entscheidung des sächsischen Hofes gegeben haben. Ein sächsisches Corps von 20000 Mann unter dem Herzog von Weißenfels rückte über die böhmische Grenze (Anfang Oktober), um sich mit den österreichischen Armeen Batthyanys, der, ca. 20000 Mann stark, in der Nähe von Beraun stand, und des Prinzen Karl von Lothringen, der, ca. 50000 Mann stark, über Taus auf Pilsen in Anmarsch war, zu vereinigen.

Der König nahm an, daß der Feind sich von Pilsen auf Budweis wenden würde, und war entschlossen, ihm entgegenzugehen und eine Entscheidungsschlacht anzubieten. Er ging bei Moldauthein über die Moldau in der Hoffnung, beim weiteren Vormarsch auf den Feind zu stoßen und ihn anzugreifen (Anfang Oktober). Aber schon diese Bewegung erwies sich als fruchtlos. Der König war in dem feindlichen Lande schlecht mit Kundschaftern versehen und auf die Nachrichten beschränkt, die ihm von seinen Husaren gebracht wurden. Während er den Prinzen von Lothringen im Anmarsch auf Budweis glaubte, hatte sich dieser bei Mirotitz, auf halbem Wege zwischen Pilsen und Tabor, mit den Truppen Batthyanys vereinigt (2. Oktober) und wandte sich nach der unteren Moldau, um die Verbindung des Königs mit Prag zu durchbrechen. Der König überzeugte sich, daß er einen Stoß in die Luft gethan. Er ging wieder über die Moldau zurück und bezog bei Beneschau und Konopitsch (17. Oktober) eine feste Stellung, welche sowohl die Verbindung mit Prag als über Pardubitz und Königgrätz nach Schlesien deckte. In dieser festen und beherrschenden Stellung dachte der König, den Angriff seiner Gegner abwarten zu können. Die Vereinigung der Österreicher und Sachsen hatte (am 22. Oktober) bei Chlumetz stattgefunden. Prinz Karl bezog gegenüber der Stellung von Beneschau-Konopitsch ein festes Lager bei Marschowitz. Beide Armeen standen einander auf zwei Stunden Entfernung gegenüber. Vergebens erwartete der König den Angriff des Feindes. War auch die feindliche Truppenmacht der seinigen an Streitkräften überlegen — sie betrug seit der Vereinigung der Österreicher mit den Sachsen ca. 70000 Mann, wogegen Friedrich nach Abzug der zurückgelassenen Besatzungen in Prag, Budweis, Frauenberg und Tabor nicht viel über 50000 Mann im Felde stehen hatte —, so hatte er doch ein unbedingtes Vertrauen zu der taktischen und moralischen Überlegenheit seiner Preußen. Nur durch eine siegreiche Schlacht vermochte er sich in Böhmen zu behaupten; denn schon streiften feindliche Husaren und Panduren in seinem Rücken bis Pardubitz, und die Verpflegung der Truppen stieß bei der Unsicherheit der Verbindungen und der feindseligen Stimmung der katholischen Bevölkerung Böhmens mehr und mehr auf Schwierigkeiten. Am 24. Oktober nachmittags brach das preußische Heer aus dem Lager auf und setzte sich in acht Kolonnen gegen das feindliche in Bewegung. Das Gepäck ward in eine Wagenburg zusammengefahren und unter Bedeckung eines Regiments zurückgelassen, 40 Schwadronen Husaren trieben die österreichischen Vorposten zurück, jedoch verzögerte das durchschnittene Terrain den Anmarsch bis zum Abend. In unmittelbarer Nähe des Feindes wurde Halt gemacht.

Die Armee blieb die Nacht über unter dem Gewehr in der frohen Hoffnung, am nächsten Morgen den Feind zu schlagen. Auch der Feind blieb die Nacht hindurch unter den Waffen des Angriffs gewärtig. Am frühen Morgen des folgenden Tages rekognoscierte der König die feindliche Stellung. Dieselbe breitete sich auf den vor ihm liegenden Höhen im Halbkreise aus, die Front durch einen Bach und ein morastiges Thal gedeckt, die Flügel an Brüche und Teiche gelehnt. Das von Schluchten und Wasserlinien durchzogene Terrain gestattete nicht die Entwickelung zum Angriffe. Friedrich suchte den Feind durch einige Märsche und Manöver aus seiner festen Stellung herauszulocken. In der That drangen viele der jüngeren österreichischen Generale in den Prinzen Karl, daß er den Befehl zum Angriffe geben möchte, und dieser war nahe daran, ihren Vorstellungen nachzugeben; aber da war im österreichischen Lager noch ein anderer Mann, dessen Rat das meiste Gewicht hatte. Es war der Feldmarschall Traun, den Friedrich selbst später einmal als seinen Lehrmeister in der Kriegskunst bezeichnet hat. Traun erklärte, welcher Teil den anderen hier angreife, der müsse geschlagen werden. Auch hielt er es für unnötig, die Entscheidung des Feldzugs von dem Ausgang einer Schlacht abhängig zu machen, da er es für möglich hielt, Friedrich durch geschickte Manöver zur Räumung Böhmens zu zwingen. Friedrich mußte von dem beabsichtigten Angriffe Abstand nehmen und ging wieder in das Lager von Beneschau und Konopitsch zurück.

Durch die Weigerung der Österreicher, sich mit ihm in offener Feldschlacht zu messen, wurde Friedrichs Lage immer bedenklicher. Auch die Stellung von Beneschau-Konopitsch hatte ihre Bedeutung verloren, da die Österreicher sich unter Umgehung der linken Flanke des preußischen Heeres immer weiter ostwärts schoben und den König dadurch nötigten, sich erst hinter die Sazawa, dann auch hinter die Elbe zurückzuziehen. Nachdem die beiden Armeen bei Kuttenberg wieder fünf Tage lang einander gegenüber gelagert hatten, ohne daß es zu einer Schlacht gekommen war, führte der König seine Armee über die Elbe und lagerte mit derselben zwischen Bohdanetz und Chlumetz, auf dem linken Elbufer, nur Kollin und Pardubitz als Brückenköpfe stark besetzt haltend (November). Mit Pardubitz war der Weg nach Schlesien, mit Kollin die Verbindung mit Prag sichergestellt. Nachdem die Österreicher zwischen beiden Orten bei Selmitz, oberhalb Teinitz, die Elbe überschritten hatten, war auch diese Stellung nicht mehr haltbar, und die Frage trat an Friedrich heran, ob er auf Prag marschieren und in Böhmen inmitten einer feindseligen Bevölkerung, umschwärmt von jenen ungarischen Reiterscharen, welche die

Proviantzüge für seine Armee abfingen und seine Magazine plünderten, die Winterquartiere nehmen oder ob er Prag und damit ganz Böhmen aufgeben und nach Schlesien zurückgehen solle. Mit schwerem Herzen entschied sich Friedrich für das letztere. Am 24. und 25. November ging die Armee bei Königgrätz über die Elbe, rastete dort zwei Tage und trat dann in drei Kolonnen — die erste unter dem Prinzen Leopold von Dessau über Neustadt nach Glatz, die zweite unter dem König über Braunau, die dritte unter General Dumoulin über Trautenau — den Rückmarsch nach Schlesien an, ohne vom Feinde stark belästigt zu werden. Auch die weiter vorgeschobenen Heeresabteilungen aus Kollin und Pardubitz hatten die Armee noch rechtzeitig erreicht. Namentlich erwarb sich der General von Nassau durch die geschickte Art, wie er seinen Rückzug von Kollin bewerkstelligt, die österreichische Armee in nächster Nähe umgehend, die Lobsprüche des Königs, welcher den Schwarzen Adlerorden von seiner Brust nahm und dem General überreichte. Nur die Besatzung von Prag unter dem General Einsiedel hatte größere Verluste. Sie mußte ihr ganzes Geschütz zurücklassen, das dann im Triumph nach dem Wiener Zeughause geführt wurde, und wäre bei dem Rückzuge über das Gebirge völlig aufgerieben worden, wenn der König ihr nicht ein ansehnliches Corps unter General Nassau zur Aufnahme entgegengesandt hätte. Um die Mitte des Dezember hatte die ganze Armee die böhmische Grenze hinter sich. König Friedrich beschied den Fürsten Leopold von Dessau zu sich nach Schweidnitz, übergab ihm den Oberbefehl über die Armee in Schlesien und kehrte dann selbst über Glogau nach Berlin zurück.

So endete der Feldzug des Jahres 1744 unglücklich für Friedrich, schmerzlich für diejenigen, welche mit stolzem Vertrauen dem Fluge des königlichen Genius gefolgt waren. Nach dem kühnen Einfall in Böhmen, der ein Königreich in seine Gewalt lieferte und ihn zum Schiedsrichter in den europäischen Angelegenheiten zu machen schien, sah er sich jetzt auf die Verteidigung seiner eigenen Lande zurückgewiesen — denn schon war Schlesien von den eingefallenen Völkerschaften schwer heimgesucht —, von seinen Bundesgenossen nicht unterstützt, von Feinden ringsum bedroht. Friedrich hat später diesen Feldzug seine Schule genannt, ein schönes Wahrwort. Ja, es begann für ihn die harte Schule des Unglücks, in der jener vertrauende Mut wuchs, der ihn in des Lebens Drang über die Klippen und Brandungen hinweghob, und in welcher der Glaube an seinen königlichen und an den weltgeschichtlichen und Großmachtberuf seines preußischen Volkes sich festigte und stählte.

Der Ausgang des Feldzuges von 1744 erschien der Maria Theresia als

ein Gottesurteil, als eine Strafe des Himmels für den Gottlosen, der ihr durch seinen räuberischen Einfall eine der schönsten Provinzen ihres Reiches entrissen und der jetzt selbst den Frieden, mit welchem sie im Drange der Not in die Abtretung jener Provinz gewilligt, wieder gebrochen hatte. Schlesien wiederzunehmen, das war für sie seit dem Wiedererscheinen Friedrichs mit seinen „kaiserlichen Hilfsvölkern" auf der Kriegsbühne der Hauptzweck des Krieges, hinter welchem alle anderen Rücksichten zurücktreten müßten. Deshalb hatte sie dem Prinzen Karl von Lothringen und seiner Armee bei seinem siegreichen Vordringen im Elsaß Halt geboten und ihn nach Böhmen berufen, um hier dem Könige von Preußen entgegenzutreten; deshalb hatte sie noch einmal ihre Ungarn zum Einfall in Oberschlesien aufgeboten und deshalb sogleich nach der Räumung Böhmens durch die Preußen einen Teil der Armee des Prinzen Karl durch die Grafschaft Glatz in Schlesien eindringen lassen. Sie hoffte, die Winterquartiere auf schlesischem Boden genommen zu sehen. Während die insurgierten Ungarn in dichten Scharen unter dem Reichsmarschall Grafen Joseph Esterhazy von Oderberg sich über Oberschlesien ergossen, drangen sechs Regimenter zu Fuß, acht Regimenter zu Pferde durch die Grafschaft Glatz vor, besetzten Neustadt und Patschkau und schickten sich an, eine regelmäßige Grenzpostierung an der Neisse hin zu ziehen. Bei dem Vorrücken dieser Truppen ließ die Königin von Ungarn ein Manifest an die Schlesier (1. Dezember) verbreiten, in welchem sie dieselben des Gehorsams gegen den König lossprach und zur Rückkehr unter die rechtmäßige Herrschaft aufforderte. Sie verhieß ihnen „Befreiung von dem unerträglichen Joche, unter dem sie hätten schmachten müssen, und Aufhebung der Kantonverfassung, durch die sie in ewige Sklaverei versetzt worden seien," und forderte sie auf, „den König und seine Truppen als Feinde, sie, die Königin von Ungarn, als ihre rechtmäßige Landesfürstin anzusehen; denn: es scheine, als wolle der Herr der Heerscharen das Blatt wenden und ihrer Erbherzogtümer Ober- und Niederschlesien und der Grafschaft Glatz getreue Unterthanen unter die Beherrschung zurückführen, unter die sie nach göttlichem und menschlichem Rechte gehörten."

Der König ließ diese Proklamation nicht unbeantwortet. Er berief sich auf sein ursprüngliches und unleugbares Recht und ermahnte seine schlesischen Unterthanen, ihren geleisteten Eid treu zu halten und dem Feinde, wenn er im Lande vordringe, tapfern und mannhaften Widerstand entgegenzusetzen. Er erinnerte an die Mißbräuche der früheren Regierung, an den Druck, unter welchem die Evangelischen gelitten hatten, und verhieß, auch fernerhin jedem Recht und Gerechtigkeit angedeihen zu lassen.

Ein neuer erbitterter Kampf war entbrannt; ein Kampf, in welchem die politischen Anschauungen zweier verschiedenen Zeitalter aufeinanderstießen und die religiösen Gegensätze einer früheren Zeit noch nachzuckten, schien in diesem Lande zum Austrage kommen zu sollen, und in diesem Kampfe waren zunächst alle Vorteile auf seiten der großen Gegnerin Friedrichs. Die Verbindung Friedrichs mit Frankreich hatte die Abneigung der deutschen Bevölkerung gegen Preußen erregt und die alten Sympathieen für das Haus Österreich wieder erweckt. Friedrichs hochherziger Plan, das deutsche Kaisertum selbständig und unabhängig herzustellen, wurde nirgends anerkannt. Die Union deutscher Fürsten, auf die er sich zu stützen dachte, war niemals zu Kraft und Bedeutung gekommen und der Kaiser Karl VII. nicht im stande, ihr einen festen Halt zu geben. Frankreich blieb ein unzuverlässiger Bundesgenosse, und die fremden Mächte, England, Holland, Polen-Sachsen, selbst Rußland neigten auf Seite Österreichs. Der unglückliche Ausgang des Feldzuges in Böhmen hatte auch die Zuversicht derjenigen erschüttert, die bisher ihr volles Vertrauen in die politische und strategische Leitung des Königs gesetzt hatten. „Das Herz blutet mir noch," schrieb der treue Podewils (Dezember 1744), „wenn ich daran denke, daß man auf alle treuen und wohlgemeinten Vorstellungen, so ich gethan, so wenig Reflexion machen wollen und sich in dergleichen Labyrinth gestürzt, worin wir uns jetzt befinden."

Friedrich hoffte noch, durch einen Friedensschluß sich aus seiner mißlichen Lage herausziehen zu können, und er suchte dafür die Vermittelung Englands zu gewinnen. Er ließ wiederholt erklären, daß er von der Königin von Ungarn nichts für sich verlange, daß er zufrieden sein würde, wenn der Kaiser in seiner Würde anerkannt, in seine Erblande wieder eingesetzt und für seine Ansprüche auf Böhmen und Österreich eine mäßige Entschädigung erhalte. Aber wie hätte Maria Theresia jetzt zu einem Frieden die Hand bieten sollen, der Schlesien in den Händen ihres verhaßtesten Gegners ließ! Auch die englische Regierung war der Ansicht, daß mit dem Zuge Friedrichs nach Böhmen der Breslauer Friede gebrochen und die in demselben von England übernommene Bürgschaft Schlesiens für Preußen hinfällig geworden sei. Friedrich hatte keine andere Zuflucht als zu seinem Schwerte. Zunächst kam es darauf an, Oberschlesien von den eingebrochenen wilden Scharen des ungarischen Aufgebots und den durch das Glatzische vorgedrungenen österreichischen Truppen zu befreien. General von der Marwitz, der mit ca. 10000 Mann in Troppau und Jägerndorf stand, hatte, auf allen Seiten von österreichischen und ungarischen leichten Truppen umschwärmt, bereits diese Plätze verlassen und seinen Rück-

zug angetreten (19. Dezember). Darauf begab sich der König von Berlin noch einmal nach Schlesien, hatte zu Liegnitz (22. Dezember) eine Besprechung mit dem Fürsten von Dessau, machte ihm die Befreiung Schlesiens und Zurücktreibung der eingefallenen Scharen zur dringenden Aufgabe und reiste wieder nach Berlin zurück (25. Dezember).

Methodisch, wie er war, dabei etwas langsam und gründlich in seinen Vorbereitungen, zögerte der alte Dessauer noch bis über den Jahresschluß hinaus mit der Aufnahme seiner Offensivbewegungen und erhielt vom Könige eine Mahnung nach der anderen, „endlich den längst gewünschten coup en force zu machen.“ Auch an den Prinzen Leopold schrieb der König, daß er alles thun möge, seinen Vater zur Eile zu treiben: „Unsere Feinde werden mit jedem Tage unverschämter; unsere alte Reputation wird ebenso schnell dahin sein, wie wir sie gewonnen haben.“ Endlich (9. Januar 1745) ging der Fürst in vier Kolonnen über die Neisse und gegen die Österreicher vor.

Einen merkwürdigen Anblick gewährten die beiden Dessauer, Fürst Leopold, von Alter und Krankheiten gelähmt, aber immer gefürchtet, von Freund und Feind für einen halben Hexenmeister gehalten, wie er in seinem offenen Karren vor den in strengster Zucht gehaltenen Regimentern über das schneebedeckte Feld daherfuhr, und der Erbprinz, der unter ihm befehligte, infolge des letzten Feldzuges erschöpft und aufgeregt, so daß ihn wohl auf seinem Pferde Fieberschauer ergriffen; — allein vor ihnen wich, sowie sie sich zu Neustadt zeigten, der bisher siegreiche Traun zurück; eine Abteilung des Heeres nahm Patschkau, die Hauptmacht drängte den Feind wieder aus Troppau und Jägerndorf hinaus. Bei Ratibor und Habelschwerdt kam es zu heftigen Gefechten (Februar 1745), in welchen die Österreicher den kürzeren zogen. Dann ward auch Glatz wieder genommen, der Feind aus allen Gebieten Schlesiens und der Grafschaft Glatz vertrieben. Das drückende Gefühl, das seit den Mißerfolgen in Böhmen auf dem preußischen Soldaten lastete, war gehoben. In Berlin ward in allen Kirchen ein Tedeum gehalten.

Auch dem Könige gewährten die Erfolge seiner Armee in Schlesien eine wahre Herzenserleichterung und einen Trost in diesen trüben Tagen. Denn schon hatte Maria Theresia mit dem Könige August III. von Polen, Kurfürsten von Sachsen, und mit Georg II., König von England und Kurfürsten von Hannover, sowie mit der Republik der Niederlande einen Bund geschlossen (8. Januar), dessen Zweck nicht allein die Wiedereroberung Schlesiens für die Königin von Ungarn, sondern auch die Loßreißung anderer preußischer Gebietsteile zur Vergrößerung Sachsens und Hannovers, mit einem Worte die völlige

Niederwerfung des Preußischen Staates war. Den Beitritt Rußlands zu dieser Allianz hoffte man durch die Aussicht auf die Erwerbung Ostpreußens, das von Rußland ja gegen bequemer gelegene polnische Gebietsteile umgetauscht werden könnte, zu erlangen. Die Friedensaussichten waren gescheitert; das angebrochene Jahr (1745) mußte harte und entscheidungsvolle Kämpfe bringen. Noch war Friedrichs Lage keine hoffnungslose. Noch hielt die Union unter dem Namen des Kaisers zusammen; noch schien die kaiserliche Armee ansehnlich genug, um wenigstens einen Teil der österreichischen Streitkräfte auf sich zu ziehen. Schlesien war soeben dank der umsichtigen Führung der Generale Friedrichs und der Tapferkeit seiner Armee unter die preußische Herrschaft zurückgeführt worden. Der Geist des Mutes und Selbstvertrauens war in der Armee zurückgekehrt, so daß sie mit kühner Zuversicht einem neuen Feldzuge unter Friedrichs Führung entgegensah. Da trat eines jener Ereignisse ein, die außerhalb menschlicher Berechnung liegen und die deshalb alle menschlichen Berechnungen und Pläne umwerfen.

Kaiser Karl VII., für dessen Ansehen Friedrich das Schwert gezogen hatte, war, körperlich und geistig erschöpft, nach kurzer Krankheit am 20. Januar 1745 gestorben. An seinen Namen und an sein Leben knüpfte sich die Idee des von Österreich losgerissenen deutschen Kaisertums, das Friedrich aufrecht zu erhalten entschlossen war. Der junge Kurfürst von Bayern, Maximilian Joseph, noch nicht volle achtzehn Jahre alt, von gutem Willen und weichem Sinne, ein „frommes Kind,“ wie Seckendorf ihn nannte, wagte nicht, die antipragmatischen Ansprüche seines Vaters zu erneuern, sondern ging gutmütig auf die Friedensverhandlungen ein, zu denen Maria Theresia gerne sich bereit erklärte, um freie Hand gegen ihren Hauptgegner Friedrich zu bekommen. Dieselben führten (allerdings erst am 22. April 1745) zu dem Frieden von Füßen. Für seinen Verzicht auf alle der pragmatischen Sanktion Karls VI. entgegenlaufenden Ansprüche seines Hauses, für sein Versprechen, die böhmische Kurstimme anzuerkennen und seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Gemahl der Maria Theresia, Franz von Lothringen, zu geben, ward der Kurfürst in seine bayrischen Erblande eingesetzt.

Die Illusion, für ein unabhängiges deutsches Kaisertum zu kämpfen, war damit für Friedrich geschwunden. Es galt nur noch den Kampf für den Besitz Schlesiens, für seine und seines Hauses Ehre, für Preußens Existenz.

„Es ist geschehen, was zu erwarten war. Mir bleibt nichts übrig, als mich in Geduld zu fassen. Wenn alle meine Hilfsquellen und Unterhandlungen versagen, so ziehe ich es vor, unterzugehen mit Ehre, als ein ruhm-

loses, des Ansehens beraubtes Leben zu führen. Mein Ehrgeiz ist, daß ich mehr als ein anderer zur Vergrößerung meines Hauses gethan, unter den gekrönten Häuptern von Europa eine große Rolle gespielt habe; mich dabei zu erhalten ist gleichsam eine persönliche Pflicht, die ich erfüllen will auf Kosten meines Glückes und meines Lebens. Ich habe den Rubikon überschritten: ich will meine Macht behaupten, oder sie mag zu Grunde gehen und der preußische Name mit mir begraben werden. Unternimmt der Feind etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen, oder wir werden uns alle niedermetzeln lassen zum Heile des Vaterlandes und zum Ruhme von Brandenburg. Es würde vergeblich sein, mir einen anderen Rat geben zu wollen. Welcher Schiffskapitän, nachdem alle Versuche sich zu retten vergeblich gewesen sind, hätte nicht den Mut, die Pulverkammer in Brand zu stecken, um den Feind so wenigstens noch in seiner Erwartung zu täuschen? Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien, ihre besten Provinzen besetzt waren; sollten wir nicht den Mut dieser Frau haben? Noch haben wir keine Schlacht verloren, noch kann ein glücklicher Erfolg uns höher heben, als wir je gestanden."

So schrieb Friedrich nach Empfang der Nachricht von dem Füßener Frieden, während seine Feinde bereits über den Teilungsplan der preußischen Monarchie berieten.

Seit dem Tode Kaiser Karls VII. zweifelte Maria Theresia nicht daran, daß die Kaiserkrone keinem anderen gebühre als allein ihrem Gemahl, dem Herzoge Franz von Lothringen, Großherzog von Toscana. Wenn er auch auf deutschem Boden weder Land noch Unterthanen besaß, so glaubte sie doch, daß der Mann, dem sie, die Enkelin einer solchen Kaiserreihe, die Hand zum Ehebunde reiche, nicht unwürdig sei der Krone, die noch immer für die mächtigste und glänzendste unter den irdischen Kronen galt. Sie glaubte sich von Gott berufen, die alte Macht und den Glanz ihres Hauses zu erneuern, und die letzten Erfolge ihrer Waffen hatten in ihr das Bewußtsein genährt und befestigt, daß sie unter dem unmittelbaren Schutze der göttlichen Vorsehung stünde. Auf dem Wege zur Macht und Größe stand ihr allein dieser Friedrich entgegen; denn daß Friedrich, der für die Lostrennung der Kaiserkrone von dem Hause Habsburg das Schwert gezogen hatte, jetzt in die Wahl des Lothringers, ihres Gemahls, nicht willigen könne und würde, war klar. Deshalb sollte er niedergeschmettert werden von der Höhe, zu der er sich eigenmächtig emporgeschwungen hatte, zu dem Range seiner Vorfahren, der Kurfürsten von Brandenburg und Erzkämmerer des heiligen römischen Reichs, deren Amt darin

bestanden hatte, dem neugewählten Kaiser bei der Krönung das Waschbecken zu halten. Deshalb sollte die brandenburgisch-preußische Monarchie, welche die Hohenzollern allmählich um den Kern der brandenburgischen Lande geschaffen hatten, jetzt unter die Nachbarmächte geteilt und zerstückelt werden.

Auch Kurfürst August III. von Sachsen, der König von Polen, trug Verlangen nach der deutschen Kaiserkrone, und er wurde darin bestärkt durch die ihm von seiten Frankreichs verheißene Unterstützung. Ja, auch Friedrich zog ihn dem Lothringer bei weitem vor und war geneigt, ihm seine Kurstimme bei der Kaiserwahl zu geben, wenn er dafür das Zurücktreten Augusts III. von der Quadrupel-Allianz hätte erreichen können; aber die Aussicht auf Ländergewinn schien jetzt auf den Wettiner Fürsten größeren Reiz zu üben als der imaginäre Glanz der Kaiserkrone. Zu derselben Zeit, als der König von Preußen nach langem Bedenken sich überwand, dem Kurfürsten von Sachsen seine Stimme zur Kaiserwahl anzubieten, bewegte dieser sich in Plänen, die auf eine Zerstörung des preußischen Staatswesens hinzielten. Die Königin Maria Theresia wollte zwar Schlesien ungeschmälert für sich behalten, um die pragmatische Sanktion ihres Vaters durchzuführen; aber sie erklärte sich bereit, dem Hause Sachsen-Wettin eine Vergrößerung aus dem eigentlich feindlichen Gebiete zu versichern, und beide Mächte versprachen sich, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis dem Könige von Preußen — abgesehen von Schlesien und Glatz — noch weitere Gebiete entrissen seien, die zur Herstellung einer Verbindung von Sachsen mit Polen dienen sollten. Sachsen beanspruchte nur die Herzogtümer Jauer, Sagan und Glogau; es wäre vielleicht auch mit Teilen von Magdeburg, mit Krossen und Züllichau, sowie mit dem Schwiebuser Kreise zufrieden gewesen. Allerdings mußten diese alle erst vorher erobert werden. Man teilte des Löwen Haut, ehe der Löwe erlegt war.

Bisher hatte Friedrich noch auf eine günstige politische Wendung, auf die Vermittelung Englands oder Rußlands, auf die Sprengung der Quadrupel-Allianz hoffen dürfen. In der Abtei zu Kamenz, wo er seit dem Frühjahr (1745) sein Hauptquartier genommen hatte, erwies sich eine dieser Hoffnungen nach der anderen als Täuschung, stürmte eine Unglücksnachricht nach der anderen auf ihn ein. Solange Friedrich noch hoffte und fürchtete, war seine Seele von Zweifeln beengt. Die Gewißheit, daß er dem unvermeidlichen Kampfe allein entgegenginge, gab ihm die volle Freiheit des Geistes und den Gleichmut wieder, um ungebeugt den drohenden Schicksalsschlägen die Stirn zu bieten. Wäre Friedrich der positiv gläubige Christ gewesen, er würde aus seinem protestantischen Glauben das tröstliche Vertrauen auf den Schutz und die Hilfe

der göttlichen Vorsehung geschöpft haben; aber davon findet sich in seinen Aufzeichnungen aus dieser Zeit nicht die Spur. Er war Philosoph und lebte nur in dem Bewußtsein der Pflichterfüllung, das ihm die äußerste Kraftanstrengung auferlegte, um selbst und allein der Gefahr zu begegnen: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht thue und für das Vaterland kämpfe.“ Aber er glaubte an den Genius seines Hauses und seines Vaterlandes, und er schöpfte aus diesem Glauben die gleiche Kraft zur Erfüllung seiner Pflichten, wie der frommgläubige Christ aus dem seinigen.

„Leben Sie wohl, mein lieber Podewils,“ schrieb der König aus Kamenz (8. Mai). „Werden Sie ebenso guter Philosoph, als Sie Staatsmann sind. Erfüllt Eure Pflicht von Eurer Seite, wie ich sie thue von der meinigen; übrigens laßt die blinde Vorsehung walten und lernt von einem Manne, der niemals in die Predigten von Elsner ging, daß man dem Unglück, das da kommt, eine Stirn von Erz entgegensetzen und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten muß, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden .... Ich bin, dem Himmel sei Dank, in einer Fassung des Geistes, die mir erlaubt, mit kaltem Blute alle die großen Vorbereitungen zu treffen, die ich machen muß. Ich habe darum nicht weniger innerlich gelitten; aber es bleibt mir kein Ausweg als eine große Aktion. Ich weiß, daß ich ein großes Spiel spiele; ich werde mich so wenig schonen wie der geringste Soldat, um zu siegen oder zu fallen. Eine Schlacht ist unter allen möglichen Dingen das einzige, was mir ansteht.“ Er fügte hinzu: „Meine Armee ist in guter Verfassung; ich habe den Geist aller meiner Offiziere wieder auf den Ton gestimmt, den ich wünschen kann, ich habe ihnen Freudigkeit und Vertrauen eingehaucht; wir werden alle unsere Schuldigkeit thun und mit unserem Blute besiegeln, daß der Feind sich täuschen wird, wenn er glaubt, uns unwürdig behandeln oder von uns einen Schritt erwarten zu können, der die Ehre des Staates und die Ehre eines jeden von uns verletzen würde.“

In diesen Tagen geschah es, daß Friedrich an Podewils den Befehl sandte, das Silberzeug, die Dikasterien und die Archive nach Magdeburg zu schaffen, die königliche Familie nach ihrer Wahl ebendahin oder nach Stettin zu flüchten. Ein Teil der königlichen Silbergeräte wurde bei Nachtzeit aus dem königlichen Schlosse weggeführt und nach der Münze gebracht, um in Münze geschlagen und geprägt zu werden. Durch eine Art Vermögenssteuer, die zugleich Anleihe war und an der die Vasallen, Stifter und Städte aller Provinzen teilnahmen, wurde ferner der Geldbedarf für die nächsten Monate beschafft.

Friedrich hatte sich in seiner Armee nicht getäuscht, wenn er sagte, daß er

ihr den Geist eingehaucht habe, den er wünschte; das bewiesen die vom rechten Oderufer aus Oberschlesien eingehenden Nachrichten. Zwar vermochten die kleinen preußischen Streifcorps nicht, Oberschlesien von den Massen der von neuem eingefallenen ungarischen Insurrektion, der „Hungariae insurgens nobilitas,“ vollständig zu säubern; aber wo die preußischen Truppen mit ihnen zusammentrafen, da wurden sie zurückgeworfen, gesprengt und gefangen genommen, und es genügte, daß der ebenso besonnene als kühne und schneidige Reiteroberst Winterfeld — ein Mann recht nach dem Herzen Friedrichs — an der Spitze einiger preußischer Husarenschwadronen den Feinden nur (mit seinem eigenen Ausdruck) „die Peitsche zeigte,“ um die zuchtlosen Haufen von Warasdinern, Rotmänteln, Jazygen und Kumanen, von Panduren, Kroaten, Tolpatschen und Hannaken auf fünf oder sechs Meilen von der Oder in die Wald- und Sumpfreviere zurückzutreiben, so in den Gefechten von Ujest und Großstrelitz (12. April). In diesen Scharmützeln des kleinen Krieges lernten die Preußen ihre Feinde kennen. Wenn sie auch auf den eigentlichen Verlauf des Krieges vorläufig noch ohne Einfluß blieben, so hoben sie doch von neuem das Selbstvertrauen und die Siegeszuversicht des preußischen Heeres. Und Gott hatte die Hohenzollern und Preußen nicht so weit geführt, so hoch erhoben, um sie jetzt wieder in das Nichts zurücksinken zu lassen, sondern er wollte sie auch ferner führen und emporheben und sie durch die bevorstehenden harten Kämpfe festigen und stählen für ihren wahren geschichtlichen Beruf.

Mit Ungeduld sehnte Friedrich, der den Geist seiner Armee kannte, die Entscheidung herbei. Der französische Gesandte Marquis Valory kam in das königliche Hauptquartier nach Kamenz, um dem Könige die prahlerische Anzeige von dem Siege zu überbringen, welchen die französische Armee in Flandern (11. Mai) bei Fontenoy über die pragmatische Armee davongetragen. Friedrich wußte wohl die Bedeutung dieses Sieges auf ihr richtiges Maß zurückzuführen; aber er schrieb an Podewils: „O, könnten wir einen Tag, wie den 11. Mai haben!“ — Dieser Tag, der Tag der Entscheidung, nahte heran.

Hohenfriedberg.

Durch die Natur der Umstände sah sich König Friedrich für das Kriegsjahr 1745 auf die Defensive, auf die Verteidigung und Behauptung Schlesiens gegen seine weit überlegenen Gegner angewiesen. Aber es lag nicht in seiner Natur, die Verteidigung nur passiv zu führen, sondern er hielt sich, dem geschickten Fechter gleich, bereit, aus der Parade sofort zum Gegenstoß auszufallen und wieder zur Offensive überzugehen.

In der zweiten Hälfte des April 1745 lag die preußische Armee in engen Kantonierungen entlang der schlesisch-böhmischen Grenze, den rechten Flügel gestützt auf die Festung Schweidnitz, den linken auf Neisse, vor dem Centrum die Festung Glatz, Vorposten bis an den Fuß und auf die Vorhöhen des Riesengebirges. Die Hauptmasse des Heeres lag im Centrum gegenüber dem Passe von Wartha bei Frankenstein, Kamenz und Patschkau. Vorgeschobene Posten befanden sich rechts im Gebirge unter General Graf Truchseß bei Landeshut und Hirschberg zur Deckung des Boberthals und des Weges nach Schweidnitz, sowie der dort angelegten großen Magazine, ferner bei Reichenau auf dem Wege von Freiburg nach Landeshut General Dumoulin und links bei Jägerndorf gegen Troppau General Markgraf Karl von Schwedt mit seinem Corps (13 Bat., 15 Esk. Kürassiere und Dragoner, 8 Esk. Husaren). Kleinere Streifcorps standen noch auf dem rechten Oderufer in Oberschlesien, um die bald hier, bald dort auftauchenden zuchtlosen Haufen des ungarischen Aufgebots mit „Winterfelds Peitsche" in Furcht zu halten. Zur Deckung der Hauptstadt und der Mark Brandenburg gegen eine etwa von Sachsen aus zu erwartende Diversion war im Magdeburgischen eine neue Armee noch in der Bildung begriffen, deren Oberbefehl der Fürst Leopold von Dessau übernehmen sollte.

Alles, was Friedrich vom Feinde wußte und wissen konnte, war, daß die österreichische Hauptarmee unter dem Prinzen Karl von Lothringen (im ganzen

ca. 70000 Mann regelmäßiger und ca. 15000 Mann unregelmäßiger Truppen zu Fuß und zu Pferde) sich seit Anfang Mai in der Gegend von Königgrätz und Jaromier an der böhmischen Grenze sammelte, daß die Sachsen (ca. 30000 Mann stark) unter dem Herzog von Weißenfels über Jung-Bunzlau und Königinhof im Anmarsch waren, um sich etwa bei Jaromier mit den Österreichern zu vereinigen. Es stand zu erwarten, daß die vereinigte Armee beim Eintreten der besseren Jahreszeit und der besseren Wege die Offensive ergreifen werde, um in Schlesien einzudringen. Ob der Feind aber über Trautenau und Landeshut durch das Boberthal nach Niederschlesien oder ob er über Braunau, Friedland und Waldenburg auf Schweidnitz vordringen wolle, bevor der König seinen linken Flügel und das noch über diesen hinaus vorgeschobene Corps des Markgrafen Karl heranziehen könne, das war bei der Unsicherheit und Langsamkeit seiner Märsche nicht abzusehen. Der König mußte sich auf die Nachrichten seiner Kundschafter, noch mehr auf die Meldungen seiner Vorposten, vorzüglich seiner weit umherstreifenden Kavallerie verlassen, um seine Gegenmaßregeln danach zu treffen.

Der wahre Plan des Feindes ging, wie sich später ergab, dahin, mit seinem leichten Volk über Braunau, Friedland und Waldenburg vordringend, sich zwischen das Centrum und den rechten Flügel des Königs zu schieben, während die Hauptarmee im Boberthal hinab über Landeshut, Bolkenhain, Striegau unter Umgehung des preußischen rechten Flügels nach Niederschlesien vorrücken sollte. Man hoffte auf diese Weise den König zu einer Teilung seiner Kräfte zu veranlassen, um ihm dann in der niederschlesischen Ebene unter günstigen Umständen eine Schlacht zu liefern, auf deren siegreichen Ausgang man bei der Überlegenheit an Truppenzahl mit Sicherheit rechnete. Schon war schwere Artillerie von Dresden nach Wittenberg geschafft worden; ein Teil der siegreichen Armee sollte durch die Lausitz nach der Mark vordringen; Ulanen waren von Warschau gegen die neumärkischen Grenzen auf dem Wege. Den Bewegungen in Schlesien sollte dergestalt ein Anfall von verschiedenen Seiten her auf die Marken zur Seite gehen und das Schicksal Preußens somit für ewige Zeiten besiegelt werden. Um den Markgrafen Karl von der Unterstützung des Centrums abzuziehen und mehr und mehr zu umzingeln, wurden die Insurgentenmassen von rechts der Oder, sowie die mährischen und böhmischen Landmilizen über Oderberg und Ostrau zur Vereinigung mit den Truppen des General St. Ignon bei Troppau herangezogen. Markgraf Karl sah sich bei Jägerndorf von irregulären Truppen immer dichter umschwärmt. Er fragte beim Könige an, ob er sich zurückziehen solle. Der

König antwortete: Jägerndorf solle so lange gehalten werden, bis der Feind seine Operationen wirklich beginne; alsdann werde er ihm Ordres schicken.

Ende April begann Prinz Karl seine Offensivbewegungen. Die Vorhut der Hauptarmee ging über Trautenau, Troppau und Ostrau vor. General Nadasdy rückte mit seinen leichten Truppen über Trautenau vor. Am 1. Mai war Hirschberg von seinen Husaren und Panduren besetzt. Es hieß, daß eine Armee von 100000 Mann ihm folge. General Graf Truchseß fing an, für seine Magazine besorgt zu werden und zog seine Posten aus dem Gebirge nach Schweidnitz zurück. Damit war der König wenig einverstanden, daß dem Feinde das Übersteigen der Gebirgspässe so bequem gemacht würde. Er berief Winterfeld, der den Insurgenten rechts der Oder so wacker „die Peitsche gezeigt" hatte, zu sich und verhieß, ihm „eine Statue setzen" zu lassen, wenn er Truchseß' Fehler wieder gut mache. Winterfeld verstand seine Aufgabe. In Schweidnitz übersah er mit raschem Blick die Lage: „Es sind so gute Posten, daß es schon terribel stark hätte kommen müssen, wenn sie ein Grenadierbataillon delogieren oder über den Haufen werfen wollen; festsetzen können sich die feindlichen Husaren zwar nicht, weil sie wohl keine Subsistenz im Gebirge finden; aber es ist höchst nötig, daß ihnen das Handwerk gelegt wird, da herumzuschnaufen und sich weiße Wäsche zu holen; ich hoffe, daß der liebe Gott, welcher mich bisher bei Fermität und meinen fünf Sinnen erhalten hat, solche mir auch ferner erhalten wird .... Die höchste Notwendigkeit erfordert, brav vor und um sich zu prügeln, nicht aber allein bedacht zu sein, wie man sich vor dem Feinde allein präkavieren will, daß er uns keinen Schaden zufügen möge, welche Sentiments aber leider bei unsern meisten Generalen so eingerissen, daß es auch jetzt nicht herauszubringen; mit unserm gemeinen Mann ist alles zu entreprenieren, wenn nur die Offiziers ihnen Hilfe geben wollen" 2c. Am 1. Mai in der Frühe stand Winterfeld vor Hirschberg, der Feind behielt kaum Zeit zu entkommen; eine große Anzahl Husaren wurden niedergemacht, andere gefangen genommen — leider keine Ulanen, wie Winterfeld gewünscht hatte, „um endlich mit den Herren Sachsen ins klare zu kommen." Die im Boberthale vorgeschobenen Posten von Hirschberg bis Landeshut wurden wieder besetzt, die Magazine geräumt und nach Schweidnitz abgeführt. In Bezug auf die Statue, die der König ihm zu setzen versprochen, schrieb Winterfeld: „verbitte ich die allergnädigste Versicherung recht sehr; aber wenn ja Depense gemacht soll werden, so will ich lieber das Geld davor nehmen und mich in Kloster Grüssau" (eine Stunde von Landeshut) „malen lassen, allwo ein Maler sein soll, der vor drei Thaler ein ganz Porträt in Lebensgröße malt.

Es ist zwar laut den Kriegsartikeln verboten, vor versammeltem Kriegsvolk um Geld zu sollicitieren; aber da Not Eisen bricht" ꝛc. ꝛc.

Winterfeld erfuhr durch seine Kundschafter, daß Nadasdy bei Braunau und Trautenau immer mehr Truppen an sich zog; schon gingen seine Patrouillen über Kloster Grüssau hinaus bis dicht vor Landeshut. Näher durfte der Feind nicht herangelassen werden, wenn die Hauptarmee Friedrichs Zeit behalten sollte, sich zu konzentrieren und das Corps des Markgrafen von Schwedt aus Jägerndorf heranzuziehen. Truchseß wollte sich von Schweidnitz nicht entfernen. Um so lebhafter wünschte Winterfeld, dem Feinde auf den Leib zu rücken. Er brach, nachdem der König seine Disposition „sehr gut" geheißen, mit einem gemischten Detachement von Grenadieren, Jägern und Husaren von Hirschberg auf (18. Mai) und traf bald hinter Landeshut auf den mehr als doppelt überlegenen Feind, der entschlossen schien, hier um jeden Preis durchzubrechen (22. Mai) Die Panduren suchten von einem Busche aus, der in der preußischen Flanke lag, auf allen vieren kriechend, die Höhe, welche die preußischen Grenadiere besetzt hatten, zu erklimmen, bis Winterfeld sie mit dem Bajonette aus dem Busche heraustrieb. Als sie dann eine Strecke weit über offenes Feld mußten, warf sich der junge Rittmeister von Seydlitz mit zwei Eskadrons Husaren über sie; er machte wohl 90 Panduren nieder und hätte noch mehr gefangen genommen, „wenn nicht die schwarzen Husaren dazugekommen und so hitzig gewesen wären." Die schwarzen Husaren gaben nämlich keinen Pardon, weil sie gesehen hatten, wie einer von ihnen, schon gefangen, von den Trenckschen Panduren in Stücke gehauen ward. Nach diesem siegreichen und ruhmvollen Gefechte, das den Anmarsch der feindlichen Hauptarmee um mehrere Tage aufhielt, legte sich Winterfeld, der dafür — erst 36 Jahre alt — vom Könige zum Generalmajor befördert wurde, bei Landeshut von neuem auf die Lauer. Wir heben noch einige Stellen aus dem Berichte Winterfelds über dieses Gefecht an den König hervor, um zugleich die Bekanntschaft eines Offiziers zu machen, der bald zu den kühnsten und tapfersten Reiterdegen des Königs gehören sollte, des jungen Rittmeisters von Seydlitz: „Ich glaube nicht," schreibt Winterfeld, „daß jemals Truppen in der Welt den Feind so attackiert haben, als Euer Majestät Husaren. Fünf Eskadrons von den weißen, die sich mit Nachhauen zu weit vertieft hatten, ließ Oberstlieutenant von Schütz nicht, wie das Reglement vorschrieb, sich rückwärts sammeln, sondern formierte da, wo sie waren, mit Rittmeister von Seydlitz zwei Eskadrons davon, zog sich alsdann ganz fier und ohne einen Mann zu verlieren, wiederum nicht allein zurück, sondern als ich ihm mit zwei Es-

kadrons (schwarzer Husaren) noch etwas entgegenkam und ihm die Flanke deckte, so fiel er noch wiederum den Feind, der viel stärker war, von neuem an, machte auch noch einige Gefangene und hieb welche nieder, und haben Ew. Majestät auch gewiß an dem von Seydlitz einen Offizier, an dem nichts zu verbessern ist."

Nun aber ward es auch Zeit, das Corps des Markgrafen Karl von Jägerndorf zur Hauptarmee heranzuziehen, wenn dieses von dem immer zahlreicher und immer zudringlicher werdenden leichten Volke Esterhazys nicht völlig umzingelt und abgeschnitten werden sollte. Aber wer sollte jetzt die Ordre aus dem königlichen Hauptquartier nach Jägerndorf durchbringen, da alle Wege bereits von den feindlichen Scharen gesperrt waren? — König Friedrich kannte seine Leute, er wandte sich an den Oberst von Zieten, der ihm bei der Schöpfung der preußischen Husarenregimenter so treu zur Seite gestanden und der in seiner braven Seele die beiden echten Soldateneigenschaften: Gottesfurcht und edle Dreistigkeit, vereinigte. Was anderen verwegen und wagehalsig erschienen wäre, das deuchte dem braven, gottesfürchtigen Zieten recht Wasser auf seine Mühle. Am 19. Mai nachmittags 6 Uhr brach Zieten auf des Königs Befehl mit seinen Husaren aus dem Lager bei Frankenstein auf, erreichte noch in der Nacht die Gegend von Neustadt (etwa 7 Meilen), dessen tapfere preußische Besatzung soeben einen Morgenbesuch der Panduren wieder heimschickte, und gelangte am folgenden Tage wie durch ein Wunder, immer an der Postenkette eines österreichischen Lagers hinabmarschierend, bis eine Stunde von Jägerndorf. Hier aber fand er den Paß bei Bratsch durch Husaren und Kroaten gesperrt. Was half's! er mußte durch. Nachdem er den Husaren seinen Auftrag bekannt gemacht, damit, wenn auch nur einer von ihnen mit dem Leben durchkäme, des Königs Befehl richtig bestellt würde, ging er gottesfürchtig und dreist zum Angriff vor. Von den Höhen drüben donnerten feindliche Geschütze gegen die anstürmenden Scharen, und die Zahl der Feinde, die ihnen das Durchbrechen wehren wollten, mehrte sich. Mit verhängten Zügeln stürmten die Zietenschen gottvertrauend weiter, siehe, da öffnete sich plötzlich eine Gasse, und von drüben erschienen — nicht die Feinde, sondern Bronikowsky-Husaren von der Vorhut des Markgrafen von Schwedt, der auf seinem halb verlorenen Posten in Jägerndorf sehnsüchtig den Befehl des Königs erwartet hatte. Bei dem Schall des Kanonendonners war er sofort mit dem größten Teile seines Corps aufgebrochen, um den willkommenen königlichen Boten den Weg frei zu machen, ehe sie vom Feinde aufgefangen waren. Waffenbrüderlich begrüßte der Markgraf die Zietenschen, die sich so

tapfer zu ihm durchgeschlagen hatten. Am folgenden Tage (22. Mai) ging es an die Ausführung der königlichen Ordre. Aber der Rückzug von Jägerndorf in das Lager von Frankenstein war für den Markgrafen jetzt eine noch schwerere Aufgabe, als es für Zieten der Ritt zu ihm hin gewesen war. Die Österreicher hatten die waldbedeckten Höhen, zwischen denen der Weg hindurchführte, stark besetzt. Sobald die Vorhut des Markgrafen das Defilee von Bratsch erreichte, begannen zwei Batterieen von beiden Seiten des Weges ihr Feuer. Die Österreicher waren zusammen ca. 18000 Mann stark unter Befehl des Grafen Esterhazy; sie dachten das Corps des Markgrafen beim Durchschreiten des Defilees zu umzingeln und durch einen Angriff von allen Seiten zu vernichten. Der Markgraf zählte nur kaum die halbe Truppenzahl des Gegners; aber er hatte den bestimmten Befehl des Königs, der keinen Aufschub duldete, und er war fest entschlossen, ihn auszuführen. Ohne sich durch das feindliche Kanonenfeuer aufhalten zu lassen, drang er geradeswegs weiter. Als darauf die österreichischen Bataillone von den Bergen herabkamen und sich auf die Nachhut warfen, sprengten die Regimenter Württemberg-Dragoner und Zieten-Husaren dem angegriffenen Fußvolke zu Hilfe, ritten die feindlichen Bataillone über den Haufen und hieben dann auf die Kavallerie ein. Dann zog das Corps um so stolzer seine Straße weiter mit allem Gepäck und Geschütz, das noch um zwei eroberte Kanonen vermehrt war, ohne daß man sie weiter anzugreifen wagte. Nach zweitägiger Rast bei Neustadt rückte das Corps des Markgrafen in das Lager von Frankenstein ein. Der König begrüßte den Markgrafen als einen „würdigen Enkel des Großen Kurfürsten.“ „Das heiße ich, sich vorwärts retirieren,“ sprach er zu ihm und ließ die ganze Armee, wo der Zug vorüberkam, in das Gewehr treten und präsentieren.

Mit der Freude des Meisters, der sein Werk gelingen sieht, schreibt der König: „Seit dieser glorreichen Aktion der Kavallerie habe ich den Geist derselben sich verwandeln sehen; die glückliche Bewährung meiner neuen Manöver gab ihr eine günstige Meinung von ihrer Art zu fechten, und das Beispiel einer so seltenen und so glänzenden Energie erfüllte sie mit größerem Selbstvertrauen.“

Sage und Dichtung haben um den kühnen Zietenritt ihren Schleier gewebt,*

* Danach soll Zieten die soeben für das Regiment angekommenen neuen blauen Pelze von seinen Husaren haben anlegen lassen, um den Feind, der die Zietenschen bisher nur in roten Dolmans gesehen hatte, zu täuschen, daß er sie für ein österreichisches, das Regiment Splenу-Husaren, halten möchte, welches ebenfalls blaue Pelze trug. Nach Ranke und Droysen ist diese Sage auf die Erzählung eines gefangenen Hauptmanns der Dalmatiner zurückzuführen,

um das Wunder zu erklären, wie Zieten, mit des Königs Befehl in der Tasche, sich mitten durch die Feinde durchschlagen konnte. Wir finden die Erklärung dieses Wunders in dem unverwüstlichen, gottvertrauenden Reitermute, der nicht wägt und zählt, wo es zu handeln gilt, sondern frisch drauf und dran dem Feinde auf den Leib rückt, sobald er erspäht ist, und der auch die List nicht verschmäht, wo sich die Gelegenheit dazu bietet. Dieser kecke Mut sollte sich in der preußischen Kavallerie immer weiter verbreiten und zu ihrem unvergänglichen Erbteil werden.

Mit Staunen und freudiger Genugthuung sah König Friedrich hier ein junges preußisches Heldentum sich entwickeln, wie er es geträumt hatte, und einen Geist erwachen, wie er ihn brauchte, um sein Preußen zu dem Ziele zu führen, das er ihm gesteckt hatte. — Gegen Ende des Mai meldete der wachsame Winterfeld, daß die ganze Armee des Prinzen Karl von Trautenau im Anmarsch über das Gebirge sei. „Und so glaube ich," fügte er hinzu, „daß wir Zeit haben, uns zurückzuziehen; auch General Dumoulin" (bei Reichenau) „ist derselben Meinung; wir haben verabredet, heute nacht" (25. Mai) „in aller Stille aufzubrechen, morgen bis Freiburg, dann bis Jauer und Schweidnitz zu marschieren, wenn Ew. Majestät nicht anders befehlen."

Der König billigte diesen Entschluß und befahl zugleich die Konzentrierung seiner Armee. Am 27. Mai abends stand die ganze Armee mit Einschluß des Corps des Markgrafen Karl (71 Bataillone, 112 Eskadrons) vereinigt im Lager von Frankenstein, außerdem die Avantgarde unter Winterfeld und Dumoulin (7 Bataillone, 38 Eskadrons) in Freiburg. Als die Anzeichen sich mehrten, daß die ganze feindliche Hauptarmee über Landeshut vorrücken werde, befahl der König den Rechtsabmarsch seiner Armee und bezog am 29. Mai ein Lager bei Reichenbach, am 1. Juni bei Schweidnitz. Er ließ jedoch noch vor seinem Aufbruch aus dem Lager von Frankenstein das Gerücht aussprengen, daß er sich nach Breslau zurückziehen wolle. Er ließ die Wege nach Breslau ausbessern; die Nächte hindurch wurde gescharwerkt und geschanzt. Er sorgte dafür, daß das Geheimnis seines vorgeblichen Rückzugs nach Breslau durch Spione, die in doppeltem Solde standen, an die richtige Stelle verraten wurde. In der ganzen Armee, in ganz Schlesien wußte niemand des Königs wahre Absicht, als — wer sie eben wissen sollte. Bei der geistigen An-

welcher aussagte, er habe gutmütig geglaubt, daß es das Regiment Spleny-Husaren wäre, welches die Österreicher erwarteten, und sei auf dieses Regiment gerade zugegangen, um mit ihnen zu sprechen. Er war sehr überrascht, als er sich näherte und sich getäuscht sah; aber es war zu spät, er wurde gefangen genommen und ausgelacht.

spannung, welche die Wichtigkeit des Augenblickes von ihm forderte, behielt der König kaum Zeit, dem Eindruck des Verdrusses Raum zu geben, welchen sonst die Nachricht von dem Falle der — allerdings noch nicht vollendeten — Festung Kosel in Oberschlesien durch einen Handstreich der Österreicher (26. Mai), die er im Lager von Reichenbach erhielt, ihm erregt haben würde. Jede Fiber des Königs war gespannt; mit Ungeduld, aber auch mit fester Zuversicht erwartete er die Schlacht, die er in den nächsten Tagen kämpfen mußte.

Zu Landeshut befand sich am 29. Mai das gemeinsame Hauptquartier des Prinzen von Lothringen und des Herzogs von Weißenfels. Auch St. Ignon war von Troppau zu ihnen gestoßen; Nadasdy war bis Freiburg, die sächsischen Ulanen waren bis Hirschberg vorgeschoben. Man war erstaunt, alle Pässe von den Preußen geräumt zu finden. Das Gerücht von dem Rückzuge des Königs nach Breslau schien dadurch seine Bestätigung zu finden. Man glaubte bei dem Debouchieren aus dem Gebirge nur auf eine starke Arrieregarde des Königs zu stoßen, diese leicht über den Haufen zu rennen und dann durch den Marsch über Jauer und Liegnitz auf Glogau, während die Sachsen die Diversion nach der Mark machten und die polnischen Regimenter über Meseritz in die Neumark einfielen, den König von dem Rest seiner Staaten abzuschneiden. Am 2. Juni hatte der Prinz von Lothringen sein Hauptquartier in Baumgarten, Weißenfels das seinige in Bolkenhain.

Die Armee des Königs lagerte am 1. Juni zwischen Schweidnitz und Jauernick, die Avantgarde in und bei Striegau. Die Kuppen und Wälder, die sich von Schweidnitz bis Striegau und weiter nach Jauer, dem Gebirge vorgelagert, hinziehen, verbargen dem Feinde, wenn er vom Gebirge herabstieg, die preußische Aufstellung. Die Husarenpikette, welche bis auf die Hügel vorgeschoben waren, hatten Befehl, bei Annäherung des Feindes sofort zurückzuweichen.

Von einer Anhöhe südlich Striegau sah der König in den ersten Tagen des Juni das Gebirge, das er seinen Staaten als Grenzwall gewonnen hatte, in seiner ganzen Ausdehnung vor sich gelagert von dem Glatzer Berglande und den langgestreckten Kuppen des Eulengebirges bis zu dem Hirschberger Thaleinschnitt und dem schneebedeckten Haupte der Koppe, welches alle anderen Berge und Felsengipfel des Riesengebirges weit überragt. An einem der nächsten Tage sollte die große Frage, ob dieses Gebirge auch ferner die Grenze zwischen seinen ganz deutschen und protestantischen Landen und den halb deutschen, halb slavischen, von einer durchweg katholischen Bevölkerung bewohnten Provinzen

der habsburgisch-österreichischen Erbstaaten zu bilden habe, durch das Gottesurteil der Schlacht entschieden werden, die Friedrich hier auf den schlesischen Gefilden — wie er (bereits am 26. Mai) an Podewils schrieb: pro aris et focis (d. i. für Altar und Herd) — zu schlagen entschlossen war.

Wir kennen den Plan der Gegner Friedrichs, welcher dahin ging, von Böhmen her über das Gebirge in die niederschlesische Ebene hinabzusteigen, den rechten Flügel der Armee Friedrichs zu umgehen und durch einen Vorstoß in der Richtung auf Glogau unter Niederwerfung aller ihnen entgegenstehenden schwächeren Streitkräfte die preußische Hauptarmee von den Marken abzuschneiden, auf welche demnächst zugleich von Sachsen und von Polen aus ein Anfall erfolgen sollte. Die Königin Maria Theresia drang in ihren Schwager, den Prinzen Karl von Lothringen, seine Angriffsbewegungen zu beschleunigen und sie bald wieder in den Besitz von Schlesien zu setzen. Der Gegenplan des Königs war, die Armee des Prinzen von Lothringen bei dem Hinabsteigen von den Gebirgspässen anzugreifen, bevor sie auf der Ebene Zeit und Raum zur Entwickelung fand, und sie in das Gebirge zurückzuwerfen.

Der König spähte von der Anhöhe bei Striegau mit seinem großen Auge durch das Fernglas nach den Schluchten und Übergängen des Gebirges hinüber, wo zuweilen unheimliche graue Gestalten aus dem Schatten der Wälder geisterhaft auftauchten und ebenso schnell wieder verschwanden. Auch berittene Leute in weißen, wehenden Mänteln zeigten sich hin und wieder auf den Kuppen der Vorberge und ließen neugierige Blicke über die wellige Ebene gleiten; dann aber sprengten andere von der Ebene her die Hügel hinan, das waren keine Gespenster, es waren leibhaftige Zietensche Husaren, die mit geschwungenen Säbeln dem zudringlichen Gesindel der Tolpatschen und Panduren herzhaft zu Leibe rückten und sie wieder in die Schluchten des Gebirges zurückscheuchten. Alles deutete auf den nahe bevorstehenden Anmarsch der österreichischen Hauptarmee hin. Ob diese aber über Bolkenhain und Striegau auf Liegnitz und Glogau, ob sie über Reichenau und Freiburg auf Schweidnitz vorgehen würde, das blieb vorläufig noch unaufgeklärt.

Erst am 3. Juni nachmittags stieg die österreichisch-sächsische Armee vom Gebirge herab. Die beiden Heerführer, der Prinz Karl von Lothringen und der Herzog von Weißenfels, nahmen auf einer Anhöhe bei Hohenfriedberg — an der Straße von Bolkenhain nach Striegau — mit anderen Generalen gemeinschaftlich das Mittagsmahl unter freiem Himmel ein und schauten behaglich zu, wie ihre Heersäulen aus den Gebirgsöffnungen hervorrückten, alle zu gleicher Zeit, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, wie zum Fest.

Sie lebten ja der festen Zuversicht, daß drüben bei den Preußen, deren Lager durch die zwischenliegenden Berg- und Hügelkuppen ihren Blicken entzogen war, der Rückzug bereits beschlossene Sache sei und daß ihr Erscheinen in der Ebene hinreichen würde, um denselben zu beschleunigen. Aber drüben auf der Anhöhe bei Striegau hielt um dieselbe Zeit noch ein anderer, der das Anrücken der Heersäulen bei dem Herabsteigen vom Gebirge scharf beobachtete und ihre Fahnen wohl überzählte. Er sah, wie sie sich nördlich von Hohenfriedberg, vom linken Ufer des Striegauer Wassers, von Hausdorf und Rohnstock an, auf der welligen Ebene in einem etwa drei Stunden weiten Bogen bis Eisdorf nnd Pilgramshain, eine Stunde nordwestlich Striegau, aufstellten, augenscheinlich in der Absicht, hier in Schlachtordnung zu lagern und am folgenden Morgen gegen Striegau, falls die Preußen überhaupt den Versuch machen sollten, diesen Ort noch zu halten, zum Angriff vorzugehen. Um 5 Uhr nachmittags hatten die Österreicher auf dem rechten Flügel bei Hausdorf ihre Lagerplätze erreicht; auf dem linken Flügel, wo die Sachsen standen, wurden noch Abteilungen über Pilgramshain hinaus gegen Striegau und die Striegauer Berge vorgeschoben, welche sich unmittelbar im Nordwesten der Stadt in drei scharf ausgeprägten und weithin sichtbaren Basaltkegeln erheben.* Nachdem der König auf seiner Anhöhe genug gesehen hatte, ritt er nach Striegau und erteilte dem General Dumoulin Befehl, die Striegauer Berge, welche das vom linken Flügel des Feindes besetzte Terrain zum großen Teile beherrschten, noch denselben Abend von seiner Avantgarde besetzen zu lassen. Ferner befahl er ihm, in dem Dorfe Gräben, welches die südwestliche Vorstadt von Striegau bildet, Brücken über das Wasser legen und die Wege nach vorwärts ausbessern zu lassen. Dann kehrte der König in sein Hauptquartier nach Jauernick zurück, wo ihn bereits der französische Gesandte Marquis von Valory erwartete, um ihm Näheres über den Sieg der Franzosen bei Fontenoy zu berichten und die Einnahme von Tournay zu melden. Der König, auf welchen diese Nachrichten in diesem Augenblicke keinen größeren Eindruck machten, als ob „ein Sieg am Skamanderfluß erfochten und Peking eingenommen“ wäre, beglückwünschte den Gesandten und fügte hinzu: „Ich hoffe, daß ich morgen gute Nachrichten für Ihren König haben werde. Der Feind ist jetzt da, wo ich ihn haben wollte, und morgen greife ich ihn an.“ Darauf begab er sich in sein Zelt und befahl für denselben Abend den Abmarsch der gesamten Armee nach Striegau.

* Der Name der Stadt Striegau ist slavischen Ursprungs; in älteren Urkunden wird die Stadt Trziga d. i. Dreiberge genannt.

Um 8 Uhr gab der Trommelwirbel des Grenadierbataillons v. Buddenbrock das befohlene Zeichen zum Aufbruch. Die Wachtfeuer wurden zur Täuschung des Feindes durch zurückgelassene Mannschaften unterhalten, und der Marsch ward in tiefster Stille und strengster Ordnung angetreten. Gegen Mitternacht hatte die Armee eine Ebene, eine halbe Meile vor Striegau, erreicht, wo gehalten und geruht wurde. Am Fuße des Gebirges entlang sah man in weitem Bogen die Lagerfeuer des Feindes, welche den Kolonnen die Richtung für ihren weiteren Vormarsch anzeigten. Um 2 Uhr versammelten sich die Generale beim Könige, der ihnen in kurzen Worten die Disposition zum Angriffe mitteilte.

Der Angriff sollte vom rechten Flügel brigadenweise d. i. je nach der Folge ihres Einrückens in die Schlachtlinie gegen die Sachsen erfolgen, welche mit ihrem linken Flügel bei Pilgramshain, mit dem rechten bei Günthersdorf ohne Zelte unter dem Gewehr lagerten. Also ein Angriff in schräger Schlachtordnung; der Feind sollte in seiner Linken überholt, von da seine Schlachtlinie aufgerollt werden.

Mit dem Morgengrauen überschritten die Kolonnen des rechten Flügels in und oberhalb Gräben die von der Avantgarde geschlagenen Brücken über das Striegauer Wasser und zogen sich rechts auf der hügelichten Fläche zwischen Striegau und Pilgramshain heraus. Um dieselbe Zeit verkündete bereits der Kanonendonner von den Striegauer Bergen her den Beginn der Schlacht. General Dumoulin hatte den Befehl des Königs, die Striegauer Berge im Nordwesten der Stadt zu besetzen, am Abend vorher nur halb ausführen können. Er war bei seinem Vorgehen auf die sächsische Avantgarde unter General von Schlichting gestoßen, welcher den breiten Georgsberg stark besetzt und an seinem Abhange Geschütz hatte auffahren lassen. Die anbrechende Dunkelheit hatte es nicht mehr ratsam erscheinen lassen, noch denselben Abend einen Angriff gegen diese feste Stellung zu unternehmen. Dumoulin begnügte sich für die Nacht mit der Besetzung der beiden anderen Bergkuppen. Aber schon bei Tagesgrauen begann er den Angriff, warf den Feind aus seiner Stellung auf dem Georgsberg und pflanzte an Stelle der feindlichen fünfzehn preußische Geschütze auf, welche das Terrain gegen Pilgramshain hin unter ihr Feuer nahmen.

Um dieselbe Zeit ließ der König eine Batterie Vierundzwanzigpfünder auf dem Gräbener Fuchsberge — der König nennt ihn „Topasberg“ — auffahren, welche die Fläche nordwärts gegen Pilgramshain, südwestwärts bis Thomaswaldau beherrschte. Zwischen dieser Batterie und den Grenadierbataillonen der Avantgarde entwickelte sich die Kavallerie des rechten Flügels

— 26 Eskadrons Kürassiere im ersten, 25 Eskadrons Dragoner im zweiten Treffen — unter Feldmarschall von Buddenbrock gegenüber Pilgramshain, vor dessen langer (südöstlicher) Dorfseite die sächsische Kavallerie und ein Teil der österreichischen in 55 Eskadrons aufgestellt war. Sobald das erste Treffen formiert war, gingen die Kürassiere unter dem feurigen Rothenburg zur Attacke vor. Dem ersten mächtigen Chok der Kürassiere folgte ein hin und her wogendes Reitergefecht, welches sich nach dem Eingreifen der Dragonerregimenter des zweiten Treffens unter Generalmajor von Stille zu Gunsten der Preußen wandte. Die feindliche Kavallerielinie wurde durchbrochen und zersprengt und jagte in voller Auflösung durch und um Pilgramshain meilenweit zurück, ohne wieder zum Sammeln zu kommen. Durch die Flucht der Kavallerie war auch die linke Flanke der sächsischen Infanterie preisgegeben. Das sächsische Grenadiercorps unter dem Obersten von Schönberg wurde zwischen Pilgramshain und Eisdorf von dem preußischen Dragonerregiment von Nassau unter Oberstlieutenant von Langermann vollständig niedergeritten, so daß 400 Mann tot auf dem Platze blieben, die übrigen in Gefangenschaft fielen. Auch das Regiment Garde du Corps unter Oberstlieutenant von Jaschinski und das Kürassierregiment Prinz von Preußen unter Oberst von Katzler, sowie das Regiment Weiße Husaren fanden Gelegenheit zu rühmlicher Auszeichnung. Von den letzteren machte der Rittmeister von Seydlitz, durch kühne Reiterthaten uns schon von früher bekannt, den Kommandeur der sächsischen Avantgarde, Generalmajor von Schlichting, zum Gefangenen. Die sächsische Infanterie setzte sich endlich in einer von Teichen, Dämmen, Sumpf und Gehölz durchschnittenen Niederung zwischen den Dörfern Pilgramshain, Eisdorf und Günthersdorf fest, wohin die Kavallerie ihr nicht folgen konnte.

Während dieses Gefechts hatte auch die Infanterie des rechten Flügels die Defileen des Striegauer Wassers überschritten. Nachdem die ersten Regimenter aufmarschiert waren, rückten dieselben unter dem Prinzen Dietrich von Anhalt mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, den Grenadiermarsch schlagend, zum Angriff gegen die Sachsen vor. Dem Prinzen Dietrich wurde das Pferd unter dem Leibe verwundet und der Degen aus der Hand geschossen. Trotz des lebhaften Geschütz- und Kleingewehrfeuers blieben die preußischen Bataillone im unaufhaltsamen siegreichen Vorrücken, ohne sich mit Schießen aufzuhalten, über Dämme und durch tiefe Wassergräben. Ein so lebhaftes Feuer war weder bei Mollwitz noch bei Chotusitz gehört worden. Der Morgen war windstill, und nur langsam zerteilte sich der Rauch über dem Schlachtfelde. Die Berge schienen zu zittern.

In der Pilgramshainer Schöppenchronik finden wir eine naiv anschauliche Schilderung dieser Schlachtmomente und des Eindrucks derselben auf die Dorfbewohner. Es heißt darin:

„Das uns Einwohnern ungewohnt abscheuliche Knallen des groben Geschützes betrübte uns vollends und setzte uns in ein solch vielloses Schrecken, daß wir uns kaum mehr entsinnen konnten, ob wir noch am Leben wären, da wir ohnedies diese Nacht hindurch durch die Beängstigungen, so uns von unseren Gästen widerfahren ist, genugsam hierzu waren vorbereitet worden, indem wir alle Augenblicke, wo nicht den Verlust unseres Lebens, doch unseres wenigen Vermögens und das Frauenvolk ihrer Ehre, welches auch zum Teil geschehen, befürchten mußten. Allein diese Kanonenschüsse thaten bei denen munteren Sachsen eine ganz andere Wirkung — — — Das Donnern der Kanonen, Mörser, Haubitzen, Kartätschen und sächsischen Geschwindstücke dauert immerfort, da inzwischen sich die Kavallerie mit dem Degen in der Faust attackierte, rüber und nüber durchbrachen, da ein Mann, dort ein Pferd zu Boden stürzte, noch vielmehr verwundete oder reiterlose hin und wieder schweiften, die Leute aber, so blessiert waren, sich zu retten suchten, welches einigen geglücket, andere aber noch in der Flucht erreicht und massakrieret wurden, viel schwerblessierte sich aber auf der Wahlstatt unter Jammern und Winseln und Wehklagen, andere auch unter Murren und Lästern sich erbarmungswürdig herumwälzten, und endlich wurde die sächsische Kavallerie geschlagen, ungeachtet sie sich ungemein wohl hielt und verschiedene Male widersetzte, sie wurde endlich bezwungen, sich durch das Dorf durch die Schmiedegasse, und da selbige sich durch tote und verwundete Pferde und Leute stopfte, über alle Mauern der Leute, durch ihre Gärten und Höfe zu retirieren. Die Reiterei war noch aneinander, als das unaufhörliche gräßliche Gerassel des kleinen Gewehrs von der Infanterie anfing, dessen Dampf uns gleichsam in eine finstere Nacht oder doch dicken Nebel versetzte und verursachte, daß wir die Blitze der Kanonen desto fürchterlicher wahrnehmen konnten; wir wußten hierbei nicht, ob das Dorf wirklich brennte und der Rauch durch die in Häuser gekommene Glut verursachet oder doch vermehret würde, wenigstens hatten wir gegründete Ursache, dieses Schicksal alle Augenblicke vor unser Dorf zu besorgen. Die Erschütterung von dem Getöse des Geschützes war dabei so außerordentlich und heftig, daß alle Gebäude beweget, der Turm auf dem herrschaftlichen Hause dergestalt erschüttert wurde, daß die Hämmer an dieser Schlaguhr beständig an die Glocke geschlagen und damit wie ein Lauten verursacht wurde, welches uns alle gleichsam zu Grabe zu lauten schien. Mitten in dieser unbeschreiblichen Angst hatte

ein Teil von uns in dem sogenannten Pflanzengärtel unter dem Dorfe ihre Sicherheit gesuchet, sich miteinander auszusöhnen, und auf den Knieen zu Gott um Errettung geschrieen, da mittlerweile die Kugeln über ihre Köpfe hinweggesauset und gepfiffen; andere aber hatten sich aus dem Dorfe über Berg und Thal wegbegeben, ohne kaum zu wissen, wohin sie wollten — —"

Während der linke Flügel des Feindes, die Sachsen, schon beinahe vollständig geschlagen war, hatte der rechte Flügel, die Österreicher, bei Hausdorf und Rohnstock noch unverändert die alten Stellungen inne. Hätte Prinz Karl von Lothringen, dessen Hauptquartier zu Hausdorf war, sogleich bei den ersten Kanonenschüssen sich eine klare Übersicht der Lage zu schaffen gewußt und danach rechtzeitig seine Maßregeln getroffen, so würde es ihm vielleicht gelungen sein, die Entwickelung des preußischen linken Flügels aus den Defileen des Striegauer Wassers bedeutend zu erschweren und dadurch den angegriffenen Sachsen eine große Erleichterung zu schaffen. Prinz Karl glaubte jedoch, als er die Kanonade auf seinem linken Flügel vernahm, daß die Sachsen bei Striegau auf die preußische Arrieregarde gestoßen wären und noch tüchtig nachfeuerten, um den Rückzug der Preußen zu beschleunigen. Als ihm jetzt durch die immer näher herandringende Flucht der Sachsen die wahre Sachlage allmählich klar wurde, gab er zwar den Befehl zum Vorrücken der Österreicher; aber es war bereits zu spät. Denn um diese Zeit hatte bereits die vorderste Brigade der Kolonne des preußischen linken Flügels unter Befehl des Prinzen Ferdinand von Braunschweig die Brücke bei Gräben überschritten und vom Könige Befehl erhalten, links neben dem Bataillon Markgraf Karl, dem letzten in der Schlachtordnung des rechten Flügels, in die Schlachtlinie einzurücken. Im Begriff, diesen Befehl auszuführen, sah der Prinz Ferdinand die ganze Linie des österreichischen rechten Flügels — die Infanterie unter Feldzeugmeister von Thüngen, Kanonen vor der Front, zwischen den Dörfern Günthersdorf und Thomaswaldau, die Kavallerie unter General von Berlichingen noch weiter rechts zwischen Halbendorf und dem Striegauer Wasser — im Vorrücken.

Durch die Überflügelung der feindlichen Linken waren die Bataillone des preußischen rechten Flügels immer weiter rechts gezogen worden und bei ihrem hastigen Vorgehen hin und wieder Lücken in der Schlachtordnung entstanden. Das Bataillon Markgraf Karl wandte sich soeben rechts nach einem Gebüsch, der Gule, in der noch von den Sachsen besetzten sumpfigen Niederung. Dadurch war die Linke der preußischen Schlachtordnung bloßgelegt und durch das Vorrücken der Österreicher, welche bereits Günthersdorf und Thomaswaldau besetzt hatten, sehr gefährdet.

Angesichts dieser Gefahr hielt es der Prinz Ferdinand für geboten, sich mit seiner Brigade der Rechtsbewegung des Bataillons Markgraf Karl nicht anzuschließen, sondern Günthersdorf gegenüber halten zu bleiben und die linke Flanke der preußischen Schlachtlinie zu decken, obgleich dadurch zwischen beiden eine Lücke von vier Bataillonsfronten (ca. 1000 Schritt) entstand.

Auch der Feind blieb halten, als er die entschlossene Haltung der Brigade Braunschweig sah; aber er eröffnete ein lebhaftes Geschützfeuer gegen dieselbe. Das Regiment der Grenadiergarde von Einsiedel und das Regiment von Haacke erlitten schwere Verluste. „Eine volle Stunde durch" — sagt der Prinz Ferdinand in seinem Bericht über die Schlacht bei Hohenfriedberg — „hielten wir ein furchtbares Geschützfeuer, sowohl in der Front als in der Flanke aus, welches uns viele Leute tötete, aber unsere Linie nicht erschütterte. Dieselbe stand fest wie eine eherne Mauer."

Ein Vorgehen gegen Günthersdorf war für den Prinzen von Braunschweig noch nicht thunlich, solange die anderen Brigaden des preußischen linken Flügels noch nicht in die Schlachtordnung eingerückt waren. Von der preußischen Kavallerie des linken Flügels hatten erst zehn Eskadrons unter General von Kyau das Defilee des Striegauer Wassers oberhalb Gräben überschritten, dann war die Brücke zusammengebrochen. Aus dem zweiten Treffen des linken Flügels, das der General von Kalkstein befehligte, zog der König nach und nach immer mehr Bataillone hinter der Brigade Braunschweig weg zur Unterstützung der Avantgarde Dumoulins bei ihrer weiteren Verfolgung des Feindes über Pilgramshain, Eisdorf, Preilsdorf auf Kauder, sowie zur Unterstützung der in der Niederung nördlich von Günthersdorf gegen die Sachsen kämpfenden Truppen. Der Generallieutenant Graf Truchseß, welcher den rechten Flügel des zweiten Treffens kommandierte, wurde durch eine Kanonenkugel getötet, als er sich soeben zur Unterstützung des ersten Treffens anschickte. Trotz des lebhaften feindlichen Kartätsch- und Kleingewehrfeuers drangen die preußischen Grenadierbataillone, nachdem sie drei Wassergräben hintereinander durchschritten, in das Gehölz, die Gule, ein, vertrieben den Feind daraus und bemächtigten sich seines gesamten Geschützes.

Endlich hatten auch die übrigen Brigaden des linken Flügels (von Münchow, von Bredow und von Polenz) ihren Aufmarsch in der Schlachtordnung vollendet, und nachdem auch das Regiment von Zerbst, das letzte des zweiten Treffens, hinter der Brigade Braunschweig eingetroffen war, welches derselben im Notfall als Reserve dienen konnte, gab der Prinz den ersehnten Befehl zum Vorrücken gegen die feindliche Aufstellung seitwärts (südlich)

von Günthersdorf. Die Brigade rückte in größter Ordnung mit geschultertem Gewehr vorwärts, und gleichzeitig setzten sich auch die anderen Brigaden des linken Flügels in Marsch. „Als der Feind dies sah,“ berichtet der Prinz, „verdoppelte er sein Artilleriefeuer und eröffnete zugleich ein lebhaftes Kleingewehrfeuer, indem er wohl acht bis zehn Salven gab, welche aber keine große Wirkung hatten und was die Unsern mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit aushielten. Sie wichen nicht einen Schritt zurück ungeachtet aller Anstrengungen des Feindes; im Gegenteil gingen sie im Sturmschritt auf ihn los, eröffneten dann auf die Entfernung von fünfzig Schritten ihr Kleingewehrfeuer, immer im Vorrücken und pelotonweise, darauf Generalsalven und fertig zum Bajonettangriff, welcher Verwirrung in ihre Infanterie trug und sie zu weichen zwang.“ Um dieselbe Zeit erfolgte der Sturm auf Günthersdorf selbst durch das Bataillon Markgraf Karl, welches sich von der Niederung her mit einer Linksschwenkung gegen das Dorf wandte. Es war gegen 7 Uhr morgens. Der König, welcher sich soeben von dem rechten nach dem linken Flügel begab, blieb hier im Centrum halten und rief, als er die Einnahme von Günthersdorf sah, seinen Begleitern zu: „Die Schlacht ist entschieden; der Sieg ist unser!“

Auch die drei anderen Brigaden des linken Flügels blieben im siegreichen Vorrücken. Der König, welcher dieses Vorgehen leitete, gab der Brigade von Polenz auf dem äußersten linken Flügel die Richtung auf Thomaswaldau, welches den Stützpunkt des österreichischen rechten Flügels bildete. Mit dem dritten Anlauf wurde auch dieses Dorf genommen und von den Preußen besetzt. Die österreichische Infanterie hatte somit ihre beiden Stützpunkte, Günthersdorf und Thomaswaldau, verloren und drängte sich nach der Mitte zwischen den beiden genannten Dörfern und rückwärts derselben zusammen.

Während die Schlacht hier diese entscheidende Wendung nahm, wurden die Felder zwischen Thomaswaldau und Halbendorf und am Striegauer Wasser abwärts gegen Gräben hin der Schauplatz für ein heftiges wogendes Reitergefecht. Die österreichische Kavallerie, 56 Eskadrons unter General von Berlichingen, war anfangs in dem von Morästen und Gräben durchschnittenen Erdreich nur langsam vorwärts gekommen und erst gegen 7 Uhr auf dem äußersten rechten Flügel der Österreicher zum Eingreifen in die Schlacht bereit. Der preußische General von Kyau, welcher soeben mit den zehn Eskadrons der Kürassierregimenter von Bornstedt und von Rochow die Brücke oberhalb Gräben passiert hatte, sah sich einer beinahe um das Sechsfache überlegenen feindlichen Kavallerie gegenüber. Der Augenblick war um so bedenklicher, da

— wie schon erwähnt — sogleich hinter den beiden Regimentern die Brücke zusammengebrochen war, so daß er sich auf dem linken Ufer ohne alle Unterstützung befand. Aber schon bewährte die preußische Kavallerie jenen wundervollen Geist, den Friedrich ihr eingehaucht, welcher sie nicht zum Zählen oder Wägen kommen läßt, sondern sie, sobald der Feind erspäht ist, sogleich zum Angriff beseelt. Die Frage ist nur noch die, wie und wo der Angriff mit der meisten Aussicht auf Erfolg auszuführen ist. Aber der echte Reiterführer legt sich auch diese Frage nicht erst vor, sondern er weiß auch sogleich praktisch die Antwort darauf zu geben. Es wirken dabei für den guten Erfolg eine Menge von Umständen mit, die er unmöglich alle vorher in Berechnung zu ziehen vermag; vor allen ist es ein Faktor, auf den der von kühnem Wagemut erfüllte schneidige Reiterführer vertraut und vertrauen muß, das ist: das Glück oder, wenn wir es besser mit einem christlichen Namen bezeichnen sollen: Gottes Hilfe, die den Mutigen nimmer verläßt. So faßte denn auch General von Kyau beim Anblick der feindlichen Übermacht sofort ohne Schwanken und Zögern den ehrenvollen, echt kavalleristischen Entschluß, sich aus seiner gefahrvollen Lage dadurch zu ziehen, daß er mit seinen 10 Eskadrons den 56 Eskadrons des Feindes auf den Hals ging. Er warf nieder, was er vor sich hatte, mußte aber, als immer neue geschlossene Massen auf seine gelockerten Eskadrons anstürmten, zurück, wobei er zugleich aus dem zur Zeit noch von den Österreichern besetzten Thomaswaldau Kartätsch- und Gewehrfeuer erhielt. Da brachen plötzlich ganz unerwartet mit ungeheurer Vehemenz neue Schwadronen gegen die rechte Flanke der verfolgenden österreichischen Kavallerie vor. Es waren dieselben roten Reiter, die wir schon bei verschiedenen Gelegenheiten — auch schon einmal (bei Jägerndorf) in blauen Pelzen — überall da, wo es zu wagen und Ehre zu gewinnen galt, glückbringend auftauchen sahen, die Zietenschen Husaren. Sie stürzten sich auf die vordersten Regimenter des Feindes, warfen sie in Gräben und Moräste zurück und brachten viele von den an ihrer Spitze kämpfenden Generalen und hohen Offizieren — unter ihnen den Generallieutenant von Berlichingen — in ihre Gefangenschaft. Es war der Husar Johann Friedrich Lentz, schon durch frühere rühmliche Thaten ausgezeichnet, welchem die Ehre gebührt, den feindlichen Anführer gefangen genommen zu haben.* Die Verwirrung bei dem Feinde wurde um so größer, da um diese Zeit — wie oben erwähnt — auch Thomaswaldau durch die

* Lentz wurde später Offizier und Stabsoffizier, 1786 geadelt und im Jahre 1793 als Oberst und Kommandeur des Regiments pensioniert (gestorben 1805).

Brigade Polenz genommen wurde, von wo aus die österreichische Reiterei mit Geschütz und kleinem Gewehr beschossen wurde.

Wir fragen, wie Zieten es angestellt habe, um so plötzlich an der Stelle erscheinen zu können, von wo er so entscheidend in das Gefecht der Reiterei eingriff. Auch dies gehört zu den Geheimnissen und Kunststücken einer guten Kavallerie, stets im rechten Augenblick an der rechten Stelle zu sein, sich unsichtbar zu machen, wenn es nötig ist, aber auch vielleicht im nächsten Augenblick schon wieder recht energisch fühlbar zu werden. Zieten hatte mit seinem Regimente an der Brücke gehalten, als die Brigade von Kyau überging; er hatte sie zusammenbrechen gesehen, als die letzten Schwadronen der Rochowschen Kürassiere kaum hinüber waren, sich aber nicht etwa damit aufgehalten, das Unglück zu beklagen, das ihn nun verhinderte, ihnen auf demselben Wege zu folgen, sondern war am rechten Ufer des Striegauer Wassers aufwärts geritten und hatte weiter oberhalb eine Furt ausfindig gemacht, in deren Nähe er sich mit seinem Regiment verdeckt aufstellte. Als er nun die gefährdete Lage der Kürassiere sah, säumte er nicht, mit seinen Husaren durch die Furt zu gehen und dem Feinde, wie wir gesehen haben, mit so glücklichem Erfolge in die rechte Flanke zu fallen.

Dadurch gewannen auch die übrigen fünfzehn Schwadronen von der Kavallerie des preußischen linken Flügels unter General von Nassau Zeit, durch dieselbe Furt zu gehen, jenseit derselben aufzumarschieren und an einer erneuerten Attacke teilzunehmen, welche mit der vollständigen Flucht der österreichischen Kavallerie endigte.

Noch behaupteten, nahe dem Centrum der überall zerrissenen und zum Wanken gebrachten österreichischen Schlachtordnung, einige Regimenter des Fußvolks unverändert ihre alten Plätze. Es waren die Regimenter Max Hessen, Thüngen, Marschall Grünne, Baden, Leopold Daun und Kolowrat, die noch aus der Schule des Prinzen Eugen stammten, zu ehrenfest und zu fahnenstolz, um der allgemeinen Flucht sich anzuschließen. Im Ansturm auf diese unerschütterliche Felsenwand schien die preußische Angriffskraft zu erlahmen. Prinz Karl von Lothringen schöpfte aus dem rühmlichen Widerstande seiner besten Regimenter noch einmal die Hoffnung, das Schlachtfeld und die Ehre des Tages zu behaupten.

Die preußischen Regimenter von den Brigaden Prinz Ferdinand von Braunschweig, von Münchow und von Bredow, welche durch den Nachtmarsch und die blutigen Anstrengungen des Tages erschöpft waren, fühlten, daß ihnen die Kräfte versagten. „Die Regimenter von Haacke und von Braunschweig-

Bevern thaten merveilles," sagt der König in seinem Schlachtbericht; aber in diesem Kampfe schienen die Wunder menschlicher Tapferkeit nicht mehr auszureichen, um die Siegeskrone zu erringen. Die Salven der österreichischen Infanterie rissen furchtbare Lücken in ihre Reihen, die sich nicht mehr schlossen. Schon erwarteten selbst die Tapfersten den Befehl zum Rückzuge, da erdröhnte der Erdboden unter ihnen von dem Hufschlage anbrausender Schwadronen.

Die gelichteten Bataillone des vorderen Treffens schlossen sich nach rechts und links um ihre Fahnen zusammen, und durch die Lücken brachen unter schmetternden Fanfaren drei Kolonnen des Regiments Baireuth-Dragoner*, welches das Glück, der Zufall oder, wie wir richtiger sagen und glauben, der allmächtige Schlachtenlenker droben selber auf diesen Fleck geführt hatte, um im rechten Augenblick der Schlacht „pro aris et focis" die Entscheidung zu geben. Ihre heldenmütigen Führer, den General von Geßler, den Obersten von Schwerin, die Majors von Chazot und von Jurgas an der Spitze, stürzten die tapferen Baireuth-Dragoner sich auf die bisher unerschütterten Bataillone des österreichischen Centrums. Ihr Beispiel riß die stark gelichteten Regimenter von Haacke und von Braunschweig-Bevern, die schon oft die Lorbeeren des Sieges mit ihnen geteilt, mit sich fort; sie hatten keine Kugeln und Patronen mehr, aber sie rückten mit gefälltem Bajonett gegen den Feind vor. Bei dem ungestümen Einbruch der Baireuth-Dragoner sanken die tapfersten Regimenter Österreichs — dreizehn Bataillone des ersten und sechs des zweiten Treffens — mit ihren Fahnen in den Staub, und wo sie sich wieder aufzuraffen suchten, da standen sie vor dem Bajonett der preußischen Grenadiere. Sechsundsechzig Fahnen und eine große Anzahl Kanonen fielen den Dragonern als Siegesbeute zu, und 2500 Mann wurden als Gefangene mitgenommen. „Dieses war eine in der Historie unerhörte Aktion," sagt der König in seinem Schlachtbericht.**

Um 8 Uhr morgens waren die Preußen allenthalben Meister des Schlacht-

* Der König erteilte dem Regiment einen auf Pergament geschriebenen „Königlichen Gnadenbrief und Diploma vor das bei der glorieusen Bataille bei Friedberg in Schlesien sich hervorgethane Dragonerregiment von Baireuth." Das Regiment erhielt, „um das Andenken dieser glorieusen Aktion noch anschaulicher zu machen, die Befugnis, die eroberten Trophees an Fahnen und Kanons in ihrem sogenannten Regimentssiegel zu führen." Auch wurde ihm „vor allen anderen Dragonerregimentern der Armee der erhabene Unterschied, Vorzug und Ehrenzeichen beigelegt, jederzeit im Zug und Marsch den Grenadiermarsch, mit ihren Pauken aber auch den Marsch der Kürassier-Reuter zu schlagen."

** Der König verlieh nach der Schlacht allen Stabsoffizieren und Kapitänen der genannten Regimenter den Orden pour le mérite.

feldes. Der Prinz von Lothringen ließ die Höhen von Hohenfriedberg mit seiner Artillerie besetzen, um die preußische Verfolgung aufzuhalten. Aber schon hatte die Avantgarde Dumoulins auf der Verfolgung der Sachsen den Paß von Kauder erreicht, wodurch die Österreicher zu weiterem Rückzuge in das



Die Trophäen von Hohenfriedberg.

Gebirge genötigt waren. Der Prinz von Lothringen und der Herzog von Weißenfels nahmen für die Nacht zum 5. Juni ihr Hauptquartier zu Reichenau. Die Preußen lagerten Hohenfriedberg gegenüber vor Hausdorf, bei Rohnstock und Kauder. Der König nahm sein Hauptquartier zu Rohnstock.

Ein großer, herrlicher Sieg war erfochten; alles Kühnste war gewagt worden und gelungen. Der König sah das Vertrauen, das er in seine Armee gesetzt

hatte, glänzend gerechtfertigt, und es befestigte sich in ihm die Überzeugung, daß der preußische Staat, gestützt auf eine solche Armee, berufen sei, des Reiches starker Hort zu werden und seinen Platz unter den ersten Mächten Europas einzunehmen. „In Anbetracht der Tapferkeit, welche die Truppen bei Hohenfriedberg bewiesen," sagt der König in seiner „Geschichte meiner Zeit," „muß man gestehen, daß der Preußische Staat keine Gefahr lief. Nicht ein Corps war zurückgeschlagen worden, von 64 Bataillonen waren nur 27 im Feuer und trugen den Sieg davon. Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als der Preußische Staat auf einer solchen Armee."

In dem Bewußtsein einer vollbrachten Großthat lagerten die Preußen auf dem erkämpften Boden. Friede senkte sich auf die Gefilde, die unter dem Donner der Schlacht erbebt waren. Auch die Einwohner, die für ihre Habe und Eigentum gezittert hatten, atmeten wieder auf, und mit dem Gefühl der Sicherheit stieg bei ihnen die Hoffnung auf eine bessere Zukunft unter dem Scepter eines mächtigen protestantischen Fürsten. Hatten doch die evangelischen Einwohner Schlesiens in der Umgegend von Striegau — wie mehrfach berichtet wird — soweit der Kanonendonner der Schlacht zu hören war, sich auf ihren Feldfluren versammelt, um Gott auf den Knieen anzuflehen, daß er den preußischen Waffen den Sieg verleihen und den evangelischen Glauben in seinen Schutz nehmen möchte. In Breslau waren noch am späten Abend des Schlachttages sechzehn blasende Postillone eingezogen, um unter dem Jubel der evangelischen Bevölkerung den Sieg des Königs von Preußen zu verkündigen.

König Friedrich war kein Glaubensheld, der die evangelische Sache unter seinen Schutz stellen wollte, und es widersprach seinem hohenzollernschen Freimute, die Religion zum Deckmantel seiner staatlichen Interessen zu machen. Das aber fühlte auch er, daß die Vorzüglichkeit seiner Dispositionen und die unvergleichliche Tapferkeit seiner Truppen nicht ausgereicht haben würden, ihm den Sieg in dieser Entscheidungsschlacht zu geben, wenn nicht noch etwas anderes hinzugekommen wäre. In diesem Gefühle schrieb er nach der Schlacht an den französischen Gesandten: „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar beschützt." Und zu seinen Offizieren sagte der König: „Meine Herren, ich danke Gott vor den mir geschenkten Sieg von Herzen; machen Sie es ebenso!"

Soor und Kesselsdorf.

König Friedrich wünschte auch nach dem Siege von Hohenfriedberg nichts als den Frieden auf denselben Grundlagen, auf denen er ihn vorher als möglich bezeichnet hatte. Nicht um Eroberungen zu machen, hatte er das Schwert gezogen, sondern nur um das, was sein war, festzuhalten. Daß er im stande sei, Schlesien gegen Österreich und seine Bundesgenossen zu behaupten, hatte er durch den Sieg von Hohenfriedberg glänzend bewiesen. Er glaubte deshalb jetzt auch bei seinen Gegnern eine größere Neigung zum Frieden voraussetzen zu dürfen und ließ dementsprechend Eröffnungen nach London machen, wo soeben mit dem Wechsel des Ministeriums eine günstigere Stimmung für Preußen Platz gegriffen hatte, so daß er von dem englischen Kabinett eine erfolgreiche Friedensvermittelung hoffen durfte.

Anders dachte man in Österreich, dachte insbesondere Friedrichs große Gegnerin Maria Theresia. Sie sah in der Entscheidung von Hohenfriedberg nicht das Übergewicht der preußischen Waffen und der auf diese begründeten Macht Preußens und schrieb ihre Niederlage nur zufälligen Umständen zu, der Sonne, welche ihren Truppen ins Gesicht geschienen, dem Winde, welcher ihnen Staub und Pulverdampf entgegengetrieben. Prinz Karl von Lothringen hatte nach der Schlacht seine Armee über das Gebirge nach Böhmen gerettet und ein festes Lager bei Königgrätz bezogen, und Maria Theresia erwiderte dem englischen Gesandten auf seine Friedensvorschläge, daß Prinz Karl nicht allein fähig sei, noch einmal mit dem König von Preußen sich zu schlagen, sondern daß sie auf keinen Frieden eingehen werde, ehe dies geschehen sei. „Wenn ich wüßte, daß ich morgen mit ihm Friede machen müßte," sagte das stolze Weib, „so würde ich doch noch diesen Abend ihm eine Schlacht liefern."

Noch war es eine andere Angelegenheit, welche den Ehrgeiz der Maria Theresia stachelte und ihr die Kühnheit gab, diese hochtönende Sprache zu führen. Immer näher rückte für sie die Hoffnung, die kaiserliche Würde wie-

der mit dem Hause Österreich zu vereinigen, die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte ihres Gemahls, des Großherzogs Franz von Toscana, Herzogs von Lothringen, zu erblicken. Und auch der Verwirklichung dieser Hoffnung stand dieser König von Preußen entgegen, welcher ja den Krieg begonnen hatte, um das deutsche Kaisertum von dem Hause Österreich zu trennen.

Noch war die Frage der Kaiserwahl keine innere Angelegenheit der deutschen Fürsten und der deutschen Nation, sondern sie hing zum großen Teil von der Einwirkung der auswärtigen Mächte ab. England strengte sich an, die Kaiserkrone dem Gemahl der Maria Theresia zu verschaffen, und von ihm hing die Kurstimme von Hannover ab, und wurden die rheinischen Kurfürsten beeinflußt. Frankreich widerstrebte natürlich der Wahl des Lothringers und wünschte die Krone an den Kurfürsten August III. von Sachsen, den König von Polen zu bringen, um dadurch Sachsen von Österreich zu trennen.

Noch war in der Frage der Kaiserwahl kein Einverständnis zwischen Österreich und Sachsen erreicht. Der sächsische Minister Graf Brühl zögerte klüglich zwischen den Erbietungen Frankreichs und Österreichs, um den Preis für den endlichen Entschluß seines Königs desto höher zu treiben. Es war ein unehrliches, zweideutiges Spiel, welches dieser Minister spielte und seinen König spielen ließ. Er nahm die Miene an, als unterstütze er die Wahl des Lothringers, und unterhandelte doch insgeheim mit Frankreich; er stellte der Maria Theresia ein Hilfscorps zur Verteidigung Böhmens und ließ dasselbe mit den Österreichern in die Lande des Königs von Preußen einfallen; aber er behauptete doch, mit Preußen im Friedensstande zu bleiben, und sprach dem preußischen Gesandten in Dresden, als dieser ihm anzeigte, daß er Befehl von seiner Regierung habe, ohne Abschiedsaudienz abzureisen, sein Verwundern und sein lebhaftestes Bedauern aus, weil doch die beiden Höfe sich nicht im Kriege miteinander befänden; er verabredete mit Österreich einen Plan zur Teilung der preußischen Monarchie, demzufolge Sachsen nahezu die Hälfte der preußischen Staaten sich zueignen wollte, und er gab doch vor, freundnachbarliche Beziehungen mit Preußen zu unterhalten.

Diesem diplomatischen Trug- und Ränkespiel wünschte König Friedrich ein Ende zu machen. Er wollte seinen Freunden Freundschaft halten, aber auch seine Feinde als Feinde behandeln. Deshalb erteilte er dem Fürsten Leopold von Dessau den Befehl, mit seinem im Magdeburgischen gesammelten Corps gegen die sächsische Grenze vorzurücken (27. Juli), und er ließ diese Maßnahme in den Berliner Zeitungen durch eine Art Manifest motivieren. Mit diesem kriegerischen Vorgehen des Königs waren seine Minister nicht ein-

verstanden. Graf Podewils riet auf das dringendste davon ab; er hätte es lieber gesehen, wenn der König sich mit Sachsen zu verständigen und dieses durch die Frage der Kaiserwahl auf seine Seite zu ziehen gesucht hätte. Aber der König verließ sich lieber auf seine Waffen als auf die Künste der Diplomaten. Er antwortete Podewils aus dem Feldlager: „Macht Euch um die Wut meiner Feinde keine Sorgen; was Erfolge im Kriege giebt, ist die Tapferkeit der Truppen und ihre gute Führung, nicht die hohlen und thörichten Chimären der Diplomaten; mag man in Hannover und Wien planen, was man will, das wird meine Macht nicht verringern; nur die energischen Schläge im Felde entscheiden, und kein Tag vergeht, daß meine Truppen nicht die österreichischen schlagen; wenn nur bald unsere Silberflotte kommt, so wird alles gut gehen.“

Endlich führten indessen die Verhandlungen mit England zu dem Abschluß einer Konvention in Hannover (26. August), welche die Grundlage der englischen Friedensvermittelung bilden sollte. Der Hauptinhalt derselben war ein Zurückgehen auf den Frieden von Breslau. Der König von Preußen sollte Schlesien nach Maßgabe der Breslauer Präliminarien unter Garantie aller europäischen Mächte behalten und dagegen bei der Kaiserwahl seine Kurstimme dem Großherzog von Toscana geben. Pfalz und Hessen sollten in den Frieden mit aufgenommen sein.

Sogleich nach dem Abschluß dieser Konvention sandte König Friedrich dem Fürsten von Dessau den Befehl, halten zu bleiben und den Marsch gegen Sachsen einzustellen, sehr zum Verdruß des alten Feldmarschalls, welcher — wie Friedrich schrieb — „seine alte Sodom-Trompete gern in den sächsischen Gefilden hätte erschallen lassen.“ Friedrich durfte nun erwarten, daß auch an die österreichischen Truppen Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten ergehen würde.

Aber Maria Theresia war noch weit davon entfernt, auf Grundlage der Konvention von Hannover Frieden mit Preußen schließen zu wollen. Ihr Sinnen und Trachten war jetzt von der in Frankfurt bevorstehenden Kaiserwahl eingenommen, und sie hielt fest an dem Gedanken, daß sie nicht nur die Kaiserwahl ihres Gemahls dem Könige zum Trotze durchsetzen, sondern auch die an ihn verlorene Provinz ihm wieder abringen würde.

Das Verfahren bei der Wahl in Frankfurt erinnerte nun freilich mehr an die Vorgänge bei der Königswahl auf den polnischen Reichstagen als an die alten deutschen Königswahlen, bei welchen der würdigste unter den deutschen Fürsten durch die freiwillige und friedliche Übereinstimmung der Fürsten

und der Nation zum Oberhaupt der Deutschen erkoren und auf den Schild erhoben wurde. Vergebens protestierten der preußische und der pfälzische Wahlgesandte gegen das „ordnungswidrige, turbulente Verfahren“ und gegen die beabsichtigte „schismatische Wahl“ und begaben sich dann, nachdem ihr Antrag auf Verschiebung der Wahl abgelehnt war, von der Wahlstadt hinweg nach Hanau. Daß die Gesandten der für Österreich gewonnenen Kurfürsten gegen dieses übereilte und ordnungswidrige Verfahren nichts einwendeten, ließ sich allenfalls erklären. Daß aber auch Hannover, trotz der kurz vorher abgeschlossenen Konvention und trotz der vom Könige Georg II. für die Durchführung derselben übernommenen Bürgschaft, doch gegen Preußen stimmte, mußte auffallen, oder: „Es waren ja in diesem Monarchen «zwei Personen»,“ — sagt Professor Droysen — „warum nicht auch zwei Gewissen? und wenn er in Artikel 11 des Vertrages sich als Kurfürst von Hannover mit in den bevorstehenden Frieden hatte einschließen lassen, so war ja Hannover auf alle Fälle gedeckt und behielt für den Fall, daß Österreich-Sachsen den Krieg mit Erfolg fortsetzten, die Aussicht auf Ostfriesland, Minden, Halberstadt, alle die Gebiete, welche bei der Teilung Preußens“ (gemäß der früheren Verträge mit Österreich und Sachsen, des letzten am 8. Juli 1745) „dem Welfenhause zufallen sollten.“

So wurde denn am 13. September 1745 Franz I., der Großherzog von Toscana und Herzog von Lothringen, zum Kaiser gewählt. Maria Theresia war selbst bei der Krönung, die am 3. Oktober in Frankfurt stattfand, und nahm den lebhaftesten Anteil. Sie war dabei, als ihr Gemahl nach der Kirche zog, und eilte noch vor ihm dahin, um ihn bei allen Ceremonieen der Krönung zu sehen; als er, auf den Römer zurückgekommen, am Fenster erschien, war sie es, die auf dem Platze mit ihrem Schnupftuch das Zeichen zum Vivatrufen gab; bei dem Krönungsmahle ließ sie nicht ab — was des Ceremoniells wegen einige Schwierigkeiten hatte —, bis sie seiner im kaiserlichen Schmucke ansichtig wurde. „Wer könnte verkennen,“ ruft L. von Ranke, „wieviel Hingebung der Gemahlin, naive Frauenliebe in diesem Bezeigen waltet? Aber es war auch noch etwas anderes dabei: der Genuß eines politischen Sieges, das Gefühl, ein großes und glänzendes Ziel erreicht zu haben.“ Nur eines fehlte ihr noch, um sich diesem Genusse, diesem Gefühle mit vollem Behagen hingeben zu können, — es fehlte ihr Schlesien, und Maria Theresia glaubte jeden Frieden ausschlagen zu sollen, der ihr nicht Schlesien zurückgab. Dem Prinzen Karl ließ sie wissen, er könne die Wahl und Krönung seines Bruders nicht besser feiern als durch einen Sieg über den König von Preußen. Also nicht in den Kabinetten und nicht im Krönungssaale lag die Entscheidung über die Schicksale

des Reichs, die Schicksale Österreichs und Preußens, sondern sie lag nach wie vor auf dem Schlachtfelde. Wir kehren in das Feldlager des Königs Friedrich zurück.

„Fürchten Sie nicht," schrieb der König an Podewils, als dieser es für angemessen hielt, nach dem Siege bei Hohenfriedberg ihm Mäßigung anzuempfehlen, „fürchten Sie nicht, daß ich mich in meinen Beschlüssen übereile; seien Sie überzeugt, daß ich zu sehr Philosoph bin, um den Antrieben der Leidenschaft in Dingen zu folgen, von denen das Wohl des Landes abhängt. Ich setze den Krieg nur fort, um zum Frieden zu gelangen."

Dieser Denkweise entsprach die Art, wie der König den Krieg fortsetzte. Er folgte dem Feinde nur so weit, als es nötig war, um ihn von der Grenze Schlesiens fernzuhalten, und als Prinz Karl von Lothringen die feste Stellung bei Königgrätz bezog, griff der König ihn in derselben nicht an, um nicht die englische Friedensvermittelung zu stören, sondern er lagerte sich ihm gegenüber auf dem linken Ufer der Elbe. Er ließ die Gegenden, die er besetzt hatte, ausfouragieren und Kontributionen in denselben erheben, um hier einen Grenzstrich zu schaffen, in welchem auch die Österreicher nicht mehr die Mittel zum Unterhalt finden sollten, so daß hier in Zukunft keine Ansammlungen von größeren Truppenmassen zur Vorbereitung eines Einfalls in Schlesien stattfinden könnten. Die nächste Zeit brachte daher keine großen Thaten auf dem Kriegsschauplatze, sondern nur kleinere Gefechte und Scharmützel. Die preußischen Husaren maßen sich in solchen vereinzelten Kämpfen mit den leichten ungarischen Reitern, um sich einige Wagen mit Lebensmitteln abzujagen oder um Gefangene zu machen; sie schlugen sich, wie ein preußischer Bericht sagt, „um Heu und Lorbeeren." Der König entsandte den General von Nassau mit einem Corps, um Oberschlesien von den eingefallenen Scharen des ungarischen Aufgebots zu säubern und Kosel wiederzunehmen, welches am 5. September in preußische Hände fiel. Ein anderes Corps sandte der König dem Fürsten von Dessau nach Halle zu dem beabsichtigten Stoß gegen Sachsen; aber der Stoß unterblieb infolge der inzwischen abgeschlossenen Konvention von Hannover (26. August). Der König erwartete täglich die Nachricht von der erfolgten Unterzeichnung der Friedenspräliminarien durch Österreich; er ließ bei dem Prinzen Karl anfragen, ob er keinen Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten habe, was dieser aber sehr trocken verneinte: „Soll ohnverhalten, was maßen mir vom Hof bis nun nichts zugekommen, welches mich behinderte, die seitherige Operation fortzusetzen."

Als Woche um Woche verging, ohne daß die englische Friedensvermittelung eine Folge hatte, da ward Friedrichs Lage bedenklich. Sie ward es um so

mehr, weil auch der Mangel an Mitteln zur Fortsetzung des Krieges immer fühlbarer wurde. Der Staatsschatz war erschöpft; die Ausschreibung von Kriegssteuern im Lande war bei der damaligen Art der Führung des Staatshaushaltes nicht ausführbar. In seiner Bedrängnis wandte König Friedrich sich an seinen Bundesgenossen, den König von Frankreich, mit der Bitte um eine Geldbeihilfe. Bei dem stolzen Selbstgefühl des Königs mochte es ihn eine große Überwindung kosten, diesen Schritt zu thun, und es mußte ihn um so tiefer verletzen, daß Ludwig XV., wenn er auch die Erfüllung der Forderung nicht ganz abzulehnen wagte, doch davon abhandeln und die geringe Summe, die er bewilligte, nur in monatlichen Raten zur Auszahlung kommen lassen wollte. Friedrich lehnte dieses Anerbieten mit Stolz ab, nicht wissend, woher er sonst Rat schaffen würde. Aus dieser Not ward er befreit durch die patriotischen Dienste, zu welchen sich die märkische Ritterschaft erbot, die ihm aus freiem Antriebe eine erhebliche Summe zur Verfügung stellte.

Aber militärisch hatte sich Friedrichs Lage noch um nichts gebessert. In der ausgezehrten Gegend, in welcher die beiden Armeen Monate hindurch einander gegenüber lagerten, konnte der König nicht mehr bleiben. Ebensowenig wollte er durch ein weiteres Vorrücken in Böhmen seine Armee ähnlichen Schicksalen und Gefahren aussetzen wie 1744. Er mußte sich zum Rückzuge nach Schlesien entschließen. Aber nur langsam wollte Friedrich das Feld räumen, um noch beim Abmarsche die nördlichen Grenzdistrikte Böhmens so auszufouragieren, daß auch die feindliche Armee keine Winterquartiere daselbst beziehen konnte. Am 13. September brach er aus seinem Lager bei Semonitz auf und führte die Armee durch die Vorgebirge der Sudeten zurück, fortwährend umschwärmt von Haufen losen Volks, Panduren und Husaren, mit denen die Österreicher seinen Rückzug zu beunruhigen suchten. Dumoulin und Lehwald wurden mit kleineren Corps nach Schatzlar und Trautenau vorausgesandt, um die Proviantstraßen sicherzustellen. Mit der Hauptarmee, die nach diesen Entsendungen nur noch circa 20000 Mann stark war, bezog der König (am 19. September) ein Lager bei Staudenz an einer kleinen, von waldigen Höhen umgebenen Niederung, zwischen den oberen Flußläufen der Elbe und der Aupa. Das Lager war in der Front durch einige Teiche und sumpfige Abflüsse von den Höhen gedeckt. Der linke Flügel reichte in den Paß hinein, der nach dem Flecken Eypel an der Aupa hinabführt. 2000 Schritt vor dem rechten Flügel lag das Dorf Burkersdorf an der Abdachung eines von Süden nach Norden streichenden Höhenzuges, an dem entlang die große Straße nach dem etwa zwei Stunden entfernten Trautenau führt. Die schwache Stelle des Lagers

war die rechte Flanke, welche von den Höhen bei Burkersdorf eingesehen und beherrscht wurde.

Prinz Karl, welcher mit seiner Armee nur einen Tagemarsch von dem preußischen Lager entfernt stand, hatte, durch Nadasdy darauf aufmerksam gemacht, diese Schwäche wohl erkannt. Der Augenblick schien ihm günstig, um endlich den dringenden Weisungen aus Wien, die zu raschen Aktionen und großen Thaten aufforderten, nachzukommen und die Schmach von Hohenfriedberg auszulöschen. Im Hauptquartier des Prinzen befanden sich die Feldmarschälle Fürst Lobkowitz und Herzog von Arenberg, die ihn in seinem Entschlusse, das preußische Lager anzugreifen, bestärkten. Die Österreicher, welche den Preußen um die Hälfte überlegen waren — nach österreichischer Angabe circa 33000 Mann, darunter 4000 Sachsen —, glaubten, diesmal mit größerem Rechte als bei Hohenfriedberg, bestimmt auf den Sieg rechnen zu dürfen. Ihre Angriffsbewegungen waren vortrefflich eingeleitet und blieben dem Auge des Königs durch die Wolke irregulären Volkes, mit welchem die österreichische Hauptarmee sich umgeben hatte, entzogen. Prinz Karl hatte Ende September seine Armee aus dem Lager bei Jaromier in mehreren Kolonnen aufbrechen lassen und sie (in der Nacht zum 30. September) durch den Wald von Soor bis zu der Paßhöhe des Weges von Trautenau, unmittelbar in die rechte Flanke des preußischen Lagers, geführt. Die Straße nach Schatzlar hin, wo Dumoulin stand, hatten die Österreicher durch Verhaue gesperrt, so daß der König von diesem keine Unterstützung erwarten konnte. Der Rückzug nach Schlesien war ihm bereits abgeschnitten und die ganze Armee in der Lage, umzingelt, und — wenn es ihr nicht gelang, den übermächtigen Angriff des Feindes auf ihre Front und rechte Flanke glänzend zurückzuschlagen — vernichtet zu werden. Der König sah das Mißliche seiner Lage wohl ein; aber er glaubte nicht, daß der Prinz Karl mit seiner geschlagenen Armee sich noch einmal der Gefahr, geschlagen zu werden, aussetzen werde.

Am Morgen des 30. September gab der König in seinem Zelte den Generalen den Tagesbefehl, als er von dem General von Goltz die Meldung erhielt, daß der Feind in vollem Anmarsch sei und alle Höhen vor dem preußischen rechten Flügel besetzt habe. Alsbald trat der König vor sein Zelt, bestieg sein Pferd und sprengte mit dem Prinzen Leopold zu den Husaren der Vorhut, um Umschau zu halten. Er fand die Richtigkeit der Meldung bestätigt. Die eben aufgehende Sonne beleuchtete die Höhen hinter Burkersdorf, auf denen die Österreicher sich auf der Linie von einer halben Meile in Schlachtordnung entwickelten, die Kavallerie ihres linken Flügels an der Straße nach

Trautenau, zwei Batterieen rechts und links auf den Flügeln der Infanterie auf hervorragenden Punkten so aufgestellt, daß sie nicht nur die Straße nach Trautenau bestreichen konnten, sondern mit ihren Geschossen auch die rechte Flanke des preußischen Lagers erreichten. Besonders die Batterie des linken Flügels, in welcher sich schwere Geschütze und einige Haubitzen befanden, hatte eine sehr vorteilhafte Position und war durch eine zahlreiche und dicht geschlossene Infanterie gedeckt. Dreierlei Entschlüsse waren möglich, die Ausführung von allen dreien überaus schwierig: der König konnte sich in seiner Stellung schlagen, das Lager selbst zu verteidigen suchen; aber schon war dieses in der rechten Flanke und selbst im Rücken bedroht; er konnte den Rückzug nach Trautenau fortsetzen, um sich mit Lehwald zu vereinigen; aber schon hatte der Feind den näheren Weg dorthin. Es blieb nur noch das dritte, das Kühnste, übrig, nämlich dem Feinde geradeswegs auf den Leib zu rücken, ihn von sich abzuschütteln und zurückzuwerfen.

Während der König von einer Anhöhe vor der rechten Flanke des Lagers seine Umschau hielt, wirbelte im Lager der Generalmarsch; die Regimenter scharten sich um ihre Standarten und Fahnen, dann begann der befohlene Abmarsch vom rechten Flügel. Die Kavallerieregimenter unter General von Goltz — Buddenbrock-Kürassiere und das Regiment Gendarmen — hatten schon bei dieser Bewegung schwere Verluste durch das Geschützfeuer der feindlichen großen Batterie. Oft wurden zehn Pferde auf einmal von einer Granate fortgerissen. Als sie darauf in Front einschwenkten, sahen sie die Hauptmasse der feindlichen Kavallerie auf den Höhen gegenüber in langer Linie aufgestellt.

Aber ohne Zögern stürmte General von Goltz mit den zehn Schwadronen des ersten Treffens bergan in voller Carriere gegen das feindliche Vordertreffen. Die Kühnheit und Schnelligkeit des preußischen Ansturms brachte die Österreicher vollständig außer Fassung. Sie behielten kaum Zeit, die Säbel zu ziehen. Als sie ihre Karabiner abgefeuert hatten, sahen sie ihre Linie schon allenthalben von den Preußen durchbrochen und zerrissen. Auch das allzunahe hinter dem ersten Treffen stehende zweite Treffen der österreichischen Kavallerie ward in die Unordnung mit fortgerissen. In Auflösung und Flucht ward die Kavallerie des österreichischen linken Flügels den Bergabhang hinuntergejagt. Die weißen Husaren hieben auf der Verfolgung nach.

Während der Boden noch von dem Getümmel des Kavalleriegefechts dröhnte, rückte die Infanterie des preußischen rechten Flügels gegen die Höhen vor. Das Feuer der großen Batterie wirkte furchtbar. Die Reihen der avancierenden Bataillone lichteten sich. Hier fiel General von Blankensee, hier jener

von Wedell, den König Friedrich „Leonidas“ getauft;* hier Prinz Albert, der Königin Bruder, vor der Front seines Bataillons. Die gelockerten Reihen begannen zu stutzen, zu weichen. Siegesjubelnd, unter dem Feldruf „Maria Theresia!“ drangen die österreichischen Grenadierbataillone die Höhen hinunter, den Weichenden nach. Da deployierten die Bataillone des preußischen zweiten Treffens, nachdem sie diejenigen des ersten durch ihre Intervallen sich hatten zurückziehen lassen, in einer langen Linie, empfingen die verfolgenden Österreicher mit krachenden Salven und rückten dann selbst — wie ein österreichischer Bericht sagt: „als wollten sie mit klingendem Spiel dem Tod entgegengehen“ — gegen den von österreichischem Geschütz gekrönten Höhenkamm vor. Sie erreichten denselben mit dem Feinde zugleich und eroberten die große Batterie. Auch die Bataillone des ersten Treffens hatten sich hinter dem zweiten wieder gesammelt und sich dem allgemeinen Vorrücken angeschlossen, die aufgelösten österreichischen Bataillone den Bergsteilen und Schluchten in ihrem Rücken zutreibend.

Jetzt ließ der König auch die Infanterie seines linken Flügels, der sich links von Burkersdorf entwickelt hatte, zum Angriffe gegen den österreichischen rechten vorgehen, an ihrer Spitze Prinz Ferdinand von Braunschweig. Derselbe berichtet: „Ich stieg vom Pferde, ließ das Feuer einstellen, setzte mich an die Spitze des zweiten Bataillons der Garden und rief ihnen zu, als tapfere Männer vorzurücken. Sie thaten es mit der größten Kühnheit der Welt, nahmen den Wald und erstürmten alle Höhen ꝛc.“

Die Kavallerie des preußischen linken Flügels unter General von Rochow schwenkte gegen die Flügelbataillone des Feindes ein, sprengte dieselben auseinander und eroberte ihre Fahnen. Die ganze Schlachtlinie des Feindes war geworfen und in Auflösung.

Während dieses letzten Stadiums der Schlacht war General Nadasdy, der mit den unregelmäßigen Truppen jenseits der Aupa die rechte Flanke der österreichischen Schlachtordnung zu decken hatte, aufgebrochen, um den Preußen in den Rücken zu fallen. Aber die tapferen Kroaten zogen es vor, das preußische Lager zu plündern, Kriegsbeute zu machen und die im Lager zurückgelassenen Kranken als Gefangene wegzuschleppen. Dieses kleine Unglück, den Verlust seiner Bagage, seiner Kriegskasse, seiner Feldbibliothek, seiner Flöte

* Der König hatte ihm diesen Ehrennamen beigelegt für die tapfere Verteidigung des Elbüberganges bei Selmitz während des Feldzuges in Böhmen 1744, wo Wedell mit seinem Bataillon sich auf der Uferhöhe gegen 2000 Grenadiere und gegen das Feuer von 50 Geschützen stundenlang ohne Unterstützung behauptete.

und seiner Windspiele, konnte der König wohl verschmerzen in dem Hochgefühl, abermals einen glänzenden Sieg über die Österreicher erfochten und sich durch die Kühnheit seiner Entschließungen, sowie durch die über alles Lob erhabene Tapferkeit seiner Truppen aus einer sehr mißlichen Lage befreit zu haben.

„Mein lieber Podewils,“ schrieb der König noch am Abend des Schlachttages mit Bleistift auf einem aus einem Buche herausgerissenen Blatte an seinen Minister, „wir haben den Prinzen Karl vollständig geschlagen. Prinz Albert ist gefallen, ebenso mein Wedell, sonst keiner von den nächsten Bekannten; Forcade ist leicht in den Fuß verwundet. Die Schlacht war furchtbar, aber glorreich. Ich war nahe daran, überrascht zu werden, aber gottlob! alles ist gut. Viele Gefangene, mit einem Wort, es war eine große Affaire. Das ist alles, was ich Ihnen zu schreiben Zeit habe. Meine ganze Bagage ist zum Teufel und Eichel* gefangen.“

Daß Friedrich überhaupt zur Schlacht gezwungen wurde, darf wohl als ein strategischer Fehler bezeichnet werden. Er selbst bekennt später mit edelm Freimute: „Die Tapferkeit der Truppen hat die Fehler des Feldherrn gut gemacht und den Feind für die seinigen gezüchtigt.“

Es ist wohl mehr als eine Redeform, wenn Friedrich in einem Schreiben am Tage nach der Schlacht sagt: „Danken wir der Vorsehung, welche die Dinge so glücklich für uns geleitet hat.“

Der König hielt nach der Schlacht bei Soor den Feldzug dieses Jahres und vielleicht den ganzen Krieg für beendigt. Er führte seine Armee über Trautenau nach Schlesien zurück, um daselbst Winterquartiere zu nehmen, und hoffte nun mit um so größerer Zuversicht dem Erfolge der englischen Friedensvermittelung entgegensehen zu können, je mehr er fortfuhr sich mäßig zu zeigen. „Ich gebe Europa ein großes Beispiel von Mäßigung,“ schrieb Friedrich an Podewils (13. Oktober), „vielleicht kommt das Publikum dann von der Vorstellung eines ungemessenen Ehrgeizes, den es mir unterschiebt, zurück.“ Er übergab den Oberbefehl der Armee in Schlesien dem Prinzen Leopold

* Der Offizier, welcher den Geheimen Kabinettsrat Eichel mit der Kanzlei, sowie die königliche Bagage nach Trautenau geleiten sollte, verirrte sich, wurde mit seinem ganzen Zuge von österreichischen Husaren gefangen genommen und nach Königgrätz abgeführt. Zum Glück fand Eichel Gelegenheit, die wichtigsten Papiere noch unterwegs zu vernichten. — Sein Windspiel, seine Biche, wurde dem Könige einige Tage darauf durch die Höflichkeit der Feinde wieder zugestellt. Es wird erzählt, daß Friedrich in seinem Zelte am Schreibtische gesessen habe, als das Windspiel hereingelassen wurde; es sprang unbemerkt auf den Tisch und legte ihm die beiden Vorderpfoten um den Hals. Friedrich soll durch das unerwartete Wiedersehen und die Zärtlichkeit seines kleinen Lieblings so erfreut gewesen sein, daß ihm Thränen in die Augen traten.

von Dessau, der sein Hauptquartier zu Rohnstock nahm, und begab sich selbst nach Berlin zurück (30. Oktober).

Für Maria Theresia war die Nachricht von der Niederlage ihrer Armee bei Soor gleich einem Wermutstropfen in den Freudenkelch, den sie bei der Kaiserkrönung ihres Gemahls zu Frankfurt (3. Oktober) schlürfte. Sie zürnte über die Unfähigkeit ihrer Generale, welche die Armee schlecht geführt, über die Zuchtlosigkeit ihrer Kroaten und Panduren, die geraubt und geplündert hatten, statt zu kämpfen und zu schlagen. Sie ließ die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen die Generale einleiten, die sich Fehler hatten zu schulden kommen lassen, und sie erließ einen scharfen Armeebefehl, wonach kein Offizier von der Armee in Böhmen ohne besonderen Befehl nach Wien kommen durfte, weil diese Armee sich zweimal hatte schlagen lassen. Aber sie erkannte die Hauptursache der Niederlage, die Überlegenheit ihres großen Gegners, nicht an. Sie vertraute auf den unmittelbaren Schutz der Vorsehung, unter dem sie zu stehen glaubte. Deshalb verwarf sie beharrlich jede Friedensvermittelung, welche ihr den Verzicht auf Schlesien zumutete, und befahl dem Prinzen Karl auch jetzt noch, wenigstens das leichte Volk nach Schlesien folgen zu lassen, um festen Fuß für fernere Unternehmungen zu fassen.

Der Kriegseifer der Kaiserin-Königin wurde noch durch denjenigen des sächsischen Hofes überboten, an dem der Minister Graf Brühl die entscheidende Stimme führte und das bekannte Lug- und Trugspiel, wonach Sachsen nur seine vertragsmäßigen Pflichten durch Stellung eines Hilfscorps für Österreich erfüllte, im übrigen aber auf gutem Fuße mit Preußen zu stehen wünschte, fortsetzte. In der That gelang es ihm durch diese perfide Politik, wenigstens die russische Diplomatie zu täuschen und sich für seine Pläne gegen Preußen einen Rückhalt in dem russischen Großkanzler Grafen Woronzow zu schaffen.

Bereits zu derselben Zeit, als zwischen Preußen und England die Konvention von Hannover zu stande kam, welche die Grundlage für die englische Friedensvermittelung bilden sollte, hatten Sachsen und Österreich sich durch einen neuen Vertrag „innig und unauflöslich" verbunden (29. August), den Krieg gegen Preußen mit ihrer ganzen Macht auf das energischte, auch während des Winters, fortzusetzen und nur gemeinschaftlich mit dem gemeinschaftlichen Gegner Frieden zu schließen. Maria Theresia versprach, von ihrem am Rhein stehenden Heere ein Corps von 10—12000 Mann nach Sachsen rücken zu lassen, um mit den sächsischen Truppen vereint den Feind an der Stelle zu treffen, wo es ihm am empfindlichsten sein würde.

Auf Grund dieses Vertrages wurde (11. November 1745) ein neuer sächsisch-

österreichischer Kriegsplan verabredet. Nach diesem sollte Prinz Karl in die Lausitz einrücken, um der preußischen Armee, die in Schlesien stand, die Spitze zu bieten und den Sachsen die rechte Flanke zu decken. Das österreichische Corps des Generals von Grünne, welches, vom Rhein her kommend, bereits die Gegend von Hof erreicht hatte, sollte sich mit der sächsischen Armee unter dem Grafen Rutowski, der an Stelle des erkrankten Herzogs von Weißenfels den Oberbefehl übernommen hatte, vereinigen, die vereinigte Armee sich dann die Saale abwärts nach Halle wenden und die Armee des Fürsten von Dessau in den Winterquartieren überfallen und nach Magdeburg beiseite schieben, um sich freie Bahn in das Brandenburgische zu schaffen.

Man sieht, Sachsen, welches sich den Schein gab, neutral zu bleiben, und welches noch vor kurzem die Hilfe Rußlands angerufen, als es sich von dem Einmarsche der Preußen bedroht sah, hatte eine Hauptrolle in diesem Angriffsplane, der auf die Vernichtung Preußens abzielte übernommen. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, welche die englische Vermittelung beiseite schieben und sich selbst zur Schiedsrichterin zwischen den kriegführenden Mächten aufwerfen wollte, hatte damals erklärt, daß Sachsen in seinem vollen Rechte sei, wenn es seine Hilfstruppen mit der österreichischen Armee zu den Operationen in Schlesien vereinige, sobald es nur die Neutralität der preußischen alten Provinzen beobachte. Sie hatte sogar ihre Truppen marschieren lassen, um Sachsen Hilfe zu leisten, falls Friedrich — etwa nach der Schlacht bei Soor — den angedrohten Einmarsch in Ausführung kommen lassen wollte. Es fragte sich, wie die russische Politik sich gegenüber dem neuen österreichisch-sächsischen Angriffsplan, der doch direkt gegen die alten preußischen Provinzen gerichtet war, verhalten werde.

König Friedrich war am 1. November nach Berlin zurückgekehrt und hatte unter dem Freuden- und Jubelrufe der Bevölkerung seinen Einzug durch die Linden nach dem Schlosse gehalten, wo die Königin-Mutter, die Königin, der gesamte Hof und die Generalität ihn empfingen. Schon bald nach seiner Rückkehr erhielt er durch seine Agenten an den fremden Höfen die ersten Nachrichten von dem ihm drohenden Überfall seiner Staaten. Auch der Prinz Leopold meldete, daß die Truppen in Böhmen in voller Bewegung nach Sachsen und nach der Lausitz zu seien. Schnell entschlossen, entwarf Friedrich seinen Gegenplan, um dem drohenden Wetter zuvorzukommen. Er hatte alles mögliche gethan, um zum Frieden zu gelangen — vergeblich! Jetzt handelte es sich nicht mehr für ihn um zweifelhafte Rechtsansprüche, sondern um den Schutz und die Verteidigung seiner alten Erbstaaten gegen übermütige Feinde. Dieses

Bewußtsein gab seinen Entschließungen um so mehr Schwung und Festigkeit, selbst auf die Gefahr hin, daß es zum offenen Bruche mit Rußland kommen sollte: „Der Norden und Süden scheinen sich zu unserem Untergange verschworen zu haben; man muß alle Kräfte anspannen in diesem Unwetter, den Mut der Gefahr, dem Betruge rasche Geschicklichkeit entgegensetzen und sich für alle kommenden Ereignisse mit einem stoischen Gleichmute rüsten."

Er befahl dem alten Fürsten von Dessau, seine Armee — 25 Bataillone und 45 Eskadrons (circa 20000 Mann) — bei Halle zu sammeln und geradeswegs auf Leipzig zu marschieren, und von da, wenn Leipzig stark verschanzt sei, über Wurzen nach Torgau, damit der Feind, um Dresden zu decken, die Stellung bei Leipzig verlassen müsse. Er selbst begab sich, von dem Prinzen von Preußen, dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig und dem Grafen von Rothenburg begleitet, (16. November) zur Armee nach Schlesien, kam in Liegnitz mit dem Prinzen Leopold von Dessau zusammen und stellte den weiteren Operationsplan fest. Der Prinz hatte die Armee bereits zwischen Goldberg und Hainau hinter dem Gröditzberge versammelt. Friedrich wollte den Prinzen Karl durch Scheinbewegungen in dem Glauben bestärken, daß die Armee sich in vollem Rückzuge nach der Lausitz befände, und ihn dadurch zu einem rascheren Vordringen durch die Lausitz verleiten, ihm einen Vorsprung in der Richtung auf Krossen lassen, dann aber seine Verbindungen durchreißen, ihn von seinen Magazinen abschneiden und ihn zwingen, in einer ungünstigen Stellung die Schlacht anzunehmen. Er hatte sich selbst vorgenommen und dem Fürsten von Dessau ausdrücklich befohlen, keinen Schritt zu thun, ehe nicht die Österreicher in das sächsische Gebiet eingerückt seien, um auch das formelle Recht unbestreitbar auf seiner Seite zu haben.

Noch blieb die Gefahr bestehen, daß die Sachsen bei Leipzig Zeit behalten würden auszuweichen und sich, vereinigt mit dem Grünneschen Corps, das von Hof durch das sächsische Voigtland im Anmarsch war, nach der Mark und nach Berlin zu wenden. General Graf Hacke erhielt den Befehl, wenn der Feind auf Berlin marschiere, ihm mit den 5000 Mann, die er dort als Besatzung zurückgelassen, entgegenzugehen und ihn zu schlagen, während die Stadt selbst in der Obhut der bewaffneten Bürger blieb. Es wurden alle Anordnungen getroffen, um im Falle der Not die königliche Familie, die Kassen, die Archive der Staatsbehörden nach Stettin zu flüchten. Die Stimmung der Bevölkerung in der preußischen Hauptstadt war ruhig und entschlossen.

Noch im letzten Augenblicke erging russischerseits eine Warnung nach Dresden, von dem Angriffe auf die altpreußischen Provinzen abzustehen, und

der Minister Graf Brühl legte doch zu viel Wert auf die russische Freundschaft, um derselben nicht Gehör zu geben. Der sächsisch-österreichische Kriegsplan ward noch einmal geändert, nur der Hauptgedanke desselben festgehalten, die Verbindung Schlesiens mit Brandenburg zu durchreißen und die preußische Armee in Schlesien zu vernichten.

Die sächsische Armee unter Graf Rutowski sollte zur Deckung der sächsischen Grenze bei Leipzig stehen bleiben. Prinz Karl, welcher mit der Armee aus Böhmen schon nahe an der Lausitzer Grenze stand, sollte über Zittau, Görlitz, Sagan auf Krossen vormarschieren, um die preußische Armee in Schlesien von den Marken abzuschneiden, General Grünne bei Torgau über die Elbe gehen, ins Brandenburgische einrücken und Berlin bedrohen.

Der König übernahm in Liegnitz wieder den Oberbefehl über die Armee in Schlesien und führte dieselbe bis an den Bober, bereit, auf die erste Nachricht von der Überschreitung der sächsischen Grenze durch die Österreicher seine Angriffsoperationen zu eröffnen. Am 22. November morgens erhielt er von Winterfeld, welcher am Queis die Vorhut befehligte, die Meldung, daß der Einmarsch in zwei Kolonnen unter Lobkowitz und dem Prinzen Karl (am 20. und 21. November) über Zittau erfolgt sei. Sofort befahl der König den Aufbruch der Armee nach Naumburg am Bober.

„Ich empfehle uns alle,“ schrieb der König an Podewils (22. November), „dem Schutze der Vorsehung, dem Genius, der über die Erhaltung der großen Staaten wacht. Wollte der Himmel, daß wir uns bald bei voller Gesundheit, froh, zufrieden und frei von Unruhen wiedersehen; — — wenn es uns glücklich geht, wie ich hoffe, so wird es keine Mühseligkeit geben, über die wir uns zu beklagen haben.“

In vier Kolonnen überschritt die Armee bei Naumburg den Bober und schlug darauf die Richtung südwärts nach Görlitz ein, an ihrer Spitze die Zietenschen Husaren. Wie eine Rakete fuhr der preußische Angriff zwischen die Feinde mitten hinein. Noch am Nachmittage traf Zieten bei Katholisch-Hennersdorf auf den Feind, zwei Bataillone und sechs Eskadrons Sachsen. Während Zieten sofort die sächsische Kavallerie da angriff, wo er sie sah, fielen die Majore von Warnery und von Seydlitz mit den weißen Husaren ihr in die Flanke, die schwarzen Husaren in den Rücken; sechs Eskadrons Kürassiere unter General von Rochow unterstützten den Angriff und vollendeten die Sprengung und Vernichtung der Kavallerie. Die beiden sächsischen Bataillone bildeten Karrees und hielten sich tapfer, bis die preußischen Grenadierbataillone sie durch das Feuer ihrer Bataillonsgeschütze erschütterten und der Kavallerie

das Eindringen in die Karrees erleichterten. Drei Fahnen, zwei Standarten, zwei Paar Pauken, eine Kanone, 1050 Gefangene — unter ihnen General Buchner, der Kommandeur des sächsischen Detachements — waren die Trophäen des glücklichen Anfangs. Zietens Husaren und die schwarzen erhielten die eroberten Pauken mit dem Rechte, sie nach Kürassierart zu führen „zum Zeichen, daß die Husaren der preußischen Armee nicht loses Gesindel seien, sondern den stolzen Kürassieren ebenbürtig.“

In seinen Bewegungen auf das unerwartetste und unangenehmste gestört, führte Prinz Karl seine Armee über die Neisse und über Zittau nach Böhmen zurück, was nicht ohne Unordnung und Verluste geschah. Wo die Österreicher ihre Nachtquartiere aufschlugen, erschienen einige Stunden nachher die Preußen, worauf jene schleunigst aufbrachen und ihren Marsch fortsetzten. Bei Zittau holte Winterfeld die Nachhut des Feindes ein. Der Paß war durch die abziehenden Truppen und die Bagage verstopft. „Wo ein Gedrang ist, muß Luft gemacht werden,“ berichtet Winterfeld; „unsere Husaren sahen den Fehler und suchten den armen Leuten Luft zu machen.“ Major von Warnery und von Seydlitz sprengten mit ihren weißen Husaren in die feindlichen Haufen, ließen an den Bagagewagen die Stränge durchhauen und die Pferde sowie einige hundert Gefangene fortführen. Auf böhmischem Boden erst hielt der Feind, der sowohl durch die zahlreichen Gefangenen bei den Rückzugsgefechten, als durch Desertion starke Verluste erlitten hatte, seinen ersten Rasttag (27. November).

General von Grünne hatte sich nach seinem Elbübergange bei Torgau nach Lübben gewandt, das er am 25. November zu erreichen hoffte. Auf die Nachricht von der kühnen Offensive des Königs und von der Schlappe der Österreicher bei Hennersdorf zog er es jedoch vor, über Senftenberg und Hoyerswerda rechts auszuweichen. Er hoffte, sich in Bautzen mit dem Prinzen Karl zu vereinigen; aber schon hatte der König den General Lehwald mit einem Corps über Löbau nach Bautzen entsandt und diese Stadt von ihm besetzen lassen, um dem Grünneschen Corps den Weg zu verlegen und zugleich dem Feinde Besorgnis für Dresden zu erregen. Grünne eilte, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, nach Königsbrück, um von da entweder nach Dresden oder über Pirna nach Böhmen zu gehen.

Der von Österreich und Sachsen lange vorbereitete große Plan, welcher Preußen mit Vernichtung bedrohte, war durch die Wachsamkeit und Schnelligkeit Friedrichs abermals vereitelt worden und der Schlag selbst auf seine Gegner zurückgefallen. Mit gerechtem freudigen Selbstgefühl schrieb der König in diesen Tagen an Podewils: „Danken wir der Vorsehung für unsere Erfolge. Komme,

was kommen kann! — ich habe ein reines Gewissen vor Gott und meinem Vaterlande und brauche mir keinen Vorwurf zu machen. Unsere Feinde sind geschlagen, ehe ich sie habe erreichen können, und ich habe alles, was ein General thun kann, mit möglichst wenig Blutvergießen und mit größter Wirkung gethan."

Friedrich hatte keine Veranlassung, den Feind nach Böhmen hinein zu verfolgen. Er blieb die nächsten Tage in und bei Görlitz und suchte neue Friedensunterhandlungen mit dem Dresdener Hofe anzuknüpfen. Graf Brühl mußte wohl zum Schein auf die preußischen Friedensanerbietungen eingehen. In Wahrheit war es ihm nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen, bis der Einfluß Rußlands, das schon seine Truppen gegen die ostpreußische Grenze in Marsch setzte, sich geltend machen und bis es Maria Theresia durch ihren Gemahl vielleicht noch gelungen sein würde, die Hilfe des Reichs gegen Friedrich aufzubieten. Durch die Übersiedelung des sächsischen Hofes von Dresden nach Prag, wohin auch Graf Brühl ihm folgte, wurden die Verhandlungen noch mehr in die Länge gezogen und erschwert.

König Friedrich beklagte den König von Polen, daß er sich von „den Aufschneidereien der Österreicher blenden" und von seinem Minister „ganz gegen sein offenbares Interesse und dasjenige seines Landes mißleiten" lasse: „Das Herz blutet mir, wenn ich alle das Unglück sehe, das ich wider meinen Willen anrichten muß; ein weiser Friede würde dem allen vorgebeugt haben; die Sachsen selbst tragen die Schuld." — „Die Sachsen," sagte der König, er meinte aber wohl mehr den sächsischen Minister Grafen Brühl, der wie ein verzweifelter Glücksspielritter das Schicksal seines Landes und seines Fürstenhauses in so frivoler Weise auf das Spiel setzte; die sächsische Bevölkerung verwünschte diese unselige Politik sowie das Bündnis mit Österreich und jammerte nach Frieden. Sie nahm, nachdem sie den Gewaltthätigkeiten und Plünderungen der österreichischen Kriegsvölker ausgesetzt gewesen, gern die Preußen ins Quartier und sah in ihrem Könige den Beschützer der protestantischen Kirche, die sie von der Bigotterie des sächsischen Kur- und polnischen Königshauses gefährdet glaubte. Friedrich konnte sich in seiner militärischen Aktion nicht durch das Trug- und Ränkespiel dieses Ministers aufhalten lassen. Er trieb vielmehr den Fürsten von Dessau, dessen methodische Langsamkeit seinen Unwillen erregte, an, nun endlich mit „mehr vigueur" vorzugehen. „Ew. Liebden werden selbst erachten," schrieb er ihm aus dem Hauptquartier Görlitz (29. Nov.), „wieviel mir daran gelegen ist, und wenn Deroseits darunter gezögert oder braisiert wird, würde ich nicht nur davon zum höchsten unzufrieden zu sein Ursach haben, sondern Dieselben sich auch dadurch die größte

Verantwortung zuziehen. Ich bin aber mir eines anderen von Denselben gewärtig und glaube, daß Ew. Liebden als ein erfahrener und rechtschaffener Offizier handeln und meine allerpositivsten Ordres exequieren werden."

Der alte Fürst brach endlich auf, trieb die sächsischen Grenzposten mit leichter Mühe zurück und erschien vor Leipzig (29. Nov.). Die Verschanzungen vor der Stadt waren nur schwach besetzt und wurden von den Sachsen nach einem unbedeutenden Nachhutgefecht geräumt. Am anderen Morgen (30. Nov.) kapitulierte Leipzig und die Pleißenburg. Von Leipzig wandte sich der Fürst nicht, wie der König erwartet und gefordert hatte, direkt gegen Dresden, sondern er marschierte links ab nach Wurzen und Torgau, das er (6. Dez.) besetzte. Sei es, daß der alte Dessauer militärische Bedenken hatte und dem Feuereifer des jungen Königs die Ruhe und Besonnenheit seines Alters entgegensetzen wollte, sei es, daß er als Reichsfürst auch seinen politischen Bedenken Rechnung tragen zu sollen glaubte, jedenfalls bedurfte es noch schärferer Mahnungen des Königs, um ihn zu einem entschiedenen Vorgehen anzutreiben. „Mein Wille ist," schrieb ihm der König (8. Dez.), „daß Ew. Liebden gerade auf die sächsische Armee marschieren sollen, um dieselbe von Dresden durch das Gebirge nach Böhmen zu jagen," und einige Tage darauf: „Ew. Durchlaucht Bewegungen gehen so langsam, als wenn Sie sich vorgenommen hätten, mich aus meinem Vorteil zu setzen; weil die Sachen so ernsthaft sind, rate ich Ihnen als guter Freund, mit mehr vigueur zu verfahren und meine Befehle pünktlich auszuführen; sonst sehe ich mich gezwungen, zu Extremitäten zu schreiten, die ich gern vermieden sähe."

Wie bitter die Pille auch war, Ordre mußte pariert werden. Der Fürst brach (11. Dez.) von Torgau auf und erreichte mit zwei Gewaltmärschen das circa acht Meilen entfernte Meißen, vor dem von der anderen Seite bereits General Lehwald von Bautzen her eingetroffen war. Der König selbst ging über Bautzen und Kamenz nach Königsbrück (12. Dez.); seine Vorhut unter Dumoulin stand bei Lichtenberg, drei Meilen von Dresden; ihre Husaren streiften bis gegen Loschwitz und Pillnitz.

Graf Rutowski hatte mit der sächsischen Armee, zu der auch das Grünnesche Corps gestoßen war (im ganzen circa 32000 Mann), zur Deckung der Hauptstadt an der großen Straße, die von Meißen über Wilsdruff nach Dresden führt, eine feste Stellung genommen. Auch Prinz Karl war mit seiner Armee (circa 24000 Mann) von Böhmen über Tetschen wieder in Sachsen eingerückt, stand am 13. Dezember bei Pirna und lagerte am 14. auf der Südseite von Dresden zwischen Plauen und dem Großen Garten.

Der Fürst von Dessau sollte auf dem linken, der König wollte auf dem rechten Ufer der Elbe gegen Dresden vorrücken; auf dem Glacis von Dresden hoffte er den Frieden zu diktieren, nachdem König August und Brühl ihn so lange mit leeren Ausflüchten unmöglich gemacht hatten. „Ich hoffe viel von unseren Operationen," schrieb Friedrich an Podewils (12. Dez.); „auf dem Glacis von Dresden werden die Leute einen Frieden schließen, der für sie um so schimpflicher sein wird, da sie ihn hätten vermeiden können; ich wünsche von ganzem Herzen Frieden; aber ich glaube, das beste Mittel, um dazu zu gelangen, ist jetzt, daß man das Land büßen läßt, wenn der Dresdener Hof durchaus keine Vernunft annehmen will. Das ist in der That ein trauriges Mittel, um so trauriger, weil es meiner Denkweise widersteht und ich den Krieg nicht wie ein Attila führen mag."

Dem Fürsten von Dessau, der noch immer Weitläufigkeiten machte, schrieb der König (13. Dez.): „Ew. Liebden sollen den Leuten keck auf den Hals gehen, und ich stehe mit meinem Kopfe dafür, Sie jagen sie nach Böhmen hinein, welches das Ende unserer Expedition ist."

Der Fürst hatte am 12. Dezember Meißen besetzt, nachdem die sächsischen Truppen dasselbe noch während der Unterhandlungen geräumt hatten. Er ließ sogleich die Elbbrücke daselbst herstellen und neben derselben noch eine Pontonbrücke schlagen. Bei dem Übergang über die Elbe hatten die beiden preußischen Dragonerregimenter Roehl und Holstein, welche die Nachhut bildeten und die der Armee nachgeführten Proviant- und Bagagewagen deckten, das Unglück, vom Feinde überfallen und fast ganz aufgerieben zu werden. Sie verloren 150 Mann an Toten, über 100 Gefangene, 3 Standarten und 2 Paar Pauken. Auch General von Roehl, der krank im Wagen lag, wurde getötet.

Am 14. Dezember ging der König rechts der Elbe bis Radeberg vor, die Husaren seiner Vorhut streiften bis Neustadt-Dresden. Der Fürst von Dessau kam links der Elbe bis Rohnsdorf; Zietens Husaren vertrieben die feindliche Vorhut aus Wilsdruff und verfolgten sie bis Kesselsdorf, wo sie die ganze sächsische Armee unter Rutowski in einer überaus festen Stellung vor sich sahen.

Die Sachsen standen auf den Höhen entlang des Tzschonengrundes, der sich als eine tiefe, zum Teil morastige Schlucht mit steilen Rändern von Kesselsdorf über Zöllmen und Pennerich, je weiter abwärts desto tiefer, zur Elbe hinabzieht. Die Abhänge des Höhenzuges waren mit Eis und Schnee bedeckt und von dem Feuer der sächsischen Batterieen bestrichen. Den Schlüsselpunkt der Stellung bildete Kesselsdorf, durch welches die Straße von Dresden nach Wilsdruff, nach dem Westausgange des Dorfes stark ansteigend, führt.

Das Dorf lag mit seinen Hofmauern wie ein Bollwerk dem sächsischen linken Flügel vorgestreckt und war von einer zahlreichen Infanterie, sowie von mehreren Batterieen — darunter die sogenannte „große Batterie" von 20 schweren Geschützen am Westausgange — verteidigt.

Gegen diese von den Sachsen für uneinnehmbar gehaltene Stellung rückte der alte Dessauer am 15. Dezember morgens in mehreren Kolonnen vor. Er schien an diesem Tage in einer besonders bärbeißigen Laune. Das deutete nicht nur seine grimmige Miene an, sondern auch der rauhe Ton und die bündige Art, wie er seine Befehle austeilte, denen er jedesmal noch ein „Donnerwetter!" oder „Schwerenot!" nachsandte. Die vielen Mahnungen des Königs, auch das letzte Schreiben, das er von ihm noch in der Tasche hatte und in welchem er wegen des erwähnten Unfalls der beiden Dragonerregimenter scharf getadelt wurde, hatten ihn in diese üble Stimmung versetzt, um so mehr, da er wohl fühlen mochte, daß die ihm gemachten Vorwürfe nicht unverdient waren. Es ist sehr zu bezweifeln, ob er vor der Schlacht das ihm zugeschriebene merkwürdige Gebet wirklich gesprochen hat, welches gelautet haben soll: „Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst Du nicht, so hilf wenigstens den — —. Feinden nicht, sondern verhalte Dich neutral und siehe zu, wie es kommt, dann will ich mir schon selbst helfen!" — Jedenfalls entsprach dasselbe seiner Denkweise und seinem rechtschaffenen Zorn gegen die Sachsen; er war entschlossen, heute jenen erlittenen Unfall an ihnen zu rächen. Er wollte auch nicht fackeln, nicht viel manövrieren, sondern — wie es in der Soldatensprache heißt — „den Stier bei den Hörnern angreifen." Mit den Worten: „Nun Kinder, in Gottes Namen marsch!" gab er den Befehl zum Angriff auf die mit Eis und Schnee bedeckte Dorfhöhe von Kesselsdorf und auf die große Batterie.

Mit geschultertem Gewehr und ungedeckter Brust, unter den Klängen des Dessauer Marsches, der einzigen Melodie, welche der alte Dessauer kannte und nach der er auch in der Kirche die Choräle mitzusingen pflegte, rückte die stolze Schlachtlinie der preußischen Grenadierbataillone — der Regimenter von Kleist, von Münchow und von Plotho, gefolgt von dem Regiment Anhalt-Dessau — im unerschütterlichen Gleichschritt unter dem mörderischen Kartätsch- und Gewehrfeuer gegen das Dorf und die Höhe vor. Sie suchten den glatten Abhang emporzuklimmen; aber der Boden schwand ihnen unter den Füßen, das Eis machte ihre Schritte ungewiß, und das Feuer riß furchtbare Lücken in ihre Reihen. Die Hälfte der Mannschaften lag tot auf der weißen Fläche, die anderen begannen zu stutzen und zu weichen. Mitten im Getümmel hielt

der greise Fürst, sein langer Zopf hing wie ein Eiszapfen über den Nacken herab, sein Schnurrbart starrte borstig empor, und über die Lippen drängte sich ihm mancher böse Fluch. Es schien, als suchte er den Tod; er wollte nach einer so glorreichen Heldenlaufbahn nicht seine Niederlage überleben. Sein Mantel war bereits von drei Kugeln durchlöchert; aber ihn selber traf keine Kugel. Es ging ja die Heeressage, daß er kugelfest sei; so blieb denn nichts anderes übrig: er mußte siegen. Sein Auge war nach dem Kamme der Höhen gerichtet, welche das verderbliche Eisen in die Reihen seiner tapferen Grenadiere spieen. Da gewahrte er, daß die Höhen droben sich plötzlich belebten. Er fuhr sich mit dem Mantelärmel über die Augen. War das Täuschung, war es Wahrheit? Ja, es waren wirklich die Sachsen, die aus ihrer gedeckten Stellung vorbrachen und bergab den weichenden Preußen nachliefen. Der alte Dessauer sah es staunend und blinzelte dann dem in seiner Nähe haltenden Obersten von Lüderitz zu. Der aber verstand den Blick, zog den Säbel und sprengte an die Spitze seines Dragonerregiments. Im nächsten Augenblick trieb eine weiße Wolke, wie Schneewehen, über das dröhnende Schlachtfeld. Aus der Wolke aber leuchteten zuckende Blitze. Das waren die Säbel der Lüderitzschen Dragoner, welche den verfolgenden Sachsen ihre voreilige Siegesfreude blutig eintränkten. Dann ertönten wieder die bekannten Klänge: „So leben wir, so leben wir rc.", und mit fliegenden Fahnen rückte noch einmal das Regiment Anhalt-Dessau, den greisen Fürsten an der Spitze, vor; einige Grenadierbataillone, die General Lehwald herbeiführte, schlossen sich ihrem Angriffe an. Sie erreichten mit den fliehenden Feinden zugleich den Westeingang des Dorfes und stürmten die große Batterie. Die eroberten Geschütze wurden umgekehrt und auf den Feind gerichtet. Die sächsische Reiterei, welche auf der anderen Seite des Dorfes vorbrach, wurde durch einen kühnen Angriff der preußischen Kavallerie unter General Geßler zurückgeworfen und zersprengt.

Unterdessen hatte auch der linke Flügel der Preußen unter dem Prinzen Moritz von Dessau, dem jüngsten Sohne des alten Fürsten, den Angriff gegen die Mitte und den rechten Flügel der sächsischen Schlachtlinie zwischen Kesselsdorf und Pennerich eröffnet. Unter dem Feuer der jenseit des Tzschonengrundes aufgestellten Batterieen rutschten die Bataillone den Berghang hinab. Prinz Moritz sprang zuerst in das halb zugefrorene morastige Gewässer. Seine ganze Brigade folgte ihm in Front und sprang ihm nach. Die Reiterei des sächsischen rechten Flügels ging zum Angriffe gegen die Infanterie vor, während diese den Tzschonengrund durchschritt; aber die preußischen Bataillone hatten sich schnell formiert und empfingen die sächsischen Reiter mit Salven,

worauf diese kehrt machten. Als sich nun die sächsische Infanterie zugleich in der Front angegriffen und in der rechten Flanke bedroht sah, hielt sie nicht mehr stand. Viele warfen die Gewehre weg und flohen. Die Preußen wollten



Der alte Dessauer bei Kesselsdorf.

sie verfolgen; aber der alte Dessauer, welcher jetzt auf dem linken Flügel ankam, rief ihnen zu: „Halt! Ehre genug, laßt die Kerle laufen!“

Der kurze Wintertag neigte zu Ende. Eine weitere Verfolgung verbot sich schon deshalb, weil — wie der Fürst erfahren hatte — der Prinz Karl mit den Österreichern ganz in der Nähe des Schlachtfeldes stand. Der Tag hatte dem Sieger mehr Blut gekostet als dem Besiegten. Der Verlust der Preußen an Toten und Verwundeten betrug 4800 Mann, derjenige der Sachsen

circa 1000 Mann weniger. 48 Geschütze, 6 Fahnen, 1 Standarte, sowie 158 Offiziere und 6658 Mann an Gefangenen fielen den Preußen in die Hände.

Der König war am Tage der Schlacht vormittags mit einem Teile seiner Armee in Meißen eingerückt. Hier vernahm er den Kanonendonner und empfing am Nachmittage die Meldung von dem errungenen Siege. Am 16. befand sich das königliche Hauptquartier zu Wilsdruff. Die Sachsen traten den Rückzug nach Pirna an, die Österreicher schlossen sich ihnen an. Am 17. Dezember besuchte der König das siegreiche Heer des Fürsten von Dessau auf dem Schlachtfelde. In der Gegend, wo der Angriff begonnen hatte, erwartete ihn der Fürst mit seinem Generalstabe. Der König stieg vom Pferde, ging ihm mit entblößtem Haupte entgegen und sprach ihm das schmeichelhafteste Lob aus. Man sah es an der Haltung und dem leuchtenden Antlitz des Fürsten, wie wohlthuend ihm diese Auszeichnung war. Der alte Held konnte seine Laufbahn und die lange Reihe seiner Siege von Hochstädt an nicht schöner beschließen als mit diesem glorreichen Siege von Kesselsdorf.

Am 18. Dezember zog der König in Dresden ein; er ließ ein kleines Corps über Freiberg südwärts auf die Ortschaften im Gebirge vorgehen. Die österreichisch-sächsische Armee zog sich ganz nach Böhmen zurück. Das Schicksal des Feldzuges war entschieden, des Königs Absicht, „die Sachsen aus Sachsen zu vertreiben," erreicht.

„Ich sitze oft," schreibt einer der Begleiter des Königs aus Dresden, „und denke nach, ob es auch wirklich und wahrhaftig wahr ist, was wir erlebt haben. Heute in die Lausitz einmarschiert, denselben Tag noch die sächsischen Truppen geschlagen; morgen Görlitz besetzt, übermorgen die Österreicher hinter Zittau getrieben, den Tag darauf sie aus dem Lande gejagt, Bautzen genommen, wieder den Tag darauf Leipzig occupiert und die sächsische Armee nach Dresden getrieben, endlich nicht allein diese Armee, sondern auch die Österreicher, die bei ihr waren, geschlagen, Dresden zur Kapitulation gezwungen, und alles das zu einer Zeit, wo die hochmütigen Feinde den König von Land und Leuten vertreiben, seine Armee auseinanderjagen, Stadt und Land durch Feuer und Schwert verwüsten wollten. Der Herr hat Großes an uns gethan, lasset uns dessen froh sein!"

Der Friede von Dresden

(25. Dezember 1745).

Schon in Meißen, während er noch den Kanonendonner der Kesselsdorfer Schlacht hörte, empfing Friedrich ein Schreiben von dem englischen Gesandten am sächsischen Hofe, Sir Thomas Villiers, in welchem dieser ihm anzeigte, daß der König-Kurfürst August bereit sei, Frieden zu schließen, und zu diesem Zwecke einen bevollmächtigten Rat an sein Ministerium in Dresden senden werde. Die Frage war nur, ob der König jetzt nach der blutigen Schlacht und den schweren Opfern, die sie gekostet hatte, und nachdem ganz Sachsen in seine Gewalt gegeben war, noch dieselben Friedensbedingungen gewähren würde, die er vorher angeboten hatte. Es bekundet allerdings einen hohen Grad von Selbstbeherrschung und Mäßigung, daß Friedrich, fern davon, eine Vergeltung zu üben, auf der erreichten Machthöhe nach den glänzenden Erfolgen der letzten Wochen nur an den früheren Bedingungen festhielt. Der König von Frankreich riet ihm von einem Separatfrieden ab und forderte ihn vielmehr auf, als Schiedsrichter in dem europäischen Kriege aufzutreten; aber Friedrich lehnte auch diese gefährliche Rolle weislich ab. Er war des französischen Bündnisses, das ihn mehr gehemmt, als ihm Nutzen gebracht hatte, gar sehr überdrüssig und außerdem durch den kühlen und vornehmen Ton eines Schreibens beleidigt, das er kürzlich von Ludwig XV. erhalten hatte. Er schrieb selbst: „Für mich ist mehr wahrhafte Größe darin, für das Glück meiner Unterthanen zu sorgen als für den Frieden Europas. Mit einem Worte, ich will meines Lebens froh werden; was sind wir armen Menschenkinder, daß wir Projekte schmieden, die so viel Blut kosten! Laßt uns leben und Leben fördern!"

In diesem Sinne trat der König in die Friedensunterhandlungen mit Sachsen ein, indem er ihm keine Landabtretung zumutete und überhaupt kein anderes Opfer auferlegte als die Zahlung von einer Million Thaler Kriegskosten.

Während dieser Unterhandlungen kam auch der österreichische Bevollmächtigte, Graf Harrach, nach Dresden, weniger um sich an denselben zu beteiligen, als um durch die Vermittelung des französischen Gesandten in Dresden Friede und Bündnis mit Frankreich zu suchen, was der Kaiserin-Königin wünschenswerter war als der Friede mit Preußen. Erst als dies nicht gelungen und die Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Sachsen dem Abschlusse nahe waren, erklärte er sich ermächtigt, für seine Regierung den Beitritt Österreichs zu der englisch-preußischen Konvention von Hannover zu erklären. Er wünschte wohl noch einige Modifikationen derselben auszuwirken; aber Friedrich erklärte auf das entschiedenste, nicht einen Buchstaben nachzulassen.

So erfolgte denn am 25. Dezember um Mittag der feierliche Akt der Unterzeichnung des doppelten Friedens, Preußens mit Österreich und Preußens mit Sachsen, in Gegenwart des englischen Vermittlers Villiers. „Dem Himmel sei Dank," rief Friedrich bei der Meldung von dem erfolgten Abschluß; „ich hoffe und erwarte, daß dies Werk fest und von Dauer sein wird."

Wer den Fortschritt in der Geschichte nur nach den zu Tage tretenden äußeren Erfolgen beurteilt, der wird ihn in diesem Dresdener Friedensschlusse schwerlich finden, und er könnte fragen, wozu denn alles Blutvergießen des zweiten Schlesischen Krieges gefruchtet habe, wenn nach dem Frieden alle Verhältnisse so wieder hergestellt wurden, wie sie vorher bestanden hatten. Schlesien hatte der König ja behauptet und von Maria Theresia durch den Dresdener Frieden von neuem zugesprochen erhalten; aber wenn er trotz des Verzichtes der Königin im Breslauer Frieden doch für die Behauptung Schlesiens noch einmal das Schwert hatte ziehen müssen, wer bürgte ihm dafür, daß sie nicht auch dieses zweite Siegel, dasjenige des Dresdener Friedens, lösen würde, sobald die Gelegenheit ihr günstig scheinen würde, Schlesien wiederzunehmen? — Und vollends, in der deutschen Frage war gar nichts gewonnen. Für Kaiser und Reich hatte Friedrich den Krieg begonnen; er wollte das deutsche Kaisertum unabhängig machen von dem Hause Österreich, und nun mußte er im Dresdener Frieden doch die Kaiserwahl Franz I., des Gemahls der Maria Theresia, anerkennen, mit welchem die deutsche Kaiserwürde an die von ihm begründete Lothringische Linie des Hauses Österreich kam.

Aber neben den äußeren Vorgängen, neben den gewaltigen Kriegsstürmen, welche die Völker aufregen und die Länder verheeren, geht ein stilles Wehen und Werden, in dem des Geistes lebendige Macht und der wahre Fortschritt der Geschichte sich ankündigt. Oft geben die Ereignisse auf der großen Weltbühne den Antrieb zu dieser geistigen Bewegung; sie greifen tief ein in das

Leben des einzelnen Menschen und heben ihn hinaus über den Kreis seines alltäglichen Wirkens und Schaffens; sie rütteln die Nationen aus ihrer geistigen Trägheit, aus ihrem Schlummer und spannen ihre Kräfte an zu energischem Handeln nach gemeinsamen hohen Zielen. An Friedrichs Thatenruhm richtete in Preußen, in ganz Deutschland ein neuer, nationaler Geist sich auf. In Friedrich war dem deutschen Volke ein Kriegsheld erstanden, nicht ein solcher, der auf Eroberungen auszog und sein Volk mit Kriegsruhm zu sättigen strebte, sondern ein Fürst, der keine höhere Wonne kannte, als sein Volk auf der Bahn des geistigen Fortschritts und der Bildung zu führen, der den Krieg nur führte, um zu einem seiner selbst und seines Volkes würdigen Frieden zu gelangen, und doch ein ganzer und echter Kriegsheld, der sich würdig an die größten Helden des Altertums, einen Alexander und Cäsar, anreihte, der die Kriegführung adelte durch das geistige Element, das er hineintrug, der die Regeln der alten methodischen Kriegführung keck beiseite schob und selbst dem Feinde „das Gesetz des Krieges" diktierte, stets bereit, die Entscheidung in offener Feldschlacht zu suchen und anzunehmen; der, durch die Überzahl und die weit angelegten Pläne seiner Gegner oft in die Defensive zurückgedrängt, doch im rechten Augenblick stets von dem „stolzen Vorrecht der Initiative" Gebrauch zu machen wußte und den von ihm zunächst für seine Kavallerie aufgestellten Grundsatz: „Die Preußen sollen allemal den Feind angreifen" zu einem allgemeinen preußischen Grundsatze erhob. Solange er es für möglich hielt, suchte Friedrich die drohenden Kriegswetter abzulenken und fernzuhalten und den Bündnissen seiner Feinde andere Bündnisse entgegenzusetzen, so die Union deutscher Fürsten und das ihm persönlich so wenig zusagende Bündnis mit Frankreich. Aber im Augenblick der höchsten Gefahr von seinen Bundesgenossen im Stiche gelassen, von übermächtigen Gegnern umringt und umgarnt, erhob er sich, der einzige, allein verbündet mit dem Genius seines Hohenzollernschen Hauses und seines preußischen Vaterlandes, mächtig über alle, machte ihre Pläne zu schanden und ihre Waffen stumpf. Um den König scharte sich jener Kreis von Helden, welche — wie die Dessauer und Braunschweig, wie Winterfeld, Zieten, Seydlitz — seinen Geist und sein kühnes Vertrauen in den Genius Preußens immer weiter trugen in alle Schichten des Volkes hinein. Da wurden die Nachkommen jener Männer, die einst in der Zeit des Großen Kurfürsten in ihre Fahnen schrieben: „Wir sind Bauern von geringem Gut rc.," — da wurden die märkischen und pommerschen Bauernburschen in Friedrichs Schule zu den berühmten und gefürchteten Reitern der Baireuth-Dragoner und Zieten-Husaren, die bei Hohenfriedberg die „Wunder

der Tapferkeit" thaten, oder zu den martialischen Gestalten der Grenadiere von Kesselsdorf, und so erwachte unter Friedrichs Leitung der Geist der Vaterlandsliebe und Königstreue, der Ehrliebe und Pflichttreue, der das preußische Volk zugleich friedfertig und waffengewaltig machte, bereit, das Kühnste zu wagen und das Schwerste zu tragen und für König und Vaterland den letzten Blutstropfen und das Leben einzusetzen.

Ein solches Volk ließ sich aber nicht nach den engherzigen Gesichtspunkten der kleinstaatlichen Territorialpolitik regieren, wie sie sich seit dem Westfälischen Frieden im Reiche entwickelt hatte; es konnte nicht sein Genüge darin finden, eine Säule des zusammenbrechenden mittelalterlichen Reichsbaues zu bilden, um vielleicht in seinem Sturze mitbegraben zu werden, sondern König Friedrich hatte ihm seinen Beruf höher und kühner gesteckt. Friedrichs Versuche, dem deutschen Kaisertum wieder eine nationale Bedeutung und Selbständigkeit zu geben und zum Schutze des Reichsoberhauptes gegen österreichische Vergewaltigung eine Union deutscher Fürsten zu stande zu bringen, mußten noch scheitern, weil der nationale Geist noch nicht die Kraft besaß, um große Wirkungen zu üben. Genug, daß er geweckt war! Es mochte dem Könige Friedrich und seinen Nachfolgern in Zukunft überlassen bleiben, den nationalen Geist weiter wirken und schaffen zu lassen, um Preußen zu dem Platze im Reiche und unter den Mächten Europas emporzuheben, der ihm von der Vorsehung vorbehalten war. Der Friede von Dresden war eine Stufe auf dem Wege dahin.

Im Volke aber begann man das Wollen und Walten des Königs zu begreifen. Man hatte die Wandlungen und Wechselfälle des Krieges erlebt und erfahren und die Gefahren ermessen, denen die Hauptstadt, die königliche Familie, der Preußische Staat ausgesetzt gewesen waren, aber auch die Mittel und Kräfte kennen gelernt, um ihnen in Zukunft begegnen zu können. Voll stolzen Selbstgefühls und freudiger Dankbarkeit für den mit Gottes Hilfe errungenen Frieden begrüßte die Bevölkerung der Hauptstadt jubelnd den heimkehrenden Herrscher (28. Dezember). Überall im Volke ertönte der Ruf, und in den Flammenzügen der Transparente in den erleuchteten Straßen las man die Inschrift: „Es lebe König Friedrich der Große!" —

„Vivat Fridericus Magnus!"

Die halkyonischen Jahre

(1746—1756).

Aus dem Feldlager in seine Hauptstadt zurückgekehrt, nahm Friedrich von neuem seine großartige Friedensarbeit auf. Durch die Kühnheit seiner Entschlüsse, die Raschheit seiner Erfolge, sowie durch die Anstrengungen und die außerordentliche Tapferkeit seiner Armee war es dem Könige gelungen, in zwei siegreichen Feldzügen die alten Ansprüche seines Hauses auf Schlesien durchzusetzen, diese altösterreichische Provinz seinen Staaten einzuverleiben und Preußen ebenbürtig in die Reihe der europäischen Großstaaten einzuführen. Die große Frage war, ob diese glänzende Erscheinung nur eine vorübergehende, meteorenhafte sein würde — etwa wie die Erhebung Schwedens nach dem Dreißigjährigen Kriege —, oder ob der Preußische Staat die Kraft haben würde, um sich für die Dauer auf der erreichten Machthöhe zu behaupten; denn in dem letzteren Falle waren alle Machtverhältnisse in Europa verschoben, mußte das ganze bisherige Reichssystem, das seinen Schwerpunkt in Österreich hatte, zusammenbrechen, das ganze europäische Staatensystem eine Umgestaltung erfahren.

Die Staaten, deren Politik durch die Macht der Gewohnheit beherrscht war, namentlich Österreich und die ihm anhängenden deutschen Mittel- und Kleinstaaten, waren und blieben die natürlichen Gegner des allgemeinen Störenfrieds Preußen; sie hatten kein lebhafteres Interesse, als Preußen niederzuhalten und das Geschehene ungeschehen zu machen. Preußen war seinem Flächeninhalt nach der zwölfte, seiner Bevölkerungszahl nach etwa der neunte unter den Staaten Europas, ohne Großhandel und große Industrie, bei nur mäßiger Entwickelung seiner landwirtschaftlichen Kultur und verhältnismäßig geringer Ertragsfähigkeit des Bodens. Wenn Preußen den errungenen Platz unter den Mächten Europas für die Dauer behaupten wollte, so genügte seine vortreffliche Armee allein nicht, sondern Friedrich mußte dem Staate auch durch seine

gesamten inneren Einrichtungen diejenige Festigkeit und Widerstandskraft geben, um den Gefahren, von denen es fortwährend bedroht blieb, Trotz bieten zu können.

Er fand für die seinem Staate zu gebende Form kein Vorbild. Weder die parlamentarischen Staatsformen Englands, noch die ständischen Freiheiten anderer Staaten paßten auf seinen noch in der Entwickelung begriffenen, von allen Seiten gefährdeten Preußischen Staat. Friedrich mußte darin seinen eigenen Weg gehen, in der Organisation und Verwaltung des Staates seinen eigenen Impulsen und Ideen folgen. Sein energischer und umfassender Geist durchdrang und umfaßte alle Zweige der Staatsverwaltung. Alle Staatseinrichtungen nahmen das Gepräge seines persönlichen Willens an. Er fand nur die Grundlagen für seinen Staatsbau vor, die seine Vorfahren gelegt hatten, und er baute fort in dem Geiste, in welchem diese — insbesondere der Große Kurfürst und sein Vater, König Friedrich Wilhelm I., — die Regierung geleitet hatten, aber auch zugleich in dem Geiste des Jahrhunderts, in dem er lebte.

Dies unterscheidet den Preußischen Staat von allen übrigen: Er ist nicht aus dem Willen und der Anspannung einer Nation, die für ihre politische Existenz neue Formen sucht, noch auf der Grundlage eines einigen kirchlichen Bekenntnisses, eines natürlich zusammengehörigen und geschlossenen Gebietes, gleicher oder sich ergänzender Interessen erwachsen; er ist nicht die Herrschaft eines Landes oder Volkes über andere, die er unterworfen; am wenigsten hat er seine Existenz dem Wohlwollen anderer Mächte zu danken, sondern er ist hervorgegangen aus dem schöpferischen Geiste, aus dem festen Willen und der starken Hand der Hohenzollern. Er war und blieb im wahrsten Sinne ein hohenzollernscher Staat. Der Preußische Staat kann nur stehen und fallen mit seinen Hohenzollern. Und dieses stolze Gepräge, das eherne Gefüge, das seine Schöpfer, die Hohenzollern, das namentlich sein großer König Friedrich II. ihm gegeben haben, das ist es, was ihm die vielbewunderte Leistungsfähigkeit und Federkraft in allen Kämpfen giebt, denen er unter Friedrich II. und seinen Nachfolgern noch entgegengeht.

Um diesen metallenen Kern schließen sich in der Zeit, da das Reich immer mehr in Versinken und Verkommen gerät, alle lebensfähigen vaterländischen Elemente. Auf ihm beruht allein die — zu der Zeit, von der wir reden, freilich nur von wenigen gehegte — Hoffnung auf eine dereinstige Wiedererhebung des ganzen Reiches. Noch hat der Staat so manche Wandlungen durchzumachen, manche Kämpfe zu bestehen, bis sein Einfluß sich über ganz Deutschland, auch über diejenigen deutschen Staaten erstrecken kann, die ganz in der Machtsphäre Österreichs liegen; aber er wächst von Jahr zu Jahr an Festigkeit und Kraft.

König Friedrich war in dieser Zeit, welche man die „halkyonischen Jahre," d. h. die glücklichen Jahre heiterer Ruhe nennt (die zehn Friedensjahre vom zweiten Schlesischen bis zum Siebenjährigen Kriege), in der vollen Blüte seiner geistigen Kraft, in der freudigen Zuversicht des Gelingens, in sicherem Gleichgewicht in sich, in allem Wollen und Thun klar und scharf, ohne Zweifel und ohne Launen, der feste Punkt, nach dem alle sahen, in jedem das erhebende Gefühl weckend, in dem Zuge des Fortschreitens ein Glied in dem arbeitenden Werke zu sein. In den ruhmvollen Überlieferungen seines Hauses herangewachsen und erzogen, dabei ganz den Ideen seines Jahrhunderts hingegeben, ohne bei dem Bestreben nach ihrer Verwirklichung das praktisch Mögliche über dem theoretisch Wünschenswerten zu vergessen, war Friedrich rastlos thätig, überall den Antrieb gebend, schaffend und Leben fördernd, und wie in ihm selbst alles Kraft, Nerv und Leben ist, so fordert er auch von jedem seiner Unterthanen die Einsetzung seiner ganzen Kraft für das allgemeine Beste und wünscht seinem Staate die Antäusgabe einzuhauchen, sich in seiner eigenen Kraft stets von neuem zu verjüngen.

In dem System Friedrichs kommen die Staatsgedanken des Großen Kurfürsten von neuem zur Erscheinung, nur umgebildet durch den Geist des Jahrhunderts. Die Gedanken der Geistes- und Gewissensfreiheit, der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, der Unterordnung aller Rechte einzelner unter das höhere Recht des Ganzen, der altrömische Satz: „Salus rei publicae suprema lex" (das Wohl des Staates ist das oberste Gesetz), — sie bilden die Grundlage in Friedrichs System.

Wir können hier nur die Hauptrichtungen der Thätigkeit Friedrichs in diesem Zeitraume andeuten, da die edelsten Früchte derselben erst später zu Tage treten und da seine Friedensarbeit noch einmal durch eine siebenjährige blutige Kriegsarbeit unterbrochen wird.

Kirche und Schulwesen. Der Maßstab zur Beurteilung alles menschlichen Thuns und Schaffens ist allein das Verhältnis des Menschen zu Gott. Alles Menschenwerk erhält nur Wert und Bedeutung, insofern es von dem Streben des Menschen ausgeht, den göttlichen Willen auf Erden zu vollstrecken. Fragen wir nun, wie es in dieser Beziehung mit Friedrich bestellt gewesen, so geben uns viele Geschichtsbücher die Antwort, daß Friedrich von der Religion nicht viel gehalten und gleichgültig über religiöse Dinge gedacht habe. Wir können dieser Ansicht nicht beipflichten. Kein Geschichtsschreiber hat Friedrich ins Herz geschaut. Was aber lauter Zeugnis ablegt für Friedrichs religiöse Gesinnung als alle Geschichtsbücher, das sind Friedrichs eigene Worte und noch mehr seine Handlungen.

Friedrich war Philosoph. Die Notwendigkeit der Pflichterfüllung, welche dem Menschen die äußerste Anstrengung aller physischen und moralischen Kräfte für höhere Ziele auferlegt, stand ihm höher als der Glaube an bestimmte kirchliche und konfessionelle Lehrsätze; aber er regelte seine Handlungen nach den Grundsätzen und Ideen des evangelischen Christentums und er betrachtete, gleich seinen Vorfahren, die christliche Gottesfurcht als den Anfang aller Weisheit und als die Grundlage aller menschlichen Einrichtungen, als die erste und wesentlichste Bedingung allen Fortschritts im Leben der Völker. „Mein System," schrieb er, „besteht darin, daß ich das höchste Wesen anbete, welches allein gut, allein barmherzig und deshalb allein meiner Verehrung würdig ist, daß ich die Lage der unglücklichen Menschen, die mir bekannt sind, mildere und erleichtere, alles übrige aber dem Willen des Schöpfers unterwerfe, der über mich verhängen wird, was ihm gut scheint, und von dem ich, geschehe auch, was da wolle, nichts zu fürchten habe."

Von der christlich-demütigen Sinnesart Friedrichs giebt es auch Zeugnis, daß er die kirchliche Fürbitte im Sonntags-Gottesdienste änderte. Früher hieß die betreffende Stelle: „Insonderheit laß Dir, o Gott, empfohlen sein Se. Majestät unsern teuersten König" ꝛc. Friedrich nahm Anstoß daran, daß in dem Gebete zu dem Allerhöchsten und Allmächtigen der irdischen Majestät Erwähnung geschehe, und setzte statt dessen die Worte: „Insonderheit laß Dir, o Gott, empfohlen sein Deinen Knecht, unsern König!"

In einem Staate, dessen Bevölkerung verschiedenen Konfessionen angehörte, konnte Friedrich nicht eine Konfession besonders begünstigen, sondern er stellte über die verschiedenen Glaubenslehren den Grundsatz der christlichen Liebe; denn — so schrieb er — „Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Lande entvölkert, die Duldung ist eine sanfte Mutter, welche sie hegt und blühen macht" — und in seinem Testament von 1752 sagt er: „Ich bin neutral zwischen Genf und Rom; will Rom in Genf eingreifen, so zieht es den kürzeren; will Genf Rom zu nahe treten, so wird es verurteilt. Auf diese Weise kann ich den Religionshaß mildern, indem ich allen Teilen Mäßigung predige und sie zu vereinigen suche in dem Gedanken, daß sie eines Staates sind." Besonders die katholische Bevölkerung Schlesiens hatte Ursache, sich dieser toleranten Gesinnung ihres neuen Herrschers zu freuen. König Friedrich verschmähte es, gegen seine katholischen Unterthanen in Schlesien jetzt dasselbe Recht zur Geltung zu bringen, welches das Haus Österreich lange Zeit hindurch zur Unterdrückung und Bekehrung der evangelischen Bevölkerung Schlesiens angewandt hatte. Darum schloß sich auch die Bevölkerung Schlesiens so bald an

die neue Herrschaft und an Preußen an. Den Katholiken Berlins erwies der König sich gnädig durch die Erlaubnis zum Bau einer eigenen prächtigen Kirche, zu welcher (am 15. Juli 1747) in Gegenwart eines königlichen Bevollmächtigten die feierliche Grundsteinlegung stattfand. Aber Friedrich trat auch als Schutzherr der Protestanten nicht allein in Schlesien, sondern auch in anderen Staaten auf.

Bereits im Jahre 1743 hatte der König wegen der Bedrückung der Protestanten in Ungarn sehr nachdrückliche Vorstellungen bei dem Wiener Hofe erhoben. Maria Theresia glaubte, denselben damals keine Folge zu geben nötig zu haben. Jetzt, nach dem zweiten Schlesischen Kriege, wurde die Aufmerksamkeit des Königs abermals nach demselben Flecke gelenkt durch eine Schrift des Bischofs von Vesprim, welche die Kaiserin zur Vertilgung der Ketzer aufforderte. Nun wandte sich der König an den Fürstbischof von Breslau und ersuchte ihn, seine Vermittelung eintreten zu lassen, indem er zugleich zu bedenken gab, wie es der katholischen Kirche gefallen würde, wenn einmal das Gegenteil einträte und in einem vorherrschend evangelischen Lande die katholischen Mitbewohner in ähnlicher Weise bedrückt würden. Der Fürstbischof sandte das Schreiben an den Papst, welcher auch klug genug war, die Einziehung der ärgerlichen Schrift des ungarischen Bischofs anzuordnen.

Friedrich erkannte und schätzte den Wert der allgemeinen Bildung für die Hebung des Volkswohls und die Förderung des nationalen Lebens und nahm insbesondere auf eine Besserung des Volksschulwesens Bedacht. Das von ihm (allerdings erst 1763) erlassene „General-Landschulreglement“ (welches wir bereits hier erwähnen, weil sich später vielleicht kaum Gelegenheit bieten wird, auf diesen Punkt zurückzukommen) zeugt von seiner königlichen Fürsorge in dieser Beziehung; er sagt im Anfange desselben: „Demnach Wir zu Unserem höchsten Mißfallen Selbst wahrgenommen, daß das Schulwesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lande bisher in äußersten Verfall geraten und insonderheit durch die Unerfahrenheit der meisten Küster und Schulmeister die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen, so ist Unser so wohlbedachter als ernster Wille, daß das Schulwesen auf dem Lande in allen Unsern Provinzen auf einen besseren Fuß als bisher gesetzt werden soll. Denn so angelegentlich Wir nach hergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden das wahre Wohlsein Unserer Länder in allen Ständen Uns zum Augenmerk machen, so nötig und heilsam erachten Wir es auch zu sein, den Grund dazu durch eine vernünftige sowohl, als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht und anderen nützlichen Dingen in den Schulen legen zu lassen und alles ins künftige danach einzurichten, damit der

so höchst schädlichen und dem Christentum unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die folgende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bilden und erziehen zu können."

Leider waren Friedrichs Bestrebungen in dieser Richtung zu seinem Leidwesen noch von keinen sichtbaren Erfolgen gekrönt, und er selbst sah sich in der Ausführung seiner wohlwollenden Absichten oft durch die fehlenden Geldmittel beschränkt. Bei den bedeutenden Summen, welche er für die Unterhaltung der Heeresmacht, für die Hebung des Landbaues, des Handels und der Gewerbe aufwenden mußte, blieb ihm nur wenig für die Verbesserung der Lehranstalten und die Heranziehung und Besoldung hervorragender und tüchtiger Lehrkräfte übrig. Die meisten Landschulen blieben mit schlecht besoldeten Lehrern aus dem Handwerkerstande besetzt. Für viele Orte gab es keine Schule oder nur sogenannte Winterschulmeister, welche im Winter aufgenommen und von den Bauern der Reihe nach beherbergt und verpflegt, im Sommer aber wieder entlassen wurden. Häufig wurden auch die Stellen der Dorfschulmeister an alte Invaliden, verdiente Unteroffiziere, welche lesen und schreiben konnten, vergeben, und es waren nicht die schlechtesten Lehrer, welche den Jungen erzählten, wie sie bei Mollwitz und Czaslau, bei Hohenfriedberg und Kesselsdorf geschlagen. Solche Männer wurden die Zuchtmeister des heranwachsenden Geschlechts. Das beste Erziehungsmittel der Jugend war der Dienst im Heere, wovon wir an anderer Stelle ausführlich zu reden haben werden.

Noch waren die Bedingungen für eine allen Ständen und allen Kreisen gemeinsame „deutsche Bildung," das Gemeingut der Nation, im preußischen Volke nicht vorhanden. Sie konnte nur allmählich aus den bürgerlichen Kreisen heranwachsen, reifen und immer weiter sich verbreiten. Friedrich hat sie herbeigesehnt und geahnt, er konnte sie nicht schaffen; aber er hat die Grundlagen dafür im Volke gelegt und sie vorbereiten helfen, — wie und durch welche Mittel, das werden die folgenden Blätter zeigen.

Die Civilverwaltung. Auch in der Civilverwaltung des Staates baute Friedrich auf den festen Grundlagen fort, die sein Vater gelegt hatte. In seiner Instruktion für das Generaldirektorium (vom 20. Mai 1748) gab er dem Zwecke dieser Behörde eine höhere Fassung und gab dem System der Verwaltung, indem er die Ressorts anders ordnete, eine freiere Gliederung als bisher.

Als die vornehmsten Eigenschaften der Beamten bezeichnete er Wachsamkeit, Arbeitsamkeit, unbestechliche Ehrlichkeit. Er forderte, wie sein Vater, daß sie im Sommer um acht, im Winter um neun Uhr zusammenkommen und nicht

eher auseinandergehen sollten, bis die Geschäfte abgethan wären. Er verlangte in der Administration den strengsten Gehorsam von oben nach unten, forderte die Kollegien auf, junge Männer zum Dienst heranzuziehen, und wollte zugleich ehrenhafte und gebildete Beamte haben. Er löste von dem Generaldirektorium das Justizdepartement ab, um für die Justiz- und Konsistorialverwaltung eine besondere höchste Behörde unter dem Großkanzler und drei anderen Ministern zu bilden. Dagegen bildete er im Generaldirektorium noch zwei neue Departements, eines für die Post-, Kommerz- und Manufaktursachen (Handels-Ministerium) und ihrem eigenen Minister, welches Wort jedoch nicht in dem modernen Sinne gebraucht wurde. Außer dem Generaldirektorium gab es noch drei oberste Immediatbehörden, nämlich das Departement der auswärtigen Angelegenheiten unter zwei Ministern, das Departement für Justiz, Kirche und Schule unter dem Großkanzler und drei Ministern und das Departement für Schlesien unter dem Departementsminister und dem Oberpräsidenten, von dem wir später reden werden.



Prinz Heinrich von Preußen.

eines für Magazin-, Einquartierungs-, Rekrutierungs-, Marsch-Servissachen u. s. w. (Kriegsministerium). Das Generaldirektorium bestand nunmehr aus sechs Departements und der Oberrechenkammer, jede Abteilung unter

Die Stände. Als Mensch, als Philosoph und als Dichter kannte Friedrich keinen Vorzug des einen Standes vor einem anderen, sondern er schätzte jeden nach dem Werte, den er sich selbst gab. Als Fürst und als Staatsmann hielt er jedoch die Scheidung der drei Stände streng aufrecht und begrenzte jedem Stande seinen Beruf und Wirkungskreis. Der Adel sollte den großen Grundbesitz vertreten; ihm blieben die hohen Stellen im Hof- und Staatsdienste, besonders in der Armee vorbehalten. Dem Bürgertum gehörte die Sphäre des gewerblichen Lebens, der Handel, die Industrie, die Wissenschaft und ihre Lehre. Der Bauer war für die ländliche Arbeit, für den Ackerbau und die Dienste bestimmt.

Jeden Stand suchte Friedrich in seinem Berufe zu heben und das gemeinsame Band, das alle Stände umschlang, die Vaterlandsliebe, zu stärken.

Der Adel und der große Grundbesitz. Wie Friedrich über die Stellung des Adels dachte, das zeigt seine poetische Epistel an seinen Bruder, den Prinzen von Preußen. Es heißt darin: „Alle Menschen sind die Kinder eines Vaters und bilden eine Familie, und trotz alles Hochmutes, den Euer Rang Euch giebt, sind sie Euch gleichgeboren, sie sind von Euerm Blut. Öffnet stets das Herz ihrer Klage und bedenkt ihr Elend mit Euerm Glück; wollt Ihr wirklich über ihnen stehen, so zeigt Euch menschlicher, sanfter, tugendhafter!" — Friedrich erwartete aber von den Familien, deren Vorfahren sich bereits Verdienste um den Staat erworben hatten und die seit alten Zeiten im Lande ansässig waren, daß sie dem Vaterlande, mit dem sie so eng verbunden waren, ihr besonderes Interesse widmen würden. Deshalb wollte er den Adel in seinem Grundbesitz erhalten und schützen.

Um eine Zersplitterung des adligen Grundbesitzes zu verhüten, wirkte Friedrich auf die Errichtung von Majoraten, und um die Bürgerlichen vom Ankauf adliger Güter abzuhalten, bestimmte er, daß kein bürgerlicher Käufer die damit verbundenen Ehrenrechte, die Gerichtsbarkeit, das Patronat über Kirche und Schule, die Teilnahme an den Kreisversammlungen und das Jagdrecht haben solle.

Die Bürger sollten keine Güter der Edelleute kaufen; sie würden dadurch nur gehindert werden, ihr Vermögen in Handel und Wandel anzulegen. Ebensowenig aber sollten die königlichen Kammern daran denken, Rittergüter an sich zu bringen, selbst nicht in den Fällen, wo dadurch das königliche Amt um die Hälfte verbessert werden könnte. „Denn der König darf nicht rechnen, wie ein Privatmann: er braucht Edelleute, deren Söhne das Vaterland verteidigen, deren Rasse so gut ist, daß sie auf alle Weise erhalten werden muß."

Vorzugsweise wollte Friedrich die Offizierstellen mit Adligen besetzt sehen. Der Kriegsdienst der Edelleute war noch eine Folge der alten Stellung der ritterlichen Grundbesitzer, welche bei eintretenden Kriegszeiten dem Landesherrn ihre Fähnlein mit einer größeren oder geringeren Zahl gewaffneter Knechte zuführten. Dieses Verhältnis hatte aufgehört; der Adel war größtenteils zu ständischer Libertät im Widerspruch gegen den Landesherrn übergegangen. „Ritterschaft" bedeutete nur noch die Korporation adliger Grundbesitzer. In der preußischen Armee erwuchs aus dem Offiziercorps ein neues Rittertum, welches den Dienst als eine Ehre betrachtete, dem Könige — wie es in dem Offizierspatent heißt — „treu, hold und gewärtig" und allezeit bereit war, Blut und Leben für das Vaterland einzusetzen.

Der Bürgerstand und die Städte, Handel und Gewerbe. Wie vom Adel die Auszeichnung im Kriegsdienste, so erwartete der König vom Bürger die friedliche Beschäftigung; „der Bürger soll sich mit Manufakturen, Kommerz und dergleichen bürgerlichem Verkehr abgeben und sein Geld darein stecken.“ Er begünstigte die bürgerliche Gewerbthätigkeit nicht weniger als den adligen Grundbesitz.

Um dem Handel aufzuhelfen, gründete Friedrich die Bank, welche Kaufleuten zu billigen Zinsen Geld leiht, ähnlich, wie die von ihm gleichfalls ins Leben gerufene „Landschaft“ den ritterschaftlichen Grundbesitzern in etwaigen Geldverlegenheiten Kredit gewährt. Zur Erleichterung des Handels und der Schiffahrt unternahm Friedrich neue Kanalbauten. Durch den Plaueschen Kanal kürzte er die Schiffahrt nach der Elbe um acht Tage, durch den Finowkanal die Fahrt von Berlin nach Stettin um die Hälfte ihrer Dauer ab. Die Erwerbung des Odergebietes in seiner ganzen Ausdehnung gab dem Handel von Stettin neuen Aufschwung, und durch die Anlage eines Seehafens am Ausfluß der Oder in die Ostsee, in Swinemünde, wurde Stettin zu einer wichtigen Handelsstadt erhoben.

Mit besonderem Eifer sorgte Friedrich für die Verbesserung und Vermehrung der Fabriken und Manufakturen, wodurch die Städte sich hoben. Er legte in Berlin die erste Porzellanfabrik und die erste Kattundruckerei, auch eine Baumwollspinnerei und Weberei an. Er suchte auch die gewerbtreibende Bevölkerung durch Aufnahme von Arbeitern aus dem Auslande zu vermehren, und erreichte, daß in den ersten fünfzehn Jahren seiner Regierung die Volkszahl in der Kurmark ziemlich um ein Fünftel stieg: von 476000 bis auf 580000 Einwohner.

Die Städte waren freilich noch zu keiner selbständigen Entwickelung gediehen, sondern blieben von der Kammer und besonders von den Ortskommissaren abhängig. Friedrich schärfte jedoch den Beamten die Sorge für ihre Wohlfahrt auf das dringendste ein und verbot jede Übervorteilung derselben aus Staatsinteresse: „Das Plus ist verflucht, welches durch das Unglück anderer Leute gemacht wird; auf alte Privilegien muß allerdings reflektiert werden; der wahre Mehrertrag kommt durch die Industrie.“

Die Bauern und der Landbau. Als die wichtigste Grundlage des allgemeinen Wohlstandes betrachtete Friedrich den Landbau; er nahm daher auf die Verbesserung der Landwirtschaft und auf die Hebung des Bauernstandes besonders Bedacht. Wüste Strecken wurden urbar gemacht, zahlreiche Dörfer angelegt und mit Kolonisten bevölkert. Man rechnet, daß unter seiner Regierung nahe an 250000 Anbauer aus allen Teilen Deutschlands und aus den blühendsten Nachbarstaaten nach Preußen zogen.

Im Jahre 1746 begannen die großartigen Arbeiten zur Entwässerung des unteren Oderbruchs zwischen Frankfurt und Freienwalde mittels Durchstechung der Wriezener Berge und Anlage eines Oderkanals. Aus dem ehemaligen unwirtlichen Sumpf- und Bruchlande tauchte bald eine freundliche Landschaft auf, und friedliche Dörfer entstanden auf dem neugewonnenen Boden. Mit Genugthuung rief Friedrich nach Vollendung der Arbeiten beim Anblick der blühenden Fluren: „Hier ist ein Fürstentum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nötig habe."

Um dem Ackerbau einen neuen Aufschwung zu geben, ließ Friedrich einen allgemeinen Verbesserungsplan für das ganze Land entwerfen, zu dessen leichterer Ausführung den einzelnen Provinzen reiche Geldunterstützungen gewährt wurden.

Auf viele Schwierigkeiten stieß Friedrich bei der Einführung der Kartoffel. Friedrich glaubte mit dieser Feldfrucht, welche am Weihnachtstage 1580 zum erstenmal auf der Tafel der Königin Elisabeth von England erschienen war, vorzüglich den ärmeren Volksklassen ein billiges Nahrungsmittel zuzuführen und sandte nach einer Hungersnot (1745) ganze Ladungen Kartoffeln nach einzelnen Ortschaften Pommerns. Aber das Volk, welches sich auf die Zubereitung der Frucht nicht verstand und glaubte, sie ebenso verzehren zu sollen, wie die Äpfel von den Bäumen, nahm die Wohlthat übel auf. Es brachen sogar hier und da förmliche Kartoffelunruhen aus, bei welchen die Menge die nützliche Feldfrucht als Geschoß gegen die königlichen Beamten gebrauchte. Berlin war der erste Ort in Deutschland, wo die neue Frucht gezogen wurde, und der märkische Sandboden erwies sich später für ihren Anbau besonders günstig.

Gleichzeitig mit der Förderung des Landbaues ließ sich der König die Besserung des Zustandes der Bauern angelegen sein, um sie aus der Dürftigkeit, Unwissenheit und Roheit zu befreien, in der sie sich zum großen Teil befanden, und sie gegen die Übergriffe der Gutsherren in Schutz zu nehmen. Noch war der Zeitpunkt nicht gekommen, um sie aus der Erbunterthänigkeit und Leibeigenschaft befreien zu können, weil dieselben auf alten Verträgen zwischen den Grundherren und den später zugezogenen Landbewohnern beruhten und durch die Aufhebung der Leibeigenschaft viele Rechte der ersteren verletzt worden wären. Nur auf seinen Domänen konnte der König die Hand- und Spanndienste einstellen und die Hörigkeit aufheben; aber er trat den rohesten Ausbrüchen des Herrenrechts durch das „Prügelmandat" entgegen und beschränkte die Frondienste durch gesetzliche Bestimmungen. Eine derselben lautet: „Dahr ich bedacht bin, das Land in allen Stücken zu soulagieren und aufzuhelfen, so weiß ich, daß eins der Dinge so zu hart seind die grausamen Dienste

so sie thun müssen, wobei nichts als ihr Verderben herauskommt. Also soll in jeder Provinz und jedem Kreis, sowohl Amts- als adligen Dörfern dahin gesehen werden, ob man es nicht so einrichten konnte, daß die Bauern drei Tage, höchstens vier dienten. Dieses wird was Geschrei geben; aber vor den gemeinen Mann ist es fast nicht auszustehen, wenn er fünf oder sechs Tage die Woche dienen soll."

Bei aller Einheit in der Verwaltung vermied Friedrich doch jede Einförmigkeit; er nahm überall auf die eigentümliche Beschaffenheit der Provinzen Rücksicht und suchte einer jeden das zu verschaffen, was sie hauptsächlich bedurfte. „Alle Provinzen nach derselben Art regieren wollen, hieße, sie guten Mutes zu Grunde richten." Für Pommern und die Kurmark, welche die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges noch nicht verwunden hatten, schien ihm eine Vermehrung der Bevölkerung notwendig; er sorgte dafür durch Heranziehung von Einwanderern aus den Nachbarstaaten. In Kleve legte er besonderen Wert auf die Waldanpflanzungen, da das Holz selten wurde, in Schlesien auf die Leinenindustrie, im Magdeburgischen auf Bauwerke und Salinen. In Preußen vermißte er vor allem Industrie und Gewerbe und fand einen Überfluß an Getreide. Er gab der Provinz Schlesien mit ihrer kirchlich gemischten Bevölkerung und ihren zahlreichen großen Herrschaften eine gesonderte Verwaltung und ließ den Ostfriesen ihr ständisches Recht.

Finanzwirtschaft. Durch seine Einrichtungen zur Hebung der Gewerbe und des Landbaues vermehrte Friedrich die Staatseinkünfte um ein Bedeutendes, und dies that not, wenn Preußen die errungene Machtstellung behaupten wollte. Preußen durfte nicht durch eine schlechte Finanzwirtschaft ähnlichen Wirren ausgesetzt sein, wie Sachsen, Holland und selbst Frankreich. „Wir würden verloren sein," schreibt Friedrich (in dem Testament von 1752), „wenn wir das Beispiel dieser Staaten nachahmen wollten, um so mehr, da die Macht Preußens ausschließlich auf seine innere Kraft begründet ist. Preußen hat weder ein Peru, noch reiche Handelsgesellschaften, noch Banken, noch sonstige Hilfsquellen, wie Frankreich, England, Spanien; Preußen hat nur seine regelmäßigen Einkünfte, und im Falle eines dringenden Bedürfnisses kann man im Lande selbst nicht mehr als höchstens zwei Millionen Anleihe erhalten; aber mittels unserer Industrie können wir dahin gelangen, uns neben diese Staaten zu stellen."

Nur strenge Ordnung, umsichtige Verwaltung und kluge Sparsamkeit, sowie der stete Fleiß der Einwohner konnten die Mittel schaffen, Preußen in seiner Stellung zu erhalten. Friedrich hielt darauf, daß die Abgaben zur bestimmten Zeit, unfehlbar, in barem Gelde in die Kasse kamen. Die Accise hob sich in den Jahren 1746—1752 um 140000 Thaler. Die Domänen-

kasse hatte jährlich einen Überschuß von mehr als eine Million, die in den Staatsschatz abgeführt wurde. Der Staatsschatz war nach dem zweiten Schlesischen Kriege fast erschöpft. Friedrichs Sorge war, ihn durch Zuführung der regelmäßigen Zuschüsse wieder auf eine ansehnliche Höhe zu bringen. Im Juni 1751 belief er sich bereits wieder auf 5600000 Thaler, 1752 auf 7000000. Die Staatsverwaltung war so eingerichtet, daß alle Jahre zwei Millionen dazukamen. Im Jahre 1756 lagen fünfzehn Millionen im Staatsschatze; Friedrich arbeitete daran, ihn auf zwanzig Millionen zu bringen. Die Gesamteinnahme des Staates belief sich im Jahre 1752 auf 13150000 Thaler, wovon 3400000 Schlesien, 1000000 die Münze brachte.

Aber die Ansammlung des Schatzes war bei Friedrich nicht Hauptzweck, wie bei seinem Vater, sondern sie war ihm nur Mittel, um den Staat in seiner Macht und Unabhängigkeit zu erhalten. „Ohne Schatz," sagte er, „würde ich außer stande sein, Krieg zu führen, oder Subsidien annehmen müssen und damit von fremden Mächten abhängig sein." Er bedurfte der gesteigerten Staatseinnahmen, um sein Heer zu unterhalten, auf welchem die Sicherheit und Machtstellung Preußens beruhte, und er bedurfte des Staatsschatzes, um das Schwert, wenn es not that und die Ehre Preußens es erforderte, sofort in die Wage werfen zu können.

Das Heerwesen. Friedrich folgte dem römischen Grundsatze: „Si vis pacem, para bellum!" sowie demjenigen, daß der Friede das Studium, der Krieg die Ausübung der Kunst sei. Er betrachtete die Disciplin als die Grundlage der Tüchtigkeit des Heeres und erklärte es als Kriegsherr für seine Pflicht und für die seiner Generale, für die Aufrechterhaltung der Disciplin unter allen Umständen Sorge zu tragen. Eine Disciplin wie die römische konnte nur noch in der preußischen Armee Geltung haben. Sie umfaßte besonders drei Eigenschaften, auf welchen der kriegerische Geist, die militärische Tugend der Armee beruhte: Ordnung, Gehorsam und Tapferkeit. Auf die Erreichung der Disciplin in seiner Armee war das ganze Streben des Königs und seiner Generale, waren alle kriegerischen Übungen bei den Truppen gerichtet. Nur in ihrer besseren Disciplin war die Überlegenheit der preußischen Armee über die Armeen anderer Staaten begründet; nur sie gab den Sieg in der Schlacht. Um sie zu erhalten und zu pflegen, mußte der König sich vor allem auf ein sittlich tüchtiges und wissenschaftlich gebildetes, ihm treu ergebenes Offiziercorps verlassen können, welches in seines Königs Ehre zugleich seine eigene Ehre sah.

„In diesem Staate," sagt der König (in seinem Testament von 1752), „liegt gewiß Ehre darin, mit der Blüte des Adels und dem Kern der Nation

an der Befestigung jener Disciplin zu arbeiten, welche den Ruhm des Vaterlandes aufrecht erhält, indem es dasselbe während des Friedens geachtet, während des Krieges siegreich macht. Man müßte sehr elend geboren, in Trägheit verkommen und von Wollust erschlafft sein, wollte man über die Mühen und die Sorgfalt sich beklagen, welche die Aufrechterhaltung dieser militärischen Disciplin erfordert." . . . Und weiter: „Die Armee muß die erste Sorge und das wichtigste Studium des Königs, er selbst ihr Connetable sein; er muß in den Offizieren den ersten Stand, die Säulen des Staates sehen, dessen Macht und dessen Einheit in der Armee ihren Ausdruck hat; ich habe mich bemüht, in meinen Offizieren Corpsgeist und Nationalgefühl zu entzünden; ich habe in meinem ersten Kriege alles angewandt, um den Namen «Preuße» zur Geltung zu bringen, um alle Offiziere, aus welcher Provinz sie auch sein mochten, daran zu gewöhnen, daß sie in dem Namen «Preußen» eins seien."

Der Gedanke des gemeinsamen Vaterlandes wurde also zuerst der Armee zum Bewußtsein gebracht.

In dem preußischen Offiziercorps gab es nur eine Ehre, welche dasselbe mit dem Könige gemein hatte und welche der König jedem persönlich mit der Verleihung des Patents und des silbernen Feldzeichens zuerkannte und ihm, wenn er sich Handlungen wider die Ehre zu schulden kommen ließ, unter Abforderung des Patents und Entlassung aus dem Dienst aberkannte. Der König behielt die Offizierstellen vorzüglich den Adligen vor, weil er in diesen am ersten das Verständnis für den Beruf und die Eigenschaften des Offiziers voraussetzte. Überdies waren die Offizierstellen so schlecht besoldet, daß sich die Bürgerlichen nicht eben dazu drängten, während die Adligen den Kriegsdienst nach alter Sitte als eine Ehrensache ihres Standes betrachteten. Bürgerliche wurden nur ausnahmsweise zu Offizieren befördert, wenn — wie es in dem Reglement heißt — ein Unteroffizier „große Meriten und einen offenen Kopf, auch dabei ein gut Exterieur und wenigstens zwölf Jahre gedient hatte." In dem Offiziercorps aber stand der bürgerlich Geborene gleich mit dem Grafen und Prinzen. Nicht die Zahl der Ahnen verlieh einen Vorzug, sondern der größere Eifer im Dienste und die Auszeichnung vor dem Feinde. Man kannte in der Armee nur eine Gemeinsamkeit des Blutes, welches auf dem Schlachtfelde für König und Vaterland vergossen wird.

Für den Ersatz des Heeres an Mannschaften hatte König Friedrich Wilhelm I. das Kantonsystem in Verbindung mit Werbungen im Auslande eingeführt.* König Friedrich II. behielt dasselbe bei, indem er viele Willkür-

---

* Vergl. I. S. 352 u. f.

lichkeiten aus demselben beseitigte und die Werbung in der Fremde noch begünstigte und steigerte. Er bestimmte, daß die jährliche Aushebung von den für das Regiment insgemein bestellten Offizieren und den Kommissarien der Civilbehörde gemeinsam besorgt wurde. Er beschränkte die Zahl der Kantonisten auf höchstens 60 von 136 Mann per Kompanie, bez. von 158 Mann per Eskadron. Diese blieben, solange sie in voller Kraft waren — in der Regel zwanzig Jahre — beim Regiment, erhielten aber im Frieden jährlich zehn Monate Urlaub. Von dem ersparten Solde der Beurlaubten wurden die Werbungen im Auslande bestritten. Unter den 135000 Mann, welche die Armee 1751 zählte,* waren nicht mehr als ca. 50000 Landeskinder, bei einer Bevölkerung von fast fünf Millionen.

Friedrich verhehlte sich den Nachteil nicht, der darin lag, daß mehr als die Hälfte seiner Truppen aus Soldaten bestand, die an der Wohlfahrt seines Landes keinen Anteil nahmen. Nur in der strengen Disciplin, die alle umfaßte, konnte dieser Nachteil zu jener Zeit einigermaßen ausgeglichen werden.

Mit der roten Halsbinde, welche die Enrollierten erhielten, wenn sie in das Soldatenregister eingetragen waren, gehörten sie schon vor ihrer Einziehung dem Staate und der großen Gemeinschaft an, die bis zum Könige hinaufreichte. In den Regimentsschulen lernten sie Lesen, Schreiben und Rechnen; sie wurden an Ordnung, Reinlichkeit und Pünktlichkeit gewöhnt und fügten sich lieber in die straffe Disciplin und den strengen Kriegsdienst als in die Willkürstrafen und Frondienste der Gutsherren.

Die Friedensschule der Armee galt Friedrich II. nur als eine Vorbereitung für den Krieg. Unermüdlich sorgte er für die gesteigerte Ausbildung, für die Geschicklichkeit und Zucht seiner Truppen. „Ich bin in der Armee von meiner Kindheit an aufgewachsen," schrieb Friedrich, „meine Wiege war von Waffen umgeben, ich habe vom Kapitän an gedient und bin Grad für Grad aufgestiegen; mein Vater nötigte mich in meiner Jugend, mich mit allem, was die Disciplin, den Dienst, die Ökonomie, die taktische Ausbildung betrifft, vertraut zu machen."

Was Friedrich in der strengen Friedensschule seines Vaters gelernt, was er selbst in zwei ruhmvollen Kriegen bewährt hatte, das suchte er jetzt in den Friedensjahren nach dem zweiten Schlesischen Kriege seiner Armee zu eigen zu

* Um das Jahr 1750 bestand die Armee aus:

Infanterie: 48 Feldregimenter, 13 Garnisonregimenter, zusammen 122 Bataillone, jedes zu 880 Köpfen.

Kavallerie: 8 Regimenter Husaren à 1200 Mann, 130 Eskadrons Kürassiere und Dragoner à 158 Mann.

machen. Jährlich versammelte er seine Truppen in großen Lagern, wo die mannigfachsten Übungen ausgeführt wurden. Alle Übungen hatten den Zweck: die Weckung des kriegerischen Geistes zur Herbeiführung des Sieges in der Schlacht.

„Was heißt es," sagt Friedrich, „eine Schlacht zu gewinnen? Es heißt, den Feind nötigen, das Feld zu räumen. Ich übe die Truppen, so rasch auszurücken wie möglich; sie haben nicht zu schießen, sondern bedienen sich des Bajonetts oder dringen, die Flinte über der Schulter, an, so setzen sie den Feind außer Fassung. Nicht das Feuern gewinnt Schlachten, sondern die gute Haltung der Truppen. Auch von der Kavallerie verlange ich geschlossene, lebhafte Attacken. Da die feindlichen Schwadronen weniger geschlossen sind, so können sie diesem Anlauf fast nicht widerstehen; selten kommt es zum Gebrauch der blanken Waffe. Die Infanterie muß den Feind von dem Schlachtfeld sozusagen hinuntertreiben; die Kavallerie krönt das Werk durch die Anzahl der Gefangenen, die sie einbringt."

Dem entsprechend waren die Übungen der Truppen eingerichtet. Alle Befehle, die kürzesten Kommandos mußten sofort auf das prompteste ausgeführt werden, so bei dem Fußvolke die Bewegungen in Linie und in Kolonne, die Übergänge aus einer Formation in die andere, der Angriff und die Verteidigung von Örtlichkeiten, der Übergang über Flüsse, der Durchzug durch Defileen, die Manöver, um dem Feinde in die Flanke zu fallen oder um einer Umgehung und einem Flankenangriffe des Feindes sogleich zu begegnen, die Ausführung eines geordneten Rückzugs unter schwierigen Verhältnissen u. s. w.

Bei der Kavallerie hielt der König auf entschlossenes Anreiten, auf Schnelligkeit der Bewegungen und auf eine kühne und geschlossene Ausführung des Choks. Er legte schon im Frieden Wert auf solche Übungen, bei welchen die Führer Gelegenheit fanden, ihre Geschicklichkeit, Keckheit und Verschlagenheit in der Ausführung gewisser Aufträge zu bekunden.

Bei den jährlichen Revuen überzeugte sich der König selbst von den Fortschritten in der Ausbildung und von der erlangten Kriegsfertigkeit seiner Truppen.

Der französische Gesandte, Marquis von Valory, schreibt von einer solchen Revue, welche der König im Mai 1747, also bereits zwei Jahre nach dem Kriege, abhielt: „Es erregt Verwunderung, Truppen, die so viel gelitten haben, schon wieder in einem so prächtigen Zustande zu erblicken. Die alten Regimenter haben in Hinsicht auf Zucht und militärische Fertigkeit vielleicht noch gewonnen. Wir haben eine Linie von 19000 Mann vorrücken sehen, achtzig Schritt in einer Minute, so gerade, als wenn sie nach der Schnur abgemessen wäre. Ich kenne die Geschwindigkeit ihres Schießens nun seit acht Jahren aus dem Kriege und aus den Übungen, doch setzt sie mich jedesmal in Erstaunen."

So erzog sich König Friedrich eine Armee, welche die Bewunderung der fremden Mächte erregte und das Geheimnis des Sieges in sich barg, bereit, jede neue Probe ihrer Kriegstüchtigkeit zu bestehen.

Recht und Gerechtigkeitspflege. Eine hochwichtige Aufgabe, die König Friedrich seit dem ersten Tage seiner Regierung ins Auge faßte und bis an sein Lebensende nicht mehr aus dem Auge ließ, war die Verbesserung der Rechtspflege. Es sah in dieser Beziehung nicht allein im Preußischen Staate, sondern im ganzen römischen Reiche deutscher Nation sehr übel aus; es herrschten Zustände, auf welche wohl die Worte Anwendung finden, die Goethe den Mephistopheles im Faust reden läßt:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort,
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.

Im Strafrecht so gut wie im geistlichen und Civilrecht lag der Wust von Jahrhunderten aufgetürmt. Während des ganzen Mittelalters und bis in die neue Zeit hinein hatte in Deutschland allein das römische Recht Geltung gehabt, und das Corpus juris des Kaisers Justinian galt noch als oberstes Gesetzbuch. Tausend Mißbräuche waren in der Justizverwaltung eingerissen; in unendlichen Förmlichkeiten schleppten sich die Prozesse hin, die Erlangung des Rechts stand mit den dafür aufzuwendenden Kosten in keinem Verhältnis. Das Rechtsbewußtsein im Volke war eingeschläfert.

Schon Friedrich Wilhelm I. hatte die bessernde Hand an die Justizverfassung gelegt.* König Friedrich II. wollte sich nicht damit begnügen, „nur die Rinde des bösen Baums anzufassen," sondern er wollte „den Baum an den Wurzeln anfassen," er wollte dem Lande „eine kurze und solide, prompte und rechtschaffene Justiz" schaffen, „ohne Ansehen der Person, sonder großes Sportulieren und Kosten, auch mit Aufhebung der gewöhnlichen Dilationen und oft unnützen Instanzen, alles dabei bloß nach Vernunft, Recht und Billigkeit, wie es das Beste des Landes und der Unterthanen erfordert." (Kabinettsordre des Königs an die geheimen Staatsminister v. Cocceji, v. Broich, v. Arnim vom 14. Januar 1745.)

* Vergl. I. S. 345 u. f.

Friedrich wünschte in seinen Unterthanen das sichere Gefühl zu wecken, daß alle, die seinem Staate angehörten, in ihm Schutz für ihre natürlichen und menschlichen Rechte fänden. „Allen Bürgern," so schrieb er, „ihr Eigentum zu sichern und sie so glücklich zu machen, als die Natur des Menschen gestattet, diese Pflicht hat ein jeder, der das Oberhaupt einer Gesellschaft ist, und ich bestrebe mich, diese Pflicht auf das beste zu erfüllen. Wozu nützte mir es auch sonst, den Plato, Aristoteles, die Gesetze des Lykurg und Solon gelesen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das ist wahre Philosophie."

Schon am dritten Tage nach Antritt seiner Regierung hatte der König, wie wir gesehen haben, mit einer der abscheulichsten und grausamsten Einrichtungen aus dem Mittelalter gebrochen und die Aufhebung der Folter beim Gerichtsverfahren verfügt. Die Zeit nach dem Dresdener Frieden schien ihm die geeignete, um mit der von ihm geplanten gründlichen Reform der Justizverfassung vorzugehen. Er fand seinen Mann und eifrigen Mitarbeiter an dem großen Werke in Samuel v. Cocceji, der schon unter seinem Vater dem Staate gedient und eine Änderung der Justizverwaltung angebahnt hatte. Er war ein rüstiger Greis von 67 Jahren, „ein Mann von biederem und unbescholtenem Charakter" — „caractère intègre et droit," wie Friedrich ihn schildert —, „dessen Tugend und Rechtschaffenheit der schönen Tage der römischen Republik würdig gewesen wären, dessen Gelehrsamkeit und Aufklärung ihn, gleich einem zweiten Tribonian, zur Gesetzgebung zum Segen der Menschheit berufen hätten."

Über seine Rechtsauffassung und sein Verhältnis zum Könige sagt L. v. Ranke: „Cocceji war einer der Reformatoren des Naturrechts, er lehnte dabei die Offenbarung und die angeborenen Ideen ab; den göttlichen Willen sah er in der Vernunft, welche die Gesetze begründe. Sein Standpunkt wird durch die Einwendung von Leibnitz bezeichnet, daß die göttliche Weisheit Bestimmungen der Gesetze in sich schließe, wie die Proportionen von Zahlen. Cocceji setzte das Naturrecht mit den Principien des römischen Rechts in unmittelbare Verbindung, so daß ihm beide zusammenfielen. Diese rationelle Auffassung des Rechtsbegriffs, die den Überzeugungen nnd Ansichten Friedrichs konform war, verband sich nunmehr mit der höchsten jurisdiktionellen Gewalt des Königs und bestimmte ihre Ausübung."

Kaiser Karl VII. hatte dem Könige von Preußen ein allgemeines und unbeschränktes Privilegium de non apellando, wie es bisher die Kurmark genossen, für alle seine Landschaften versprochen. Zu dieser kaiserlichen Rechtsverleihung, welche vom Kaiser Franz I. (31. Mai 1746) ausgefertigt wurde, fügte der König noch eine Maßnahme aus eigener Machtvollkommenheit, in-

dem er das Versenden der Akten an fremde (nichtpreußische) Juristenfakultäten verbot. Nachdem der König sich so von dem Gange der Rechtsentwickelung in Deutschland selbstbewußt losgerissen hatte, beriet er vor seiner Abreise nach Pyrmont (im Mai 1746) mit seinem Minister von Cocceji den Plan wegen der Verbesserung der Justiz in seinen Staaten. Während seines Badeaufenthaltes in Pyrmont (im Sommer 1746) überlegte und prüfte er die Vorschläge seines Ministers, und bald nach seiner Rückkehr von dort, bei einer Zusammenkunft mit Cocceji (15. September), wurde der Beschluß gefaßt, mit der Justizreform in Gottes Namen vorzugehen und den Anfang zu ihrer praktischen Einführung in der Provinz Pommern zn machen, die sich den Beinamen einer provincia litigiosa (prozeßsüchtigen Provinz) erworben hatte.

Drei Punkte waren es, die der König und sein Minister besonders im Auge hatten: Umbildung der Kollegien, des Verfahrens und der Gesetzgebung selbst.

Die Prokuratoren und Winkeladvokaten sollten abgeschafft werden, die Advokaten jeder nur bei einem Gerichtshofe dienen und nicht im Laufe des Prozesses, sondern erst bei der Beendigung desselben nach Bestimmung des Gerichtshofes für ihre Mühewaltung honoriert werden. Die Zahl der Räte in den Kollegien sollte verringert werden; aber nur gelehrte, erfahrene und zuverlässige Männer sollten in den Kollegien sitzen und hinreichend besoldet werden, um sich ausschließlich ihrem Amte widmen zu können. Alle Sporteln sollten in eine Gesamtkasse fließen nnd jeder Prozeß durch alle drei Instanzen binnen Jahresfrist zu Ende geführt werden.

Eine Kommission von sechs der fähigsten Rechtsgelehrten wurde Cocceji für seine Reise nach Pommern beigegeben; die Stände Pommerns, zur Mitwirkung aufgefordert, ernannten zwei Deputierte, die sich jenen beigesellten. So ging es rüstig ans Werk. Im Januar 1748 konnte Cocceji dem Könige melden, daß im verflossenen Jahre in Stettin 1600 alte, 684 neue, in Köslin 800 alte, 310 neue Prozesse rechtsgängig gewesen, daß alle alten abgethan, von den neuen in Stettin nur noch 183, in Köslin nur noch 169 übrig seien.

Ein ähnliches Verfahren ward darauf im Magdeburgischen beobachtet und allmählich in einer Provinz nach der andern — in der Kurmark und Neumark, in Kleve und schließlich in Preußen — eingeführt.

Der Haupterfolg der Coccejischen Reform bestand nach Ranke darin, daß sie den preußischen Juristenstand gleichsam neu begründete. Cocceji wies ihn auf seine wesentliche Bestimmung hin und verschaffte ihm die Möglichkeit, derselben zu leben; er gab ihm die Rechtspflege zurück, die ihm großenteils abhanden gekommen war, und forderte für die Ausübung derselben wissenschaft-



Eine Bitte ums Recht.

liche Befähigung. Das Institut der Referendarien und Auskultatoren wurde gegründet und ihre Annahme von dem Zeugnis der Universitäten und von den Prüfungen abhängig gemacht. Durch die Übung der jungen Juristen bei den Gerichten erzog Friedrich dem Staate einen unabhängigen und freien Richterstand.

Als der König sein großes Werk gesichert sah, ließ er eine Denkmünze prägen (1748), auf welcher das Bild der Gerechtigkeit dargestellt war, in der Hand eine sehr ungleiche Wagschale haltend, die von dem Könige mit dem Scepter niedergedrückt und ins Gleichgewicht gebracht wird. Cocceji erhielt vom Könige ein goldenes Exemplar dieser Denkmünze. Auch verlieh er ihm den Schwarzen Adlerorden und ernannte ihn zum Großkanzler.

Die Krönung des Werkes bildete der in den Jahren 1748—1751 erscheinende Codex Fridericianus, d. i. der Entwurf einer neuen Gerichts- und Prozeßordnung für den Preußischen Staat, als das erste Buch dieser Art seit den Zeiten des Kaisers Justinian von der Mit- und Nachwelt allgemein bewundert. Als bezeichnend für den Geist, in welchem das ganze Werk verfaßt ist, führen wir hier nur die nachfolgenden Stellen an:

„Vorgedachtem, Unserm Kammergericht erteilen Wir hiermit eine vollkommene Macht und Autorität, an Unserer Statt und in Unserem Namen alle dahin gehörigen Justizsachen zu entscheiden und zur gebührenden Exekution zu bringen. Sie müssen aber allen Menschen ohne Ansehen der Person Großen und Kleinen, Reichen und Armen, gleiche und unparteiische Justiz administrieren, sowie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Witwen und Waisen, auch anderer Bedrängten nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen.

„Sie sollen auch auf keine Reskripte, wenn sie schon aus Unserm Kabinett herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte sub- et obrepiret worden, oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren" ꝛc.

Also ein Recht, das allen gemein ist, ein Gesetz, dem selbst der König sich beugt, — das war es, was Friedrich bezweckte. Die königlichen Machtsprüche verstummen, wo das Gesetz redet. „Ich habe mich entschlossen, nie den Lauf der Rechtspflege zu stören," sagt der König in seinem Testament von 1752, „in den Gerichten müssen die Gesetze sprechen und der König schweigen." Und wie sehr der Rechtssinn unter der Regierung des großen Königs in allen Schichten des Volks sich verbreitete, davon zeugt jene historische Antwort des Müllers von Sanssouci, der, vom Könige bedroht, daß er ihm

seine Mühle nehmen wolle, wenn er sich weigere, sie ihm für seinen Schloßbau gutwillig zu verkaufen, mit stolzem Selbstgefühl in die Worte ausbricht: „Ja, wenn das Kammergericht nicht wäre!" — So steht jene Mühle heute noch als ein beredtes Denkmal, ein Zeugnis von dem Rechtssinn des preußischen Volkes und der Gesetzesachtung seiner hohenzollernschen Fürsten!*

Die neuen Erwerbungen Schlesien und Ostfriesland. Mit Schlesien hatte König Friedrich eine Eroberung nicht allein für Preußen, sondern für das ganze Reich gemacht, welche der Bevölkerung dieses Landes selbst zu statten kam. Um den Wert dieser Eroberung zu würdigen, werfen wir einen kurzen Rückblick auf die Geschichte dieses Landes bis zu seiner Vereinigung mit Preußen.

Im Jahre 966 war das Christentum in Schlesien (polnisch: Zlezien, d. i. Bösland) von Polen her eingeführt und das erste Bistum in Schmager (Schmagram in Oberschlesien, unweit Namslau) gegründet worden, das später nach Wratislaw (Breslau) verlegt wurde. Beinahe zwei Jahrhunderte blieb Schlesien in enger Verbindung mit Polen. Erst bei dem Erbstreite eines Königs von Polen mit seinen Brüdern (1159) ward der bisherige Zusammenhang gelöst, und Schlesien bildete unter den Nachkommen eines der Brüder jenes Königs, den Piasten, ein selbständiges Herzogtum, dessen Bewohner sich nach Sitte und Mundart mehr und mehr an ihre westlichen und südwestlichen Nachbarn anschlossen. Der Anschluß an Deutschland ward noch mehr befestigt, seitdem die Herzöge von Schlesien sich unter die böhmische Lehnshoheit begaben (1327). Es waren keine großartigen Charaktere, die Fürsten dieses Piastengeschlechts; es fehlte ihnen an jenem Schwunge des Gemüts, an jener Tiefe der Leidenschaft, welche die Mutter der großen Dinge ist. Sie waren meistens brave Hausväter, vorsichtige Rechner, auch fromme und gottesfürchtige Herren. Aber eines leuchtenden Helden unter ihnen müssen wir gedenken. Das ist Herzog Heinrich II., der auf der Ebene von Wahlstatt (9. April 1241) sich mit seiner kleinen Schar den eingebrochenen Mongolenhorden entgegenwarf und Deutschland vor der Gefahr einer neuen Völkerwanderung beschützte. Er vermochte zwar keine Niederlage ihnen beizubringen; aber sein heldenmütiger Widerstand flößte den wilden Horden doch solche Achtung vor dem Schwerte der Christen ein, daß sie nicht weiter vorzudringen wagten und Deutschland seitdem nicht wieder mit ihren Einfällen heimsuchten. Herzog

* Unter der Regierung König Friedrich Wilhelms III. schlug der Blitz in die Mühle, und sie brannte ab. Der König ließ sie wieder aufbauen. „Gute Nachbarn müssen einander helfen," sagte er zu dem Müller; „die Mühle gehört der Geschichte an, sie muß erhalten werden."

Heinrich selbst fiel in der Schlacht. Die Mongolen steckten sein abgeschlagenes Haupt auf eine Lanze und zogen vor das Piastenschloß zu Liegnitz, wo Heinrichs Witwe, die Herzogin Anna, mit ihren vier unmündigen Kindern sich befand. Sie forderten sie auf, das Schloß zu übergeben. Aber die heldenmütige Frau gab ihnen zur Antwort, noch seien vier fürstliche Piastenkinder am Leben und die Besatzung bereit, Gut und Blut für dieselben aufzuopfern. Da zogen die Mongolen ab, in ihre asiatischen Steppen zurück.

In der Reformationsepoche ward Schlesien oft von den Hussitenheeren durchzogen und hatte viel Trübsal zu erleiden. Die Herzöge und mit ihnen das ganze Land gingen zur Reformation über und blieben treue Anhänger des evangelischen Bekenntnisses. Im Jahre 1537 fand jene Erbverbrüderung zwischen Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau und Kurfürst Joachim II. von Brandenburg statt, auf die Friedrich seine schlesischen Ansprüche begründete, die aber König Ferdinand von Böhmen, der Bruder Kaiser Karls V., als Lehnsherr nicht anerkannte. Der Herzog mußte seine Pergamente darüber herausgeben; aber der Kurfürst behielt die seinigen und überließ es seinen Nachkommen, welchen Nutzen sie daraus ziehen würden. Der Urenkel jenes Herzogs, der die Erbverbrüderung geschlossen, stand ebenso wie Johann Georg von Jägerndorf, der jüngere Bruder des Kurfürsten Johann Sigismund, auf der Seite des Winterkönigs im Dreißigjährigen Kriege. Der letztere wurde geächtet und sein Land von dem Hause Österreich eingezogen trotz der Reichsgesetze. Dasselbe Los traf die schlesischen Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau nach dem Aussterben der Piasten (1675). Nun begann das Bekehrungswerk in Schlesien mit Hilfe der Jesuitenväter, unterstützt von Soldaten und Polizei. Der Religionsdruck lastete schwer auf der protestantischen Bevölkerung Schlesiens. Daß diese trotzdem an ihrer Verbindung mit Deutschland festhielt und in lebhafter Wechselwirkung mit dem geistigen Verkehr in Deutschland blieb, zeigt das Erblühen der schlesischen Litteratur und der Einfluß, welcher von den beiden schlesischen Dichterschulen durch Männer wie M. Opitz, P. Flemming, F. v. Logau, Hofmann v. Hofmannswaldau auf das geistige Leben in Deutschland geübt wurde. Als König Karl XII. von Schweden auf seinem Kriegszuge den König August von Polen bis in sein sächsisches Erbland verfolgte und dabei diese Gegenden berührte, richteten die Evangelischen an ihn die Bitte, sich um Christi und seines Evangelii willen ihrer anzunehmen, und in der That erlangte er durch die Abkunft zu Altranstädt (1707) vom Kaiser Joseph I. eine mildere Behandlung der Protestanten — wenigstens auf kurze Zeit; denn bald nachdem Karl XII. Sachsen verlassen hatte, kehrte der

Wiener Hof zu seinem alten System der Religionsbedrückung zurück. Die Protestanten blieben vom Staatsdienste und von bürgerlichen Ämtern ausgeschlossen, und die katholische Kirchenreform ging ihren Weg. Was Wunder, wenn die Hoffnungen der protestantischen Bevölkerung Schlesiens sich jetzt an einem Fürsten aufrichteten, welcher Herrscher eines mächtigen protestantischen Reiches war.

König Friedrich wollte in der neuerworbenen Provinz die religiösen Gegensätze nicht schärfen, sondern mildern, nicht eine Religion durch die andere unterdrücken, sondern beiden religiösen Bekenntnissen volle Freiheit gewähren. „Wenn die römische Kirche in Preußen die Rücksichten genießt, die man ihr in katholischen Ländern gewährt," sagt er in einem Aufsatze, der für den römischen Stuhl bestimmt war, „so geschieht es unter der Bedingung, daß die Kurie auch dem König von Preußen alle die Rücksichten gewährt, welche sie gegen katholische Fürsten hat, und daß der katholische Klerus ihm ebenso gehorsam ist; die Religion, die der König von Preußen bekennt, darf ihm nicht die Rechte schmälern, die anderwärts den Fürsten zustehen."

Ihm lag daran, daß seine katholischen Unterthanen die volle Freiheit behielten, ihres Glaubens zu leben, aber sie zugleich vor der Willkür der Hierarchie und ihres Hauptes sicherzustellen und sie von der Mitherrschaft geistlicher Fürsten frei zu machen, die nicht unter den Gesetzen seines Staates stehen. Der König fand in dem Kardinal-Erzbischof Grafen Sinzendorff ein Oberhaupt des schlesischen Klerus, welches ganz auf seine Gesichtspunkte einging und sich ihm persönlich anschloß. Auf solche Bedingungen hin konnte der kirchliche Friede in Preußen trotz des Zuwachses, den seine katholische Bevölkerung durch die Erwerbung Schlesiens gewonnen hatte, fortbestehen, und die Katholiken Schlesiens wurden nicht weniger gute Unterthanen des Königs von Preußen als die Protestanten.

Für die Verwaltung Schlesiens errichtete der König ein besonderes Departement, das dem Generaldirektorium nicht untergestellt war, unter einem Departementsminister, dem die zwei Kammern von Breslau und Glogau, und einem Oberpräsidenten, dem die beiden Justizkollegien und Konsistorien untergeordnet waren.

Der Zuwachs einer so zahlreichen und gewerbthätigen Bevölkerung mußte von wohlthätigem Einfluß auf die Hebung des Gewerbfleißes im ganzen Lande sein. Der König suchte diesen Fleiß zu fördern und ergiebig zu machen. Besonderen Wert legte er auf die Leinenindustrie Schlesiens, die er das Peru der Könige von Preußen nannte.

Überall sah der König selbst nach dem, was da fehlte und was sich thun

ließe. Aus den Notizen, die er sich für eine Reise zur Revue in Schlesien gemacht hatte,* erkennt man die wahrhaft hausväterliche Fürsorge, mit der er alles in Überlegung zog: Hier (in Pleß) fehlt noch eine protestantische Kirche, da liegen die katholischen Kirchen und Schulen so, daß mehrere Dorfschaften ihre Kinder nicht hinschicken können. Man kann da und da noch mehr Schafe halten, man soll Stiere aus Podolien beschaffen, um hier die Rasse zu veredeln, dort das schlechte Land verbessern, dort, der polnischen Grenze zu, die Wälder besser halten; in den Gärten der Bauern fehlt es hier an Gemüse, dort an Obstbäumen, warum baut man keinen Buchweizen? — In Schweidnitz und Neisse vermißt er die Ziegeldächer; in Schmiedeberg fühlt man sich von der Kaufmannschaft gedrückt. Striegau bedarf einer Manufaktur, man soll eine Vitriolfabrik anlegen. Besonders in Oberschlesien gebricht es noch an Industrie. Man könnte in Tarnowitz eine Fabrik für kleine Spiegel, in Gleiwitz eine Fabrik für Halbleinen- und Halbbaumwollenzeuge, in Sohrau eine Tuchfabrik zum Vertriebe nach Polen anlegen.

Aber nicht mit solchen Aufzeichnungen und mit Ratschlägen begnügte sich der König, sondern er wachte auch über die Ausführung der letzteren. Die durch eine sparsame Verwaltung erzielten Überschüsse verwandte er, soweit sie nicht in den Staatsschatz flossen, wieder zur Unterstützung der Gewerbthätigkeit und zeigte sich stets bereit, etwaigen Notständen im Lande aus seinen Kassen abzuhelfen. Als die durch ihren Leinwandhandel ausgezeichnete Stadt Greiffenberg in Schlesien abgebrannt war, gab der König so ansehnliche Baugelder, daß die Stadt bald aus dem Brandschutte wieder auferstand, und als die Bürger im folgenden Jahre bei dem Besuche des Königs in Schlesien eine Abordnung nach Hirschberg, wo er sich aufhielt, sandten, um ihm den Dank der Stadt für die königliche Wohlthat auszusprechen, sagte ihnen der König die ewig denkwürdigen Worte: „Ihr habt nicht nötig, Euch bei mir zu bedanken; es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen; dafür bin ich da!“

Was Wunder, daß bei einer so hochherzigen Auffassung des Königsberufs durch seine Herrscher der Staat der Hohenzollern durch und durch monarchisch ward, und daß bei so väterlicher Fürsorge des Königs für das Wohl seiner Unterthanen die Bevölkerung der Provinz Schlesien sich immer inniger an die neue Herrschaft und das neue Vaterland anschloß, wo kein Religionsdruck den

* Mitgeteilt von Ranke: Zwölf Bücher preußischer Geschichte, und Droysen: Geschichte der preußischen Politik.

freien geistigen Aufschwung lähmte und unter einer sorgfältigen Regierung alle Kräfte zur freien und fröhlichen Entfaltung kamen. Noch eine kurze Zeit, und sie wird mit den alten preußischen Provinzen in Hingebung und Liebe für das gemeinsame Vaterland wetteifern!

Noch eine andere Erwerbung war König Friedrich II. in der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Schlesischen Kriege zu machen vergönnt gewesen, durch welche die Pläne des Großen Kurfürsten, seinem Lande zu einem Seehandel zu helfen, auch in ihm angeregt wurden. Wir erinnern uns, daß bereits der Große Kurfürst anläßlich eines Streites der ostfriesischen Stände mit ihrer Fürstin Christine Charlotte vom Hause Cirksena mit kaiserlicher Genehmigung eine brandenburgische Besatzung erst nach dem Küstenkastell Greetsyl, dann nach dem Hafenplatz Emden verlegte und den Handel Ostfrieslands unter den Schutz der brandenburgischen Flagge stellte (1683).*

Die von dem Großen Kurfürsten für seine dem Lande geleisteten Dienste vom Kaiser geforderte Anwartschaft auf Ostfriesland für den Fall des Aussterbens des Hauses Cirksena wurde diesem noch versagt, aber seinem Nachfolger Friedrich III. erteilt und dem Könige Friedrich Wilhelm I. von neuem bestätigt.

Holland und Hannover sahen ungern den Anfall Ostfrieslands an Preußen. Hannover hatte sogar trotz der bestehenden Anwartschaft Preußens eine Erbverbrüderung mit Ostfriesland errichtet. Das Land befand sich infolge der langwierigen Streitigkeiten zwischen Fürsten und Ständen in sehr zerrüttetem Zustande. Zwei Parteien hatten sich gebildet, die dann und wann entgegengesetzte Landtage hielten; zwei verschiedene Landesverwaltungen zu Emden und zu Aurich standen einander gegenüber. Der letzte Fürst aus dem Hause Cirksena, Karl Edzard, konnte nicht einmal die Huldigung entgegennehmen und war niemals in Emden, der bedeutendsten Stadt seines Landes. Die innere Fehde hatte auch fremde Truppen ins Land gezogen, Holländer und Preußen, die mehr auf seiten der Stände, einige Kompanieen Dänen, die auf seiten des Fürsten waren. Eine kaiserliche Schutzwache befand sich außerdem seit alten Zeiten im Lande. So kam es für Preußen darauf an, bei dem Tode des Fürsten schnell zuzugreifen, wenn seine Anwartschaft ihm nicht verkümmert werden sollte.

Am 25. Mai 1744 starb der letzte Cirksena; wie man sagt, soll die plötzlich vereitelte Hoffnung auf Nachkommenschaft, mit der man ihm geschmeichelt hatte, sein Lebensende beschleunigt haben. Alsbald beauftragte der König seinen Großkanzler Cocceji und den Kreisdirektorial-Rat Hanfeld als könig-

---

* Vergl. I. 250.

liche Bevollmächtigte, für ihn die Huldigung der Stände entgegenzunehmen. Der König selbst befand sich zu dieser Zeit im Bade zu Pyrmont, wo wir ihn mit dem kaiserlichen General Mortagne den Kriegsplan gegen Österreich für den zweiten Schlesischen Krieg beraten sahen. Er erklärte, die Privilegien des Landes anzuerkennen, den Rechtshändeln zwischen dem Fürsten und den Ständen ein Ende zu machen und wünschte dagegen auch etwas bessere Leistungen der Stände zu seinen Gunsten, als die Fürsten bisher genossen hatten.

Am 6. Juni langte Cocceji in Aurich an; den nächsten Tag traf eine Abteilung Militärs von der Weseler Besatzung bei ihm ein. Es waren nur 500 Mann; aber ihr bloßes Erscheinen bewirkte, daß die dänische Einquartierung in größter Eile das Land verließ; die kaiserliche Schutzwache, der die Einwohner jetzt Quartier versagten, löste sich auf.

In Emden war die holländische Besatzung gleichfalls bei dem Anmarsche der preußischen Truppen abmarschiert. Der preußische Adler wurde an die Burg angeschlagen und ein Patent an den öffentlichen Plätzen angeheftet, welches die königliche Besitzergreifung verkündigte. Noch an demselben Tage geschah die Huldigung des Rats. Als die ersten, welche die Rechtsbeständigkeit der preußischen Ansprüche auf Ostfriesland anerkannten, werden unter den Ständen ein Baron Wedell von Evenburg und Karl Philipp zu Inn- und Knyphausen genannt.

Ungehindert von fremdem Einflusse und nicht mehr getrennt durch die alte Parteiung, konnten sich nun die Stände versammeln. Es war das erste Mal seit langen Jahren, daß sie sich sämtlich wieder vereinigten. Der Adel, die Abgeordneten der Städte und Bauernschaften fanden sich am 20. Juni 1744 in Aurich zusammen.

Der König versicherte den Ständen in seinem Revers, daß er sie samt und sonders bei ihren wohlhergebrachten Privilegien, guten Gewohnheiten und alten Rechten zu schützen königlich entschlossen sei. Die Stände versprachen, ihn als ihren Fürsten und Herrn zu erkennen, ihm treu und gehorsam zu sein, nach Inhalt ihrer Accorde. Diese Accorde wurden vom Könige in allen ihren Punkten und Klauseln „wohlwissentlich und wohlbedächtlich" bestätigt. Nicht die kaiserlichen Dekrete sollten ferner Geltung haben, sondern die Verfassung auf die alten Verträge gegründet, oder vielmehr diese sollten durch einen neuen Vertrag mit der Landesherrschaft bestätigt werden. Schwierigkeiten machte noch die Forderung des Königs, betreffend die alljährliche Stellung einer Anzahl Rekruten für die preußische Armee. Auf die lebhaften Gegenvorstellungen der Stände, welche einwandten, daß das Land bei seiner geringen Bevölkerung

veröden würde, wenn man die jungen Leute zu Rekruten aushebe, begnügte sich der König mit einer Geldzahlung an Stelle der Rekruten. Hierauf wurde die Abkunft des Königs mit den Ständen ratifiziert (31. Juli 1741).

Es war ein kleines Land, dessen Herrschaft Friedrich hier antrat — nur 54 Quadratmeilen Flächeninhalt —, bewohnt von einem abgehärteten, seetüchtigen Völkchen, an Gefahren gewöhnt im Kampfe mit Sturm und Flut, gegen die sie ihren Boden Jahrhunderte hindurch verteidigen mußten und mit mächtigen Wällen schützten. In diesem Kampfe hatte sich der Charakter des Volkes gebildet, ernst und schweigsam, hartnäckig und zähe, den Künsten abhold, mäßig, nüchtern, voll Freiheitsstolz und Selbstgefühl — „Ela, fria Fresena!“ (edler, freier Friese) hieß der alte stolze Friesengruß —, aber, nachdem es seine alten Privilegien anerkannt und beschützt sieht, auch treu und ehrlich zu seiner rechtmäßigen Herrschaft haltend. Das Einkommen, das Friedrich als souveräner Regent aus dem Lande zog, betrug nur 24000 Thaler und 16000 Thaler Rekrutengelder jährlich; aber es gewährte manche andere Vorteile. Emden hatte einen guten Hafen und war günstig für den Handel gelegen, es brachte Friedrich in Berührung mit dem Seeverkehr.

Alsbald empfand auch das Land den Segen der neuen Regierung. Die Arbeiten an den Dämmen, welche für Ostfriesland so hochwichtig sind, während der letzten anarchischen Zustände des Landes aber sehr in Verfall geraten waren, wurden wieder aufgenommen und mit großem Eifer betrieben. Die vierundzwanzig Meilen langen Deiche an beiden Ufern der schlammigen Ems, die sich in dem flachen, regnerischen Lande im Kampfe mit der Nordsee eine sehr breite Mündung gewühlt hatte, wurden zum Schutz der Felder, zu Nutz von Flachs und Klee, wasserdicht wiederhergestellt. Emden wurde zum Freihafen erklärt und Handel und Verkehr von allen Nationen dahin eingeladen. Hier ward eine asiatische Handelskompanie gegründet und in jederlei Weise von dem Könige beschützt, von Holland und England mit scheelen Augen angesehen. Sie trieb Handel nach China, und ihre ersten Unternehmungen weckten große Hoffnungen und allgemeine Teilnahme.

Im Jahre 1751 machte Friedrich seinen ersten Besuch in Ostfriesland, seine drei Brüder und der Prinz Ferdinand von Braunschweig befanden sich in seiner Begleitung. An der Grenze, welche am 13. Juni überschritten wurde, erhob sich ein Triumphbogen von grünen Zweigen mit Inschriften und Sinnbildern „von ganz außerordentlicher Pracht“ und wovon „jedermann in die angenehmste Verwunderung versetzt wurde.“ Mehr als hundert solcher Triumphbogen überspannten die Straße an verschiedenen Punkten, und mehr als

20000 Menschen gaben ehrerbietiges Geleit bis nach Emden, wo Kanonendonner und Glockengeläute die Ankunft des Königs verkünden (10. Juli).

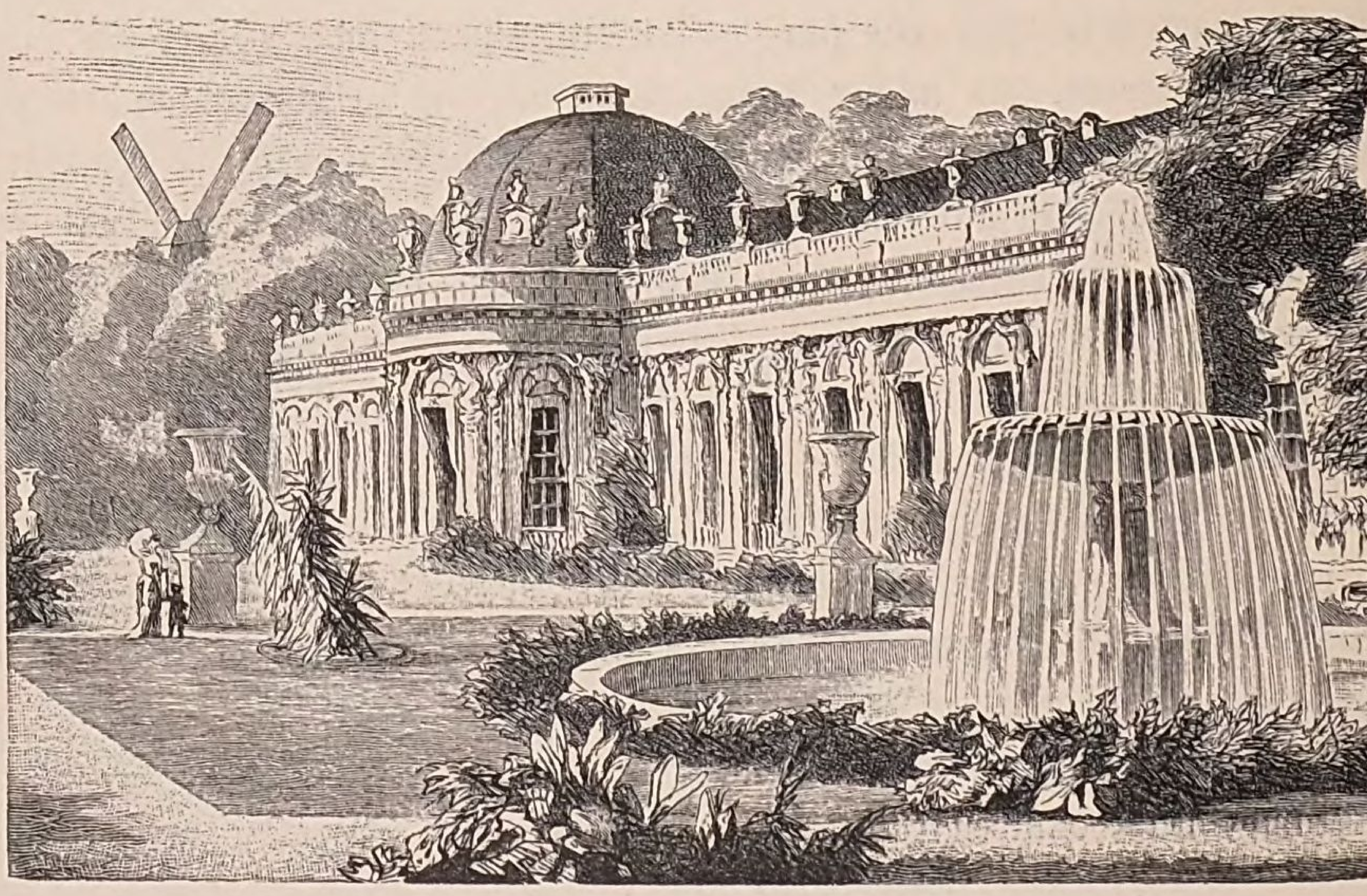
Am folgenden Tage empfing der König die neue asiatische Handelskompanie, auch den Magistrat und die Stände, erkundigte sich nach dem Fortschritte der von ihm eingeleiteten Unternehmungen, insbesondere der großartigen Deichbauten. Er machte auch eine Fahrt auf dem Dollart; hier fuhr der Kiel seines Schiffes über die Dächer versunkener Ortschaften hinfort; denn vor fünfhundert Jahren war diese schlammige Meerbucht (im Bezirk von vier Quadratmeilen) noch eine fruchtbare Flur mit fünfzig Dörfern, einer Stadt, mehreren Klöstern und 50000 Seelen, bis in der Weihnacht 1277, indem Wetter- und Regenstürme ihren Höhepunkt erreicht hatten, Ocean und Ems während der Christmesse den Landstrich untergruben und überfluteten. Was jene Nacht noch übrig gelassen vom Menschenwerke, das zerstörten die folgenden zehn Jahre. Noch lebt die Überlieferung jener Unglücksnacht in der Erinnerung der Anwohner jener Meeresbucht und füllt ihre Phantasie mit Schreckensbildern. Mancher Friese schwört darauf, in stürmischer Nacht vom Strande aus das unheimliche Gespensterschiff auf den Wogen schwankend erblickt zu haben, und wer am Ostermorgen im Kahne hinausfährt, der will ganz deutlich auf dem Grunde Türme, Giebel und Straßen der untergegangenen Stadt sehen und die Glocken aus der Tiefe läuten hören. Vielleicht mochten solche Sagen auch den König bei seiner Fahrt auf dem Dollart umklingen; jedenfalls aber beschloß er, den Kampf der Menschenarbeit mit dem Meere von neuem aufzunehmen und einen Versuch mit der Eindeichung des Dollart zu machen. Einige Monate darauf nahm die königliche Domänenkammer das Werk in Angriff und brachte siegreich einen Polder (eingedeichtes Gelände) zu stande, welches anfänglich für 15000 Thaler in Pacht gegeben, 1756 aber an die Landstände verkauft wurde.

Im Jahre 1753 (24. Januar) gründete Friedrich eine zweite Kompanie für Indien: die „Bengalische Handelsgesellschaft,“ welche gleichfalls auf weite Unternehmungen hindeutete. Friedrich hoffte, die preußischen Landeserzeugnisse ihre eigenen Handelswege führen zu können, und das neugewonnene Ostfriesland sollte durch seine Häfen den Verkehr der preußischen Handelswelt mit dem fernsten Osten, mit China und Bengalen, eröffnen; aber das Glück war seinen maritimen Bestrebungen nicht hold, und während des Siebenjährigen Krieges nahmen die beiden Handelsgesellschaften ein Ende.

Die Erwerbung Ostfrieslands war nicht für die Dauer. Wir werden hören, wie diese Landschaft später (1814) auf das Betreiben Englands an Hannover abgetreten wurde. Aber die preußische Herrschaft hatte in dem Zeit-

raum von sechzig Jahren schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß die Spuren derselben in der Zeit der hannoverschen Regierung nicht mehr getilgt werden konnten, und die Anziehungskraft der größeren deutschen Macht erwies sich so stark, daß der Rückfall Ostfrieslands nur eine Frage der Zeit war, die in unseren Tagen im nationalen Sinne gelöst wurde.

Sanssouci.



„Das ist der Königspark! Rings Bäume, Blumen, Rasen;
Sieh, wie ins Muschelhorn die Steintritonen blasen!
Die Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens Schoß;
Sieh hier der Flora Bild in hoher Rosen Mitten,
Die Laubengänge sieh, so regelrecht geschnitten,
Als wären's Verse Boileaus.

Vorbei am luft'gen Haus voll fremder Vogelstimmen
Laß uns den Gang empor zu den Terrassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün;
Dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
Das schmucklos heit're Schloß mit breiten Fensternischen,
Darin des Abends Feuer glühn — —"

So schildert Geibel die Freistatt des Genius, wo König Friedrich im Umgange mit freisinnigen und geistvollen Männern sich über die Kämpfe und Wirren der Zeit, über den Druck der Regierungssorgen hinaus zu der heiteren

Geistesfreiheit des Philosophen, Künstlers und Dichters zu erheben suchte. Denn neben dem strengen Gebote der Pflicht, welches dem Könige die äußerste Anspannung aller Kräfte im Dienste des Vaterlandes auferlegte und das ihn immer wieder in das Weltgetümmel mitten hineinwarf, lebte in seiner Seele die Sehnsucht nach einem friedlichen „Sorgenfrei,“ wo er sich bei freier Geistesthätigkeit als Künstler und Dichter den höheren Genüssen, die das Leben verschönen und veredeln, widmen, wo er, ungestört von dem Geräusche der Außenwelt, mit der heiteren Ruhe des Philosophen über dem Wuste von Irrtümern nach einem Funken Wahrheit ringen, den Gesetzen der ewigen Weisheit nachforschen und „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ suchen könne. Diese Sehnsucht begleitete den König durch sein ganzes Leben daheim wie im Feldlager; sie war es, die ihm in den Pausen der Kriegsaktion, mitten im Getümmel des Lagers, seine treue Gefährtin, die Flöte, in die Hand gab, damit auf den Schwingen der weichen Töne, die er ihr zu entlocken wußte, sein Geist sich aus der Welt der Kämpfe und Gegensätze in eine Welt des Friedens und der Harmonie hinüberträume.

„Wenn ich eines Tages gänzlich dieser schrecklichen Plackerei mich entziehen könnte,“ sagte er eines Tages zu seinem Gesellschafter und Vorleser de Catt,* „so würde ich die übrigen Tage meines Lebens, die mir vom Geschicke noch bestimmt sind, auf folgende Weise am liebsten verbringen: Ich würde mir eine Provinz reservieren, die mir jährlich 100000 Thaler abwerfen sollte, mir einige rechtschaffene, aufgeklärte, willfährige Männer auswählen. Mit aller Energie würde ich mir Ehrgeizige und Intriganten fernhalten. Ich wollte nicht in der Nähe einer Stadt wohnen, weil daselbst immer die Königswürde und der Respekt vorwalten würde. Als unantastbares Gesetz würde ich es festsetzen, daß jeder frei sei, daß man mit mir freundschaftlich verkehren und, worauf ich eifersüchtig achten würde, treuherzig und offen sprechen solle. Jeden Fremden, so er nur gesellig und ein Mann von Sitte und Geist ist, würde ich mit offenen Armen empfangen, mit der äußersten Sorgfalt jedoch alle entfernen, die bloß beschränkte Neugier anlockte. Mein Tisch würde sehr einfach sein — 12000 Thaler würden für denselben jährlich genügen; 20000 wollte ich für meine Liebhabereien aufwenden, den Rest für meine Gesellschafter bestimmen, denen ich nach meinem Tode noch so manches hinterließe, damit sie meiner zuweilen gedenken. So wollte ich einige Blumen auf dem Wege, den ich noch zurückzulegen habe, pflanzen.“

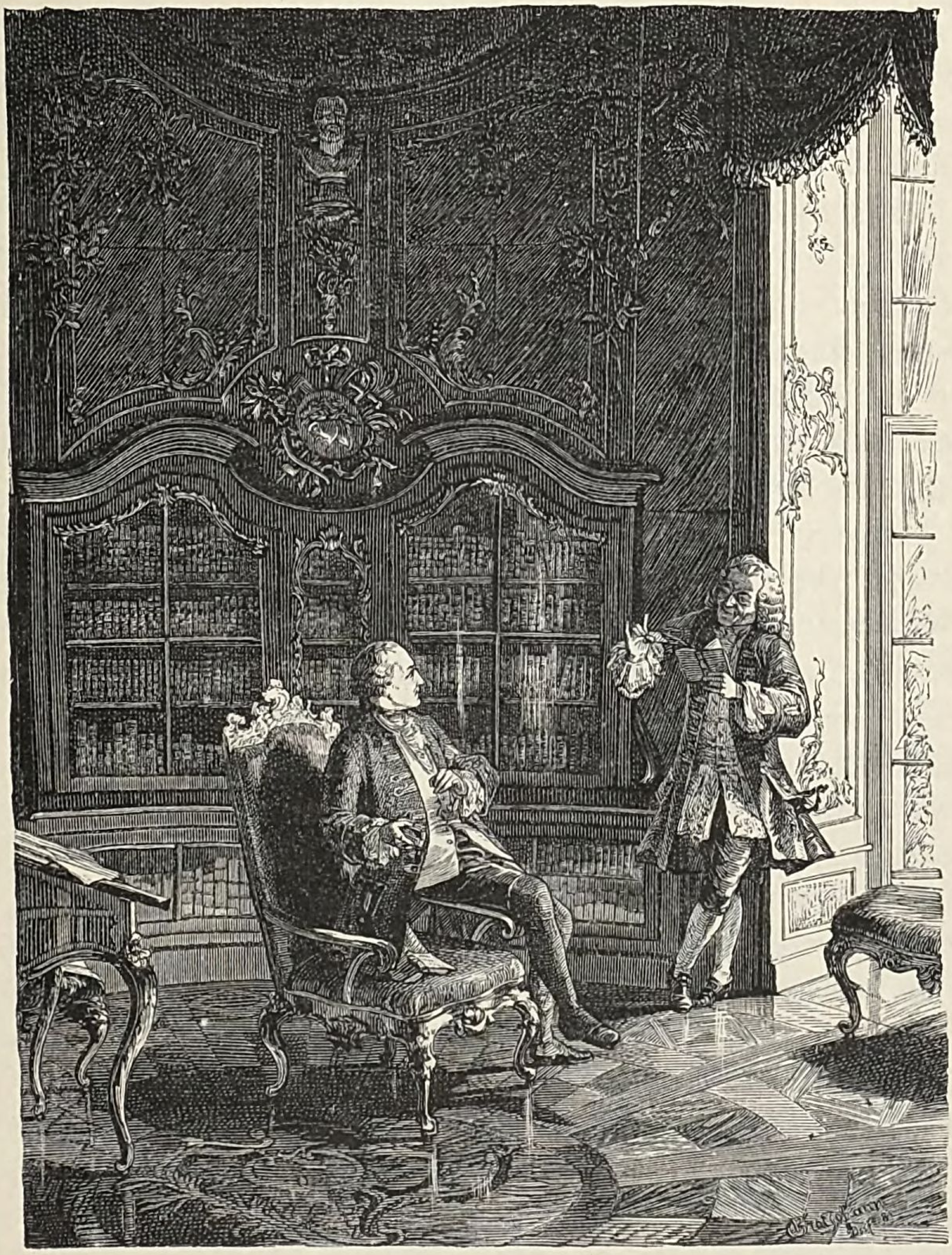
Aber vor solche schöne Träume trat dann wieder der Ernst seines Königs-

* Memoiren Heinrich Alexander de Catts.

berufs: „Ich baue schöne Luftschlösser," so ruft er an anderer Stelle; „allein ich habe eine Stelle, die ich ausfüllen muß — ein Volk, das ich liebe, Gott ist mein Zeuge; ich muß auf meinem Posten bleiben, dessen Bürde tragen, koste es was immer, und mich opfern für dieses Volk, das ich gern glücklich machen möchte."

Als Friedrich II. zur Regierung kam, schien er unentschieden, wo er seinen Sommersitz wählen solle. Rheinsberg, Neu-Ruppin und Charlottenburg erhoben Ansprüche darauf, die sich gegenseitig die Wage hielten. In der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Schlesischen Kriege besuchte der König öfters Potsdam. Die Gegend von Potsdam mit ihren breiten, vielgebuchteten Wasserspiegeln, welche den Fuß der grünen Laubhügel netzen, bildet eine liebliche Oase zwischen den eintönigen Sandflächen der brandenburgischen Mark. Besonders reizte den König die anmutige Lage des Bornstädter Weinbergs im Westen der Stadt, in der Umgebung anderer, kleinerer grüner Hügel mit freundlichen Aussichten auf Wasser und Wald. Hier beschloß er sein Landhaus für den Sommeraufenthalt zu bauen. Es ist bezeichnend, daß Friedrich, noch ehe der Grund zu diesem gelegt war, in der unmittelbaren Nähe desselben die Grabstätte bauen ließ, die dereinst seine irdischen Reste aufnehmen sollte. Sie ward mit Marmor überkleidet und ihr Zweck durch die Bildsäule einer Flora, welche darauf ruhte, spielend verhüllt. Als der König eines Tages — es war im Frühjahr 1746 — mit d'Argens, dem feingebildeten Provençalen, der mehr und mehr die Gunst und das Vertrauen des Königs gewann, an der Stelle vorüberging, wo man an der Gruft baute, sagte er, auf dieselbe deutend: «Quand je serai là, je serai sans souci!» (Wenn ich dort sein werde, dann werde ich ohne Sorge sein.) Diese Worte wurden der Anlaß für die Benennung des Lustschlosses, welches der König auf dem Hügel bauen ließ. Mitten im Getümmel des zweiten Schlesischen Krieges studierte der König die Baupläne seines Architekten v. Knobelsdorff, und von seinem Feldlager in Schlesien aus erließ er die auf den Bau bezüglichen Kabinettsordres und wies die nötigen Zahlungen an. Die Mittel zu dem Baue gewährten die Erträge von Ostfriesland, die der König sich vorbehalten hatte. Zu dem Garten, den er rings um das Hauptgebäude anlegen ließ, steuerten die verschiedenen Provinzen bei, was sie an Gewächsen Vorzügliches besaßen; — Küstrin und Magdeburg schickten schwarze Erde, aus Schlesien kam Marmor zu den Bassins. Am 15. April 1745, während der König sich zu Neisse in jener bedrohlichen Lage befand, wurde der Grundstein gelegt. Während der Wechselfälle und Schlachten des Krieges schritt der Bau rüstig fort und erregte die Zufriedenheit des königlichen Bauherrn bei seiner Rückkehr. Den

2. Mai 1747 wurde das neue Sommerpalais eingeweiht, und vom 19. zum 20. Mai hielt der König sein erstes Nachtlager in Sanssouci, welches von nun an bis an seinen Tod die Zufluchtsstätte blieb, wo er sich ungestört der



In der Bibliothek von Sanssouci.

geselligen Erholung mit hochgebildeten und geistreichen Männern und der reichen Einsamkeit seines Geistes überlassen durfte. Hier schienen die Tage von Rheinsberg wiedererwachen zu wollen, freilich nicht in jenem rosigen Lichte, welches der Reiz einer unbefangenen Jugend über das Rheinsberger Leben

breitete, waren doch erst kürzlich von den Genossen des Rheinsberger Zirkels zwei der vertrautesten Freunde Friedrichs ihm durch den Tod entrissen worden — sein Keyserling und sein Jordan.

Versetzen wir uns einmal im Geiste in jene Gesellschaft zu Sanssouci etwa zu der Zeit zu Anfang der 50er Jahre, als dieselbe soeben durch die vom Könige so lebhaft ersehnte Ankunft Voltaires für diesen eine neue Anziehungskraft gewonnen hatte. Die Einrichtung des Versammlungszimmers ist einfach — Tische und Stühle freilich nicht von rohem Eichenholz, wie in jenem Tabakskollegium, das König Friedrich Wilhelm I. abends zu seiner Erholung um sich versammelte — in dem Rokokostile der Zeit. Hier und da läßt ein Kunstgegenstand auf den Schönheitssinn des Bewohners schließen. Der betende Knabe, welcher dort, in jener Nische, seine Hände emporhebt und welcher der Schule des hellenischen Bildners Lysippos entstammen soll, hat vielleicht schon einmal die Augen Alexanders des Großen auf sich gelenkt.* Den Schmuck der Wände bilden einige prächtige Gemälde Correggios, auch einige geringeren Wertes von lebenden Meistern. In den Gläsern auf dem Tische sehen wir französische Weine, auch das edle Gewächs der Champagne. Die Gesellschaft ist nicht so groß, daß nicht eine gemeinsame Unterhaltung möglich wäre, aber doch zahlreich genug, um dieselbe bewegt und vielseitig zu gestalten. Sie wird nur in französischer Sprache geführt.

Den Mittelpunkt der Unterhaltung bildet natürlich der König, weniger durch die Lebhaftigkeit, mit welcher er an derselben teilnimmt, als durch die Aufmerksamkeit, mit welcher er der Rede eines jeden folgt, aus jeder ein Körnlein Geistes herausfindet, an das anknüpfend er die Unterhaltung fortspinnt und ihr ein allgemeines höheres Interesse giebt. Der Mann an der Seite des Königs mit dem ernsten, träumerischen Antlitz, etwas vernachlässigt in der Kleidung, ist der Marquis d'Argens, der aus seiner heimatlichen Provence, dem Lande der Troubadours und der Gesänge, wo er seiner freien Gesinnungen wegen Verfolgungen ausgesetzt war, zu dem Hoflager dieses gastfreien Königs seine Zuflucht genommen hat, dem er mit warmer Hingebung des Herzens zugethan ist, voll Vertrauens in seinen Genius und sein Glück, am ehesten geeignet, ihm seinen Jordan zu ersetzen.

Auf der anderen Seite des Königs eine hagere, skelettartige Erscheinung mit nichts weniger als angenehmen Gesichtszügen, faltiger Stirn und blitzenden

---

* Friedrich kaufte den Adoranten für 5000 Thaler vom Fürsten Lichtenstein, der ihn seinerseits vom Prinzen Eugen eingetauscht hatte.

Augen, den Mund meistens zu einem selbstgefälligen Lächeln verzogen — das ist der vielbewunderte, schrift- und sprachgewandte Voltaire, bisher — wie man sagte und wie er glaubte — einer der ersten Sterne unter den litterarischen Berühmtheiten des Versailler Hofes. Der König hat viele gute Worte verschwendet, bis es ihm gelang, ihn für seinen Musenhof in Sanssouci zu gewinnen. „Sie sind wie der weiße Elefant," schrieb er ihm (1749), „dessentwegen der Schah von Persien und der Großmogul Krieg führen und dessen Besitz, wenn sie glücklich genug gewesen sind, ihn erlangt zu haben, einen von ihren Titeln bildet. Wenn Sie hierher kommen, so sollen Sie an der Spitze des meinigen stehen: Friedrich von Gottes Gnaden König in Preußen, Kurfürst von Brandenburg, Besitzer von Voltaire" &c. &c. Eine Einladung des Königs erhielt Voltaire zu einer Zeit, als sein Stern am Versailler Hofe bereits anfing niederzugehen und er in der Gunst der Marquise von Pompadour schon etwas gefallen war. Jetzt zögerte er nicht mehr, ihr Folge zu leisten. Der goldene Kammerherrnschlüssel, der Verdienstorden und ein Jahrgeld von 20000 Franken — das sind die angenehmen Aussichten, unter denen er sich entschließt, für die Dauer des Königs Gast in Sanssouci zu werden. Seit dem 1. Juli 1750 ist er zur großen Freude des Königs angekommen, wohnt im Schlosse und empfängt die Besuche der Prinzen, Feldmarschälle, Staatsminister und Personen von höchstem Range. Fragen wir, was den König an Voltaire fesselte, so war es vor allem aufrichtige Bewunderung für seine hohen Geistesgaben, für sein Talent als Schriftsteller und Dichter, besonders in der Beherrschung und Behandlung der französischen Sprache. Auch Friedrich liebte die französische Sprache, in welcher er seine Prosaschriften verfaßte und seine Verse dichtete. Er wünschte, in Voltaire seinen Lehrmeister zu finden, der seine Gedichte durchsehen, die Mangelhaftigkeiten des Ausdrucks bezeichnen und die Verbesserungen angeben möchte. Und Voltaire zeigte sich keineswegs als nachsichtiger Lehrmeister; manches hat der König zwanzigmal umarbeiten müssen, bis Voltaire es gut fand; manches geriet ihm aber auch von Anfang an vortrefflich, und Voltaire bekennt selbst (15. Oktober 1750): „Ich genieße das Vergnügen, ihm in seinen Studien nützlich zu sein, und ich schöpfe daraus neue Kräfte, um die meinigen zu leiten. Indem ich ihn verbessere, lerne ich mich selbst verbessern." Aber auch nur in dieser einen Beziehung konnte Friedrich in Voltaire seinen Lehrmeister anerkennen, von dem er gern und willig lernte. Voltaire war ein Mann von außerordentlicher Vielseitigkeit des Geistes, von großer Virtuosität der Darstellung, aber eine armselige Kreatur, beherrscht von den gewöhnlichsten Leidenschaften, von niederer

Selbstsucht, die kein anderes Talent neben ihm aufkommen ließ, und von gemeiner Geldgier; die funkelnden Diamanten an den Fingern unter den sorgfältig gefalteten Manschetten und in dem zierlichen Jabot erinnern an eine schmutzige Geschichte, die gerade zu dieser Zeit — Voltaire befindet sich seit etwa einem halben Jahre am Hofe des Königs — das Stadtgespräch der Berliner bildet, einen Prozeß des berühmten Dichters mit einem Juden Namens Hirsch, den jener zwar gewonnen, der aber doch sehr häßliche Eigenschaften seines Charakters vor aller Welt bloßlegte.

Ganz anders sein Gegenüber, der Herr mit dem runden Gesicht und hoher Denkerstirn, in hoher, roter Perücke mit blonden Locken, welcher seinen Landsmann drüben zuweilen mit einem mißtrauischen Blicke streift. Es ist Moreau von Maupertuis, ein Mann von europäischer Berühmtheit, der Sohn eines glücklichen Korsaren von St. Malo, in seiner Jugend Hauptmann bei einer Kompanie Dragoner, widmete sich dann besonders mathematisch-physikalischen Studien und wurde ein Anhänger Newtons, dessen Lehren er gegen die Anhänger Descartes' verfocht. Er stand an der Spitze der Expedition, welche die französische Regierung im Jahre 1736 nach dem Nordpol schickte, um durch die Gradmessungen in der Nähe des Pols die Abplattung der Pole und die Sphäroidgestalt der Erde festzustellen. Auf Voltaires Empfehlung war er von Friedrich zum immerwährenden Präsidenten der unter ihm neubegründeten Akademie der Wissenschaften berufen worden, hatte diesen Ruf angenommen (1746) und sich das Vertrauen des Königs erworben, forderte aber durch manche Sonderbarkeiten in seinem Äußern den Spott seiner Gegner heraus, unter denen wir bald auch Voltaire erblicken werden. Er war in der Unterhaltung gemessen und abwartend, seine Bemerkungen waren kurze, blitzartige Einwürfe, aber immer zutreffend.

Noch eines anderen Franzosen müssen wir erwähnen, der in dieser Gesellschaft die Rolle eines lustigen Rates, etwa wie Gundling im Tabakskollegium, spielt. Es ist ein Arzt, de la Mettrie, der sich in Frankreich durch die gedruckten zügellosen Angriffe gegen die berühmtesten seiner Kollegen und seine Verspottung ihrer Kunst unmöglich gemacht und in Sanssouci, der gewöhnlichen Zufluchtsstätte der Verfolgten, bei König Friedrich ein schützendes Obdach und eine Vorleserstelle mit kleinem Jahrgeld gefunden hatte. La Mettrie wurde zum „Doktor Lustig“ in dieser Gesellschaft nicht durch die gewöhnliche Possenreißerei, sondern durch die tolle und ungezügelte Art, wie er der Weisheit nachjagte, und unter dem Wuste von Tollheit glimmte doch ein Fünkchen Wahrheit, das Friedrich herauszufinden und zu schätzen wußte. Da



Die Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sanssouci.

sitzt der gute La Mettrie nachlässig, mit wenig hofmännischem Anstande in den Sessel zurückgelehnt, mit dem immer lustigen, gutmütigen Gesichte dankbar seinem hohen Beschützer zugewandt und ahnt nicht, wie nahe hinter ihm bereits der Tod steht, ahnt nicht, daß Friedrich, noch bevor das Jahr abgelaufen, an seine Schwester, die Markgräfin Wilhelmine berichten wird (21. November 1751): „Wir haben den armen La Mettrie verloren. Er starb aus Spaß, aß zum Zeitvertreib eine ganze Fasanenpastete auf, ließ sich einfallen, einen Aderlaß zu verordnen, um die deutschen Ärzte zu überzeugen, daß Aderlaß gut für Unverdaulichkeit sei. Aber es bekam ihm schlecht, er fiel in ein heftiges Fieber, das ihn hinwegraffte. Er wird von jedermann bedauert. Er war lustig, bon diable, ein guter Arzt und sehr schlechter Autor; wenn man vermied, seine Bücher zu lesen, konnte man mit ihm selber ganz gut zufrieden sein!"

Neben den Franzosen bemerken wir auch einen Italiener, Algarotti, der seine Rolle als Diplomat ausgespielt hat und nun als gewandter, feingebildeter Hofmann an der Gesellschaft in Sanssouci teilnimmt, wo er sich dem Könige durch sein bedeutendes encyklopädisches Wissen empfiehlt.

Vergessen wir endlich auch d'Arget nicht, der dem Könige als geschickter Sekretär diente. Dies waren die Fremden, die der König in seine Umgebung nach Sanssouci gezogen hatte und in deren Umgang er Ersatz für die Freuden des häuslichen Lebens, auf die er verzichtet hatte, zu finden hoffte. Aber wie viel Esprit, wie viel Geist und Witz auch in dieser Abendgesellschaft zu Sanssouci zu Tage gefördert wurde — volle Genüge konnte sie ihm nicht bieten. Er fand wohl Ansprache für seinen Geist, aber das Herz ging leer aus. Doch da ist noch eine andere Gruppe von Männern, meistens Militärs, die nicht durch einen Kontrakt gebunden, nicht um äußerer Ehren oder um eines Jahrgelds willen hierher gekommen sind, sondern die dem Könige aus freier Hingebung mit der ehrlichen Treue des deutschen Herzens dienen. Da ist der tapfere, feurige Rothenburg, der dem Könige wegen der Feinheit und Anmut seiner Sitten, verbunden mit tiefer Auffassung und klarem Urteil, die Vorzüge französischen und deutschen Wesens in glücklicher Weise zu vereinigen schien. Er erinnert den König an einen seiner Rheinsberger Jugendfreunde, an seinen, ach, zu früh dahingegangenen Cesarion (Keyserling). Und auch Rothenburg trägt bereits den Todeskeim in sich; er leidet an seinen Wunden, die er bei Czaslau davongetragen. Noch ein Jahr — und wir finden ihn nicht mehr an der heiteren Tafelrunde in Sanssouci, sondern in der stillen Einsamkeit seines Sterbezimmers (6. Dezember 1754). Man meldet es dem Könige, und dieser eilt halb angekleidet über die Straße an das Sterbelager

des Freundes. Ein Aderlaß kann vielleicht noch helfen, sagt der Arzt; Friedrich hielt selbst den Teller, um das Blut aufzufangen. Umsonst! Die Lebenskraft kehrt nicht wieder. Da wandte sich Friedrich und ging von seinem Lager schweigend und in Thränen weg. Mehrere Tage verschloß sich der König für alle Gesellschaft.

Auch Winterfeldt finden wir unter den militärischen Freunden des Königs in Sanssouci wieder als Generaladjutanten des Königs, der es ihm nicht vergessen hat, wie er sich im zweiten Schlesischen Kriege durch kühne Thaten hervorgethan und in Oberschlesien dem Aufgebot der ungarischen Völkerschaften nur mit der „Peitsche" zu drohen brauchte, um sie zur schleunigen Flucht zu veranlassen. Von litterarischer Bedeutung wie die Fremden sind diese Männer freilich nicht; sie schreiben lieber mit dem Schwerte als der Feder und stehen dem Herzen des Königs näher als jene, selbst allezeit bereit, Blut und Leben für den König in die Schanze zu schlagen. Auch Winterfeld steht bereits auf der Morituriliste der nächsten Jahre. Wir werden ihn wieder treffen auf dem Schlachtfelde bei Moys († 7. September 1757).

Noch ein anderer Getreuer des Königs hat sich wieder bei ihm eingefunden, wenn auch an der Tafelrunde in Sanssouci nicht oft sichtbar, es ist der alte Feldmarschall von Schwerin, der im zweiten Schlesischen Kriege, bald nach dem resultatlosen Feldzuge in Böhmen (1745), unzufrieden mit den Dispositionen des Königs, „seiner angegriffenen Gesundheit halber" den Abschied genommen hatte. Als der Feldmarschall dem Könige in Sanssouci gemeldet ward, gab dieser — so wird erzählt — zuerst keine Antwort, sondern ergriff seine Flöte und ging phantasierend einigemal im Zimmer auf und nieder. Endlich legte er die Flöte beiseite, steckte den Degen an und befahl: „Der Feldmarschall mag hereinkommen!" Im Vorzimmer hörte der Kammerhusar, wie das Gespräch zwischen dem Könige und Schwerin immer lauter ward, endlich so heftig, daß ihm anfing bange zu werden. Bald aber legte sich der Sturm, die Unterredung ward wieder ruhiger, endlich ganz leise. Die Thür öffnet sich. Schwerin verneigte sich mit heiterer, zufriedener Miene ehrfurchtsvoll gegen den König, und dieser sagte mit gütigem Tone: „Ew. Excellenz essen zu Mittag bei mir!" — Was in jener Stunde in des Königs Kabinett gesprochen wurde, hat niemand erfahren, das aber weiß die Welt, daß Schwerin dem Könige, bald darauf wieder im aktiven Dienste, mit unverbrüchlicher Treue diente und sie auf dem Schlachtfelde von Prag (6. Mai 1757) mit dem Heldentode besiegelte.

An der Tafelrunde in Sanssouci sitzt noch ein Herr in der preußischen Feldmarschallsuniform, aber nicht mit dem bestimmt preußischen Gepräge, wie

es die Gewohnheit des langjährigen treuen Dienstes einem preußischen Gesichte wohl aufdrückt, und wie wir es bei Schwerin, Winterfeldt und anderen beobachten konnten. Der Mann ist bartlos, ernst, ruhig, seine militärische Toilette von gewählter Sauberkeit. Er zeigt wenig Neigung zu reden, es sei denn, daß etwas zu sagen sei, und spricht dann mit einem leichten Anflug von kühlem Humor mit einem fremden, breiten Accent. Es ist Jakob Keith, der Schotte, der als Anhänger der Stuarts sein Vaterland verlassen hat, dann in russische Dienste getreten ist und sich dort bei verschiedenen Gelegenheiten sehr rühmlich ausgezeichnet, dann aber wegen Zurücksetzung den Abschied gefordert hat, den er auch, nachdem er sich durch einen Revers verpflichtet, nie gegen Rußland zu dienen, erhalten. Auf sein Gesuch um Anstellung antwortete König Friedrich II. ihm umgehend, daß er ihn mit Freuden in seine Armee aufnähme, und verlieh ihm den Rang eines preußischen Feldmarschalls (21. Oktober 1748), in welcher Würde wir ihn auf dem Felde von Hochkirch (14. Oktober 1758) seine Heldenlaufbahn beschließen sehen werden. — Der Bruder des Feldmarschalls, Georg Keith, Erbmarschall von Schottland, erhielt vom Könige Friedrich gleichfalls eine Einladung, fortan Preußen als seine Heimat anzusehen, ging (1751) als preußischer Gesandter nach Paris und gehört zu den wenigen Vertrauten des Königs aus dieser Zeit, die das Geschick für seine späteren Tage erhielt.

Nur die Abendstunden, etwa von 9 Uhr abends bis um Mitternacht, waren der Erholung und geselligen Unterhaltung gewidmet. Am Tage ging jeder seinen eigenen — größtenteils litterarischen — Beschäftigungen nach. Am meisten arbeitete der König; denn „nichts hat mehr Ähnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang," so schrieb er an einen Freund. Wir wissen, wie vielseitig die Regierungsthätigkeit des Königs während der zehn Friedensjahre war. Was er seine Mußestunden nannte, das waren die Stunden, die er dem Studium der Geschichte seines Hauses und seines Landes, der litterarischen Produktion, der Dichtkunst und der Musik widmete. Bei einer so mannigfaltigen Thätigkeit bedurfte es einer streng geordneten Zeiteinteilung.

Auf dem Schreibtische des Königs lag ein Kalender, in welchem die besonderen Geschäfte für jeden Tag aufgezeichnet waren. Fünf bis sechs Stunden Schlaf; im Sommer stand er um 3, selten nach 4 Uhr, im Winter vielleicht eine Stunde später auf. Eine Viertelstunde vor dem Wecken wurde im Schlafzimmer, Sommer und Winter, Kaminfeuer gemacht. Der König zog Strümpfe, Beinkleider und Stiefeln auf dem Bette sitzend an, das übrige stehend vor dem Kamin. Auf seinen Ruf kam ein Kammerhusar mit den speciell an ihn gerichteten Briefen, die er las, während ihm der Zopf gemacht wurde. Die

Uniform legte der König nicht sogleich an, sondern blieb vorläufig in einem Überwurf von hellblauem Sammet. Wenn die Briefe durchgesehen und der Zopf geflochten war, übergab der Adjutant der Leibwache den Rapport von allen in Potsdam ein- und abgegangenen Fremden, worauf wohl vermerkt sein mußte, ob einer etwa ein Anliegen an den König habe. Darauf trat der König in sein Schreibzimmer, las die zurückgelegten Briefschaften, indem er auf und ab ging, genauer, trank einige Glas Wasser und zwei bis drei Tassen Kaffee. Nach dem Kaffee nahm er seine Flöte, blies, im Zimmer umhergehend, Übungen oder phantasierte und bereitete sich dabei auf den Vortrag seiner Kabinettsräte vor; denn während des Phantasierens auf der Flöte beschäftigte er sich weniger mit dem Spiel als mit allerlei wichtigen Gedanken, und es kamen ihm dabei, wie er selbst sagte, öfters die glücklichsten Einfälle. Zwischen 9 und 10 Uhr las der König die Auszüge aus den eingegangenen Berichten sämtlicher Departements, sowie aus den weitläufigeren Briefschaften, Eingaben 2c., ließ darauf die Kabinettsräte einzeln vor und erteilte ihnen die Antworten auf die eingegangenen Briefe, welche sie mit Bleistift wörtlich auf die Eingaben setzten. Ein jeder erhielt im Durchschnitt täglich wohl ein Dutzend Bescheide, sogenannte Kabinettsordres, die sie noch vor dem Abend anzufertigen hatten.

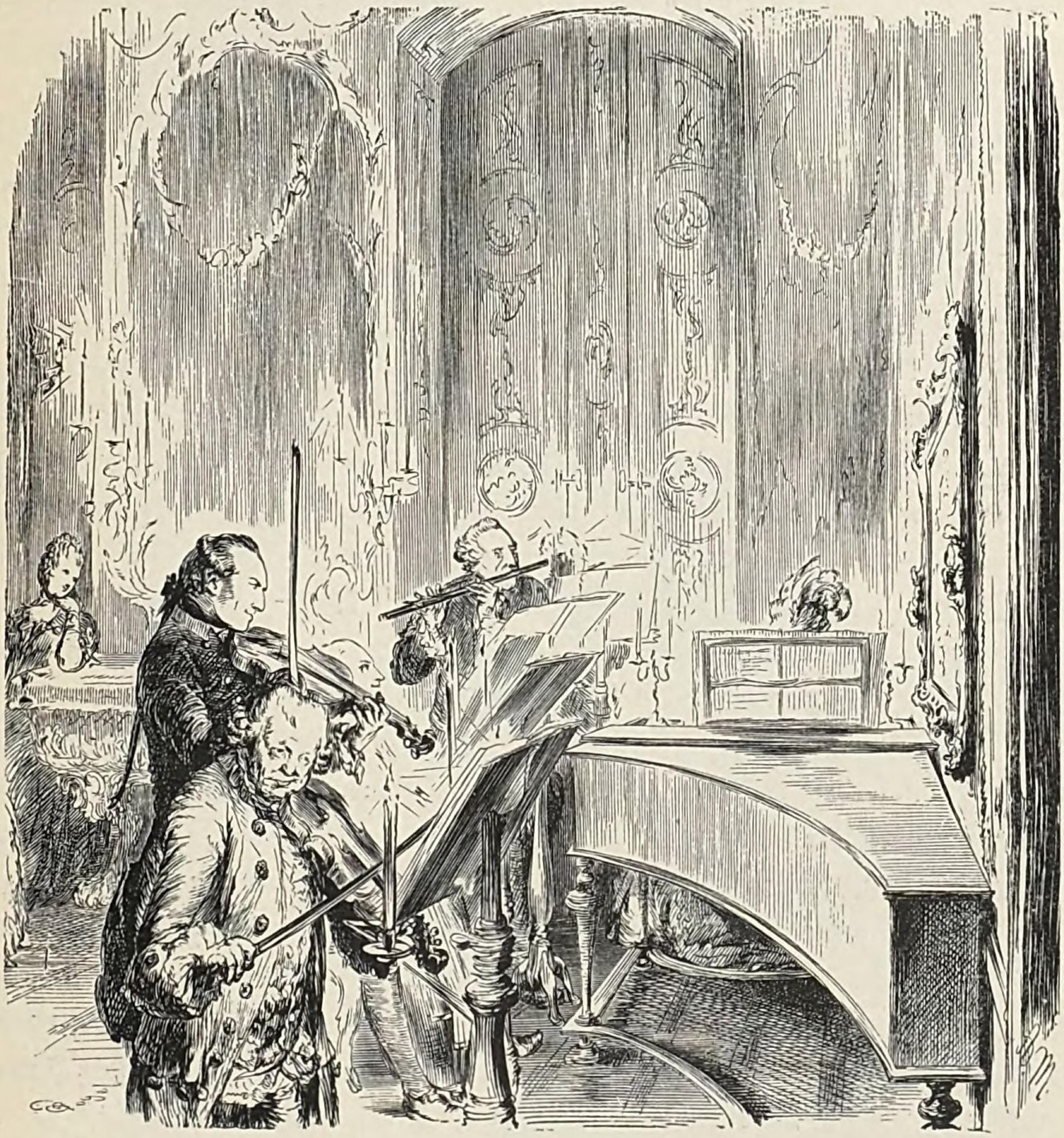
Der König hielt diese Art der Behandlung der Staatsgeschäfte mittels seiner Kabinettsräte für die zweckmäßigste. Die Minister, die an der Spitze der verschiedenen Departements standen, empfingen ihre Weisungen aus dem Kabinett und waren für die Ausführung dem Könige verantwortlich.

„Die Minister legen das Für und Gegen in streitigen oder zweifelhaften Fällen dar, was den Souverän in stand setzt, seinen Beschluß mit dem ersten Blick zu fassen, vorausgesetzt, daß er sich die Mühe giebt, zu lesen und die fragliche Angelegenheit wohl versteht. Ein gesunder Sinn faßt leicht die Hauptpunkte, auf die es ankommt.“ (Testament von 1752.)

Eine Kabinettsregierung, zu deren Ausführung ebensoviel Anspannung des Geistes wie Talent gehört — bemerkt L. von Ranke. Friedrich besaß das letztere in einer seltenen Vielseitigkeit. Wir sahen ihn für alle Zweige der Staatsverwaltung die obersten Gesichtspunkte fassen. Denn er selbst, der König allein, wollte der Einheitspunkt, die Centralkraft in der Staatsregierung sein und bleiben und die ganze Verantwortlichkeit tragen.

Nicht alles ward auf der Stelle beim ersten Vortrage entschieden. Wenn die Kabinettsräte nach demselben sich entfernt hatten, griff Friedrich nach seiner Flöte, doch war seine Seele weniger beim Spiel, in das sie nur ihre Stimmung hauchte, als bei den Angelegenheiten, die es zu entscheiden galt.

Nach dem Vortrage vertauscht der König seine Morgenkleider mit der Uniform und erscheint gewöhnlich bei der Parade, die um 11 Uhr stattfindet. Wenn ihm noch Zeit bleibt, so geht oder reitet er wohl noch vormittags



Konzert in Sanssouci.

spazieren, wobei er den bekannten Krückstock trägt, ein spanisches Rohr mit einer blau emaillierten goldenen Krücke. Der „lange Schimmel" von Mollwitz ist längst auf das Gnadenbrot gesetzt; sein beliebtestes Reitpferd ist jetzt ein Fliegenschimmel, der „Condé," auf welchem wir ihn auch noch im Kanonendonner mancher Schlacht werden halten sehen.

Schlag zwölf Uhr wird das Mittagsmahl angerichtet. Nur zwei Gänge

kommen auf des Königs Tafel, ebensoviel auf die Marschalls- oder zweite Tafel. (Der festgestellte Küchenetat betrug 12000 Thaler jährlich.) Das Service ist von feinem Porzellan, nur bei besonderen Gelegenheiten von Silber und Gold. Der König trinkt französischen Wein, mit Wasser vermischt, zuweilen auch Moselwein. Champagner wird nur auf besonderen Befehl gereicht. Die Tafel dauert zwei Stunden, wird bei lebhafter Unterhaltung, wenn der König bei guter Stimmung, auch länger ausgedehnt.

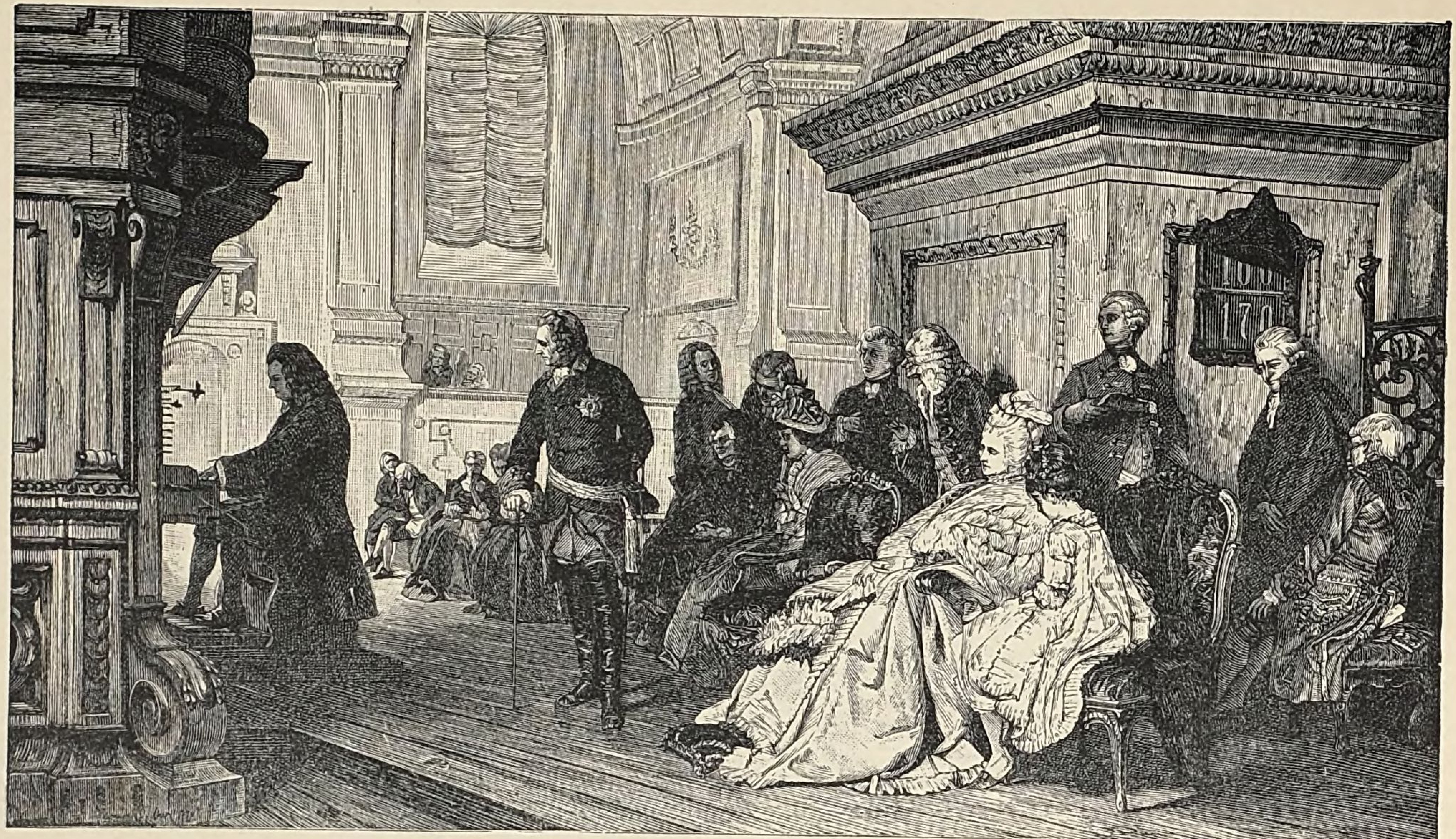
Nach der Tafel nimmt der König gewöhnlich für eine halbe Stunde wieder die Flöte zur Hand, bis die Kabinettsräte die ausgefertigten Bescheide zur Durchsicht und Unterschrift einsenden. Oft hat es mit der bloßen Unterschrift sein Bewenden, oft setzt der König aber auch noch eigenhändig eine charakteristische Rand- oder Nachschrift hinzu.

Wenn die Kabinettsschreiben unterzeichnet sind, nimmt der König den Kaffee ein und beschäftigt sich nun mit sich allein, oder er empfängt die Besuche von Künstlern, welche ihm ihre Werke vorlegen, oder er geht auch wohl mit einem oder dem anderen seiner vertrauteren Umgebung, mit Voltaire oder mit d'Argens in den Gartenanlagen und auf den Terrassen, in anregende Unterhaltung vertieft, spazieren. Zwei Stunden des Nachmittags sind mit schriftstellerischen Arbeiten ausgefüllt — wir werden sogleich hören, mit welchen —, dann erscheint der Vorleser (La Mettrie, später de Catt).

Um 7 Uhr ist gewöhnlich Konzert. Nur besonders Begünstigte haben sich einer Einladung zu den Konzertabenden zu erfreuen. Zu den ständig Eingeladenen gehört Friedrichs alter Lehrmeister Quantz. Dieser nimmt sich wohl auch die Freiheit, seinem ehemaligen Schüler ein Bravo zuzurufen, wenn derselbe in der ihm eigentümlichen Weise das Adagio auf der Flöte besonders schön vorgetragen hat, ja, er wagt sogar einmal sich vernehmlich zu räuspern, als er in einem Stücke von Friedrichs eigener Komposition eine fehlerhafte Stelle heraushört, worauf dieser nichts eiliger zu thun hat, als besagten Fehler zu verbessern; denn „wir dürfen doch Quantz keinen Katarrh zuziehen," — so äußert er scherzend. Außer Quantz waren auch der Kapellmeister Graun und der Gründer der Berliner Singakademie, Fasch, häufig Gäste bei diesen Konzerten.

Nach dem Konzert, welches etwa eine Stunde dauerte, folgte die Abendtafel. Den Schluß des Tages bildete gesellige Unterhaltung in dem beschriebenen Zirkel.

Wenn wir erfahren, daß Friedrich nur zwei Stunden des Tages zu litterarischen Arbeiten erübrigte, so überrascht uns die Reihe umfassender Werke, welche in diesen Friedensjahren aus seiner Feder hervorgingen. Seine schriftstellerische Thätigkeit unterschied sich von derjenigen anderer Autoren darin,



Friedrich der Große und Sebastian Bach.

daß sie nicht unmittelbar die Wirkung auf das Publikum zum Zwecke hatte. Friedrich suchte vielmehr durch seine Studien und Schriften zunächst selbst ein klares, wohlbegründetes Urteil über die Gegenstände, denen er sein Interesse widmete, zu gewinnen.

Aus dem Wunsche, sich über die Quellen der preußischen Macht Klarheit zu schaffen, gingen seine „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg" hervor, welche 1751 in einer Prachtausgabe erschienen, nachdem bereits einzelne Abschnitte daraus in der Akademie der Wissenschaften durch d'Arget vorgelesen und unter den Schriften der Akademie gedruckt worden waren. Am 24. Januar 1748 — dem Geburtstage des Königs — wurde „das Leben des Großen Kurfürsten" in der Akademie gelesen, das „durch den Glanz und die Eleganz der Darstellung, sowie durch den Gegenstand, der hier zum erstenmal in scharfen und faßlichen Formen hervortrat," große Bewunderung erregte. „Grand Dieu!" schreibt Voltaire nach der Lektüre (Potsdam, 5. Juni 1751), „wie ist all dieses sauber, zierlich, präcis und vor allem philosophisch!" — Er schließt mit den merkwürdigen Worten: „Sire, Sie sind anbetungswürdig; ich will meine Tage zu Ihren Füßen zubringen. O, machen Sie mich niemals zur Wachtel! (ne me faites jamais de niches!) Wenn die Könige von Dänemark, Portugal, Spanien u. s. w. es thäten, so wäre es mir gleichgültig, jene sind bloße Könige. Aber Sie sind der größte Mensch, der wohl je geherrscht hat!"

Den zweiten Teil der „Geschichte meiner Zeit," welcher den zweiten Schlesischen Krieg enthält, hatte Friedrich schon 1746 geschrieben. Derselbe atmet die frische Erinnerung des jüngst Erlebten. Zu einer objektiven Auffassung stand Friedrich den Ereignissen noch zu nahe. Was aber dem Werke seinen besonderen Wert verleiht, das ist das rückhaltslose Streben nach Wahrheit, mit dem er auch seine eigenen Fehler bekennt.

Friedrichs poetische Arbeiten aus dieser Zeit tragen meistens den Charakter des Gelegentlichen. Sie sind zum Teil philosophische Betrachtungen, zum Teil geben sie auch nur gewissen Stimmungen Ausdruck, wie seine Phantasieen auf der Flöte. Sein Werk über die Kriegskunst („L'art de la guerre") ist ein Lehrgedicht in sechs Gesängen, seine „sechs Zwillinge," wie Friedrich sie in einem Briefe an Voltaire nennt, den er „im Namen Apollos" zur Taufe derselben mit „den Wassern der Hippokrene" einladet. Mit Recht wird die Schilderung des Feldherrn gerühmt, der Friedrich selbst zu entsprechen sucht. „Im Vorhofe des Mars lehrt man die Gesetze der Ehre, des strengsten Verdienstes; Habgier und Grausamkeit werden verdammt, nur Menschlichkeit und Hingebung gepriesen; die Bildsäule des Kriegsgottes ist umgeben von der

wachen Arbeitsamkeit, kaltblütigen Tapferkeit, der proteusartigen Kriegslist, der schöpferischen Imagination, die von göttlichem Feuer glühend ihre Pläne entwirft.“ Seine Gerechtigkeit giebt auch dem Feinde alles verdiente Lob und läßt namentlich dem Prinzen Karl von Lothringen für seinen Rheinübergang (1744) volle Anerkennung widerfahren.

Das „Palladium“ ist ein komisches Heldengedicht, dessen Gegenstand die Gefangennehmung Valorys, des französischen Gesandten, durch den Prinzen Karl bildet.

Friedrichs kleinere Gedichte sind Oden, Episteln, auch kurze epigrammenähnliche Dichtungen und improvisierte Einfälle. Sie erschienen im Jahre 1750 unter dem Titel: «Oeuvres du philosophe de Sanssouci. Au donjon du château.* Avec privilège d'Apollon» in drei dünnen Quartbänden. Es wurden jedoch nur zwölf Abdrücke genommen. Nach Voltaires Ankunft wurde noch eine Durchsicht vorgenommen und demnächst eine neue Ausgabe veranstaltet.

In allen seinen Schriften befleißigte sich der König einer möglichst vollendeten Ausdrucksweise, und es ist nicht zu leugnen, daß Voltaire in dieser Beziehung einen sehr förderlichen Einfluß übte. Aber bei aller Achtung, die Friedrich dem großen Geiste entgegentrug, machte sich doch mehr und mehr der sittliche Abstand fühlbar, der einen vertrauteren Umgang zwischen beiden unmöglich machte.

Wir haben schon oben eines gewissen Prozesses Voltaires mit einem Juden gedacht, der in dem ersten Jahre seines Aufenthaltes am preußischen Hofe ein peinliches Aufsehen machte. Wir können uns ein näheres Eingehen auf die Chronique scandaleuse, welcher derselbe hinreichenden Stoff zuführte, ersparen. Schon damals schrieb der König an Voltaire (Potsdam, 24. Februar 1751): — — „Ich für meinen Teil habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause Frieden erhalten, und ich sage Ihnen, daß, wenn Sie Intriguen und Kabalen lieben, Sie sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Ich liebe ruhige und friedliche Leute, welche die heftigen Leidenschaften des Trauerspiels aus ihrem Betragen verbannen. Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften und suchen Sie mit jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch ganz und gar nicht angenehm sein, und Sie können ebensogut in Berlin bleiben. — F.“

Vier Tage später schrieb er an denselben (Potsdam, 28. Februar 1751): „Wenn Sie hierher kommen wollen, so steht das bei Ihnen. Ich höre nichts

* Nach einem Turme des Schlosses zu Berlin, in dem eine Druckerei eingerichtet war.

von Prozessen, selbst nicht einmal von dem Ihrigen. Da Sie ihn gewonnen haben, so gratuliere ich Ihnen und bin froh, daß diese häßliche Geschichte zu Ende ist. Ich hoffe, Sie werden keine Streithändel mehr haben, weder mit dem Alten noch mit dem Neuen Testament. Dergleichen kompromittierende Verwickelungen sind entehrend, und mit den Talenten des schönsten Geistes von Frankreich überdecken Sie die Flecken nicht, die dieses Betragen auf die Länge Ihrem Rufe aufdrücken würde.... Ich schreibe diesen Brief mit dem derben Menschenverstande eines Deutschen, der, was er denkt, ausspricht, ohne sich doppelsinniger Ausdrücke und mildernder Phrasen, die die Wahrheit entstellen, zu bedienen; an Ihnen liegt es, Nutzen davon zu ziehen. — F."

Es macht einen kläglichen Eindruck, den einst wegen seiner Talente von Friedrich so hochgeschätzten und zu seiner Gesellschaft so lebhaft herbeigesehnten Gast sich jetzt zu den Füßen des großen Mannes winden zu sehen, bittend, daß es ihm nur noch vergönnt sein möchte, eine Wohnung in der Nähe des Königs zu beziehen, um dort „stille zu leben und zuweilen sein Antlitz sehen zu dürfen."

Der König ließ ihm ein Landhaus bei Potsdam einrichten, das „Markisat" genannt, wo Voltaire nun ungestört an seinem «Siècle de Louis Quatorze» arbeitet. Der König sieht ihn zuweilen und unterhält sich mit ihm über Litteratur und schöne Wissenschaften. Er ist viel zu zartfühlend, um gewisse Vorgänge, die Voltaires rechtschaffenen Charakter in einem zweifelhaften Lichte erscheinen lassen, auch nur mit einem Worte zu berühren; aber Voltaire empfindet es, daß der König an ihm nichts schätzt als seinen Geist und seine Talente, und anstatt bemüht zu sein, durch sein Betragen sich die Achtung des Königs wiederzuerwerben, versucht er es mit den Mitteln niederer Seelen, diejenigen in der Achtung des Königs herabzuziehen, die ihm nach seiner Meinung in seinem Streben nach Wiedererlangung der königlichen Gunst im Wege stehen.

Da ist unter seinen Landsleuten Maupertuis, dessen ruhige, gemessene Würde schon äußerlich zu den koketten Manieren des kleinen lebhaften Mannes in auffallendem Gegensatze steht. Voltaire hat ihn einst selbst dem Könige zu der Stellung eines beständigen Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften empfohlen; jetzt aber, da der Präsident von Maupertuis eine selbständige Stellung einnimmt und sogar eine gewisse Überlegenheit seinem früheren Schützling gegenüber an den Tag legt, möchte er ihn am liebsten wieder aus seinem Amte verdrängen und wartet nur eine günstige Gelegenheit ab, ihm zu schaden.

Maupertuis hat soeben die Entdeckung eines neuen Naturgesetzes gemacht, auf die er sich viel zu gute thut. Während man noch in wissenschaftlichen und

Hofkreisen darüber streitet, ob das Gesetz „von dem Haushalt in der Natur," welche sich immer nur des kleinsten Maßes von Kräften bedient, um große Wirkungen hervorzubringen, in der That die Wichtigkeit habe, die Maupertuis ihm beilegt, meldet sich ein Gelehrter untergeordneten Ranges, ein gewisser Professor König aus Leyden, welcher eine für ihn noch weit wichtigere Entdeckung gemacht haben will, nämlich diese, daß jenes Naturgesetz gar nicht von Maupertuis, sondern daß das Wahre daran schon fünfzig Jahre früher von Leibnitz entdeckt worden sei, mithin Maupertuis sich eines Irrtums und Plagiats schuldig gemacht habe, — eine Entdeckung, über die Voltaire seine heimliche Freude hat.

Maupertuis gerät über die Anmaßung des Leydener Professors in leidenschaftliche Entrüstung. Er setzt die Staatsgewalt und Akademie in Bewegung, um sich Genugthuung zu schaffen. Zugleich giebt er eine Sammlung von Briefen heraus, welche neben vielem Guten doch auch abenteuerliche Behauptungen enthalten, in denen die Grenze von dem Erhabenen zum Lächerlichen bereits überschritten und seinen Gegnern manche bedenkliche Blöße geboten wird. Voltaire lacht sich ins Fäustchen.

Mittlerweile hat auch Voltaire in der «Bibliothèque raisonnée,» einer in jenen Tagen erscheinenden Vierteljahrsschrift, unter dem Titel: „Antwort eines Pariser Akademikers an einen Berliner Akademiker" einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem der Pariser Akademiker — d. i. unter dessen Maske Voltaire selber — den Präsidenten wegen des angeblich von ihm entdeckten Naturgesetzes heftig angreift.

Eine litterarische Fehde zwischen zwei Gelehrten von solcher Bedeutung mußte auch das Interesse des Königs erregen. Er konnte es nicht gleichgültig ansehen, daß der von ihm der Akademie gesetzte Präsident in dieser Weise angegriffen und verspottet wurde. Wohl einsehend, daß amtliche Maßregeln das Aufsehen nur vermehren würden, griff auch er zur Feder und schrieb anonym den „Brief eines Berliner Akademikers an den Pariser," in welchem er den letzteren einen „Libellenschmied" nennt.

Das Verhältnis Friedrichs zu Voltaire begann durch diesen Briefwechsel bereits sich zu trüben, doch trafen die anonymen Briefschreiber des Abends an der Tafelrunde in Sanssouci wieder zusammen und führten ihre gewohnte, durch Witz und Geist belebte Unterhaltung. Hatte Voltaire in seinem Briefe des Pariser Akademikers eine Leuchtrakete steigen lassen, so brannte er aber nun, hauptsächlich veranlaßt durch die oben erwähnten Briefe von Maupertuis, in seiner „Geschichte des Doktor Akakia" ein wahres Feuerwerk von explodie-

renden Witzen und beißenden Satiren gegen Maupertuis ab. Friedrich las die Schrift und, empfänglich für den Witz in dieser Gestalt, mußte er herzlich darüber lachen, verbat sich jedoch, um Maupertuis nicht noch mehr zu reizen und jedes weitere Aufsehen zu vermeiden, auf das entschiedenste den Druck der Schrift. Dazu hatte aber Voltaire die Schrift nicht verfaßt, um sie nun wieder still in seinem Pulte zu begraben. Er wollte eben seinen Gegner dem Gelächter der Welt preisgeben und ließ trotz des königlichen Verbots seine Geschichte des Doktor Akakia sowohl in Berlin, als in Amsterdam drucken. In kurzer Zeit waren allein in Paris 30000 Exemplare davon abgesetzt. Über diese Verletzung seines königlichen Verbots durch seinen eigenen Kammerherrn brauste der König in Zorn auf. Auf ein sehr gewundenes Entschuldigungsschreiben Voltaires antwortete der König:

„Ihre Unverschämtheit setzt mich in Staunen. Nach allem, was Sie gethan haben und was so klar ist wie die Sonne, leugnen Sie noch, statt zu gestehen, daß Sie strafbar sind. Bilden Sie sich nicht ein, daß Sie die Leute glauben machen werden, schwarz sei weiß; wenn man nicht sieht, so ist die Ursache, weil man nicht immer alles sehen will. Aber wenn Sie die Sache aufs äußerste treiben, so lasse ich alles drucken, und es wird sich zeigen, daß Sie, wenn Sie für Ihre Werke Standbilder verdienen, für Ihr Betragen Ketten wert wären."

Voltaire wagte es nicht, dem erzürnten Könige unter die Augen zu treten. Er zog sich nach Berlin zurück, mietete sich eine Privatwohnung in der Taubenstraße (Nr. 20) und ließ sich krank melden.

Voltaire hatte seinen Verdruß über den letzten Brief des Königs noch nicht hinuntergewürgt, da geschah es — es war am 24. Dezember 1752 —, daß er durch einen ungewöhnlichen Lärm und Auflauf in diesem sonst nicht sehr belebten Stadtteil der alten Stadt Köln an der Spree an das Fenster gerufen wurde. Er lehnte hinaus. Die Tannenbäume, welche um diese Zeit gewöhnlich den grünen Schmuck des benachbarten Kiesplatzes bildeten, auf dem heutzutage das Standbild unseres großen deutschen Dichters sich erhebt, waren größtenteils weggetragen; aber gerade unter den Fenstern seines Arbeitszimmers trugen jetzt geschäftige Hände allerhand dürres Strauchwerk und Reisig zusammen, — ach, nicht um dem kranken Dichter einen Weihnachtsbaum anzustecken; sie türmten es immer höher und höher zu einer Art Scheiterhaufen, nicht so groß, um einen Ketzer oder Juden darauf zu verbrennen — dies war damals in Berlin nicht mehr an der Zeit —, aber doch groß genug, um eine recht mächtige, prasselnde Flamme

zu geben. Da erscheint der Büttel mit gesetztem Amtsschritt, ein Buch unter dem Arme, welches er jetzt in der gehobenen Rechten der Menge zeigt. Voltaire blickt hinab; soll er seinen Augen trauen? — Das Buch ist ihm nach Einband und Inhalt bekannt. Es ist seine «Diatribe du docteur Akakia.» Doch vielleicht irrt er sich, den Kranken täuscht nur seine aufgeregte Phantasie. Da schallt es deutlich von der Straße herauf: „Auf Befehl Seiner Majestät des Königs" — tiefes Schweigen der dichtgedrängten Menge — „soll diese Schrift, betitelt" — ja, den Titel versteht weder der Rufer, noch die Menge; aber der Verfasser oben am Fenster versteht ihn trotz des «infamen Französisch,» das dieser deutsche Henkersknecht spricht — „betitelt so und so, von dem französischen Dichter und Schriftsteller Voltaire" — allgemeines beifälliges Gemurmel der Menge — „als anstößig und als zu Haß und Zwietracht Veranlassung gebend, überall, wo solche sich vorfindet, vernichtet und hierdurch öffentlich den Flammen übergeben werden."

Mit einem kühnen Schwunge der Hand schleudert der Büttel das verpönte Buch in die aufschlagenden Flammen. Nur wenige Minuten, und die Flammen sind wieder erloschen, eine schwarze Rauchsäule wirbelt empor, und der vielbesprochene Doktor Akakia fliegt als Asche und Zunder im Winde.

Droben am Fenster aber steht noch immer der kleine, hagere Mann und blickt starr auf den Scheiterhaufen und die Asche seines Kindes. Dann schlägt er sich mit der Hand heftig vor die Stirn, daß der Puder aus den Locken seiner Perücke in einer dichten Wolke aufstäubt, ballt die andere Hand zu einer ohnmächtigen Faust zusammen, knirscht die Zähne und schickt einen stummen Fluch — wohin? ja wohin und wem will er denn fluchen? — Im Nachdenken darüber nimmt sein Gesicht allmählich wieder einen beinahe menschlichen Ausdruck an, die Faust öffnet sich, und er kramt aus einer Schublade drei Gegenstände hervor, auf denen er sein Auge mit einem Gemisch von Verdruß und Wehmut kurze Zeit ruhen läßt. Dann wirft er einige Verse auf ein Blatt Papier, packt die drei Gegenstände hastig zusammen, das Blättchen dazu und sendet das Päckchen nach Sanssouci an den König. Die drei Gegenstände waren: Der goldene Kammerherrnschlüssel, das Kreuz des Verdienstordens und der königliche Erlaß über die Aussetzung einer Pension, und auf dem Blättchen standen die Verse:

«Je les reçus avec tendresse,
Je vous les rends avec douleur,
C'est ainsi, qu'un amant, dans son extrême ardeur,
Rend le portrait de sa maitresse.»

Zu deutsch etwa:

„Die ich empfing mit Zärtlichkeit,
Hier send' ich sie zurück mit Herzeleid,
Gleichwie ein Liebender, von Schmerz geknickt,
Zurück das Bildnis der Geliebten schickt."

Der König hatte Mitleid mit dem tiefgekränkten Dichter und sandte ihm noch an demselben Abend die Zeichen seiner königlichen Gnade wieder. Das aber fühlten beide, daß nach diesen Vorgängen das alte vertrauliche Verhältnis nie wieder hergestellt werden könne. Friedrich war zu sehr König, um eine Mißachtung seiner königlichen Autorität, sei es von wem es wolle, jemals zuzulassen, und Voltaire war zu sehr Schriftsteller von Fach, um sich die Freiheit litterarischer Produktionen auf irgend welche Weise beschränken zu lassen. Voltaire bat um Urlaub zu einer Badereise und erhielt ihn. Am 25. März (1753) verabschiedete sich Voltaire vom Könige und hat ihn seitdem nie wiedergesehen.

Ein häßliches Nachspiel folgte noch dem Besuche Voltaires. Dieser hatte noch einen Band der Dichtungen Friedrichs mitgenommen, welche Friedrich nicht in seinen Händen lassen wollte, weil darin manche satirische Anspielungen auf gekrönte Zeitgenossen enthalten waren und weil er bei Voltaires Charakter besorgen mußte, daß dieser einen unheilvollen Gebrauch von diesen Versen machen könnte. Voltaire weigerte sich jedoch unter allerlei Vorwänden, das Buch herauszugeben. Erst nachdem er auf Friedrichs Befehl bei seiner Durchreise durch Frankfurt a. M. durch den preußischen Residenten angehalten und einige Tage als Gefangener behandelt worden war, fühlte er sich veranlaßt, das Buch herauszugeben, und konnte nun ungehindert seine Reise fortsetzen. Erst in späteren Jahren wurde eine Korrespondenz zwischen dem Könige und Voltaire wieder angeknüpft und dann bis zu Friedrichs Lebensende fortgesetzt.

Der Streit zwischen Voltaire und Maupertuis hatte noch einen unangenehmen Briefwechsel zur Folge und schloß endlich damit, daß ersterer seinem Gegner eine Forderung auf sehr unkommentmäßige Waffen zusandte, die sonst nur von Ärzten und gewissen klugen Frauen gehandhabt werden, welche Forderung Maupertuis natürlich nicht mehr beantwortete.

Der König auf Reisen. Die regelmäßige Thätigkeit Friedrichs wurde durch häufige Reisen unterbrochen; denn er begnügte sich nicht damit, von seinem Schlosse aus das Land zu regieren, sondern er wollte überall selbst nach dem Rechten sehen und sich aus eigener Anschauung genaue Kenntnis von den Zuständen verschaffen. Im Mai oder vielleicht Ende April fanden die Truppenmusterungen in Berlin und Umgegend statt. Im Juni besuchte der

König das Magdeburgische und Klevesche, im Juli ging er nach Pommern, im August nach Schlesien, wo er sich aus naheliegenden Gründen am längsten — meistens einen vollen Monat hindurch — aufhielt. Was Friedrich mit diesen Reisen bezweckte, das spricht er in einem Briefe an Voltaire aus, wo es heißt: „Ich suche in meinem Vaterlande zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke, und bisweilen Urteile zu mildern, die mir zu streng erscheinen. Dies ist zum Teil meine Beschäftigung, wenn ich die Provinzen durchreise. Jedermann hat Zutritt zu mir; alle Klagen werden von mir selbst untersucht oder von anderen, und ich bin dadurch Personen nützlich, deren Dasein ich nicht einmal kannte, ehe ich ihre Bittschrift erhielt. Diese Revision macht die Richter aufmerksam und verhütet zu starke und zu strenge Proceduren.“

Hohe und niedere Beamte, von den Präsidenten und Direktoren der Domänenkammern und der Regierungen bis zu den Forstbedienten, wurden zu den genauesten Berichten über alle Einzelnheiten aufgefordert und mußten auf alle Fragen, die in ihr Fach einschlugen, bestimmte Auskunft zu geben wissen. Landräte, Amtleute und Schulzen mußten auf Verlangen neben seinem Wagen herreiten und auf sein Befragen über die Ortsverhältnisse berichten. Auch bei Kaufleuten, Gewerbemännern und Landleuten fragte der König an und nahm auf ihre Wünsche jede billige Rücksicht. In Schlesien überzeugte er sich von der Verteidigungsfähigkeit, von den Zuständen der Festungen und sah stets angesehene Männer aus der Provinz an seiner Tafel. In Breslau verweilte er gewöhnlich eine volle Woche, zum Schlusse seines Aufenthalts fand hier gewöhnlich eine große Ballfestlichkeit mit Abendtafel statt. In den ersten Tagen des September war der König gewöhnlich wieder in Potsdam.

Im Jahre 1755 — dem letzten dieser halkyonischen Friedensperiode — ging der König zu den Musterungen nach Westpreußen, von da nach Ostfriesland und endlich nach Kleve. In Wesel traf er mit dem französischen Gelehrten d'Alembert zusammen, den Friedrich hierher eingeladen hatte in der Hoffnung, in ihm einen Nachfolger Voltaires zu finden. Friedrich schildert ihn auch als einen «très-aimable garçon,» doch lehnte d'Alembert die Einladung des Königs, an seinen Hof zu kommen, ab. Friedrich trat seitdem in eine lebhafte und geistreiche Korrespondenz mit d'Alembert. Von Wesel unternahm der König einen Ausflug nach Holland. Er reiste im strengsten Inkognito, als „Musiker des Königs von Polen,“ nur von einem Ingenieur Namens Balbi und von einem Pagen begleitet (19. Juni), nach Amsterdam ab, besichtigte die Sehenswürdigkeiten und bestieg das nach Utrecht fahrende Passagierboot (die „Treckschute“), um die Landhäuser längs der Vechte zu sehen.

An diese Fahrt knüpft sich die Bekanntschaft des Königs mit einem jungen Schweizer, Namens de Catt (geb. zu Genf 1728), der damals humanistischen Studien an der Universität zu Utrecht oblag, später als Vorleser («lecteur du roi») und Privatsekretär in die Dienste des Königs von Preußen trat und uns interessante Denkwürdigkeiten zur Charakteristik des großen Königs hinterlassen hat.* Wir lassen de Catt die Geschichte seiner ersten Begegnung mit dem Könige Friedrich an diesem 23. Juni (1755) selbst erzählen:

„„Da ich nicht in das Roef (Kajüte) kommen konnte, weil es vermietet war, so blieb ich mit den anderen Passagieren in der Barke selbst, und da das Wetter schön genug war, ging ich auf das Verdeck. Nach einiger Zeit kam aus der Kajüte ein Mann in zimtfarbenem Kleide mit goldenen Knopflöchern, einer schwarzen Perücke, Gesicht und Kleid ziemlich mit Spaniol befleckt. Der Unbekannte fixierte mich eine Zeitlang und frug sodann ohne weitere Vorrede: „Wer sind Sie, mein Herr?“ Diese Anrede eines Unbekannten, dessen Äußeres nichts sehr Wichtiges verkündete, berührte mich unangenehm, und ich weigerte mich, seine Neugierde zu befriedigen. Er schwieg. Einige Zeit darauf nahm er einen höflicheren Ton an und sagte: „Kommen Sie doch hier zu mir herein, mein Herr! Sie werden sich da besser befinden als in der Barke unter dem Tabaksrauch.“ Dieser höflichere Ton besänftigte meinen Unwillen, und da das sonderbare Wesen des Mannes meine Neugierde rege machte, so benutzte ich sein Anerbieten. Wir setzten uns und fingen an, vertraulich miteinander zu reden.

„Sehen Sie wohl den Mann in seinem Garten dort, der am Ufer ein Pfeifchen raucht?“ sagte er zu mir. „Dieser Mann ist zuverlässig nicht glücklich.“ — „Ich weiß nicht,“ versetzte ich; „aber ich denke, ohne einen Menschen zu kennen, ohne von seiner Lage und Denkart vollkommen unterrichtet zu sein, lasse sich unmöglich bestimmen, ob er glücklich oder unglücklich sei.“

Mein Unbekannter gab mir recht und lenkte das Gespräch auf die holländische Regierung. Er kritisierte sie, vermutlich um mich zum Reden zu bringen. Auch sprach ich und gab ihm freimütig zu verstehen, daß er von dem, was er kritisierte, nicht völlig unterrichtet sei. „Sie haben recht,“ versetzte er, „man muß nur über das urteilen, womit man ganz bekannt ist.“ Nunmehr fing er an, über Religion zu sprechen und mit beredter Zunge alles das Übel herzuzählen, was die scholastische Philosophie in der Welt verursacht

---

* Unterhandlungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt, herausgegeben von Reinhold Kose.

hatte; dann suchte er zu beweisen, die Schöpfung sei unmöglich. Ich fing an, den letzten Punkt zu widerlegen. „Allein, wie kann man etwas aus nichts schaffen?“ sagte er mir. „Davon ist nicht die Rede,“ antwortete ich ihm; „es kommt darauf an, zu wissen, ob ein solches Wesen wie Gott, dem, was nicht ist, Existenz geben kann oder nicht.“ Er schien verlegen und versetzte: „Aber die Welt ist ewig.“ — „Sie geraten in einen Zirkel,“ entgegnete ich, „wie wollen Sie da heraus?“ — „Ich setze darüber weg,“ sagte er lachend; darauf fing er an, von anderen Dingen zu sprechen.

„Welche Regierungsform halten Sie für die beste?“ fragte er unter anderem. — „Die monarchische, wenn der König gerecht und aufgeklärt ist.“ — „Sehr wohl,“ entgegnete er, „aber wo findet man dergleichen Könige?“ Und damit that er einen Ausfall auf die Könige, der mich nicht im geringsten auf die Vermutung bringen konnte, daß er einer sei. Zuletzt beklagte er sie zumal, daß sie die Süßigkeit der Freundschaft nicht kennten, und führte bei dieser Gelegenheit folgende Verse an (vermutlich seine eigenen):

«Amitié, plaisir des grandes âmes,
Amitié, que les rois, ces illustres ingrats,
Sont assez malheureux de ne connaitre pas!»

Zu deutsch etwa:

„Freundschaft, die Hochgefühl die großen Seelen nennen;
Freundschaft, die Königen, den undankbaren Großen,
Vom Schicksal ward versagt im Leben je zu kennen!“

„Ich habe nicht die Ehre, näher mit Königen bekannt zu sein,“ sagte ich; „aber aus dem, was ich in der Geschichte von mehreren gelesen habe, zu urteilen, glaube ich, mein Herr, daß Sie im allgemeinen recht haben.“ — „Ah, oui, oui, ich habe recht, ich kenne die Herren!“

Jetzt kamen wir auf die Litteratur zu sprechen. Der Unbekannte ließ sich über Racine mit vieler Bewunderung und Enthusiasmus aus. Während der Unterredung ereignete sich ein drolliger Zufall. Der Unbekannte wollte ein kleines Schiebfenster herunterlassen und konnte nicht damit fertig werden. „Das verstehen Sie nicht,“ sagte ich zu ihm, „überlassen Sie das mir.“ Ich versuchte, es herunterzuziehen und war nicht geschickter als er. „Mein Herr,“ fing er nun an, „erlauben Sie mir nun, Ihnen meinerseits zu sagen, daß Sie, auf Ehre, es ebensowenig verstehen.“ — „Das ist wahr, und ich bitte um Verzeihung, ich bin zu rasch gewesen, Sie der Ungeschicklichkeit zu beschuldigen.“ — „Waren Sie in Deutschland?“ fragte er mich dann. „Nein; aber ich habe Lust, diese Reise zu machen, und ich bin sehr begierig, die

Preußischen Staaten und deren König zu sehen, von dem man so vieles erzählt.“ Damit fing ich an, mich über Friedrichs Thaten auszubreiten; aber er unterbrach mich schnell mit den Worten: „Nichts von den Königen, mein Herr! Was gehen uns diese Wesen an? Wir wollen uns den Überrest unseres Weges hindurch von angenehmeren und aufheiternden Gegenständen unterhalten.“ Und nun sprach er von der besten aller möglichen Welten und behauptete, es gäbe auf unserer Erdkugel mehr Böses als Gutes. Ich verteidigte das Gegenteil, und dieser Disput brachte uns zum Ziel unserer Reise.

Als er mich verließ, sagte er: „Ich hoffe, mein Herr, daß Sie mir nun Ihren Namen sagen werden; mir ist es sehr lieb gewesen, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, vielleicht sehen wir uns wieder.“ Ich antwortete ihm auf dies Kompliment, wie sich's gebührte, und bat ihn, mich zu entschuldigen, daß ich ihm ein wenig widersprochen hätte. „Schreiben Sie dies,“ sprach ich, „der übeln Laune zu, worin mich verschiedene kleine Reisen versetzt, die ich in diesen Tagen gemacht habe.“ Ich sagte ihm sodann meinen Namen und wir schieden.

Der ehrliche Henri de Catt mag recht erstaunt gewesen sein, als er einige Tage nach dieser Begegnung ein Schreiben erhielt, in welchem der „Musiker des Königs von Polen“ sich als König Friedrich II. von Preußen vorstellte und ihn zu dauerndem Aufenthalt an den preußischen Hof lud. Catt mußte vorläufig das Anerbieten ausschlagen; einer zwei Jahre später wiederholten Einladung kam er jedoch nach und versah über zwanzig Jahre lang die Geschäfte des alten d'Arget. Wir werden ihm in der Folge noch öfters begegnen.

Die halkyonischen Jahre gingen zu Ende. Zuweilen war ein Sausen und Brausen in den Lüften zu vernehmen, wie wenn die Wolken schwer mit Elektricität geladen sind und sich bald zu entladen drohen. Friedrich verstand diese Zeichen wohl; aber er stand bereit und gerüstet, um den Stürmen, welche bald gegen ihn entfesselt werden sollten, kühn die Stirn zu bieten.

Preußen und die europäischen Mächte
seit dem Dresdener Frieden.

Als Friedrich beim Dresdener Friedensschlusse (1745) das Schwert in die Scheide zurückführte, währte im ganzen Westen Europas der Krieg noch fort; der Kampf zwischen dem neuen Hause Österreich und dem Hause Bourbon um die Vorherrschaft auf dem europäischen Festlande, — zwischen England und Frankreich um die Vorherrschaft auf der See und auf dem neuen Kontinent, beide hervorgegangen aus dem Kriege um die Succession in den österreichischen Gesamtstaaten zwischen dem Hause Habsburg-Lothringen und den antipragmatischen Mächten.

Hoch in Schottland erhob, unterstützt durch französische Einflüsse, der Prätendent Karl Eduard noch einmal das Banner der Stuarts. Zwar gelang es Georg II. des Aufstandes in England Herr zu werden, und die Engländer unter dem Herzog von Cumberland brachten bei Culloden (16. April 1746) dem Prätendenten eine vollständige Niederlage bei, womit die ganze Schilderhebung beendigt war. Während aber die besten englischen Truppen von dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden abberufen wurden, um daheim gegen den Prätendenten zu fechten, eroberten die Franzosen in den Niederlanden einen Platz nach dem anderen — Antwerpen, Mons, Charleroi, Namur —; und bei Raucoux schlug der französische General, Marschall von Sachsen, die Verbündeten unter dem Prinzen Karl von Lothringen (11. Oktober 1746). Dagegen machten die letzteren rasche Fortschritte in Italien, wohin Maria Theresia nach dem Frieden mit Preußen ihre besten Kräfte warf. Die spanische Kriegsmacht wurde von ihnen bei Piacenza (16. Juni 1746) aus dem Felde geschlagen, Mailand und Genua wurden von den Österreichern besetzt. Zur See behaupteten die Engländer ihr Übergewicht und eroberten bereits 1745 die von

den Franzosen mit großem Aufwande erbaute Feste Louisville auf Kap Breton, den festesten Platz der Franzosen in Nordamerika.

Das Bedürfnis nach Frieden und die Erschöpfung der kriegführenden Teile führte (1748) zum Kongreß und endlich zum Frieden von Aachen (18. Oktober); aber es war kein Friede, welcher die Grundlage für ein neues Staatenverhältnis hätte bilden können, sondern ein Friede, welcher die wichtigsten Fragen unentschieden ließ, die gegenseitige Herausgabe der Eroberungen — also der österreichischen Niederlande an Österreich, das Kap Breton an Frankreich —, die Abtretung von Parma, Piacenza und Guastalla als Ausstattung an den spanischen Infanten Don Philipp festsetzte und im übrigen die früheren Friedensschlüsse von 1648 bis 1735 — vom Westfälischen bis zum Wiener Frieden — bestätigte.

Noch während des letzten Aktes des österreichischen Erbfolgekrieges waren verschiedene Anstrengungen gemacht worden, Friedrich zur Teilnahme an dem Kriege zu bewegen. Es war von englischer Seite der Gedanke angeregt worden, ihm die Statthalterschaft der Niederlande anzutragen, da Holland bei seinen verwirrten Zuständen nur einen schlechten Bundesgenossen abgab. Man hätte dann Friedrich auch die österreichischen Niederlande erobern lassen und Österreich beim Friedensschlusse zur Abtretung derselben veranlaßt, wofür es durch Abtretung der oberrheinischen Provinzen Frankreichs hätte entschädigt werden können. Friedrich war jedoch nicht willens, das Bündnis Frankreichs zu verlassen und ohne dringende Notwendigkeit aus seiner Neutralität hervorzutreten. Er sandte nicht einmal einen Bevollmächtigten zu dem Aachener Kongresse; denn er wollte den Kongreß nicht zum Richter über seine Angelegenheiten machen, die er durch den Dresdener Frieden geordnet hatte. Er hatte aber die Genugthuung, daß — trotz des Widerspruchs der Maria Theresia — alle Mächte, die bei dem Friedensvertrage beteiligt waren, dem Könige von Preußen das Herzogtum Schlesien und die Grafschaft Glatz in Gemäßheit des Dresdener Friedens gewährleisteten, wie auch in einem besonderen Artikel die pragmatische Sanktion mit ausdrücklicher Ausnahme der erfolgten Abtretungen, insbesondere Schlesiens, für Österreich bestätigt wurde.

Friedrich schrieb über das Friedenswerk im November: „Diese Generalpacifikation sieht mehr nach einem Waffenstillstand als nach einem Frieden aus, nach einer Waffenruhe, in der jede der beiden großen Parteien sich nach Allianzen umthut, um für den neuen Krieg fertig zu sein.“

Wenigstens, was Österreich betraf, konnte Friedrich sich nicht täuschen, hatte doch Maria Theresia selbst ihrem Bevollmächtigten in Aachen die Weisung

zugehen lassen, mit der Unterzeichnung des Friedensvertrages noch einige Tage zu zögern, „damit der ganzen Welt in die Augen falle, daß wir an einem so schlechten, gleich den Präliminarien mangelhaften und in manchem Stücke noch ärgeren Werke keinen Anteil als notgedrungen nehmen." Was half ihr auch jetzt die Anerkennung der pragmatischen Sanktion, wenn sie doch eine der schönsten altösterreichischen Provinzen in den Händen ihres Feindes lassen mußte, wenn diese Perle aus ihrem Diadem ausgebrochen war! Und was Schlesien für Österreich hätte bedeuten können, das erkannte Maria Theresia mit Wehmut, als sie diese Provinz unter preußischer Regierung sich zu immer größerer Blüte entfalten sah.

Bei dem Wirrwarr von Gegensätzen und streitigen Interessen, die auch nach dem Aachener Frieden unter den Mächten bestehen blieben, war doch in der österreichischen Politik ein fester Angelpunkt zu erkennen: das Bestreben, Schlesien wiederzugewinnen. Allerdings hatte die Kaiserin-Königin in zwei Friedensverträgen die Abtretung Schlesiens ausgesprochen; man konnte nicht voraussetzen, daß sie die Absicht hege, ihr gegebenes Wort mit diesen Verträgen zu brechen. Aber die Geschichte lehrt es, daß auch die bestverbürgten Verträge keine ewige Dauer haben. Diese hängt vielmehr allein ab von der Fortdauer der Bedingungen, unter welchen die Verträge abgeschlossen und zu einer geschichtlichen Notwendigkeit wurden. Wie leicht aber konnten die politischen Verhältnisse, unter welchen die Cession von Schlesien erfolgte, sich ändern, und für diesen Fall war der Entschluß der Kaiserin-Königin gefaßt.

Noch war die Unterschrift nicht trocken, welche der österreichische Gesandte Graf Harrach unter das Dresdener Friedensdokument gesetzt hatte, als dieser sich mit dem sächsischen Minister Grafen Brühl über die Fortdauer jenes Vertrages (vom Mai 1745), welcher beide Staaten in einem gemeinsamen Plane zur Herabsetzung und Vernichtung des Preußischen Staates verband verständigte. Maria Theresia ließ es sich angelegen sein, noch eine andere Macht für ihre Pläne zu gewinnen, und sie lenkte ihre Blicke auf Rußland, das schon längst danach strebte, in den Angelegenheiten des abendländischen Europa eine Rolle zu spielen. Nur wenige Monate nach dem Dresdener Frieden (22. Mai 1746) ließ Maria Theresia sich in einem alle ihre Beziehungen umfassenden Bundesvertrage mit Rußland das von ihr abgetretene Gebiet wieder zusagen, im Falle, daß der König von Preußen entweder sie selbst oder Rußland oder Polen angreifen sollte. Dem Wortlaute nach hatte dieser Vertrag nur den Charakter eines Defensivbündnisses; in Wahrheit aber unterlag es keinem Zweifel, daß die Kaiserin-Königin sich mittels desselben eine weit über den

geschlossenen Frieden hinaus reichende Aussicht zur Wiederaufnahme des Kampfes um Schlesien offen halten wollte.

Der Aachener Friede und die in demselben von den Mächten übernommene Gewährleistung Schlesiens für Preußen hatten die Hoffnungen der Maria Theresia wieder etwas herabgestimmt, aber das Ziel ihres Strebens war unverändert dasselbe geblieben. Erst mit der Wiedereroberung Schlesiens war die pragmatische Sanktion vollkommen, das heilige Vermächtnis ihres Vaters und ihrer Vorväter erfüllt. Erst dann durfte sie sich als würdiges Glied anschließen an die lange Reihe habsburgischer Fürsten, welche die österreichischen Staaten unter ihrem Scepter vereinigt hatten. Es deuchte sie, daß sie von Gott selbst berufen wäre, Schlesien wieder aus den Händen des ketzerischen Königs zu befreien und seine Bevölkerung in den Schoß der rechtgläubigen Kirche zurückzuführen. Sie fand in dem österreichischen Staatskanzler Grafen Kaunitz den Staatsmann, mit welchem sie in Bezug auf dieses Endziel der österreichischen Politik übereinstimmte und der ihr zugleich in der Auffindung der Mittel zur Erreichung desselben beistand.

Graf Kaunitz-Rietberg war als österreichischer Bevollmächtigter bei dem Friedenskongresse in Aachen aufgefallen, weniger durch seine politische Einsicht und sein diplomatisches Geschick, obgleich wir ihm dieses letztere wenigstens keineswegs absprechen wollen, als durch manche merkwürdige Gewohnheiten, mit denen er sich über die Etikette hinwegsetzte. Mit der spanischen Tracht vereinigte er weißseidene Strümpfe, er erschien mit Haarbeutel und einem gewaltigen Muff. Allenthalben begleitete ihn eine große Dogge, nur nach Hofe nahm er sie nicht mit. Er hatte eine entschiedene Abneigung gegen frische Luft; selbst die Kaiserin beeilte sich gutmütig, die Fenster ihres Kabinetts zu schließen, wenn er zum Vortrage bei ihr angemeldet wurde. Seine Sprache hatte nichts von jenem gemütlichen Wiener Dialekt, den selbst die Kaiserin in der Umgangssprache anzunehmen pflegte; er sprach vielmehr seine Muttersprache absichtlich mit einem fremden Accent und mischte so viele französische Wörter hinein, daß sie kaum noch als deutsch zu erkennen war. Er sah in seinem Hause eine gewählte Gesellschaft bei sich, liebte aber keine vertraute Unterhaltung, sprach sehr wenig, schlug die Augenlider nur halb auf und war selbst den fremden Gesandten fast unnahbar. Durch die Geringschätzung, mit welcher er alle diplomatischen Wesen außer sich selbst behandelte, und durch die Verbindung einer gewissen Schlauheit ohne Weisheit, Beharrlichkeit ohne Gewissenhaftigkeit und einer Selbstgefälligkeit ohne Grenzen wußte er sich ein Übergewicht über seine Kollegen zu verschaffen, die ihn bewunderten, ohne zu wissen warum, und

wurde das Musterbild für eine ganze Zahl von Nachfolgern in den österreichischen Staaten.

Unter den Staatsmännern seiner Zeit war es namentlich einer, der sich sympathisch zu ihm hingezogen fühlte, vielleicht, weil er in dem Bewußtsein seiner eigenen politischen Nichtigkeit durch den Anschluß an den großen österreichischen Staatskanzler sich eine — wenn auch nur negative — Bedeutung zu geben hoffte, vielleicht auch nur infolge der beiden gemeinschaftlichen Abneigung gegen Preußen. Das war der sächsische Staatsminister Graf Brühl, welcher an Stelle des den sinnlichen Genüssen vollständig hingegebenen August III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, die Regierung des sächsischen Kurstaates leitete. Zur Charakteristik dieses Staatsmannes diene die von Archenholtz* mitgeteilte Anekdote, nach welcher ein französischer Reisender, der, als er im Brühlschen Palais herumgeführt, nichts als prächtige Kleider und immer wieder nur Kleider, namentlich Hosen zu sehen bekam, endlich ungeduldig in die Worte ausbrach: «Montrez-moi des vertus, pas des culottes!» („Zeigt mir Tugenden, nicht Hosen!") Auch in der Politik erhob sich Graf Brühl nicht über den Kram der Trödelkammer. Wegen der geringen Bedeutung des sächsischen Kurstaates von den Kanzlern der beiden großen Nachbarreiche Österreich und Rußland öfters zurückgesetzt und übersehen und in beständiger Herzensangst, daß dieses kleine Land dem dritten großen Nachbar dereinst als willkommene Frühstücksspeise zufallen könne, richtete Brühl seinen ganzen unversöhnlichen und erbitterten Haß gegen Preußen und suchte an den Höfen von Österreich und Rußland durch seine Agenten und durch die ausgesprengten Gerüchte von den Eroberungs- und Vergrößerungsplänen des Königs Friedrich in Deutschland, in Polen oder Kurland die Feindschaft dieser Höfe gegen Preußen zu nähren. Es ist schon erzählt worden, wie Graf Brühl sogleich nach dem Abschlusse des Dresdener Friedens sich mit Österreich insgeheim über den Fortbestand des früheren Teilungsvertrages verständigte. Graf Kaunitz suchte ihn auch zum Beitritte zu dem Petersburger Bündnisse (vom Mai 1746) zu gewinnen; aber wie sehr auch Brühl sich über dasselbe freute, so zögerte er doch mit Rücksicht auf „die ausgesetzte Lage" des sächsischen Staates mit der offenen Erklärung seines Beitritts zu diesem Bundesvertrage so lange, bis er derselben nicht mehr bedurfte.

Um so mehr arbeitete Graf Kaunitz an der Befestigung des Bündnisses zwischen Österreich und Rußland, und er wurde dabei durch die persönlichen Beziehungen der beiden Kaiserinnen unterstützt. Die Kaiserin Elisabeth, die

* Archenholtz, Geschichte des Siebenjährigen Krieges.

Tochter Peters des Großen, war von einer imponierenden Erscheinung und besaß eine rasche Fassungsgabe und lebhafte Einbildungskraft, überließ sich aber rücksichtslos ihrem Hange zu Vergnügungen — meistens solchen von sinnlicher Art — und behandelte die Politik nicht nach Staatsrücksichten, sondern nach ihren persönlichen Launen. Daß König Friedrich sich durch diese Eigenschaften der russischen Zarin nicht angezogen fühlte, läßt sich denken. Vielmehr gab er seiner Mißbilligung ihres Verhaltens in Prosa und in Versen oft in beißendem Witz und Spott Ausdruck. Solche Äußerungen des Königs, durch dienstfertige Zungen der Zarin hinterbracht, verfehlten ihren Eindruck auf die Haltung derselben gegen Preußen nicht.

Wie in Österreich Graf Kaunitz, so bestärkte in Rußland der Großkanzler Graf Bestuschew seine Gebieterin in ihrem Hasse gegen Preußen. Dieser hatte, nachdem er seine Nebenbuhler aus der Gunst der Kaiserin verdrängt, in Rußland eine Machtstellung ähnlich derjenigen eines Großveziers inne. Graf Bestuschew sah in Preußen einerseits den Verbündeten Frankreichs, welches die Türkei gegen die Vergrößerungspläne Rußlands in Schutz nahm, andererseits — infolge der verwandtschaftlichen Beziehungen des preußischen Königshauses zu Schweden — einen Verbündeten dieser Macht, die er in russischer Abhängigkeit zu erhalten suchte. Auch nahm er es übel auf, daß Preußen im zweiten Schlesischen Kriege mit dem Kurfürsten von Sachsen gebrochen hatte, der als König von Polen sich völlig abhängig von Rußland machte. Auch daß der französische Gesandte auf seinen Sturz hingearbeitet hatte, machte ihn zum Gegner des französischen und des ihm damals noch nahestehenden Berliner Hofes. Zu so vielen politischen Gründen der Abneigung gegen Preußen kamen noch persönliche; denn während der Großkanzler, welcher vielen Aufwand trieb und dadurch in stete Verlegenheiten sich verwickelte, für die großen Summen, die ihm von anderen Staaten, namentlich von England, bereitwillig zur Verfügung gestellt wurden, sich sehr empfänglich und dankbar zeigte, hatte König Friedrich nichts gethan, um ihn sich in ähnlicher Weise zu verbinden. Hauptsächlich durch Bestuschews Einfluß geschah es, daß die Kaiserin Elisabeth, gleichzeitig aufgebracht gegen den König von Preußen, der satirische Ausfälle gegen sie machte, und geschmeichelt durch die geschickte Art und Weise, mit welcher der Wiener Hof sie behandelte, die wärmste Anhängerin und Bundesgenossin der Kaiserin Maria Theresia wurde.

In einer großen Senatssitzung, welche im Mai 1753 zu Petersburg stattfand, ward es als beständiger Staatsgrundsatz des russischen Reiches ausgesprochen, „sich nicht allein allem ferneren Anwachs der preußischen Macht

zu widersetzen, sondern auch die erste bequeme Gelegenheit zu ergreifen, um das Haus Brandenburg durch eine überwiegende Macht zu unterdrücken und in seinen vorigen mittelmäßigen Zustand zurückzuversetzen."

Dieser Staatsgrundsatz wurde drei Jahre später (Oktober 1755) im großen Staatsrat erneuert und sogar dahin erweitert, „daß man sich vorgenommen, Se. königliche Majestät von Preußen nicht nur alsdann ohne weitere Untersuchung anzugreifen, wenn selbige einen oder den anderen von denen Bundesgenossen des russischen Hofes attackieren sollten, sondern auch in dem Falle, wenn dieselben von einem der russischen Alliierten angegriffen würden." — „Ein höchst erwünschtes Resultat!" schreibt Graf Brühl vergnügt; „es setzt die alliierten Höfe und auch uns in stand, auf etwaige nähere Maßregeln einzugehen, obschon man uns nicht verdenken kann, wenn wir mit der größten Behutsamkeit zu Werke gehen."

War es somit in das Belieben der Kaiserin Maria Theresia gestellt, den Augenblick zum Beginn des großen Entscheidungskampfes um den Besitz von Schlesien zu bestimmen, so sorgte sie auch mit männlicher Energie dafür, die inneren Kräfte ihres Reiches erstarken zu machen, um den bevorstehenden schweren Kampf siegreich bestehen zu können. Sie machte den ersten ernstlichen Versuch, die verschiedenen Provinzen, die unter habsburgischem Scepter vereinigt und infolge der pragmatischen Sanktion unter ihre Herrschaft gekommen waren, zu dem Gefühle monarchischer Einheit zu erheben, und sie empfahl den Preußischen Staat und die Einrichtungen, welche König Friedrich II. demselben gab, ihren Ministern als Muster. Ihre vornehmste Sorge ließ es die Kaiserin sein, ihre Armee zu verstärken und ihre Erhaltung auf ein verbessertes finanzielles System zu gründen. Auch in der Ausbildung der Truppen suchte sie das Vorbild ihres großen Gegners nachzuahmen. Die schöne Kaiserin erschien zu den Heerschauen selbst zu Pferde in Begleitung ihrer Generale bei den Truppen, und sie gewann das stolze Vertrauen, daß diese Truppen ihrem Gegner einen ernsteren Widerstand entgegensetzen würden als in den Tagen von Hohenfriedberg und Hennersdorf.

Während der Umtriebe an den fremden Höfen verharrte Friedrich unverändert in seiner vornehmen Ruhe und wies alle Bemühungen der Mächte, ihn zum Heraustreten aus seiner neutralen Haltung zu bewegen, zurück. Der errungene Friede galt ihm als ein viel zu teures Gut, um es für die Chimäre einer holländischen Statthalterschaft oder einer polnischen Königskrone zu opfern. „Mein gegenwärtiges System ist," so schrieb er, „den Frieden zu erhalten, solange es mit der Ehre des Staates nur irgend vereinbar ist. Durch ihre innere Unordnung wird es der französischen Macht unmöglich, mit der Energie,

die ihr zukäme, auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen. Ein Schlag wie die Eroberung von Schlesien konnte einmal gelingen; aber sie ist wie ein originelles Werk, das keine Nachahmung verträgt; diese Erwerbung hat uns den Neid von Europa zugezogen, alle unsere Nachbarn sind auf der Hut gegen uns. Wollen wir einen Krieg wagen, während Rußland an den Grenzen gewaltig rüstet, nur einen günstigen Augenblick abwartet, um Preußen anzugreifen? Da müßte erst Bestuschew in Rußland gestorben und England, von dem derselbe unterstützt wird, in die Unruhen einer vormundschaftlichen Regierung verwickelt sein; ein Soliman müßte in Konstantinopel regieren und ein erster Minister, ehrgeizig und allgewaltig, in Frankreich Meister sein."

Der König blieb auch bei seinem System, als er nähere Nachricht von den Gefahren erhielt, die ihm von den Höfen der drei Mächte Österreich, Rußland und Sachsen drohten. Winterfeldt war es, der dem Könige zuerst Kenntnis von den Plänen verschaffte, die in Dresden gegen ihn geschmiedet wurden. Ein sächsischer Kabinettskanzlist, Namens Menzel, hatte sich den Schlüssel zum geheimen Archiv verschafft und sich gegen gute Bezahlung bereit finden lassen, Abschriften von gewissen Schriftstücken an den Berliner Hof einzusenden, aus welchen die sämtlichen Verhandlungen, die zwischen den drei Höfen gepflogen waren, ganz klar ersichtlich wurden. Es war zu derselben Zeit, als Friedrich in seinem Sanssouci im Kreise seiner litterarischen Freunde die politischen Sorgen fast zu vergessen schien und als der Doktor Akakia unter Voltaires Fenster in Flammen aufging, daß Friedrich erfuhr, wie jene drei gefährlichen Staatsmänner, die Kaunitz, Bestuschew und Brühl, über die Teilung der Löwenhaut berieten und Verträge schlossen, als wäre der Löwe bereits erlegt. Friedrich schaute heiteren Mutes auf dieses unheilvolle Getriebe; nichts verriet, daß er von den verderbendrohenden Ränken und Umtrieben der Gegner bis ins kleinste unterrichtet war.

Friedrich schrieb damals anonym seine „Briefe an das Publikum." Der Berliner Hof — so erzählt er in denselben — habe sich geweigert, bei seinen Festen die Menuetts eines Musikanten aus Aix spielen zu lassen, da er lieber nach eigenen Tönen tanze; darauf hätten sich allerlei barbarische Staaten des Musikanten angenommen, es wären Bündnisse und Gegenbündnisse geschlossen worden, und es sei der fürchterlichste Krieg zu erwarten. Das Publikum lachte. Auch Voltaire lachte; denn er war eitel genug zu glauben und andere glauben zu machen, daß Friedrich aus Erbitterung gegen ihn diese Satire geschrieben habe und daß mit dem Musikanten von Aix kein anderer gemeint sei als er. Auch Kaunitz, Bestuschew und Brühl lachten; denn sie ahnten nicht, welch

bitterer Spott gegen sie selber in dieser Satire lag und welcher furchtbare Ernst sich hier nur im scherzhaften Gewande barg. Ja, der Löwe lebte, und er war wach, sehr wach, bereit, seinen Gegnern, wenn es darauf ankam, mit einem gewaltigen Sprunge zuvorzukommen.

Unterdessen zogen die Kriegswolken von anderer Seite immer näher und näher heran. Es war die im Aachener Frieden unentschieden gelassene Frage über die Herrschaft zur See und die Vormacht auf dem neuen Kontinente, welche plötzlich wieder zur brennenden wurde und an der auch auf dem alten Kontinente der allgemeine Brand sich entzünden sollte. Es handelte sich nicht allein um lokale Grenzstreitigkeiten zwischen England und Frankreich in Amerika, nicht um die Frage, ob die Engländer die Grenze ihrer Kolonie in Neu-Schottland noch so und so weit vorschieben, ob die Franzosen noch diese oder jene Befestigung am Ohio anlegen dürften, sondern es handelte sich um einen Kampf der Rassen, um die Frage, ob die Kolonisation Nordamerikas von germanischem oder romanischem Geiste getragen werden sollte.

Mit der Entdeckung des Mississippi, die von Kanada aus geschah, hing der Plan der Franzosen zusammen, nachdem sie am Ausflusse dieses Stromes Louisiana gegründet hatten, ihre südliche Kolonie mit der nördlichen in eine dauernde und gesicherte Verbindung zu bringen. Man dachte die große Wasserstraße an den Flüssen und Seen militärisch zu befestigen. Nach dem Aachener Frieden unternahm es der Gouverneur von Kanada, La Galissonière, diesen alten Plan ins Werk zu setzen. Er nahm das Thal des Ohio bis auf die entfernteste Höhe, von wo ein Bach in den Strom rinnt, für Frankreich in Anspruch und ließ das Wappen der Lilien im Urwald anschlagen. Eine Kette militärischer Posten und Befestigungen sollte den Ohio und Mississippi für seinen König sichern und den Anglo-Amerikanern nicht gestattet sein, den Gebirgszug der Alleghanies zu überschreiten. Einer solchen Beschränkung konnte sich das stolze England nicht unterwerfen. Der König, das Parlament, die ganze Nation waren einig darin, es eher auf einen neuen Krieg ankommen zu lassen, ehe man in dieser Frage zurückwiche. So groß war die Spannung, daß es, noch ehe der Krieg erklärt war, zu offenen Feindseligkeiten kam. Eine englische Abteilung wurde beim Überschreiten der Alleghanies bei Fort Duquesne von im Hinterhalte lauernden Franzosen und Indianern überfallen und fast vollständig niedergemacht. Der Oberbefehlshaber der englischen Flotte, die im Frühjahr 1755 in See ging, griff dagegen ein französisches Geschwader, welches Verstärkungen nach Amerika führte, an und eroberte dabei mehrere Schiffe, die in England mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurden. Zu gleicher

Zeit warfen sich englische Kaper in allen Meeren auf die französischen Kauffahrer. Von beiden Teilen wurde auf das eifrigste gerüstet.

Frankreich wollte sich nicht damit begnügen, den Krieg im neuen Kontinent und auf der See zu führen; denn es hatte sich im letzten Kriege gezeigt, daß seine Seemacht der englischen nicht gewachsen war; vielmehr war es entschlossen, den König von England auch in seinem deutschen Kurfürstentum Hannover anzugreifen. Dafür bedurfte es des Beistandes Preußens; noch bestand ja das alte Bündnis mit Preußen, und Frankreich zweifelte nicht, daß König Friedrich zur Erneuerung des Vertrages von 1741 die Hände bieten und sich mit ihm über einen politisch-militärischen Plan einigen würde; denn — so urteilte man in Frankreich — für ihn war ja die französische Allianz noch notwendiger als für Frankreich die preußische; er sei der Gegenstand der Eifersucht, des Mißtrauens und der Furcht aller seiner Nachbarn; er habe keinen anderen Verbündeten als den König von Frankreich. Der Herzog von Nivernois wurde für eine außerordentliche Gesandtschaft nach Berlin ersehen. Auf seine Frage, was er dem Könige von Preußen über den französischen Kriegsplan mitteilen dürfe, antwortete ihm der französische Minister Rouillé (nach Ranke) wörtlich: „Der König (von Frankreich) kennt keinen anderen Feind als den König von England; er hat sich vorgenommen, alle Mittel, welche Gott in seine Hand gelegt hat, anzuwenden, um sich an diesem Fürsten zu rächen, sei es durch seine Seemacht, an deren Verstärkung er unaufhörlich arbeitet, sei es durch einen Angriff auf Hannover, oder indem er ihn selbst in London aufsucht. Alle Maßregeln sind so getroffen, daß niemand den eigentlichen Gegenstand der Unternehmungen voraus wissen kann. Der König glaubt nicht, daß ihm oder seinem Verbündeten ein Angriff auf dem Kontinent bevorsteht."

Auch England sah sich nach einem Verbündeten auf dem Festlande um, welcher die Deckung der hannoverschen Erblande des Königs übernehmen möchte. Zwischen England und Österreich bestand noch ein ähnliches Bundesverhältnis, wie zwischen Frankreich und Preußen. Es war daher natürlich, daß England zunächst mit Österreich in Unterhandlungen bezüglich Hannovers eintrat, zumal da der Gemahl der Maria Theresia und deutsche Kaiser Franz II. schon als Reichsoberhaupt die Pflicht hatte, für die Deckung von Hannover Sorge zu tragen. Der österreichische Staatskanzler Graf Kaunitz hatte jedoch eine andere Auffassung und bezeichnete den Angriff auf Preußen, das er als den gefährlichsten Verbündeten Frankreichs und den gemeinsamen Feind Österreichs und Englands betrachtete, als die wesentlichste Bedingung, um die Allianz Österreichs mit England wirksam zu machen.

So weit beabsichtigte die englische Regierung nicht zu gehen, da es keineswegs im Interesse Englands lag, sich in diesem Augenblick des Beginns eines großen Krieges in dem Könige von Preußen einen neuen Feind zuzuziehen. Da England keine Hilfe gegen Preußen leisten wollte, so glaubte Österreich sich jeder Rücksicht auf Hannover überhoben.

Mehr Erfolg schienen die Bemühungen des englischen Ministeriums beim russischen Hofe zu haben. Nicht umsonst waren von England so bedeutende Geldsendungen nach Petersburg gegangen. Der russische Großkanzler konnte bereits im September 1755 seiner Kaiserin eine Konvention zur Ratifikation vorlegen, derzufolge für englische Subsidien ein russisches Hilfscorps nach Deutschland vorrücken sollte, um Hannover für England zu behaupten. Die Kaiserin Elisabeth war indessen mit der Fassung dieses Vertrages noch nicht einverstanden, sondern wünschte, ihm durch einen geheimen Artikel eine noch schärfere Spitze gegen Preußen zu geben; die russischen Truppen sollten danach nur unmittelbar an den Grenzen, d. h. gegen Preußen Verwendung finden. Es war sehr die Frage, ob der Vertrag in dieser Form die Zustimmung des Parlaments gefunden und ob die Vorlage desselben nicht zum Sturze des englischen Ministeriums geführt haben würde; denn die englische Nation in ihrer großen Mehrheit teilte keineswegs die feindselige Stimmung der Kaiserin Elisabeth gegen den König von Preußen, der ihr vielmehr ein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung war. Um diesem Vertrage die gegen Preußen gerichtete Spitze abzubrechen, machte der soeben neu in das Ministerium getretene Staatssekretär Henry Fox den Vorschlag, dem Könige von Preußen ein Schutzbündnis anzutragen und diesen aufzufordern, die Garantie für die Neutralität der deutschen Besitzungen des Königs von England während des bevorstehenden englisch-französischen Krieges zu übernehmen, wogegen England zugleich die in den früheren Friedensschlüssen übernommene Garantie für Schlesien erneuern sollte. Auf dieser Grundlage knüpfte das englische Ministerium durch den preußischen Geschäftsträger Michel in London Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen an. Die Stellung der europäischen Mächte in dem bevorstehenden Kriege war jetzt von den Erwägungen und dem Entschlusse des Königs von Preußen abhängig.

Seine Erwägungen waren ebenso vielseitig und mannigfacher Art, als sein Entschluß einfach und klar. Für die ersteren kam zunächst das Rechtsverhältnis, d. i. sein bisheriges Bundesverhältnis zu Frankreich in Betracht. Da der Krieg aus Grenzstreitigkeiten im anderen Kontinent entsprang, so entnahm Friedrich aus jenem Bundesverhältnis keine Verpflichtung für sich, zu

Gunsten Frankreichs — wie man ihm zumutete — daran teilzunehmen, und da die Zeit, für welche die Allianz abgeschlossen war, im Jahre 1755 ablief, so glaubte Friedrich sich vollkommen frei, nach seinem Interesse zu handeln.

In betreff der Frage, ob er an dem Kriege, den Frankreich ihm ansinne, teilnehmen solle, sagt Friedrich*: „Ich müßte gegen die beiden Kaiserinnen und Hannover agieren; Österreich kann 100000 Mann, Rußland 60000, Hannover 40000 ins Feld stellen; ich kann nur mit 100000 ihnen gegenüber erscheinen. — — Darf man einen Krieg unternehmen, wenn man um die Hälfte schwächer ist als der Feind? Nein. Ist es ratsam, einen Krieg anzufangen, wenn er von vornherein ein defensiver sein muß? Nein. Denn ein solcher Krieg ist von allen der beschwerlichste und gefahrvollste."

Er fragt dann weiter: „Darf ich aber unthätig bleiben und die andern Mächte thun lassen, was sie wollen? Auch das nicht. Denn ich kann nicht dulden, daß die Russen in das Reich eindringen; ich würde mich mit ihnen schlagen müssen und so doch in den Krieg gezogen werden. Das einzige Mittel, das Eindringen der Russen zu verhüten, ist die Neutralität, welche mir England anbietet. Ich muß sie also annehmen."

Aus diesen Gründen entschloß sich Friedrich, den Neutralitätsvertrag mit England abzuschließen (17. Januar 1756), durch welchen die Ruhe in Deutschland erhalten werden und keine fremde Macht — weder Franzosen, noch Russen — in Deutschland einrücken sollte.

Friedrich hatte alle Ursache, mit seinem Entschlusse zufrieden zu sein. Er hatte seine Lande durch denselben gegen eine augenscheinliche Gefahr gesichert und, wenn es ihm dabei gelang, ein gutes Verhältnis mit Frankreich zu behaupten, was Friedrich damals noch hoffte, eine Stellung von größtem Einfluß auf die kriegführenden Mächte eingenommen.

Auch noch von einem anderen, dem deutsch-nationalen Standpunkte, war die Entscheidung Friedrichs von höchster Wichtigkeit. Indem er die fremden Truppen von Deutschlands Grenzen fernzuhalten entschlossen war, machte er die gemeindeutsche zu seiner eigenen Sache. Welcher Gegensatz in der Stellung der beiden Mächte Österreich und Preußen! — Zu derselben Zeit, als Friedrich einen Neutralitätsvertrag mit England abschließt, um Deutschland vor dem Einfall fremder Kriegsvölker, der Russen und Franzosen, zu sichern, gelangt in Wien der Gedanke einer Allianz mit Rußland und Frankreich, um die alte

* In einem von L. v. Ranke mitgeteilten Aktenstücke, welches der König seinem Minister v. Podewils als Direktive vorlegte.

Machtstellung des Hauses Österreich in vollem Umfange wiederherzustellen, zur ausschließenden Geltung. Nicht daß König Friedrich bewußt für das deutsch-nationale Interesse eingetreten wäre — das Nationalbewußtsein war zu dieser Zeit in Deutschland überhaupt noch nicht wiedererweckt —; aber indem der König das Interesse seiner eigenen Staaten wahrnahm und verteidigte, trat er zugleich die deutsch-nationale Aufgabe an, welche das Reichsoberhaupt gegen Deutschland zu erfüllen versäumte.

Dieselben Rücksichten, welche dem mit England abgeschlossenen Neutralitätsvertrage in Friedrichs Augen seinen Wert verliehen, erregten die Bedenken der anderen Mächte. Rußland sah sich durch denselben beiseite geschoben und seinen früheren Subsidienvertrag mit England außer Kraft gesetzt. Um so mehr steigerte sich der Haß der Kaiserin Elisabeth gegen den Fürsten, welcher ihre Politik in dieser Weise zu kreuzen wagte. Österreich fürchtete, durch die Haltung, welche der König von Preußen in den deutschen Angelegenheiten annahm, um alles Ansehen im Reiche gebracht zu werden und seine bedeutende Stellung in Europa zu verlieren. „Zwischen Frankreich und England stehend," so sagte man in Wien, „würde der König von Preußen sich nach Lage der Umstände abwechselnd auf die eine oder die andere dieser Mächte stützen können." Unerträglich war es für die hochstrebende Kaiserin-Königin und ihren Staatskanzler, die Friedrich zu vernichten dachten und jetzt seine Überlegenheit fürchten mußten. Frankreich endlich, welches gewöhnt war, bei allen politischen Verwickelungen seine Hand in den deutschen Angelegenheiten zu haben, sah sich jetzt um seinen alten Einfluß gebracht und seinen Truppen ein Kriegstheater verschlossen, auf welchem sie Erfolge davonzutragen hofften. König Friedrich hatte sich durch den Neutralitätsvertrag mit England von manchen unbequemen Rücksichten befreit, die das Bündnis mit Frankreich ihm auferlegte, und erst jetzt seine volle Selbständigkeit und Freiheit des Handelns wiedererlangt. König Ludwig XV. aber sah in diesem Schritte seines alten Verbündeten, dessen Emporkommen er sich selber zuschrieb, einen Abfall, den er zu rächen entschlossen war. Der Herzog von Nivernois, welcher sich noch in Berlin befand, um mit Preußen über die Erneuerung der Allianz von 1741 zu unterhandeln, erhielt die Weisung, diese Unterhandlungen abzubrechen und abzureisen. Frankreich lieh sich von jetzt ab anderen Plänen.

Die gereizte Stimmung des Versailler Hofes benutzte der Staatskanzler Graf Kaunitz zur Ausführung eines diplomatischen Meisterstückes, mit welchem er nicht allein Friedrich überraschte, sondern die ganze Welt in Staunen versetzte. Was alle diplomatischen Unterhandlungen, was alle Friedensschlüsse

und Verträge seit dem Dreißigjährigen Kriege nicht vermocht hatten, — die Ausgleichung des alten, weltumfassenden Gegensatzes zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon, den Mächten Österreich und Frankreich, das bewirkte jetzt die gemeinsame Feindschaft gegen den einzigen Mann, gegen König Friedrich von Preußen. In denselben Tagen, als Nivernois in Berlin weilte, erschien der österreichische Gesandte Graf Starhemberg in Versailles. Er hatte Besprechungen mit den französischen Ministern, mit Rouillé und Sechelles, mit dem Abbé Bernis, er bewarb sich vor allem um die Gunst der Marquise von Pompadour, welche sich in ihrer merkwürdigen Laufbahn von der früheren Maitresse des Königs Ludwig XV. gleichsam zur Stellung eines ersten Ministers bei demselben emporgeschwungen hatte. Graf Kaunitz verschmähte es nicht, sich auch persönlich an sie, die „liebenswürdigste Frau der Welt" — wie er sie nannte — zu wenden, und die Marquise antwortete ihm in der schmeichelhaftesten Weise. „Diese wunderliche Beziehung," — sagt Ranke — „aus früheren gesellschaftlichen Begegnungen stammend, wurde in dem damaligen Augenblick ein wesentliches Moment zur Führung der großen Geschäfte."*

Auf einem Lustschlosse dieser Dame zu Babiole bei Versailles fanden (22. September 1755) im tiefsten Geheimnis die ersten Beratungen zwischen der Marquise, dem Abbé Bernis und dem Grafen Starhemberg über den Abschluß eines österreichisch-französischen Bündnisses statt, und unter der Einwirkung des preußisch-englischen Neutralitätsvertrages erfolgte (1. Mai 1756) in Jouy, einem Landhause des Ministers Rouillé bei Versailles, wo sich auch Bernis und Starhemberg eingefunden hatten, der Abschluß von zwei Verträgen, einer Neutralitätskonvention und eines defensiven Allianzvertrages, demzufolge Österreich dem Könige von Frankreich freie Hand gegen den König von England, Kurfürsten von Hannover, ließ und also das deutsche Kurfürsten-

* Die in den meisten Geschichtsbüchern verbreitete Erzählung, die Kaiserin-Königin habe sich selbst überwunden, der Maitresse des Königs von Frankreich in einem sie fast als Gleichstehende behandelnden Tone zu schreiben, wird von Ranke entschieden bestritten, welcher zugleich einen Privatbrief der Kaiserin Maria Theresia an die Kurprinzessin Marie Antonie von Sachsen, die Tochter des Kurfürsten Karl Albert von Bayern und deutschen Kaisers Karl VII., mitteilt, in dem es heißt:

„Sie irren sich, wenn Sie annehmen, daß ich jemals intime Verbindungen mit der Pompadour gepflogen hätte, weder brieflich, noch durch Vermittelung der Gesandten. Sie haben ihr den Hof machen sollen, wie alle anderen," — der preußische ausgenommen, wir glauben es — „aber ohne jede Vertraulichkeit. Diese Vermittelung würde mir nicht angestanden haben; ich machte ihr 1756 ein Geschenk, das mehr galant als glänzend war und mit Erlaubnis des Königs, ohne welche ich sie nicht in der Lage glaubte, dasselbe annehmen zu dürfen."

tum Hannover preisgab und dafür von Frankreich freie Hand zur Wiedereroberung Schlesiens erhielt.

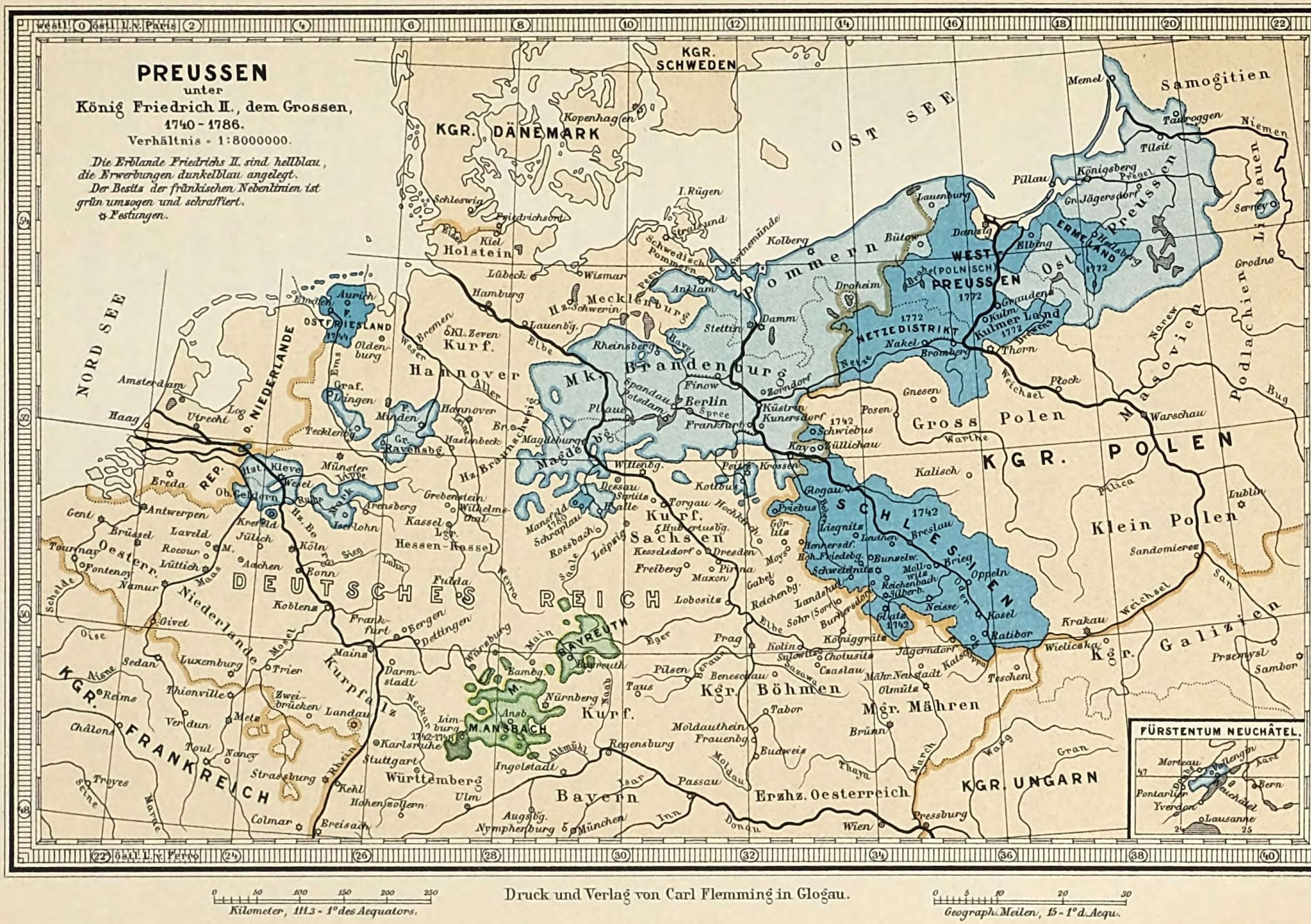
Auch damit war Österreich noch nicht zufrieden. Es verlangte auch noch den Beistand Frankreichs zur Eroberung Schlesiens, und in der That verstand sich Frankreich zur Aufstellung einer Armee im Reiche in der Stärke von 28000 Mann.

Jetzt glaubte Österreich mit überlegener Macht und mit voller Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg den König von Preußen angreifen zu können. Man hoffte auch noch andere Staaten, Schweden und die Pfalz, durch die Aussicht auf die ihnen zu überlassenden preußischen Gebietsteile für die Allianz mit Österreich und Rußland zu gewinnen. Schweden sollte nach dem russischen Entwurf wieder in den Besitz Pommerns, Polen in den Besitz der Provinz Preußen kommen. Dem Kurfürsten von der Pfalz wollte man die Lande Kleve und Mark in Aussicht stellen. Sachsen sollte durch Magdeburg und Teile der Lausitz entschädigt werden, Holland ein Stück preußischen Gebiets in Westfalen erhalten. Welche Aussichten für Preußen, für das Reich! Denn auch das Reich wäre durch diesen Teilungsplan, wie er in wenig veränderter Fassung während der verschiedenen Phasen des Krieges immer wieder von neuem auftauchte, für immer dem Einflusse der Teilungsmächte anheimgefallen. Der Krieg, den Friedrich für die Existenz Preußens allein gegen die größten Mächte Europas, Rußland, Frankreich, Österreich, Polen und Sachsen zugleich zu bestehen hatte, war zugleich ein Kampf für die Ehre und Unabhängigkeit des Reichs.

Er stand in der That allein; denn auf eine andere Hilfe als mit Subsidienzahlungen konnte Friedrich auch bei England nicht rechnen; aber er stand fest und unverzagt, nicht zweifelnd an dem Erfolg der Sache, die er zu verteidigen hatte.

Als Voltaire beim Ausbruch des Krieges in vollständiger Verkennung der Ursachen desselben sich in einer poetischen Epistel an Friedrich wandte und ihn ermahnte, das Glück des Friedens dem blutigen Ruhme des Krieges vorzuziehen, entgegnete Friedrich, daß er wohl die Pflichten kenne, die das Schicksal ihm auferlege. Voltaire möge sich immerhin in sicherer Zurückgezogenheit der Ruhe des Weisen freuen:

„Ich aber, vom Orkan bedroht,
Will trotz dem drohenden Verderben
Als König denken, leben, sterben!“



Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Kilometer, 111,3 = 1° des Aequators.

Geograph. Meilen, 15 = 1° d. Aequ.

Der Siebenjährige Krieg.

Das Vorspiel und das erste Kriegsjahr 1756.

Die entscheidenden Entschlüsse in dem großen Konflikte, der Europa von neuem in Aufregung versetzte, waren gefaßt, die Mächte hatten ihre Stellung genommen. Von allen Seiten wurde gerüstet. Ein russisches Corps wurde nahe der ostpreußischen Grenze versammelt; drei österreichische Lager wurden nahe der schlesischen Grenze — zwei in Böhmen bei Prag und Königgrätz, eins in Mähren bei Olmütz — aufgeschlagen; Sachsen hatte seine Armee beinahe um die Hälfte verstärkt.

Der österreichische Staatskanzler Graf Kaunitz wünschte, daß der Kampf von russischer Seite eröffnet würde, Österreich sich anfangs neutral verhalten und eben zu rechter Zeit losbrechen sollte, um den König zwischen zwei Feuer zu nehmen; indessen sollte auch Frankreich über Hannover Preußen in die Flanke fallen. Sollte Friedrich seinen Feinden Zeit lassen, um ihre Rüstungen zu vollenden und dann nach einem gemeinsamen Kriegsplane über ihn herzufallen? — Ein solches Zuwarten lag weder in seinem energischen Charakter, noch hätte es der politischen Lage entsprochen. Noch durfte er hoffen, durch einen entscheidenden Schlag seine Gegner zu trennen und Frankreich zum Rücktritt von dem Bündnis mit Österreich zu bewegen; während die englischen Guineen durch den bestechlichen Großkanzler Bestuschew eine gleiche Wirkung auf Rußland üben würden. Seine Absicht war, durch eine kühne Offensive gegen Österreich den Plänen seiner Gegner zuvorzukommen. „Diese Dame will den Krieg," sagte er, auf das Porträt der Kaiserin-Königin zeigend, zu dem englischen Gesandten Sir Andrew Mitchell, „sie soll ihn baldigst haben. Meine Truppen sind in Bereitschaft, und ich muß das Komplott meiner Feinde brechen, ehe es zu stark wird."

Bevor Friedrich den Krieg begann, entschloß er sich auf den Rat des englischen Gesandten, noch einmal bei der Kaiserin Maria Theresia nach dem Grunde ihrer Rüstungen anzufragen, und beauftragte seinen Gesandten in Wien, Grafen Klinggräff, diese Anfrage an die Kaiserin zu stellen, obwohl er in den Erfolg dieses diplomatischen Schrittes von vornherein wenig Vertrauen setzte (Juli 1756).

Die Antwort lautete in der That so nichtssagend wie möglich. Als die Kaiserin den preußischen Gesandten in einer Audienz empfing, hatte sie ein Papier in der Hand und bemerkte demselben, die Sache sei von so zarter Natur, daß sie, um nicht fehl zu gehen, für das ratsamste gehalten habe, ihre Antwort niederzuschreiben. Darauf las sie dieselbe ab: „In der Krisis der europäischen Angelegenheiten habe ich es für meine Pflicht erachtet, Maßregeln zu meiner Sicherheit und zur Verteidigung meiner Freunde und Verbündeten zu treffen, durch die übrigens niemand benachteiligt werden soll.“ Maria Theresia ersuchte den Gesandten, diese Antwort seinem Herrn mitzuteilen, und machte ihm das Zeichen der Entlassung. Klinggräff entfernte sich unverzüglich, „sichtlich betroffen“ wollen die österreichischen Augenzeugen bemerkt haben.

Noch ehe Friedrich im Besitze dieser Antwort war, berief er seine Generale Schwerin und v. Retzow aus Berlin zu einer Besprechung nach Sanssouci, der auch Winterfeldt beiwohnte. Der König schilderte ihnen die Gefahren, von welchen der Preußische Staat bedroht sei, und fragte sie, ob sie unter so bewandten Umständen nicht rieten, — „wie es in solchem Falle unser preußischer Grundsatz“ — Österreich zuerst anzugreifen. Schwerin verhehlte seine Bedenken gegen ein zu rasches Vorgehen nicht und riet statt dessen, abzuwarten und scharf zu beobachten. Auch Retzow, welcher bei dieser Gelegenheit — wie gesagt wird — die Meinung eines „Prinzen vom Hause“ (vielleicht des Prinzen von Preußen August Wilhelm) vertrat und insgeheim von diesem beauftragt war, stimmte ihm bei, wogegen der feurige Winterfeldt seine Übereinstimmung mit der Ansicht des Königs in Wort und Miene ungeduldig zu erkennen gab. Auf den Wink des Königs legte jetzt Winterfeldt den Generalen die Abschriften jener Urkunden vor, die er sich durch den Verräter im sächsischen Kabinett verschafft hatte. Die Generale lasen und sahen einander stumm an. Das war mehr, als sie erwartet hatten. Nach einer Pause nahm der alte Schwerin das Wort: „Wenn einmal Krieg geführt werden soll und muß, so laßt uns morgen aufbrechen, Sachsen in Besitz nehmen und in diesem kornreichen Lande Magazine anlegen, um unsere künftigen Operationen in Böhmen sicher zu stellen!“

Das war es gerade, was Friedrich wollte. Sachsen mit seinem Elbstrom als Heerstraße für den Nachschub von Kriegsmaterial und Verpflegungsbedürfnissen

sollte die Grundlage für seine Unternehmungen gegen Böhmen bilden; er wollte nicht in denselben Fehler verfallen, der ihm 1744 so teuer zu stehen gekommen war, nicht Sachsen bei der mehr als zweideutigen Rolle, die es unter seinem Kurfürsten August III. und dessen Minister Grafen Brühl spielte, in seinem Rücken lassen, sondern es zum Bündnis mit Preußen, mindestens zu einer wohlverbürgten Neutralität zwingen, bevor er sich gegen seinen Hauptgegner Österreich wandte.

Die Wiener Antwort, welche der König durch Klinggräff (2. August) erhielt, konnte seine Besorgnisse um so weniger zerstreuen, weil ihm um dieselbe Zeit beunruhigende Nachrichten über den Fortgang der Verhandlungen zwischen Österreich und Rußland und über einen zwischen den beiden Kaiserhöfen gegen ihn verabredeten Angriffsplan zugingen. Er beauftragte deshalb an dem nämlichen Tage Klinggräff, sich eine nochmalige Audienz bei der Kaiserin zu erbitten und unter Hinweisung auf das von ihr mit der Kaiserin von Rußland verabredete Angriffsbündnis gegen ihn, eine bündige Erklärung zu fordern, daß sie ihn weder in dem laufenden, noch in dem folgenden Jahre angreifen werde.

Eine Weigerung dieser Erklärung wollte Friedrich bei seiner gefährdeten Lage gleich einer Kriegserklärung ansehen. „Wenn man mir," so fügte er dem Schreiben an Klinggräff in einer eigenhändigen Nachschrift hinzu, „keine deutlichere Erklärung giebt als die vorige, so habe ich kein anderes Hilfsmittel als den Krieg."

Er wußte wohl, daß er bei diesem Vorgehen auch Frankreich gegen sich haben würde. „Ich werde sehr beklagen, wenn demnächst auch Frankreich in diesen Krieg sich einmischen wollte; aber ich werde dessenungeachtet meinen geraden Weg gehen. Ich bin von einem Kriege mit dem Hofe von Wien und seinen Verbündeten, Frankreich und Rußland, bedroht, der vielleicht lange dauern wird —; aber ich habe schon lange gesehen, daß es dazu kommen muß, und ich bin darauf vorbereitet."

Maria Theresia zog es diesmal vor, die Beantwortung der Frage des Königs ihrem Kanzler zu überlassen. Sie fiel, wie Friedrich erwartet hatte, hoffärtig und nichtssagend aus. Kaunitz bestritt das Bestehen eines fertigen gemeinschaftlichen Angriffsplanes von Österreich und Rußland gegen ihn — was allerdings damals noch insofern seine Richtigkeit hatte, als Rußland noch mit seinen Rüstungen sich im Rückstande befand —; aber über den eigentlichen Kern der Frage ging er ganz hinweg.

So war denn der Moment einer großen weltgeschichtlichen Entscheidung für Friedrich gekommen. Er wußte, daß der Preußische Staat in dem Kampfe, den er jetzt beginnen wollte, alle die mühevollen Errungenschaften seiner Ahnen, seine ganze Eigenart und Existenz auf das Spiel setzen müsse; aber er hatte

das Vertrauen in die innere Kraft dieses Staates und den kühnen Mut, um einen großartigen Entschluß selbständig zu fassen.

„Da ich keine Sicherheit mehr habe," schrieb er an Klinggräff (26. August), „weder für die Gegenwart, noch für die Zukunft, so bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als das der Waffen, um die Anschläge meiner Feinde zu nichte zu machen. Ich setze mich in Marsch, und ich rechne darauf, denjenigen, welche jetzt von Hochmut und Stolz verblendet sind, in kurzem eine andere Meinung beizubringen. Ich besitze jedoch so viel Selbstbeherrschung und Mäßigung, um Vorschlägen zur Verständigung, sobald man sie mir machen wird, Gehör zu geben, da ich weder ehrgeizige Pläne noch selbstsüchtige Wünsche hege. Die Beweggründe meines Verfahrens sind keine anderen als gerechte Maßregeln für meine Sicherheit und Unabhängigkeit."

Gleichzeitig beauftragte er Klinggräff noch einmal, von der Kaiserin eine bestimmte Zusicherung zu verlangen, „daß sie keine Absichten habe, ihn anzugreifen, weder im Laufe dieses, noch des kommenden Jahres"; aber sein Schwert war bereits gezückt. Zwei Tage nach dem Abgange dieses Erlasses, am 28. August, eines Sonnabends morgens um 5 Uhr stieg der König auf dem Paradeplatz zu Potsdam zu Pferde, ließ die daselbst aufgestellten Truppen eine Schwenkung ausführen, setzte sich dann an ihre Spitze und schlug die Richtung nach Belitz-Treuenbriezen ein. An der Seite des Königs befand sich sein Bruder, der Prinz Heinrich; die ausmarschierenden Truppen waren an Kavallerie: die Garde du Corps und das Regiment des Prinzen von Preußen; an Infanterie: drei Bataillone Garde, ein Bataillon v. Retzow, zwei Bataillone Prinz Heinrich. Noch wußten kaum die Führer, wohin ihr Marsch ging; sie ahnten nicht, daß sie in einen Krieg von so langer Dauer und mit so verschiedenartigen Wechseln zögen, aus dem die wenigsten von ihnen in die Heimat zurückkehren würden.

Am folgenden Tage, Sonntag (29. August), wurde die sächsische Grenze von den Preußen in drei Heersäulen an drei verschiedenen Punkten überschritten. Friedrich fand das ganze Land offen. Wittenberg, Torgau, Leipzig wurden ohne Widerstand besetzt; der König marschierte die Elbe entlang gegen Dresden. In Wilsdruff erfuhr der König, daß die gesamte sächsische Armee — etwa 17000 Mann — unter ihrem Führer, dem Generalfeldmarschall Grafen Rutowski, einem Halbbruder des Kurfürsten, ein befestigtes Lager bei Pirna bezogen habe. Auch der König-Kurfürst August III. und sein Minister Graf Brühl hatten Dresden verlassen und sich in die Mitte des Lagers nach dem unbezwingbaren Königstein begeben. Sie hofften, daß die Armee in diesem Felsenlande, das den Vergnügungsreisenden unter dem Namen der „Sächsischen

Schweiz" bekannt ist, den Vormarsch der Preußen so lange aufhalten würden, bis die Österreicher versammelt seien und ihr zu Hilfe kommen würden. Österreichischerseits war man mit dieser Maßregel des Kurfürsten von Sachsen nicht ganz einverstanden. Man wünschte vielmehr, daß die sächsischen Truppen sich



König Friedrich II. zu Pferde.

aus Sachsen nach Böhmen zurückziehen und sich dort mit den Österreichern, die der Feldmarschall Browne im Lager bei Prag versammelte, vereinigen möchten. Auch fürchtete man durch ein Vorrücken der Österreicher nach Sachsen, den Preußen von Schlesien her, wo der Feldmarschall Schwerin mit einer Heeresabteilung stand, den Einmarsch in Böhmen zu erleichtern.

Friedrich hatte unterdessen seinen Einzug in Dresden gehalten und gab den verschiedenen Corps seiner Armee südlich der sächsischen Hauptstadt solche

Stellungen, daß sie dem sächsischen Lager bei Pirna alle Verbindungen nach dem Innern des Landes abschnitten; Herzog Ferdinand von Braunschweig, der mit der rechten Flügelkolonne über Leipzig, Chemnitz, Freiberg, Dippoldiswalde marschiert war, erhielt sein Hauptquartier in dem Dorfe Cotta (südlich der Elbe), der Prinz von Braunschweig-Bevern, der mit der linken Flügelkolonne durch die Lausitz und über Bautzen gekommen war, erhielt das seinige zu Lohmen, nördlich der Elbe; die mittlere Kolonne unter Feldmarschall Keith, bei welcher der König sich befand, war noch am 9. September in Dresden.

Der König war noch jetzt bereit, falls die Kaiserin Maria Theresia auf seine wiederholte Anfrage ihm eine befriedigende Antwort gäbe, die Waffen niederzulegen. Der Staatskanzler Graf Kaunitz sprach jedoch nur seine Verwunderung über die erneute Anfrage aus und erklärte, die letzte Antwort der Kaiserin sei die einzige, die sich mit ihrer Würde vertrage (7. September). Damit war die letzte Aussicht auf einen friedlichen Ausgleich geschwunden.

Der Einmarsch des Königs in Sachsen hatte in aller Welt das größte Aufsehen erregt und wurde von seinen Gegnern als Landfriedensbruch dargestellt. Der Kaiser erließ an Friedrich ein Abmahnungsschreiben, in welchem er ihn väterlichst aufforderte, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem Kurfürsten von Sachsen alle Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen." Zugleich ward allen preußischen Generalen und Kriegsobersten vom Kaiser anbefohlen, „ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu teilen, wofern sie sich nicht der Ahndung des Reichsoberhauptes bloßstellen wollten."

König Friedrich hielt es für an der Zeit, sein Verfahren öffentlich vor der Welt zu rechtfertigen. Zu diesem Zwecke wünschte er sich der im sächsischen Archive aufbewahrten Originale jener Schriftstücke zu bemächtigen, deren Abschriften sich, wie wir wissen, bereits seit längerer Zeit in seinen Händen befanden. Der vorsichtige Brühl hatte das Archiv aber kurz vor seiner Flucht nach dem Königstein nach einem Orte schaffen lassen, wo er glaubte, daß die Preußen sie nicht suchen, nicht zu suchen wagen würden — in die Gemächer der Königin-Kurfürstin, welche mit der königlichen Familie im Dresdener Schlosse zurückgeblieben war.

Allerdings beobachtete auch der mit der Beschlagnahme dieser Schriftstücke beauftragte preußische Offizier — es wird der Major v. Wangenheim genannt — gern alle Rücksichten der Courtoisie gegen das schöne Geschlecht, insbesondere gegen eine Dame von solchem Range, wie ihre polnische Majestät. Aber was ihm noch höher stand — das waren die Rücksichten des Dienstes und vor allen die Befolgung der königlichen Ordre. Als die erzürnte Königin

sich weigerte, ihm den verlangten Schlüssel zu ihren Gemächern, wo das Archiv verwahrt war, auszuliefern, vielmehr Licht, Siegellack und Petschaft kommen und in Gegenwart des Offiziers ein Siegel an das Schloß legen ließ, griff der Offizier zu dem Mittel, das man eben zu ergreifen pflegt, wenn man ein Zimmer öffnen will, zu dem man keinen Schlüssel hat — er ließ den Schlosser kommen und das Schloß erbrechen. Auch die Schränke wurden geöffnet, in denen die fraglichen Briefschaften bereits gepackt lagen, um nach Warschau abzugehen. Sie schlugen aber jetzt den Weg nach dem königlichen Hauptquartier ein, das an demselben Tage (10. September) nach Groß-Sedlitz (am westlichen Saume der Pirnaer Felsengegend) verlegt worden war.

Schon bei seinem Einmarsch in Sachsen (29. August) hatte der König eine sehr gemäßigt gehaltene Erklärung erscheinen lassen: „Deklaration derjenigen Gründe, welche Se. königliche Majestät in Preußen bewogen, mit Dero Armee in Sr. königlichen Majestät in Polen und kurfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen Erblande einzurücken.“ Am 12. September schrieb er aus seinem Hauptquartier zu Groß-Sedlitz an den Minister von Podewils: Die Machinationen, die der sächsische Hof seit dem Dresdener Frieden an allen anderen Höfen gegen Preußen angesponnen habe, seien bekannt. „Um nun gegen die ganze Welt die Wahrheit davon darthun und legitimieren zu können, daß nichts darunter von mir angeführt worden ist, so nicht aus authentiken Piecen erwiesen und jedermann vorgelegt werden könne, so habe ich bei meiner jetzigen Anwesenheit in Sachsen vor gut befunden, die Originalien von solchen Korrespondenzen in den Dresdener Archiven aufsuchen und nehmen zu lassen.“

Auf Grund dieser Schriftstücke ließ nun der König ein Manifest ausarbeiten, betitelt: «Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe et sur les desseins dangereux contre Sa Majesté le roi de Prusse, avec les pièces originales et justificatives qui en fournissent les preuves,» — indem er es der Welt und Nachwelt überließ, sich danach ein Urteil über den Ursprung des soeben ausbrechenden Krieges zu bilden. Österreichischerseits erschienen darauf eine Reihe von Gegenmanifesten, die indessen gegenüber der unbestreitbaren Echtheit der von Friedrich veröffentlichten Urkunden ein historisches Interesse nicht hatten.

Auch der König-Kurfürst August III. hatte unterdessen vom Königstein aus Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen angeknüpft und sich zur strengsten Neutralität für Sachsen erboten. König Friedrich hatte jedoch zu wenig Vertrauen in die Ehrlichkeit der sächsischen Politik, um dieses Anerbieten anzunehmen und die sächsische Armee bei Pirna in seinem Rücken zu lassen

und forderte vielmehr, daß die gesamte sächsische Armee seinem Oberbefehl unterstellt werden und ihm den Eid des Gehorsams leisten solle. Da August III. sich weigerte, diese Bedingung zu erfüllen, so ließ Friedrich die sächsische Armee in ihrer Naturfestung bei Pirna noch enger umschließen.

August III. hoffte noch, mit Hilfe der Österreicher seine Armee aus ihrer mißlichen Lage zu befreien, und in der That erhielt der Feldmarschall Browne in Prag den Befehl, zum Entsatz der bei Pirna eingeschlossenen Sachsen zu operieren. Da es seiner Artillerie noch an Bespannung fehlte, auch ein großer Teil der Kavallerie noch unberitten war, so öffnete die Kaiserin Maria Theresia ihre Marställe und gab ihre eigenen Pferde her, um das Geschütz fortzubringen. Der österreichische und böhmische Adel beeiferte sich, ihr Beispiel nachzuahmen. So setzte sich Browne mit einer Armee von 60000 Mann in Bewegung und traf gegen Ende des September in Budin — beinahe die Hälfte des Weges von Prag nach Pirna — ein, bereit, die Eger zu überschreiten und die Elbe abwärts auf Pirna zu marschieren, um den Sachsen die Hand zu reichen.

Friedrich hatte alle Truppen, die bei der Umschließung des sächsischen Lagers verfügbar waren — etwa 30000 Mann — unter Feldmarschall Keith eine Aufstellung an der böhmischen Abdachung des Erzgebirges bei Aussig nehmen lassen, um die Pässe desselben zu beobachten und der preußischen Cernierungsarmee nach der böhmischen Seite den Rücken zu decken. Auf die bestimmte Nachricht, daß Browne im Anmarsch sei, brach er mit acht Bataillonen, zwanzig Schwadronen aus seinem Hauptquartier Groß-Sedlitz auf (28. September) und übernahm den Oberbefehl der bisher von Keith befehligten „Armee von Böhmen," um mit derselben den Österreichern entgegenzuziehen.

L o b o s i t z u n d P i r n a. Die Armee des Königs marschierte von Aussig auf der vielgewundenen, bergan und bergab steigenden Hauptstraße, die von Dresden nach Prag führt, auch die „Paschkopolstraße" genannt, und auf einigen Parallelstraßen in südlicher Richtung in Böhmen vor. Von der Höhe des Paschkopol erblickte Friedrich am 30. September nachmittags zwei Meilen vor sich ein österreichisches Lager in der Ebene bei Lobositz, das bei dem weiteren Vormarsch durch das böhmische Berg- und Hügelland sich wieder seinen Blicken entzog. Friedrich erreichte mit der Vorhut am Abend des 30. September die Gegend des Dorfes W e l l e m i n, das nur noch eine halbe Stunde von Lobositz, wo er das Brownesche Lager gesehen hatte, entfernt lag. Der nächste Morgen mußte eine Schlacht bringen. Friedrich — so wird berichtet — biwakierte bei einem Reisigholzfeuer an der südlichen Abdachung eines Berges und spähte lange durch sein Fernglas nach dem feindlichen Lager hinüber, bis die ein-

brechende Nacht dasselbe vor seinen Augen verhüllte. Der „preußische Grenadier“ sagt in seinen Kriegsliedern:

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht — —“

Es galt nicht eine jener großen Entscheidungsschlachten, von deren Ausgang das Schicksal der Völker abhängt, sondern eine Schlacht mit einem bestimmt ausgesprochenen strategischen Zwecke. Es galt, um jeden Preis die Vereinigung der Österreicher mit den Sachsen zu verhindern, um diesen die Hoffnung auf Entsatz zu rauben und sie zur Übergabe zu nötigen.

Am Morgen des 1. Oktober stellte Friedrich seine Armee in Schlachtordnung auf den beiden Bergen — links der Loboschs-, rechts der Homolkaberg — auf, in deren Einsattelung die große Straße nach Lobositz hinabführt. Ein dichter Nebel lag über der Ebene; nur hier und da tauchten die Spitzen eines Felskegels oder die Spitzen eines Kirchturms — wie zur Rechten die bizarre Gestalt des Biliner Felskegels, zur Linken die Türme von Leitmeritz und gerade unten in der Ebene der spitze Turm von Lobositz — aus dem Nebel, wie Masten aus dem Meere. Die Elbe, an deren linkem Ufer das Städtchen Lobositz liegt, kam erst allmählich, als der Nebel sank, wie ein glänzender, glitzernder Streifen in der Linken der preußischen Schlachtordnung zum Vorschein.

Als die preußische Infanterie des linken Flügels den Loboschberg besetzte und sich dann weiter nach der Elbe hin ausdehnte, erhielt sie plötzlich Feuer aus den Weingärten, welche den Raum zwischen der südlichen und östlichen Abdachung dieses Berges und der Elbe füllen. Hinter den niedrigen Steinmauern, welche diese Gärten gegeneinander begrenzten, kauerten Panduren und gaben sich erst durch das Knattern ihres Musketenfeuers den Preußen zu erkennen. Sie hielten zwar nirgends stand, wo die preußischen Bataillone anrückten, tauchten aber immer wieder bald hier, bald dort auf und verschwanden dann wieder im Nebel.

Während dieses Knattern in den Weinbergen auf dem linken Flügel bald heftiger, bald schwächer in den ersten Morgenstunden fortdauerte, gewahrte Friedrich unten auf der Ebene bei Lobositz in dem hin und her wogenden Nebel eine Kavalleriemasse, bald in Knäuel sich zusammenballend, bald in langen Linien dahertrabend. „Vielleicht Brownes Nachhut — diese Reiter da unten und die Panduren in den Weinbergen!“ — denkt König Friedrich, „und während wir uns hier durch die Nachhut aufhalten lassen, geht vielleicht Browne mit seiner Hauptmacht über die Elbe und gelangt über Schandau in die Pirnaer Gegend.“

Und er läßt zwanzig Schwadronen Dragoner aus dem Centrum zum Angriff auf jene Reiterscharen vorbrechen. Die Dragoner stürmen vor, werfen die feindlichen Reiter in die Flucht, hauen nach und verfolgen sie immer tiefer in den Nebel hinein; — da werden sie von vorn und in der linken Flanke plötzlich mit heftigem Gewehr- und Kartätschenfeuer begrüßt. Sie kehren um und setzen sich wieder am Fuße des Loboschberges, von wo sie ausgeritten, um nach einer Pause, verstärkt durch einige Schwadronen Kürassiere, ihren Angriff mit Ungestüm zu wiederholen. Auch diesmal geraten sie drüben in ein heftiges Geschützfeuer und sehen bei Lobositz die Aufstellung eines ganzen österreichischen Corps in Schlachtordnung. Die weichenden Dragoner werden durch einen ihnen entgegengeschickten Adjutanten des Königs in eine neue Aufstellung hinter die Infanterie zurückgeführt.

Es ist elf Uhr; der Nebel sinkt allmählich, und Friedrich erkennt, daß er nicht allein die österreichische Nachhut, sondern die ganze, etwa um das Doppelte überlegene Brownesche Armee gegenüber hat. Mit schnellem Überblick erkennt er auch, daß das durch einige Redouten und Batterieen zur hartnäckigen Verteidigung eingerichtete Städtchen Lobositz den Mittel- und Schlüsselpunkt der feindlichen Schlachtordnung bildet, und wendet alle seine Kräfte auf die Eroberung desselben.

Auch auf dem linken Flügel erfahren die Preußen jetzt, daß sie es keineswegs allein mit Panduren zu thun haben. Geschlossene Haufen regelmäßiger Infanterie stellen sich in fester Haltung dem Vorrücken der preußischen Bataillone entgegen, ja, sie versuchen noch jetzt, den Loboschberg, den Browne am Abend vorher zum Glück für die Preußen zu besetzen unterlassen hatte, zu nehmen. Die Preußen haben während des sechsstündigen Gefechts, von sechs Uhr morgens an, ihre ganze Munition — pro Mann neunzig Patronen — verfeuert; bei dem Andringen immer neuer Heerhaufen der Österreicher begann ihr Mut zu wanken. In diesem kritischen Augenblicke rief der Herzog von Bevern heiteren Mutes den Seinigen zu: „Bursche, weshalb hat man Euch gelehrt, den Feinden mit gefälltem Gewehr zu Leibe zu gehen, greift sie mit dem Bajonett an, schlagt mit Kolben drein!“ — Das wirkte. Mit neuem Mut beseelt, drangen die preußischen Grenadiere vor, mit dem Bajonett alles vor sich niederwerfend. Sie überstiegen die Weinbergmauern, sie erstürmten die Redouten, sie drangen in Lobositz ein, das die preußischen Granaten in Brand gesteckt hatten. Die Österreicher flohen nach der Elbe hinab, sie drängten sich in den engen Gassen des brennenden Städtchens. Aus den Fluten der Elbe, von den Flammen der Stadt, von den Bajonetten der verfolgenden Preußen — überall drohte ihnen der Tod.

Durch ein geschicktes Manöver suchte Browne den Rückzug zu decken, in-

dem er die zum Teil noch frischen Bataillone des Centrums und seines linken Flügels den nachdringenden Preußen entgegenwarf, um seinen vollständig geschlagenen rechten Flügel zu retten. An eine Herstellung der Schlachtordnung war aber nicht mehr zu denken. Browne führte seine Armee nach Budin zurück. Sein Versuch zum Entsatze der Sachsen war vorläufig gescheitert.

Auch Friedrich verzichtete auf eine weitere Verfolgung der Österreicher. Er wollte seinen Sieg nur benützen, um die Sachsen zur Übergabe zu zwingen. Die Schlacht hatte den Siegern an Toten und Verwundeten mehr Opfer gekostet als den Besiegten. (Der österreichische Verlust betrug 2984, der preußische 3308 Tote und Verwundete; auch hatten die Österreicher einige Fahnen und Kanonen verloren.) Aus der Art, wie die Österreicher sich heute, in der ersten Schlacht dieses dritten Schlesischen Krieges unter Führung eines geschickten Generals geschlagen hatten, erkannte Friedrich, daß die Ausbildung, welche Maria Theresia seit dem Dresdener Frieden ihrer Armee gegeben, ihre Früchte getragen hatte und was für ein schweres Spiel er jetzt haben würde, um mit diesem kampfrüstigen und tapferen Gegner fertig zu werden; aber er blickte auch mit gerechtem Stolz und freudiger Zuversicht auf seine eigene Armee, von der er sagte: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu kommandieren. Durch diese Gewaltthat habe ich erfahren, was sie vermögen."*

Während auf dem Schlachtfelde von Lobositz die eisernen Würfel rollten, harrten die eingeschlossenen Sachsen in ihrem Lager bei Pirna noch auf das Ende ihrer Not und auf ihre baldige Befreiung. Sie wußten, daß Feldmarschall Browne zu ihrem Entsatze in Bewegung gesetzt und daß Friedrich mit einem Teile seiner Armee ihm entgegenmarschiert sei. Sie hörten auch das dumpfe Rollen des Kanonendonners während der Mittagsstunden des 1. Oktober, als die Schlacht an heißesten war. Dann aber ward es wieder still,

---

* So der König an Schwerin aus Lobositz, 2. Oktober. An seine Schwester, die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, schrieb er:

„Lowositz, 4. Oktober.

Meine teure Schwester! Ihr Wille ist erfüllt. Der sächsischen Zögerungen müde, setzte ich mich an die Spitze meiner Armee von Böhmen und marschierte von Aussig nach — einem Namen, der mir von guter Vorbedeutung schien, weil er der Ihrige ist — nach dem Dorfe Wilmina. Ich fand die Österreicher hier bei Lowositz und zwang sie, nach siebenstündigem Kampfe zu fliehen. Niemand von Ihren Bekannten ist getötet, es wären denn die Generale v. Lüderitz und v. Örtzen. — Ich sage Ihnen tausend Dank für den liebevollen Anteil, den Sie an meinem Lose nehmen. Gebe der Himmel, daß die Tapferkeit meiner Armee uns einen dauerhaften Frieden verschaffe! Dies muß das Ziel des Krieges sein. Adieu, meine teure Schwester; ich umarme Sie zärtlich, indem ich Sie der lebhaften Liebe versichere, mit der ich bin — F."

und die Preußen standen noch unverändert in den alten Stellungen ihnen gegenüber. Am späten Abend aber begann ein gewaltiges Schießen rund um das Lager; donnernde Geschützlagen wechselten mit Gewehrsalven, ein ununterbrochenes Lauffeuer, das die Berge dröhnen machte und an den Felswänden ein schauerliches Echo fand. Das war das Viktoriaschießen für den Sieg bei Lobositz, das Friedrich befohlen hatte und das den armen Sachsen wie Grabgeläute tönen mochte. Nach einigen Tagen kam ein Bote mit Nachrichten vom Feldmarschall Browne im sächsischen Lager an, welche zwar nicht die Niederlage, aber doch den Rückzug der Österreicher eingestanden. Browne ließ aber zugleich den Sachsen versichern, daß er die Operationen zu ihrem Entsatze alsbald wieder aufnehmen und am 11. Oktober in ihrer Nähe bei Lichtenhain — etwa drei Stunden östlich von Pirna — stehen würde; sie möchten nur warten bis zum 11., um dann mit ihm zugleich die preußischen Linien auf dem rechten Elbufer anzugreifen.

Das ist nun freilich ein schlechter Trost, den man dem Hungernden giebt — der Ratschlag, daß er noch acht Tage warten möge, indem man ihm aus der Ferne ein Stück Brot zeigt, und schon wurden die Rationen der Sachsen täglich kleiner. Das $1^1/_4$ Pfund Brot täglich war auf die Hälfte dieser Portion zurückgesetzt worden, Fleisch erhielten sie fast gar nicht mehr, es sei denn ein Stück mageres Pferdefleisch. Die Pferde der Kavallerie bekamen keinen Hafer mehr, nichts als Heu und Stroh, und die Artilleriepferde mußten ihr Futter auf der Weide suchen, oder sich mit dürren Blättern begnügen. Was an Getreide noch vorhanden war, mußten die Reiter dreschen, kein Bauer durfte eine Garbe behalten. So gelang es, die äußerste Hungersnot noch hinauszuschieben. Die biedern Sachsen warteten — was konnten sie auch anders thun? Und der diese mißliche Lage der sächsischen Armee hauptsächlich verschuldet, der Minister Graf Brühl, saß in bequemer Ruhe auf dem Königstein, wohin er sich und seine Habe — größtenteils Garderobe („des culottes, pas des vertus“) — rechtzeitig geflüchtet hatte. Auch König August zeigte sich nicht im Lager; es hätte ihm selbst die Freuden des Mahles verleiden können, wenn er Zeuge von der Not der Seinigen hätte sein sollen, und König Friedrich hatte die Aufmerksamkeit gehabt, anzuordnen, daß die Wagen mit dem Bedarf für die Küche des Königs-Kurfürsten unaufgehalten die preußischen Posten passieren durften. So kam der ersehnte 11. Oktober heran, und Browne hielt Wort.

Browne hatte, nachdem er seiner geschlagenen Armee im Lager von Budin einige Tage zur Erholung gegeben, in aller Eile und Stille wieder seinen Vormarsch über Böhmisch-Leipa, Kamnitz, Rumburg, Schluckenau angetreten

und stand am Montag den 11., wie versprochen, bei Lichtenhain im Rücken der preußischen Einschließungstruppen, gewärtig des verabredeten Zeichens — nämlich zweier Kanonenschüsse vom Königstein —, daß auch die Sachsen auf dem rechten Ufer der Elbe bereit stünden, um gemeinsam mit ihm — und zwar er im Rücken, die Sachsen in der Front — zum Angriff auf die preußische Stellung vorzugehen. Er wartete die ganze Nacht hindurch, auch den folgenden Tag über, dann die folgende Nacht; es war eine stürmische Regennacht, die Österreicher lagen mit dem Gewehr im Arme, der Feldmarschall mitten unter ihnen — „die Erde sein Lager, die stürmischen Wolken seine Decke" —, er war brustleidend und hatte sich durch die Anstrengungen der letzten Tage einen Bluthusten zugezogen; aber der Eifer, seinen Waffenbrüdern in ihrer gefahrvollen Lage beizustehen, ließ den tapferen Irländer seine eigene Krankheit überwinden und vergessen, die Kriegsgefährten standen um ihn her und spannten ihre Mäntel zum Zelte über den kranken Feldherrn; die Nacht verging, das erwartete Zeichen vom Königstein wurde nicht gegeben. Browne wartete noch einen Tag, noch bis zum nächsten Abend, dann schrieb er dem sächsischen General — doch davon später, hören wir erst, was die Sachsen unterdessen gethan haben.

General Rutowski hatte in der Umgegend von Pirna auf der Elbe heimlich Schiffe und Material zum Bau einer Schiffbrücke auftreiben lassen. In der Nacht vom 8. zum 9. Oktober sollten dieselben durch Schiffer und Bauern mittels Taue die Elbe aufwärts nach Thürmsdorf, auf dem linken Ufer gegenüber dem Lilienstein, gezogen werden, wo der Brückenbau stattfinden sollte. Die Dunkelheit begünstigte anfangs den Wassertransport; aber die Preußen drüben waren wachsam, und bald begannen die preußischen Batterieen ein lebhaftes Feuer auf die schwimmenden Brückenschiffe. Die Bauern hatten für zwanzig Neugroschen ihre Arbeitskraft, aber nicht ihr Leben verkauft, sie warfen die Schlepptaue weg und liefen davon.

In der folgenden Nacht (vom 10. zum 11. Oktober) dasselbe Beginnen. Man hat den Bauern ihren Arbeitslohn verdoppelt, aber nicht ihr Leben versichert. Sobald die preußischen Batterieen zu spielen begannen, ließen sie ihre Schiffe ans Ufer fahren und verschwanden in den Klüften des Berglandes. Kein Zureden, keine Drohung half; das Unternehmen mußte aufgegeben werden.

Nun thut Rutowski, was er früher hätte thun sollen. Er läßt seine blechernen Pontons von Pirna auf dem Landwege per Achse kommen; aber die abgemagerten Pferde versagen den Dienst, König August muß sich entschließen, seine eigenen Pferde zur Bespannung der Pontons herzugeben, und mit schwerer Anstrengung gelingt es nun endlich, die Pontons bis Thürmsdorf zu schaffen.

Aber unterdessen ist es der 12. Oktober geworden, und drüben wartet Browne in Sturm und Nacht vergeblich auf die Signalschüsse vom Königstein.

In der Nacht vom 12. zum 13. Oktober wird die Brücke fertig. In derselben Nacht setzen sich die sächsischen Truppen von allen Punkten des Lagers nach dem Übergangsorte in Bewegung. Es herrscht finstere Nacht und Sturmwetter; die ohnehin schlechten Gebirgswege sind von den Rossen zerstampft, vom Regen durchweicht. Der Abmarsch der Sachsen wird von den Preußen vor der Westfront des Lagers bei Groß-Sedlitz und Gottleuba erkannt. Sie ersteigen die leeren Schanzen und folgen den Sachsen auf den Fersen, Zieten mit seinen Husaren voran. Zwar setzen die schlechten Wege den Verfolgern in ihrem Fortkommen dieselben Schwierigkeiten entgegen wie den Verfolgten; aber ein Teil des Geschützes und fast das ganze Gepäck fällt in die Hände der Preußen.

Am Abend des 13. Oktober erreichen die Sachsen Thürmsdorf. Alles eilt und drängt nach der Schiffbrücke, auf einer der Höhen sind bereits preußische Geschütze aufgepflanzt. Bei strömendem Regen wird die Brücke von den Sachsen passiert, das rechte Ufer erreicht. Es ist der 14. Oktober morgens 10 Uhr; wenn jetzt Browne bei Lichtenhain seinen Angriff auf den Rücken der preußischen Stellungen unternähme, dann könnte er vielleicht den Sachsen noch ein Thor brechen! — Aber um diese Zeit hält General Rutowski bereits ein Schreiben des Feldmarschalls in Händen folgenden Inhalts:

„Hauptquartier Lichtenhain, den 13. Oktober, abends 10 Uhr.

Excellenz! Habe seit Dienstag in der Hoffnung zugewartet, daß Dero Orts die Passage tentiert werden würde. Gleichwie nun aber, weil solches nicht erfolget, selbsten wohl abnehmen kann, daß sich hiezu keine fügliche Gelegenheit mehr ergeben, so werde bis morgen um 9 Uhr noch allhier mich aufhalten, und wenn bis dahin nichts tentiert — zumal auch der Feind diesseits sich allstets verstärket — abmarschieren und sage traurig Adieu."

Zu spät! — denkt Rutowski bei sich, das Blatt in der geschlossenen Hand zusammendrückend, und mit dieser tragischen Erkenntnis drängt sich ihm zugleich die Frage auf: Was nun? — Vor ihm liegt die wildeste Gegend der Sächsischen Schweiz, jene Felsenbollwerke, welche die Natur aufgetürmt, hier die Bastei auf jähem Felsvorsprung, dort gerade gegenüber der Lilienstein, dessen schroffe, auf zwei Seiten vom Fluß umspülte Felsenabhänge mit preußischen Batterieen gekrönt sind. Verhaue und Schanzen sperren alle Zugänge zu den eigentlichen Stellungen der Preußen bei Lichtenhain. Was thun? fragt Rutowski fast verzweifelt bei dem Könige an. Vorwärts! antwortet Graf Brühl

aus seiner sicheren Ruhe auf dem Königstein. „Sterbt als Soldaten für Euern Fürsten!“ ruft die satte polnische Majestät und läßt die Geschütze vom Königstein jetzt statt der zwei wohl zwanzig Signalschüsse abfeuern, um den österreichischen Feldmarschall, der ihm längst unmutig den Rücken zugekehrt hat, zurückzurufen. „Sterben und verderben können meine Soldaten,“ antwortet Rutowski seinem königlichen Halbbruder, „aber kämpfen können sie kaum noch und siegen — unmöglich!“ — „Nun, so übergebt Euch!“ antwortet König August, „knüpft Unterhandlungen mit dem Feinde an, auf günstige Kapitulationsbedingungen und laßt mir einen Durchweg nach meinem polnischen Königreich, nach Warschau! Nach dem Frieden sehen wir uns wieder, adieu!“

So entschloß sich denn General Rutowski zu dem schweren, nach Lage der Umstände aber unvermeidlichen Schritte der Kapitulation. König Friedrich war um diese Zeit aus dem Lager von Lobositz wieder in dem preußischen Hauptquartier bei Pirna eingetroffen. Er fühlte die ganze Schwere der Last, welche das Schicksal ihm auf die Schultern gelegt hatte, und war nicht geneigt, Milde walten zu lassen. Seine Bedingungen lauteten kurz und hart: Ergebung auf Gnade und Ungnade! Am 17. Oktober 1756 streckte die gesamte sächsische Armee auf den Höhen von Waltersdorf vor dem Könige die Waffen. Darauf wurden die Offiziere gegen ihr Ehrenwort, während dieses Krieges nicht gegen Preußen zu kämpfen, entlassen. Die Mannschaften wurden in die preußische Armee eingestellt und mußten dem Könige den Eid des Gehorsams leisten. Diese letztere Bedingung ist vielfach — und nicht allein von deu Gegnern des Königs — schwer getadelt worden, und es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier eine Maßregel verteidigen zu wollen, die Friedrich selbst niemals zu rechtfertigen versucht hat. Wenn Friedrich hier im Drange der Zeit und der Not im Widerspruch mit den Grundsätzen handelte, die er selbst als Mensch und als Philosoph verfocht, so hat sich dies später schwer gerächt. Die übergetretenen Sachsen waren gute sächsische, aber schlechte preußische Soldaten. Als das Kriegsglück sich von Friedrich wandte, gingen sie einzeln und in ganzen Kompanieen zum Feinde über. Dem König-Kurfürsten hatte Friedrich freigestellt, sich nach Warschau zu verfügen, was dieser auch auf der Stelle in Begleitung seines Ministers, des Grafen Brühl, that. Er hat Sachsen nie wiedergesehen und starb bald nach der Beendigung des Krieges.

Der Krieg war für dieses Jahr zu Ende. Der König zog seine Armee aus Böhmen zurück und bezog Winterquartiere in Sachsen, Schwerin in Schlesien. Nur bei den Vorposten dauerte der kleine Krieg mit Tolpatschen und Kroaten noch fort. Hier that sich zum erstenmal auf österreichischer Seite

ein Führer hervor, der Friedrich später noch viel zu schaffen machte. Dies war Gideon Ernst Freiherr v. Laudon (Loudon), der früher in russischem Dienste gewesen und dann, nachdem er von Preußen abgewiesen worden, in österreichischen Dienst übergetreten war (1742). Bei dem Rückzuge Brownes nach seinem Entsatzversuche bei Lichtenhain hatte Laudon durch den kühnen Überfall des Bergschlosses Tetschen und eines dort liegenden Husarenhaufens sich ausgezeichnet und war jetzt die Seele aller Unternehmungen dieses Kroatenvolks gegen die preußischen Vorposten in Schlesien und der Lausitz. Friedrich nahm, nachdem er die Verlegung seiner Armee in die Winterquartiere angeordnet hatte, für den Winter seinen Aufenthalt in Dresden, wo er am 14. November eintraf.

Der Winter in Dresden (1756/57). Während des folgenden Winters ließ der König es sich angelegen sein, die Regierung Sachsens in preußischem Sinne zu ordnen. Er hatte bereits bei seinem Einmarsch in Sachsen von Dresden aus verkündigt, daß die Verhältnisse des Krieges ihn nötigten, das sächsische Land als Unterpfand in Verwahrsam zu nehmen, daß er dasselbe aber nach abgewandter Gefahr dem Kurfürsten zurückerstatten werde. Vornehmlich kam es ihm darauf an, sich militärisch zum Meister von Sachsen zu machen und seine Bevölkerung zu den Kriegsleistungen heranzuziehen. Das Land ward unter ein preußisches Direktorium gestellt, welches die Regierungsangelegenheiten wahrzunehmen, insbesondere die Einziehung der Steuern und die Aushebung der Rekruten zu überwachen hatte. Torgau, der Sitz dieses Direktoriums, wurde befestigt. Die kurfürstlichen Kassen waren überall mit Beschlag belegt. Die Zeughäuser von Dresden, Weißenfels und Zeitz wurden ausgeräumt und Waffen und Geschütz nach Magdeburg geführt; die reichen Porzellanvorräte der Meißener Fabrik wurden für Friedrichs Rechnung verkauft. Dagegen blieb alles Privateigentum verschont. Das Dresdener Schloß und die unter August III. angesammelten Kunstschätze ließ Friedrich unangerührt. Die preußischen Truppen hielten die strengste Mannszucht.

Friedrich bewohnte in Dresden das Palais des Grafen Brühl. Er hielt täglich offene Tafel, erwies sich wohlthätig gegen die Armen und war voll Aufmerksamkeit gegen die königliche Familie, was die Königin dadurch erwiderte, daß sie ihm das berühmte Gemälde „die Nacht“ von Correggio zum Geschenk machte, nachdem sie erfahren, daß Friedrich in der Dresdener Galerie eine halbe Stunde lang bewundernd vor diesem Kunstwerke geweilt habe. Auch den Gottesdienst besuchte der König einigemal in der Kreuzkirche, der protestantischen Hauptkirche, und hörte in der katholischen Kirche die gute Musik. So war sein Leben äußerlich ruhig; aber Friedrich behielt auch die großen Angelegenheiten

der Politik scharf im Auge und blieb wachsam auf alles, was um ihn vorging. Auch in dem Hause, das er bewohnte, ward Friedrich öfters daran erinnert, daß er noch immer von einer geheimen Verschwörung umgeben war. Graf Brühl war bekanntlich in Warschau; aber seine Gemahlin hatte noch immer ihre Gemächer im Brühlschen Palais inne. „Sie erhielt eines Tages ein Faß Wein aus Warschau," erzählt Friedrich; „man befahl, den Wein abzuzapfen, uns aber das Faß zu bringen." Das Faß hatte einen doppelten Boden, dessen Zwischenraum mit verräterischer Korrespondenz ausgefüllt war. Die Gräfin machte Ausflüchte und Beteuerungen, auf welche Friedrich mit der ihm stets eigenen Höflichkeit antwortete; aber er konnte nicht umhin, hinzuzufügen: „Madame, es ist besser, Sie begeben sich zu Ihrem Gemahl!" — Solche Erfahrungen machten eine scharfe Kontrolle nötig. Die hundert Schweizergarden, Leibwache vor Ihrer Majestät Residenzschloß, wurden durch preußische Grenadiere abgelöst. Eine Hofdame erhielt eine Wurstsendung aus Böhmen, welche den Verdacht oder vielleicht auch den Appetit der preußischen Wachen erregte. Die Sendung ward mit Beschlag belegt und — o Täuschung für die preußischen Grenadiermagen! — es sind ja nur Häute von Würsten, und die Füllung besteht nicht aus Fleisch, sondern — aus höchst verfänglichen Briefschaften.

Wichtiger waren die Berichte, welche König Friedrich während dieses Winters in Dresden von den diplomatischen Verhandlungen der Kabinette erhielt und die ihm den ganzen furchtbaren Ernst seiner Lage vor die Seele führten. Der Einmarsch in Sachsen, den Friedrich unternommen, um dem drohenden Angriff auf seine Lande zuvorzukommen, ward von den Höfen seiner Gegner als „Landfriedensbruch" in alle Welt geschrieen, Friedrich als ein Frevler gegen göttliche und menschliche Ordnung dargestellt, auf dessen Haupt die Kaiserin Maria Theresia die Strafe des Himmels und die Rache ihrer Bundesgenossen herab beschwor; denn sie sah in Friedrich nicht allein den Feind ihres Hauses, sondern auch den Feind ihres Glaubens, dessen Bekämpfung bis aufs Blut ihr ein Gott wohlgefälliges Werk deuchte. Sie begegnete sich in dieser Auffassung mit der Vertrauten des Königs von Frankreich, der Marquise von Pompadour; denn auch diese Dame, welche übrigens das „je ne la connais pas," womit Friedrich einst auf den durch Voltaire ihm übermittelten Gruß der Maitresse Ludwigs XV. geantwortet hatte, ebensowenig vergessen konnte, wie Maria Theresia den Verlust von Schlesien, hatte, wie manche von ihresgleichen, Anwandlungen von religiöser Devotion. Sie hatte früher in Gesellschaft der Philosophen und sogenannten starken Geister über die Religion gespottet; jetzt sprach sie mit Ehrfurcht von der Offenbarung und von gött-

lichen Gerichten; sie wolle, so sagte sie selbst, den König wieder zu der Pflicht eines Christen zurückführen, und der allerchristlichste König wollte doch gern ein so christliches Werk zu dem seinigen machen. Doch waren es nebenbei auch recht weltliche Rücksichten, welche ihn jetzt veranlaßten, dem Bündnis mit Österreich Folge zu geben. Wenn er Österreich beistand, Schlesien wiederzuerobern, so dachte er, dafür den alten mächtigen Einfluß Frankreichs auf die Angelegenheiten des Reichs und seine Machtstellung am Rhein zu befestigen, dabei vielleicht von Preußen Kleve und die Grafschaft Mark abzureißen und an sein Haus zu bringen, während Österreich ihm als Lohn die österreichischen Niederlande versprach. Frankreich wollte das nächste Jahr mit 100000 Mann als Bürge des Westfälischen Friedens im Reiche auftreten. Es war das letzte Mal, daß es diese Bürgschaft übernehmen sollte.

In dem Bestreben, Preußen niederzuhalten, fanden die Mächte Österreich und Frankreich einen eifrigen Bundesgenossen in Rußland. König Friedrich wurde durch förmliche Staatsbeschlüsse für einen Feind des russischen Reiches erklärt und die engste Allianz zu seinem Verderben mit Österreich geschlossen. Die Kaiserin Elisabeth, welche zugleich eine Art von Schutzherrschaft über Polen auszuüben dachte, wollte den König August III. für die Besitznahme seiner sächsischen Lande an Preußen rächen und sich dafür Kurland und Semgallen, die in polnischer Lehnsabhängigkeit standen, von Polen abtreten lassen. Dagegen sollte Polen — so beabsichtigten Rußland und Österreich — die Lehnshoheit über Preußen wiedererhalten, das einem österreichischen Prinzen als Herzogtum verliehen werden sollte. Die beiden Kaiserinnen verpflichteten sich durch einen Vertrag (22. Januar 1757), Schlesien und Glatz dem Könige von Preußen zu entreißen und ihn sonst in genügende Schranken zurückzudrängen; jede von ihnen sollte 80000 Mann ins Feld stellen. „Die Kaiserin aller Reußen verpflichtet sich und verspricht, ihre Armee oder ihre Armeen sobald wie irgend möglich in die Staaten des genannten Königs vorrücken zu lassen, während ihrerseits Ihro Majestät die Kaiserin-Königin sich verpflichtet, die ihr gegenüber gelagerten preußischen Armeen zu beschäftigen, um dadurch die Operationen der russischen Armee zu begünstigen." Der Kurfürst von Sachsen soll als Schadloshaltung für erlittene Verluste Magdeburg und den Saalkreis erhalten.

Durch die vereinigte Einwirkung von Rußland und Frankreich geschah, daß auch Schweden gegen Friedrich Partei nahm, wofür man ihnen Pommern in seinem ganzen Umfange nach den Bestimmungen versprach, denen sich Brandenburg im Frieden von St. Germain (1679) hatte unterwerfen müssen.

Was hätte ein Brandenburg noch zu bedeuten gehabt, nachdem alle diese

Erblande, alle Erwerbungen, welche die Hohenzollern seit den Zeiten des Großen Kurfürsten gemacht, von ihm losgerissen worden! — Es wäre ein Rückschritt in der deutsch-nationalen Entwickelung um mehr als ein Jahrhundert gewesen. Und das Reich wollte diese Vernichtung eines seiner Hauptglieder nicht allein dulden, sondern auch die Selbstverstümmelung vollziehen helfen. Schon seit dem Herbst 1756 war der Gemahl der Maria Theresia, der deutsche Kaiser Franz I., eifrig bestrebt, all den alten verbrauchten Apparat aus der Reichsrumpelkammer gegen den Reichsfriedensbrecher Friedrich in Bewegung zu setzen, und hatte ihn durch Cirkularreskripte, Hofdekrete, Dehortatorien und Excitatorien zur Ordnung zu verweisen gesucht. Jetzt griff auf seinen Antrag das Reich zu seinem letzten und äußersten Mittel und schleuderte auf dem Tage zu Regensburg (29. Januar 1757) den Reichsdonnerkeil: Reichsacht und Reichsexekution gegen König Friedrich.

Armes, ehrwürdiges „heiliges römisches Reich deutscher Nation!“ wohin ist es mit dir gekommen, daß du den einzigen, der um diese Zeit noch würdig ist, den Namen eines freien Deutschen zu tragen, daß du deinen größten Sohn ächtest und im Bunde mit den Mächten des Auslandes mit Krieg überziehen willst! —

Freilich näher betrachtet war dieser Reichsdonnerkeil nichts anderes als ein verbrauchter Theatercoup, ein kalter Schlag, der ohnmächtig niederfuhr zu Füßen des Heros, den er zerschmettern sollte. Noch berieten die Stände lange Zeit über das Kontingent, das jeder zu stellen hatte und das auf „drei Simpla“ oder „ein Triplum“ festgesetzt war, sowie über die Zahl der „Römermonate,“ die zur Deckung der Reichskriegs- und Reichsexekutionskosten aufgebracht werden mußten; dann gab es ein Trommeln, Rüsten und Werben überall im Reiche bis in den Sommer hinein, und als nun endlich (im August 1757) eine „eilende Reichsexekutionsarmee“ ins Feld rücken sollte, da hatte sich auch der Humor in die Reichsangelegenheiten gemischt und dem Setzer beim Drucken jenes Reichstagsbeschlusses einen Streich gespielt, daß er das „i“ im Kasten liegen ließ und statt der „eilenden“ eine „elende“ Reichsexekutionsarmee setzte, was auch der wahren Sachlage am meisten entsprach.

Auch der Reichsblitzstrahl, die Reichsacht, brauchte noch acht Monate Zeit, um niederzufahren, und hatte dann keine andere Folge, als daß der Reichsnotar, Dr. April, der dem preußischen Gesandten in Regensburg, Freiherrn von Plotho, die „Citation für den Kurfürsten von Brandenburg“ zu „insinuieren“ hatte (14. Oktober 1757), in Plothos Hause auf ebenso schnelle und unerwartete, als unfreiwillige Weise die Treppe hinuntergelangte — wie wir uns dies seiner Zeit von ihm selbst des näheren erzählen lassen wollen.

Und der Geächtete, Verfolgte, dem kein Wirt mehr Obdach, kein Baum mehr Schatten geben sollte, lustwandelte unterdessen arglos und heiteren Mutes auf der Brühlschen Terrasse in Dresden, er besuchte die Gemäldegalerie und überlegte dabei, wie er einst in Sanssouci — o wär' er erst wieder dort! — seine eigene Gemäldesammlung anlegen solle, er besuchte die Oper und Konzerte und spielte in seinen eigenen Konzerten auf der Flöte die sanftesten Adagios. Allerdings, so ganz ohne Arg war der König doch nicht; denn er hatte wohl Kenntnis von den Plänen seiner Gegner, die sich in sein Preußen teilen, ihm seine stolze Königskrone nehmen und vielleicht noch den brandenburgischen Kurhut und die Marken, etwa wie sie Kurfürst Joachim I. oder Joachim II. vor der Erwerbung Preußens besessen hatte, lassen wollten. Aber König Friedrich besaß jene heitere Ruhe des Philosophen, welcher das Bewußtsein in sich trägt, seine Pflicht gethan zu haben, und nun getrosten Mutes erwartet, was das Schicksal über ihn verhängen wird.

Zu derselben Zeit, als in Regensburg die verhängnisvollen Beschlüsse gefaßt wurden (Januar 1757), begab sich der König von Dresden nach Berlin. Es waren nicht allein Regierungsgeschäfte, die ihn dorthin riefen, er wollte vor den entscheidenden Schlägen, denen er, wie er bestimmt erwartete, im nächsten Jahre entgegenging, seine Mutter noch einmal wiedersehen; bei der treuen Mutter, die einst den Jüngling mit ihrer zärtlichen Liebe oft gegen die harte Behandlung des Vaters beschützt, wollte er auch jetzt, wo das Schicksal mit dem Manne so rauh verfuhr, sich Trost holen.

In diesen Tagen zu Berlin (10. Januar 1757) erließ der König ein Schriftstück, welches uns einen Blick in die ganze Größe seines königlichen Heldengeistes thun läßt. Es ist die geheime Instruktion für den Minister Grafen Fink, in welcher der König seinen Willen kundgiebt für gewisse Unglücksfälle, die in dem bevorstehenden schweren Kriege ihn und den Staat treffen könnten.* Sie lautet:

„In der schwierigen Lage, in der sich unsere Angelegenheiten befinden, ziemt es sich, daß ich Euch meine Befehle gebe, so daß Ihr in den unglücklichen Fällen, die in der Möglichkeit der Ereignisse liegen, zu den Maßregeln ermächtigt seid, die es zu ergreifen gilt. Wenn es sich ereignen sollte (was der Himmel verhüte), daß eine meiner Armeen in Sachsen vollständig ge-

---

* Diese Instruktion lag viele Jahre lang versiegelt, später unversiegelt, doch wohlverwahrt im geheimen Staatsarchiv zu Berlin und wurde am 24. Januar 1854, dem Geburtstage Friedrichs des Großen, auf Befehl König Friedrich Wilhelms IV. lithographiert und unter ein ausgewähltes Publikum verteilt. Das Original ist in französischer Sprache abgefaßt.

schlagen würde, oder auch, daß die Franzosen die Hannoveraner aus ihrem Lande vertrieben, sich daselbst festsetzten und uns in der Altmark bedrohten, oder daß die Russen durch die Neumark vordrängen, so müssen die königliche Familie, die Hauptdikasterien, die Ministerien und das Generaldirektorium in Sicherheit gebracht werden. Wenn wir in Sachsen von der Leipziger Seite geschlagen werden, so ist Küstrin der geeignetste Ort, wohin die königliche Familie und der Schatz zu bringen; in diesem Falle soll die königliche Familie mit allem Obengenannten von der ganzen Garnison nach Küstrin begleitet werden. Wenn die Russen durch die Neumark eindrängen, oder uns in der Lausitz ein Unglück widerführe, so müßte alles nach Magdeburg gebracht werden; die letzte Zuflucht endlich ist Stettin, doch dahin darf man erst im äußersten Notfalle gehen. Die Garnison, die königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und sollen immer zusammenbleiben; dazu kommen noch die Krondiamanten und das Silbergerät, welches in solchem Falle ebenso wie das Goldgerät zu Münze geschlagen werden soll.

Sollte ich getötet werden, so sollen die Staatsangelegenheiten ohne die geringste Änderung und ohne daß man es merke, daß sie in anderen Händen seien, ihren Gang fortgehen, und in diesem Falle sollen die Eidesleistungen und Huldigungen sowohl hier als in Preußen und besonders in Schlesien beschleunigt werden. Wenn ich das Unglück haben sollte, in feindliche Gefangenschaft zu fallen, so verbiete ich, daß man die geringste Rücksicht auf meine Person nehme oder sich im geringsten an das kehre, was ich aus der Gefangenschaft schreiben könnte. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welcher, ebenso wie alle meine Minister und Generale, mir mit seinem Kopfe dafür haftet, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete und daß man den Krieg fortsetze und seine Vorteile so betreibe, als ob ich niemals in der Welt existiert hätte.

Ich hoffe und habe Grund zu glauben, daß Ihr, Graf Fink, nicht nötig haben werdet, von dieser Instruktion Gebrauch zu machen; aber im unglücklichen Falle ermächtige ich Euch, dieselbe auszuführen, und zum Zeichen, daß dies nach reiflicher und gesunder Überlegung mein fester und unumstößlicher Wille ist, zeichne ich sie mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf.

Frédéric R.“

Diese Instruktion bei ihrem ernsten und festen, fast herben Tone klingt wie eine letzte Willensmeinung des Königs, wie ein Gesetz, das zur Nachachtung und Befolgung nötigt, auch wenn derjenige, der es gegeben hat, nicht

über seine Ausführung zu wachen vermag. Und noch eine andere Thatsache bekundet, mit welchem großartigen Ernste Friedrich seine Lage und diejenige des Vaterlandes beurteilte, die Thatsache, daß er seit diesen Tagen beständig Gift bei sich trug. Fünf oder sechs Pillen in einem engen gläsernen Tubus mit einem Stückchen Band daran, — diese ernste Reliquie fand sich in einem abgenutzten Zustande in einer Schublade seines Arbeitstisches, als Friedrich nicht mehr war. Gott sei Dank, daß er sie niemals gebraucht hat!

Nicht der Entschluß, sich im äußersten Falle das Leben nehmen zu wollen, ist es, dem wir hier unsere Bewunderung zollen oder über den wir moralisieren wollen. Es ist das gewöhnliche Mittel schwacher Seelen, wenn sie keinen anderen Ausweg aus einer verwickelten Lage wissen, in die sie sich meistens selbst gebracht haben, und den Kampf mit den widerwärtigen Verhältnissen des Lebens nicht mehr aufnehmen mögen, daß sie ihrem irdischen Leben ein Ende machen. Daß Friedrich so nicht dachte, zeigt uns sein Leben. Wir werden Friedrich noch in mancher, wahrhaft verzweifelten Lage sehen, in welcher er an das Giftfläschchen nicht dachte, sondern mit gestähltem, unbeugsamem Mute von neuem den harten Kampf aufnahm mit den finstern Mächten, die ihm den Siegespreis streitig machen wollten. Bei Friedrich hatte es mit jenem Giftfläschchen doch noch eine andere Bewandtnis. Es war eine Idee, die in Friedrich Leben und Gestalt gewonnen hatte und die er mit seinem Leben vertrat, die Idee eines großen, mächtigen Preußen, das er sich als einen Hort deutscher Ehre, Freiheit und Gerechtigkeit dachte. Wenn diese Idee unterging, dann wurde er irre an seinem Vaterlande, an seinem Königsberuf, an seinem Gott; dann konnte und wollte er nicht länger leben, und er wollte sich mit jenem Giftfläschchen die Geistesfreiheit wahren, um in dem letzten und äußersten Falle selbst ein Leben zu beschließen, das für die Menschheit, für das Vaterland und für ihn selbst allen Wert verloren hatte.

Zwei Tage nach dem Erlaß jener Instruktion nahm Friedrich in Potsdam Abschied von seiner Mutter. — „Adieu, meine Mutter!" — „Gottes Segen mir Dir, mein Sohn!" — Der letzte Segensgruß der treuen Mutter klang in seinem Herzen nach, während er sich wieder gen Dresden begab, um den Kriegswettern, die von allen Seiten heranzogen, trutzig die Stirn zu bieten.

Das zweite Kriegsjahr 1757.

Prag und Kollin. Dem Bunde der Mächte, welche im Jahre 1757 Preußen zerstückeln und zertrümmern wollten — nämlich Österreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und des Reichs — hatte König Friedrich II. nichts entgegenzustellen als seine Preußen. Zwar war der Neutralitätsvertrag, den er (Januar 1756) mit England geschlossen hatte, in einen förmlichen Allianzvertrag umgewandelt worden, allein Friedrich wußte wohl, daß er trotzdem bei der eigentümlichen Lage Englands von diesem keine andere Hilfe erwarten könne, als — solange der gute Wille des Parlaments vorhielt und die Pitt und Fox am Ruder blieben — mit Geldzahlungen. Dessen ungeachtet dachte er auch jetzt den Plänen seiner Feinde mit einem Hauptschlage gegen seinen alten Gegner Österreich zuvorzukommen und vielleicht diesen zum Frieden zu nötigen, bevor noch die anderen Mächte gegen ihn gerüstet im Felde erschienen.

Er überließ es den englisch-hannöverschen Truppen, unterstützt durch 5000 Preußen und durch die Truppen der wenigen zu Preußen haltenden Reichsstände — Braunschweig, Bückeburg und Sachsen-Gotha — zusammen etwa 50000 Mann unter dem Herzoge von Cumberland, dem dritten Sohne Königs Georg II., die hannöverschen Kurlande gegen die Franzosen zu decken, welche nahezu 100000 Mann stark unter Marschall d'Etrées über Kleve und Köln gegen die Weser vorrückten. Die Russen hoffte er, vorläufig durch ein Corps von ca. 30000 Mann — teilweise preußische Milizen —, das er ihnen unter dem alten Feldmarschall Lehwald entgegenschickte, noch aufzuhalten. Die Gefahr des Einfalls der Schweden in Pommern schien ihm für jetzt noch nicht dringend, und auch von der Reichsarmee besorgte er noch keine allzu große Eile.

Dagegen hatte Feldmarschall Browne seine gesamten Streitkräfte bei Prag, wo sich auch die großen österreichischen Magazine befanden, versammelt und schien entschlossen, nach Sachsen vorzurücken und die preußischen Stellungen

daselbst anzugreifen. Eine Reservearmee unter dem Feldmarschall Grafen Daun sammelte sich noch in Mähren.

Friedrich that alles, um seine Gegner in dem Glauben zu bestärken, daß er in Sachsen verteidigungsweise verfahren würde, und ließ bei Dresden große Schanzen aufwerfen, bereitete jedoch im stillen alles zum Aufbruch der Armee vor. Am 24. März verließ er Dresden und nahm sein Hauptquartier in Lockwitz zwischen Dresden und Pirna. Gegen Ende des April ließ er darauf die ganze preußische Armee aus ihren sächsischen Winterquartieren aufbrechen. Der Einmarsch in Böhmen erfolgte in drei Heersäuleu.

Die erste Kolonne, bei welcher sich der König befand, entsandte eine Seitenkolonne unter dem Prinzen Moritz von Dessau westlich über Chemnitz und Eger, wo der Herzog von Ahremberg mit 20000 Österreichern zum Widerstande sich bereit machte; aber Moritz wich aus und vereinigte sich am dritten Tage nach dem Aufbruch des Königs von Lockwitz wieder mit der Hauptkolonne, welche auf der Paschkopolstraße und einigen Nebenstraßen über Karbitz, Aussig, Linai, Trebnitz gegen Prag vormarschierte. Viele Gefangene und auch die Magazine, welche Browne für seinen beabsichtigten Vormarsch nach Sachsen bereits am Fuße des Erzgebirges hatte anlegen lassen, fielen bei dem schnellen Vormarsch der Preußen in ihre Hände. Auch das Schloß Tetschen, durch dessen Einnahme im vorigen Jahre General Laudon sich seinen Ruf begründet hatte, wurde von den neuerrichteten preußischen Freibataillonen unter Oberst Mayr wiedererobert.

Die zweite Kolonne, zur Linken der ersten, unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern, stieß auf ihrem Vormarsche von Zittau und Grottau bei Reichenberg auf ein überlegenes österreichisches Corps unter Königsegg (21. April), warf dasselbe mit Verlust zurück, setzte dann ihren Marsch über Liebenau fort und vereinigte sich in Turnau (24. April) mit der

dritten Kolonne, die unter Schwerin aus der Gegend von Glatz und Landeshut über das Riesengebirge herabkam und über Trautenau und Gitschin auf Prag vorrückte.

Am 2. Mai 1757 morgens erschien die Vorhut von Friedrichs Kolonne auf dem Weißen Berge bei Prag, wo einst das Schicksal des unglücklichen „Winterkönigs" entschieden worden war.* Von hier aus sah Friedrich auf Prag herab: hier auf dem linken Ufer der Moldau, an der Abdachung des Berges, der Hradschin mit dem alten Schlosse, bekannt durch jene Aufruhrscene zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges, als deren Opfer die kaiserlichen Räte Martinitz und Slawata

---

* Vergl. I., 74.

zum Fenster hinausgeworfen wurden, — drüben auf dem rechten Ufer die weite, düstere, turmreiche Altstadt Prag und jenseits derselben auf der Hochfläche des steil über der Stadt ansteigenden Ziskaberges das österreichische Lager, Zelt an Zelt. Friedrich mußte noch jenseits der Moldau seine Vereinigung mit der Schwerinschen Kolonne bewerkstelligen, bevor er den Österreichern unter den Mauern von Prag eine Entscheidungsschlacht anbieten konnte. Der König ließ Keith mit 30000 Mann auf dem linken Ufer der Moldau gegenüber dem Hradschin und der Kleinseite von Prag stehen und marschierte mit der Hauptarmee die Moldau abwärts. Am 5. Mai war die Moldaubrücke unterhalb Prag bei Selz fertig, die Vorhut Friedrichs ging über und stieß alsbald auf die Vorhut Schwerins, welche von Winterfeldt befehligt war. Nachdem am 5. und in der Nacht zum 6. Mai Friedrichs ganze Armee bei Selz über die Moldau gegangen war, konnte am 6. Mai in der Morgenfrühe die Vereinigung mit der Schwerinschen Kolonne bei Prossik (nördlich der Straße von Prag nach Königgrätz) stattfinden, wohin der König auch den Feldmarschall Schwerin und den General Winterfeldt bestellen ließ.

Kurz vor dem Einmarsch der Preußen in Böhmen war österreichischerseits an Brownes Stelle der Prinz Karl von Lothringen, des Kaisers Bruder, mit dem Oberbefehl beauftragt worden. Dieser hatte alsbald den Plan Brownes, die Offensive gegen die Preußen zu ergreifen, aufgegeben und die gesamte österreichische Hauptarmee bei Prag versammelt, wo wir bereits mit König Friedrich ihr Zeltlager auf dem Ziskaberge erblickt haben. Auch Daun war mit der Reservearmee von Mähren hierher in Marsch gesetzt worden. Dieser Wechsel im österreichischen Oberbefehl und der Zwiespalt der Meinungen zwischen dem Prinzen Karl und seinem nunmehrigen Unterbefehlshaber Browne kam dem Könige Friedrich zu statten. Die Österreicher hatten die günstige Zeit, da er noch allein auf dem Weißen Berge bei Prag stand, vorübergehen lassen, ohne ihn anzugreifen, und ließen ihn auch ungestört seinen Übergang über die Moldau und seine Vereinigung mit Schwerin bewerkstelligen.

Am 6. Mai 1757 traf der König mit Schwerin und Winterfeldt bei Prossik zusammen, und während die Kolonnen aufmarschierten, ritten die drei zur Rekognoscierung vor, um die Stellung der eine Stunde von hier auf dem breiten Rücken des Ziskaberges lagernden Österreicher mit ihren Fernrohren zu besichtigen. Der linke Flügel der Österreicher auf dem hier steil zur Altstadt Prag und zur Moldau abfallenden Ziskaberge war noch durch die Moldau selbst gedeckt, welche, nachdem sie bisher in gerade nördlicher Richtung geflossen, sobald sie aus den Häusern von Prag heraustritt, sich plötzlich gen Osten wendet, eine Schleife macht und dann wieder umkehrend ihre alte Richtung an-

nimmt. Der linke Flügel der Österreicher ist also unangreifbar, urteilen der König und seine Generale bei ihrem Rekognoscierungsritte. Und dennoch hat Prinz Karl, streng nach der alten taktischen Schulregel, Kavallerie auf den Flügeln der Schlachtordnung aufzustellen, — bemerkt vielleicht König Friedrich — einen großen Teil seiner Kavallerie gerade hier in dieser Ecke eingeklemmt, wo sie weder angegriffen werden, noch angreifen kann. Das kann ihm teuer zu stehen kommen. — Die nach Norden gewandte Front auf der Hochfläche des Ziskaberges ist durch zahlreiche Verschanzungen und durch Batterieen an den Hauptpunkten verstärkt. Sechzig Stück schweres Geschütz stehen in den Batterieen; 150 Feldstücke sind auf der ganzen Linie verteilt. Bei der Stärke der österreichischen Armee — sie zählte ca. 65000 Mann, etwas mehr als die Preußen — und bei der Vorzüglichkeit und trefflichen Placierung ihrer Artillerie (um deren Verbesserung während der letzten zehn Jahre Fürst Liechtenstein sich große Verdienste erworben hat) ist von einem Angriff auf die Front selbst bei der größten Tapferkeit der Preußen ein entscheidender Erfolg nicht zu erwarten. An allen Punkten, die einige Übersicht gewähren, anhaltend und ihre Ferngläser scharf nach dem Feinde richtend, sind die drei bei ihrem Rekognoscierungsritt gegenüber dem österreichischen rechten Flügel an dem östlichen Rande ihres Lagers angekommen. Hier dacht sich der Ziskaberg allmählich zu einem breiten Wiesenstreifen ab, in dessen Mitte ein unbedeutender Bach rieselt. Einzelne Hügelkuppen, die letzten Erhebungen dieses Erdreichs nach Osten hin, wie der Taborberg und der Homilyberg, sind mit österreichischen Batterieen gekrönt, die Dörfer im Grunde — Kyje, Hostawitz, Sterbohol und Michelup —, zwischen denen einige künstlich angelegte Fischteiche mit Schleusen und Dämmen das Terrain durchschnitten gestalten, sind, wie es scheint, nur schwach vom Fußvolk besetzt. „Auch hier ist der Angriff schwierig, sehr schwierig,“ bemerken die Generale. „Schwierig, aber nicht unmöglich,“ erwidert der König, „und er muß sofort unternommen werden!“ Vergebens wendet Schwerin ein, daß seine Truppen seit Mitternacht auf den Beinen seien und eines Rasttages bedürfen. „Sollen wir warten, bis Daun ihnen noch Verstärkung zuführt?“ entgegnet Friedrich, „nein, mein tapferer Feldmarschall, wir haben nicht Zeit zu rasten, heute noch schlagen wir die Schlacht!“ Da drückt der alte Feldmarschall, wie es seine Gewohnheit war, seinen Hut fest in die Augen und ruft: „Soll und muß denn gerade heute eine Schlacht geliefert werden, so will ich die Österreicher gleich hier angreifen, wo ich sie sehe!“ und sprengt salutierend im Galopp von dannen und zu seinen Truppen zurück, die unterdessen ihren Aufmarsch vollendet und dem österreichischen rechten Flügel gegenüber Posto gefaßt haben.

Browne, der die Österreicher auf diesem Flügel befehligt, erkennt allmählich, daß ihm der Angriff gilt, und ordnet eine sehr zweckmäßige Rückwärtsschwenkung — oder eigentlich hakenförmige Rückwärtsbiegung — desselben an, so daß er dem drohenden Angriff nicht mehr die Flanke, sondern eine neue Front entgegensetzt. Winterfeldt rückt unterdessen mit der Vorhut von Schwerins Infanterie gegen Sterbohol vor, das die Österreicher noch nicht besetzt haben, und nimmt es vor ihnen weg. Als er aber darüber hinaus vordringen will, wird er von dem Homilyberge drüben mit lebhaftem Geschützfeuer begrüßt. Wir lassen Winterfeldt selbst erzählen (in einem Privatbriefe zwei Tage nach der Schlacht):

„Des Feindes Intension war, sich mit dem rechten Flügel seiner Infanterie an dem genannten Vorwerk Sterbaholy“ (soll heißen „Sterbohol“) „zu appuyieren; ich hatte aber das Glück, mit sechs Bataillons aus dem ersten Treffen linken Flügels und noch zwei in der Flanke zuvorzukommen und solches über Hals und Kopf zu erreichen. Ob nun zwar das zweite Treffen noch gar nicht heran war, die Bataillons aus dem ersten Treffen aber ziemlich aneinanderhingen, so ließ ich nebst dem Generallieutenant Fouqué, welcher die Flanke auf dem linken Flügel besorgte, gleich aufmarschieren, und damit der Feind nicht Zeit gewinnen möchte, sich noch fester zu postieren, rückte ich über das Vorwerk heraus und demselben mit starken Schritten dergestalt entgegen, daß auch die Kanons nicht Zeit hatten, zu folgen. Er fing auch wirklich schon an zu wanken, und habe ich selbst gesehen, daß der Flügel schon rechtsum kehrt gemacht hatte. Das feindliche Kartätschenfeuer fing indessen an, und wir waren annoch im vollen Avancieren, — mochten auch kaum noch zweihundert Schritt von der feindlichen Linie sein, als ich das Unglück hatte, vor dem Schwerinschen Regiment blessiert zu werden und vor tot vom Pferde zur Erde fiel. Als ich mich nach einigen Minuten wieder ermunterte und den Kopf in die Höhe hob, fand ich niemanden von unseren Leuten mehr um und neben uns, sondern bereits alle hinter mir mit hoch Anschlagen auf der Retraite. Die feindlichen Grenadiers waren ungefähr achtzig Schritte vor mir, blieben aber halten und traueten sich nicht uns zu folgen. Ich raffte mich denn so geschwinde, als es meine Mattigkeit nur zulassen wollte, auf, holte auch unsern konfusen Klumpen wieder ein, konnte aber weder durch Bitten noch Drohungen einen einzigen Mann bewegen, der einmal das Gesicht nach dem Feinde gedrehet, noch weniger aber Halt gemacht hätte.“

Halb tot wankte Winterfeldt zu Schwerin hinüber, der soeben mit dem Haupttreffen gegen die Österreicher bei Sterbohol im Avancieren war und Winterfeldts geschlagene Vorhut aufnahm. Schwerin hieß den verwundeten

General sein Handpferd besteigen und zum Feldscher zurückreiten, um sich den Verband anlegen zu lassen. Kampfesfreudig, die Mattigkeit des vorangegangenen Nachtmarsches überwindend, avanciert Schwerins Vordertreffen zwischen den Dörfern Hostawitz und Sterbohol, sowie durch Sterbohol selbst bis an den Rand des breiten Wiesenstreifens gegen die jenseits desselben ansteigenden Höhen, „mit gefälltem Bajonett, ohne zu feuern," wie die preußische Instruktion für diesen Tag lautete, und so groß ist ihr Eifer, an den Feind zu kommen, daß ein Regiment dem andern zuruft: „Halt, Kameraden! laßt uns heran, Ihr habt Ehre genug!" — Das Feuer der Batterieen drüben auf dem Homilyberge schreckt sie nicht zurück; aber die grüne Fläche, die sich am Fuße desselben hinzieht, ist trügerisch. Es ist nicht Wiesenland, was Schwerin und Winterfeldt bei ihrer Rekognoscierung vorhin dafür angesehen, sondern grün überwachsener Schlammboden, Morast- und Bruchland, in welches ganze Regimenter bis an die Kniee, stellenweise bis an den halben Leib versinken. Sie drängen sich nach den Dämmen und Stegen zusammen, sie laden die Rohre ihrer Feldstücke auf die Schultern, das Kartätschenfeuer wird immer mörderischer, je mehr sie sich dem Rande des Bruches und dem Fuße des Berges nähern; aber sie dringen vorwärts, weite Lücken entstehen, aber sie schließen sich immer wieder zusammen; frische Regimenter aus dem zweiten Treffen rücken in das erste ein, — ein furchtbares Ringen, Wogen und Schwanken, diese Blutarbeit bei Sterbohol. Hier und dort rückt die feindliche Infanterie vor und bringt die erschöpften Preußen zum Weichen. Von beiden Seiten werden die äußersten Kräfte eingesetzt. Bei den Österreichern ist jedem Grenadier, der den Tag siegreich überleben würde, lebenslänglich doppelte Löhnung verheißen; das ist bei den Preußen nicht der Fall, sie kämpfen, wie die Inschrift ihrer Fahnen besagt, «pro gloria et patria.» Aber die aus dem Schlammbade aufsteigenden Preußen können drüben unter dem heftigsten Kartätschenfeuer nicht mehr den Halt finden, um sich zu neuem Sturme zusammenzuschließen und den immer mächtiger werdenden Angriffen der feindlichen Infanterie, hier und da auch Reiterangriffen, zu widerstehen. Die Lücken in ihren Reihen wollen sich nicht mehr schließen, und drüben bei den Österreichern zeigen sich immer neue Bataillone.

Drei Stunden lang dauert diese Krisis der Schlacht, die in ein unentwirrbares Chaos von Blut, Staub und Pulverdampf ausartet. Wie tapfer und siegreich auch die Preußen bisher vorgedrungen, die letzte und schwerste Arbeit, der Sturm auf die Höhen, bleibt noch für sie zu thun, vielleicht weil sie zu thun unmöglich. Mitten im blutigen Getümmel hält der greise Feld-

marschall Schwerin. Er hat die Preußen, die Brandenburger schon in mancher Schlacht gesehen von dem Tage bei Hochstädt an, wo Marlborough und der Prinz Eugen die Tapferkeit und Standhaftigkeit der preußischen Truppen schätzen und bewundern lernten, bis zu dem Tage von Mollwitz, den er noch



Schwerins Tod.

zu einem siegreichen machte, nachdem Friedrich auf seinem „langen Schimmel" bereits das Schlachtfeld verlassen und die Schlacht verloren gegeben hatte; aber fliehen hatte er die Preußen noch nicht gesehen, sollte er es hier, am Ende einer glorreichen Heldenlaufbahn, zum erstenmal erleben? Mit tiefem Unmute sah der dreiundsiebzigjährige Greis sein eigenes Regiment, seine tapferen Pommern zurückweichen, weil die ihnen gestellte Aufgabe ihre Kräfte überstieg

Er eilte zu seinem Regiment, ergriff aus den Händen des Stabshauptmanns Rohr die Fahne und schritt mit dem fast schmerzlichen Rufe: „Heran, meine Kinder, nur heran!“ auf dem langen Damme ihnen voran in Kartätschenregen und Pulverdampf. Und um die alte Fahne in ihres Feldmarschalls Hand sammelten sich von neuem seine Kinder wie junge Adlerbrut unter den Flügeln des alten Adlers. Noch klingen die letzten Worte des greisen Führers: „Heran, meine Kinder, nur heran!“ in den Herzen der Pommern nach, da verschwindet die Fahne plötzlich aus ihren Blicken; der sie trug und sie jetzt mit seinem Leibe bedeckt, ist ein bleicher, stiller Mann, von fünf Kartätschkugeln durchbohrt. Zwar die Fahne wird bald darauf wieder erhoben, ihre goldige Spitze weist wieder durch Pulverwolken zum Licht empor, und die pommerschen Grenadiere folgen ihr durch Todesnacht zum Siege. Es erfaßt sie ein wahrer Sturm von Wut und Schmerz, und was ihnen vorhin unmöglich deuchte, jetzt wird's gethan. Auf der ganzen Linie dringen die Preußen vor, der Homilyberg wird erstürmt und die Blutarbeit von Sterbohol vollendet; — aber in die Siegesfreude des Heeres mischt sich die bange Klage: „Schwerin ist tot!“

Auch auf österreichischer Seite klagt man um einen Tapferen. Feldmarschall Browne, bis zum letzten Augenblick unermüdlich thätig, frische Truppen von seinem linken Flügel herbeizuziehen und dem Widerstande des rechten Flügels größere Nachhaltigkeit zu geben, bricht plötzlich zusammen. Eine Kanonenkugel hat ihm den Fuß weggerissen, und er wird, tödlich verwundet, nach Prag getragen.

Während in dem heißen Kampfe um Sterbohol die Kräfte von Freund und Feind sich erschöpften und die beiden Feldmarschälle ihren Tod fanden, fiel die eigentliche Entscheidung auf einem anderen Punkte des Schlachtfeldes durch des Königs eigenen Entschluß. Der König bemerkte, daß in dem Angelpunkte der Hakenstellung, die Browne durch die Rückwärtsbiegung seines rechten Flügels diesen hatte nehmen lassen, zwischen den Dörfern Kyje und Hlaupetin eine Lücke in der feindlichen Schlachtordnung entstanden und nur durch eine in Halbmondform aufgestellte Batterie gedeckt war. Da diese Lücke sich während des Ringens um Sterbohol mehr und mehr erweiterte, so richtete jetzt der König einen Angriff des preußischen Fußvolks aus dem Centrum — es waren die Regimenter des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, des Prinzen Heinrich von Preußen und des Generals von Manstein — auf diese Stelle. Auch hier gab es Sumpfland und breite Wasserstreifen unter dem feindlichen Kartätschfeuer zu durchschreiten. Prinz Heinrich sah, wie seine Grenadiere sich anschickten, mittels Brettern und Stangen einen sumpfigen Graben zu übersteigen. Da sprang er selbst, den Degen in der Faust schwingend, bis an den

halben Leib ins Wasser und rief den Seinigen zu: „Bursche folgt mir! Unter Euch ist keiner, der nicht wenigstens um einen Kopf größer wäre als ich, und wo mir das Wasser an den Kragen geht, reicht es vielen von Euch noch nicht an die Hosenschnalle. Gewehr und Patrontasche hoch, und nun vorwärts mir nach!“ — Da sprangen alle nach und stürmten vorwärts auf die Halbmondbatterie. Durch diesen kühnen Angriff war die österreichische Schlachtordnung durchbrochen, der rechte Flügel total geschlagen, der linke genötigt, sich immer weiter über den Ziskaberg auf Prag zurückzuziehen.

Gegen Süden dehnte der preußische Angriff sich, den österreichischen rechten Flügel umfassend, immer weiter über Sterbohol und Michelup aus. Den Oberbefehl des preußischen rechten Flügels hatte an Schwerins Stelle General de la Motte Fouqué übernommen. Eine Kartätschenkugel zerschmetterte ihm den Degen und verwundete ihn gleichzeitig an der Hand. Ein sterbender Offizier reichte ihm seinen Degen hinauf. Der edle Fouqué ließ ihn sich fest an den Arm koppeln und behielt das Kommando. Hier kam es zu einem heftigen Kavalleriegefecht; denn Prinz Karl von Lothringen hatte endlich, seinen Fehler einsehend, die österreichische Kavallerie aus der verlorenen Ecke an der Moldau hierhergeführt. Dieselbe hielt aber den verwegenen Reiterangriffen Zietens nicht stand. Prinz Karl bemühte sich vergebens, sie zum Stehen zu bringen; er ward in ihre Flucht mit fortgerissen, dann von einem heftigen Brustkrampf befallen und bewußtlos aus dem Getümmel nach Prag zurückgetragen. Alle weiteren Anstrengungen der Österreicher blieben erfolglos. Auf dem Ziskaberge entriß ihnen der Herzog von Braunschweig eine Schanze nach der anderen. Schon näherte sich die österreichische Flucht den Thoren von Prag. Etwa 40000 Mann drängten sich in die Stadt hinein trotz der wütenden Anstrengungen des Prinzen Karl, der sich wieder von seinem Brustkrampf erholt und sein Roß bestiegen hatte, um sie noch einmal in die Schlacht zurück und den Preußen entgegenzuführen. Alle Wege waren ihnen durch die Sieger versperrt. Auf dem linken Ufer der Moldau aber wachte Keith und ließ keinen zum Thore hinaus. Nur ein kleiner Teil der Armee, ca. 16000 Mann, sowie die gesamte Kavallerie des rechten Flügels hatten sich südlich von Prag die Moldau aufwärts gewandt und erreichten später den Anschluß an die Daunsche Armee.

Ein großartiger, glänzender Sieg war erfochten durch den genialen Feldherrnblick des Königs, durch die todesmutige Hingebung seines Feldmarschalls und durch die unvergleichliche heldenmütige Tapferkeit seiner Preußen. Aber groß waren auch die Opfer, welche die Schlacht gekostet hatte. Friedrich selbst

nennt die Schlacht „eine der blutigsten des Jahrhunderts — eine wahre Heroenschlacht“ und giebt die Verluste unter dem unmittelbaren Eindrucke derselben weit übertrieben an: „Der Feind verlor 24000 Mann, darunter 5000 Gefangene; der preußische Verlust belief sich auf 18000 Kombattanten, ungerechnet den Feldmarschall Schwerin, welcher allein über 10000 Mann wert war.“ In Wahrheit betrugen die Verluste preußischerseits an Toten, Verwundeten und Vermißten ca. 12500 Mann, österreichischerseits 13300 Mann nebst vielen Fahnen, Kanonen, Zelten und Kriegsgerät aller Art.

Diese schweren Verluste trübten Friedrichs Siegesfreude. Da sehen wir ihn am Abend jenes blutigen Maientages auf einem erhöhten Rasenstücke neben seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich — dieser noch bedeckt mit dem Schlamm der Wassergräben, die er durchschritten —, niedersitzen, mit ihm die Opfer überzählen, die der Tag gekostet, und nassen Auges in die Heeresklage einstimmen: „Schwerin ist tot, Schwerin, mein General, ist tot!“ *

Viele Fehler waren in der Schlacht vorgekommen. Ja, König Friedrich konnte sich von der Schuld nicht freisprechen, durch sein Bestehen auf dem sofortigen Angriff die großen Verluste des preußischen Fußvolkes zum Teil selbst verschuldet zu haben. Hätte der König, wie Schwerin riet, den Angriff noch um einen Tag verschoben, dann würde man Zeit gewonnen haben, das Schlachtfeld noch genauer zu rekognoscieren und das Bruchland vor dem rechten Flügel der Österreicher als solches zu erkennen. Er hätte dann wohl auch mit größerer Sicherheit auf die Mitwirkung des Prinzen Moritz von Dessau rechnen können, welcher den Auftrag hatte, mit 15000 Mann vom äußersten rechten Flügel

* Die Leiche Schwerins wurde nach dem Erbbegräbnis der Familie bei Schwerinsburg in Pommern geführt. An der Stelle, wo er fiel, bei Sterbohol, steht sein Denkmal, eine bescheidene Pyramide von rotfleckigem Marmor, welche preußische Offiziere (1824) errichten ließen, daneben eine größere, eiserne Pyramide, die König Friedrich Wilhelm III. (1839) dem Helden setzte, beide von einem kleinen Garten mit Heckenzaun umgeben und unter die Obhut eines österreichischen Invaliden gestellt. Schon Kaiser Joseph II. hatte die Stelle durch ein Holzdenkmal bezeichnen lassen und ehrte das Andenken des gefallenen Helden bei einer Revue (1776) durch eine militärische Feier. Sechs Grenadierbataillone schlossen einen Kreis um den Platz und gaben auf Kommando des Generals Nugent eine dreimalige Ehrensalve, wobei der Kaiser jedesmal den Hut abnahm.

Als der Verfasser dieses im Jahre 1866 mit seinem Gardelandwehrbataillon einige Zeit in Prag und Umgegend kantonierte und das Schlachtfeld öfters besichtigte, konnte er sich überzeugen, daß die Überlieferung von dem großen Preußenkönige und seinem heldenmütigen Feldmarschall, der hier gefallen, auch unter dem czechischen Landvolke dieser Gegend noch lebendig ist, ja, lebendiger als diejenige von den österreichischen Offizieren, von Browne u. a., die man kaum dem Namen nach kannte. Das Terrain entspricht freilich nicht entfernt mehr dem Bilde, welches die alten Schlachtfeldkarten geben.

Keiths oberhalb Prag über die Moldau zu gehen und den Österreichern in den Rücken zu fallen, welcher aber durch ein Mißgeschick verhindert worden war, seinen Flußübergang rechtzeitig zu bewerkstelligen. Es wären dann auch jene 16000 Österreicher, welche sich vor Prag die Moldau aufwärts wandten, ihm in die Hände gefallen und die ganze österreichische Armee, die bei Prag gekämpft, in Prag eingeschlossen worden. Was Friedrich vorzüglich veranlaßte, auf seinem Entschluß eines sofortigen Angriffs zu bestehen, war wohl die Rücksicht auf Daun, dessen Vorhut, an dem Tage der Schlacht nur einen starken Tagemarsch von Prag entfernt, bei Brandeis an der Elbe stand und der bei längerem Warten dem Prinzen Karl eine ansehnliche Verstärkung hätte zuführen können, wenn schon ein unmittelbares Eingreifen der Daunschen Armee in die Schlacht, auch wenn diese erst einige Tage später stattfand, noch nicht zu erwarten stand.

Aber was für Fehler auch vorgekommen sein mochten, sie wurden alle ausgeglichen durch die unvergleichliche, heldenmütige Tapferkeit der Preußen. Dieser tapfere Grundzug altgermanischen Wesens, welcher zu Tage trat in den Gestalten der brandenburgischen, pommerschen, ostpreußischen Grenadiere, geschult in den strengen Formen und Regeln der preußischen Zucht und geleitet nach dem einheitlichen Plane eines großen königlichen Feldherrn, war auch der sicherste Faktor, auf den Friedrich für die Zukunft in seinem Kampfe mit der halben Welt rechnen konnte. Denn jeder Sieg legte ihm immer wieder neue gewaltige Kraftanstrengungen auf, um seiner Riesenaufgabe gewachsen zu sein. Zunächst kam es dem Könige darauf an, Prag in seine Gewalt zu bekommen. Er ließ die Österreicher in Prag noch am Abend des Schlachttages zur Übergabe auffordern; aber der tödlich verwundete Browne gab auf seinem Schmerzenslager die mannhafte Antwort: „Der Kommandant hoffe, durch gute Verteidigung der Stadt sich die Achtung des Königs zu verdienen.“

Der König ließ nun die Stadt auf beiden Seiten eng einschließen — links der Moldau auf dem Weißen und dem Lorenziberge Keith, rechts auf dem Ziskaberge der König — und ihr alle Zufuhren abschneiden. Alle Ausgänge waren durch Batterieen gesperrt, das schwere Geschütz wurde aus Dresden kommen gelassen und die Stadt mit glühenden Kugeln beschossen. Allmählich machte sich der Hunger bei den Belagerten fühlbar. Sie boten an, Prag zu übergeben, wenn man ihnen freien Abzug gewähre. An den Mauern lag dem Könige nichts, er verlangte, daß diejenigen, die nicht in preußische Dienste treten wollten, sich verpflichten sollten, sechs Jahre lang nicht gegen Preußen zu dienen. Da harrte die Besatzung weiter aus, und der tapfere Browne feuerte noch auf dem Sterbebette ihren Mut von neuem an.

In der Nacht vom 23. zum 24. Mai machten die Österreicher auf seinen Rat einen wütenden Ausfall mit 10000 Mann, welchen man vorher als „besondere Mahlzeit“ pro Mann ein halbes Pfund Pferdefleisch — jedoch ohne Salz, denn dieses hatte man nicht mehr — gereicht hatte. Der Kampf dauerte gegen sechs Stunden; um 7 Uhr morgens wurde der Feind an allen Stellen mit Verlust von ca. 1000 Toten in die Stadt zurückgetrieben.

Am 29. Mai abends brach ein schweres Ungewitter herein; die Moldau brauste mit verdoppelter Flut mit Ladungen von Trümmern, ausgerissenen Bäumen und toten Pferden; die Kleinseite von Prag stand völlig unter Wasser, viele Einwohner, die in den Kellern Schutz vor den Kugeln gesucht hatten, kamen durch die Fluten um. Auch die Preußen hatten eine wilde Nacht in ihren Zelten; der Strom hatte die beiden Brücken ober- und unterhalb Prag, welche das Lager zu beiden Seiten der Moldau verbanden, zerstört; sie erwarteten, daß die Österreicher diesen Umstand der unterbrochenen Verbindung benutzen würden, um am folgenden Morgen einen neuen Ausfall zu unternehmen. Deshalb begannen sie, sobald das Gewitter vorüber war, ein heftiges Bombardement aus allen Feuerrohren. Die Stadt war von Feuersbrunst und Wasserfluten zugleich verheert. Im preußischen Lager hörte man das Wehklagen der Einwohner, welche die Befehlshaber beschworen, diesem Elend ein Ende zu machen und die Stadt den Preußen zu übergeben. Aber der Prinz von Lothringen blieb taub gegen ihre Bitten, und der alte Browne phantasierte in seinen Fieberträumen: „Sterbt, ertrinkt, verbrennt, aber ergebt Euch nicht!“

Auf einen so nachhaltigen Widerstand war König Friedrich nicht gefaßt gewesen. Sein Sieg bei Prag hatte ihn auf eine Höhe der Macht geführt, wie er sie vorher noch nicht erstiegen hatte. Franzosen, Russen, Schweden hatten bei der Siegeskunde mit ihren Rüstungen und Märschen plötzlich wie gelähmt innegehalten; Oberst Mayr, der nach der Einnahme von Schloß Tetschen in Böhmen mit einigen Freibataillonen einen kecken Streifzug in die Oberpfalz und Franken ausführte, verbreitete Schrecken unter den Reichsperücken zu Regensburg, die soeben die Acht gegen den Landfriedensbrecher Friedrich ausgesprochen hatten, und zu Wien zitterte die Kaiserin-Königin in ihrer Hofburg. Damals konnte Friedrich unter dem unmittelbaren Eindrucke des großen Sieges sich Friedenshoffnungen hingeben, und nun sah er während der langen Umschließung von Prag seine Siegeslorbeeren und Friedenshoffnungen welken, und er konnte sich nicht verhehlen, wie schwierig seine Lage werden könne, wenn seine Feinde Zeit gewännen, um ihre Streitkräfte von allen Seiten gegen ihn anrücken zu lassen. Was nützten ihm seine Siege, so vieles Blutvergießen,

wenn damit nichts gewonnen wurde als eine Scholle Landes, die er nicht behalten konnte und wollte, wenn damit die Hauptfrage, die Frage von der Anerkennung der Machtstellung Preußens und seiner unbestreitbaren Rechte auf Schlesien der Entscheidung nicht näher gerückt wurde! — Vielleicht mochte es den König auch mit Unmut erfüllen, wenn er bedachte, daß er dieses Prag, vor dem er jetzt wochenlang vergebens lag, vielleicht schon am Tage der Schlacht hätte nehmen können, wenn nicht jene gewissen Fehler vorgekommen wären, wenn der Prinz Moritz von Dessau seine Ordres pünktlich ausgeführt, oder wenn er, der König selber, sich hätte bewegen lassen, den Angriff um einen Tag zu verschieben!

Und nun stand noch eine unheildrohende Wolke am Horizont. Die Armee Dauns, deren Vorhut wir am Tage der Schlacht bei Brandeis an der Elbe erblickt haben, hatte sich nach diesem Ereignis nach Czaslau, dem uns aus dem ersten Schlesischen Kriege (17. Mai 1741) wohlbekannten Orte zurückgezogen, die Teile der bei Prag geschlagenen Armee, die sich nicht nach Prag geworfen hatten (jene 16000 Mann des rechten Flügels) aufgenommen und sich durch Nachschub aus Mähren und Österreich ansehnlich verstärkt. Der König hatte ihm bald nach der Schlacht ein Corps von 20000 Mann unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern entgegengeschickt, welchem der kluge Feldmarschall, der Fabius Österreichs, zögernd ausgewichen war, solange er sich noch nicht hinreichend verstärkt hatte. Jetzt, da seine Streitmacht beinahe das Dreifache der Bevernschen betrug, trat er den Vormarsch gegen Prag an, und Bevern sah sich genötigt, zurückzuweichen. In seinem Unmute wollte der König anfangs den Berichten Beverns, daß Daun zum Entsatze von Prag heranrücke, keinen Glauben beimessen. Am 12. Juni wurden von den preußischen Vorposten bei Prag einige Offiziere der Daunschen Armee gefangengenommen, welche den Auftrag hatten, sich in Verkleidungen nach Prag durchzuschleichen und dem Prinzen Karl die Botschaft zu bringen, daß Daun am 20. Juni in der Nähe von Prag eintreffen werde, und daß an diesem Tage die Österreicher aus Prag einen Ausfall unternehmen und ihm den Angriff auf den Rücken der preußischen Stellung erleichtern möchten. Diese Botschaft, welche in die Hände der Preußen fiel, brachte den Entschluß des Königs zur Reife.

Der König sah ein, daß er den Österreichern noch eine Hauptschlacht werde liefern müssen, bevor er Prag nehmen und die Kaiserin dem Frieden geneigt machen könne. Er äußerte zu dem englischen Gesandten Sir Andrew Mitchell, „da die erlittenen Niederlagen wenig Eindruck auf die Österreicher machten, so sehe er wohl ein, daß er nochmals mit ihnen schlagen müsse. Er müsse," sagte er, „diese Menschen niederwerfen. Aber er denke dann nicht

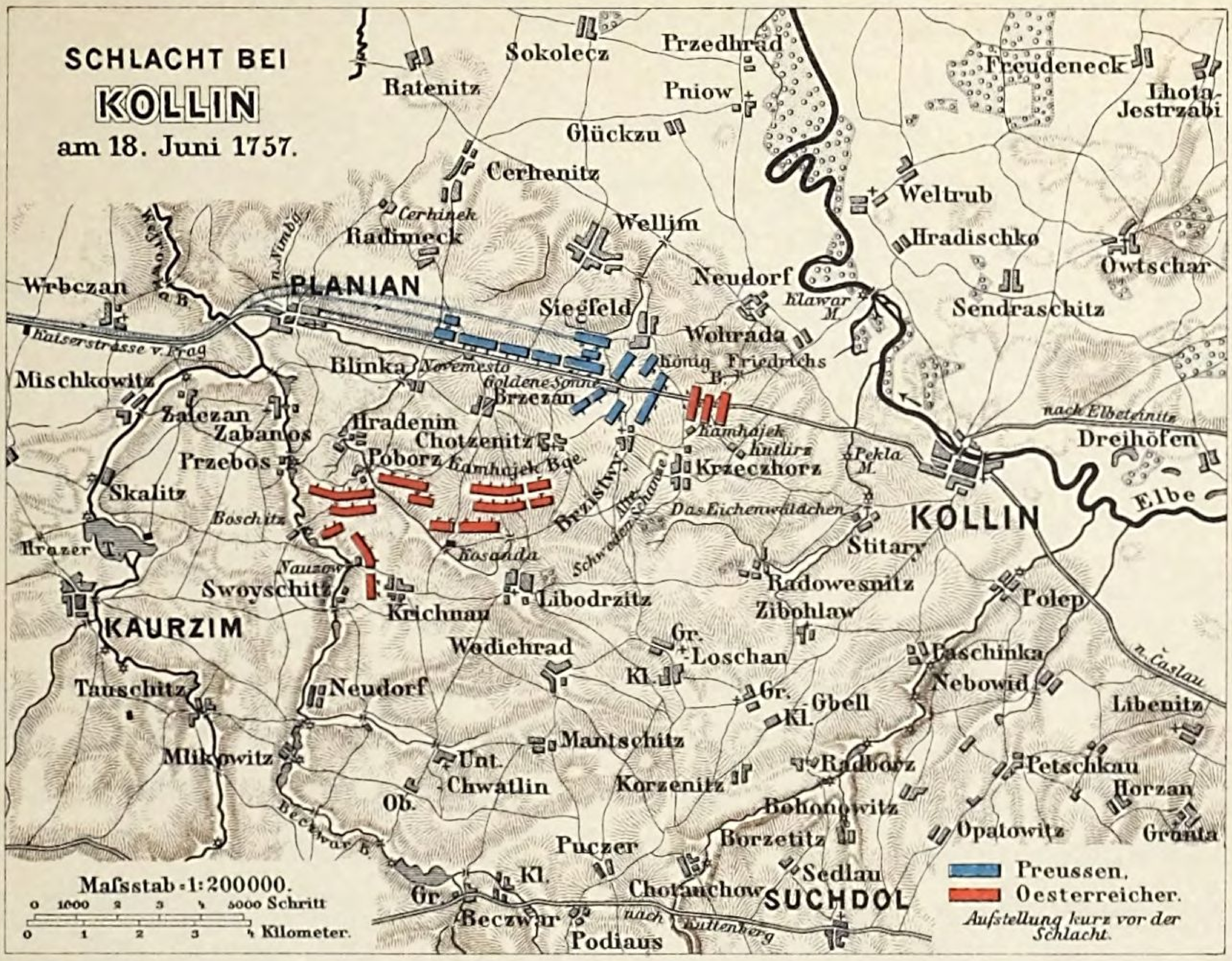
allein Friede mit ihnen zu machen, sondern zugleich seine Truppen mit den ihrigen zu vereinen und die Franzosen, die eben in Deutschland vorrückten, wieder hinauszujagen.“ Eine große Absicht — sagt Ranke —, deren Ausführung jedoch einer fernen Zukunft vorbehalten blieb. Friedrich bewegte sich zwischen der Gefahr, zu Grunde gerichtet zu werden, und der Hoffnung, das allgemeine Interesse von Deutschland an seine Fahnen zu knüpfen. Noch einen Sieg, und er hätte nicht allein den Österreichern in Prag dasselbe Schicksal wie im vorigen Jahre den Sachsen bei Pirna bereiten, sondern auch Maria Theresia den Frieden diktieren können. Aber die Ereignisse wiederholen sich niemals in der Geschichte, und Kollin war kein Lobositz.

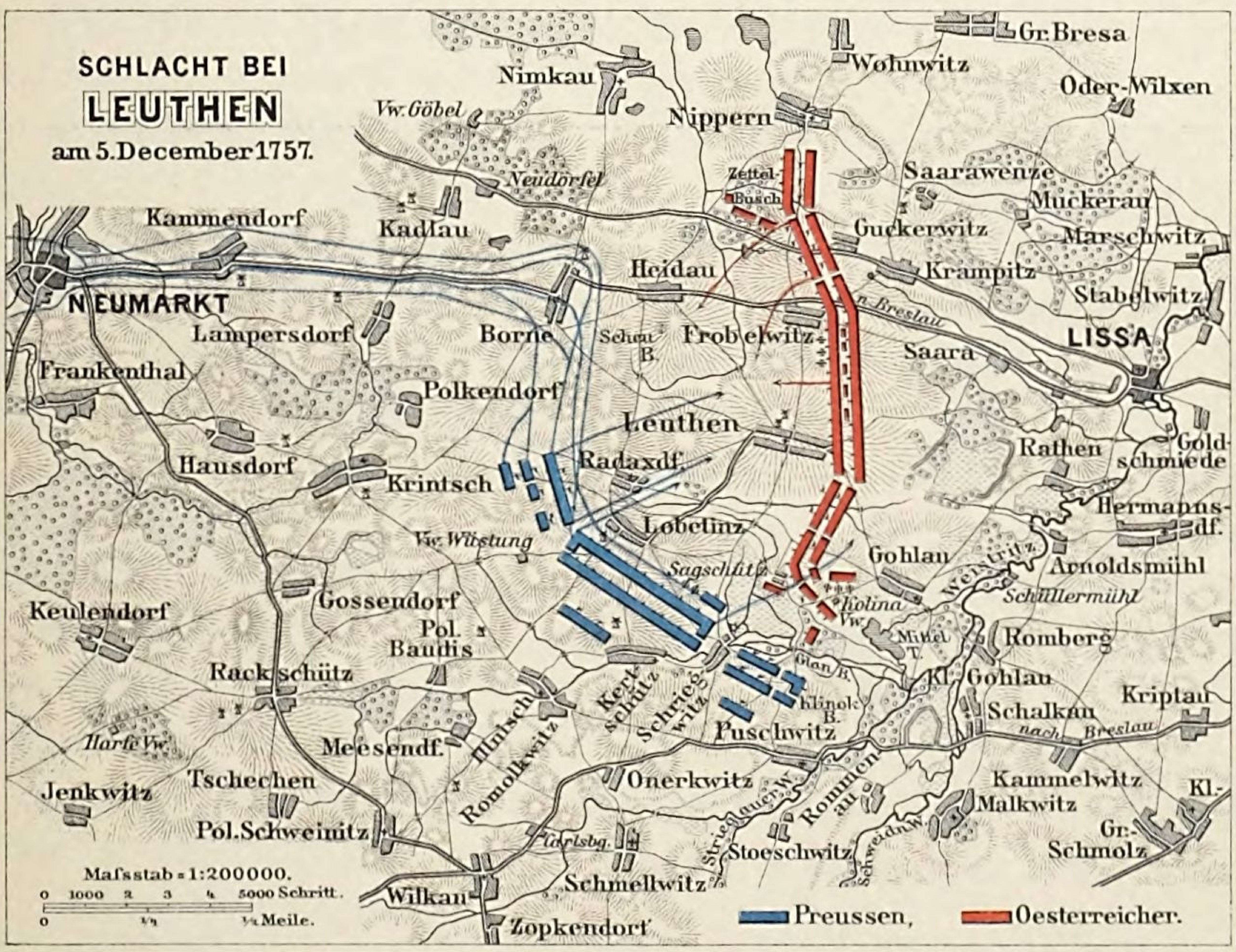
Friedrich übergab dem Feldmarschall von Keith den Oberbefehl über das Belagerungsheer bei Prag und brach am 13. Juni mit soviel Truppen als dort entbehrlich waren — es waren zunächst nur 10000 Mann, denen in zwei Tagen noch 4000 Mann unter Moritz von Dessau nachfolgten — aus dem Lager auf, um sich mit dem Corps des Herzogs von Braunschweig-Bevern zu vereinigen und Daun die Schlacht anzubieten.

Am 14. Juni abends stieß der König bei Kaurzim, sieben Meilen östlich von Prag, zu Bevern. Daun stand kaum zwei Meilen von dort in einer festen Stellung, Front nach Westen, nach Prag hin, ihm gegenüber. Friedrichs Stellung reichte von Süden nach Norden, von Kaurzim bis Planian, wo sein linker Flügel stand; letzterer Ort war wichtig für ihn, weil in Nimburg, zwei Meilen nördlich von Planian, am rechten Elbufer sich seine Bäckereien befanden, mit welchen die Verbindung aufrecht erhalten werden mußte.

Nachdem am 17. Juni die Brotwagen für Friedrichs Armee und die 4000 Mann unter dem Prinzen Moritz von Dessau angekommen waren, beabsichtigte er, am folgenden Tage Daun anzugreifen. Als jedoch am 18. Juni die Armee aufbrach, fand er Daun nicht mehr in seiner alten Stellung, sei es, daß er nur die Stellung gewechselt hatte, oder daß der Fabius trotz seiner Übermacht vor der Schlacht auswich und sich — wie der König vermutete — auf Kollin, zehn Meilen östlich von Prag an der sogenannten „Kaiserstraße“ von Prag nach Wien, zurückzog. Der König setzte seinen Vormarsch auf der genannten Straße fort. Er selbst ritt, wie es seine Gewohnheit war, bei der von Zieten geführten Vorhut, welche gegen Mittag das an der Straße gelegene Wirtshaus Slati-Slunze, d. i. „die goldene Sonne,“*

* So sagen die meisten Geschichtsbücher, welche der Darstellung von Tempelhof folgen. Andere nehmen an, daß der Ort, von wo Friedrich seine Überschau gehalten habe, bereits Nowomiasto (halbwegs zwischen Planian und Slati-Slunze) gewesen sei. Wir folgen jener älteren





Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

erreichte. Hier bestieg Friedrich den Dachboden, um das Terrain zu überschauen.

Eine halbe Stunde südlich der Kaiserstraße zieht sich, gleichlaufend mit dieser, von West nach Ost, etwa eine Meile lang, ein Höhenzug, die Kamhajeker Berge, auf deren Kamm die österreichischen Vedetten zu erblicken waren. Friedrich erkannte, daß Daun, der nach dem Linksabmarsch des Königs in der alten Stellung eine Umgehung seines rechten Flügels besorgte, mit seiner ganzen Armee (ca. 65000 Mann) eine neue Stellung auf den Kamhajeker Bergen, Front gegen Norden, genommen hatte, eine Stellung, deren Wahl, wie Friedrich bemerkte, dem Feldmarschall Daun, dem Meister in der Wahl und Einrichtung von Stellungen, alle Ehre machte. Der Höhenzug, welcher nach Norden und Westen steil abfällt, und die nördlich vorliegenden Dörfer (Chotzenitz rc.) waren mit Batterieen und zahlreicher Infanterie besetzt, ein Angriff in der Front und linken Flanke, wie Friedrich urteilte, unmöglich. Auf dem rechten (östlichen) Flügel, eine halbe Meile südwestlich von dem Städtchen Kollin, liegt ein kleines, schmutziges Dorf, welches vielleicht der ganzen Schlacht des heutigen Tages seinen Namen gegeben haben würde, wenn es nicht den für deutsche Zungen so unaussprechlichen Namen Krzeczhorz hätte, einige hundert Schritt dahinter ein Eichenwäldchen und noch weiter südlich am äußersten rechten Flügel das Dorf Radowesnitz an einem sumpfigen, tief eingeschnittenen Bache, der durch Teiche und Moräste in nordöstlicher Richtung nach Kollin fließt, zwischen Krzeczhorz und dem Eichenwäldchen auf einer terrassenförmigen Erhebung eine alte Schwedenschanze.

Um 12½ Uhr fanden sich die Generale bei dem Könige in Slati-Slunze ein und empfingen von ihm die Schlachtdisposition: Die Armee marschiert in drei Kolonnen — davon eine Kolonne auf der Kaiserstraße, die beiden anderen links (nördlich) derselben durch das grüne Feld — weiter gegen Kollin; in der Avantgarde Zieten mit seiner Kavallerie und die Division von Hülsen, dann die Divisionen Prinz Moritz von Dessau und von Manstein, sowie die Kavalleriedivision Pennavaire (Kürassiere Seydlitz und Schönaich); endlich die Division des Herzogs von Braunschweig-Bevern. Sobald die Avantgarde die Höhe von Krzeczhorz erreicht hat, schwenkt sie rechts und eröffnet den Angriff auf den feindlichen rechten Flügel, die folgenden Abteilungen schwenken je nach ihrem Eintreffen an derselben Stelle und schließen sich dem

Annahme, ohne einen Beweis mehr dafür beibringen zu können als die — allerdings nicht immer zuverlässige — Volkstradition in dieser Gegend. Wir fanden (schon 1866) die Aussicht von Slati-Slunze durch die vorgebauten Wirtschaftsgebäude beschränkt.

Angriff an, indem jede folgende die rechte Flanke der vorangehenden deckt; der rechte Flügel (Herzog von Bevern) bleibt versagt und dient als Reserve.

Es war also ein Angriff in schräger Schlachtordnung, durch welchen Friedrich den Nachteil der Minderzahl, in der er sich befand, auszugleichen und die österreichische Schlachtordnung vom rechten zum linken Flügel gleichsam aufzurollen dachte. Die drei Marschkolonnen bildeten nach erfolgter Einschwenkung drei Treffen bezw. zwei Treffen, und die Kavallerie-Reserve, die Avantgarde (von Hülsen) den linken, die Division Herzog von Bevern den rechten Flügel der preußischen Schlachtordnung.

Der Marsch wurde streng der Disposition gemäß angetreten. Sobald General von Hülsen die Höhe von Krzeczhorz erreicht hatte, machte er Halt, schwenkte rechts ab und eröffnete mit Kanonendonner, Pelotonfeuer und Bajonettsturm den Angriff auf den feindlichen rechten Flügel, drang in Krzeczhorz ein, eroberte sieben Kanonen und trieb das Fußvolk aus dem Dorfe. Gleichzeitig hatte Zieten mit seinen Husaren die Kavallerie des rechten Flügels unter Nadasdi angegriffen und geworfen und hieb nun in das Fußvolk ein, das aus Krzeczhorz nach dem Eichenwäldchen flüchtete.

Mit schwellender Siegesfreude beobachtete König Friedrich von einem Hügel, eine halbe Stunde nordwestlich von Kollin, der noch heutigestags den Namen Friedrichsberg und ein Schlachtendenkmal trägt, den glücklichen Anfang der Schlacht. Er sah auch auf der Kaiserstraße den Anmarsch des Prinzen Moritz von Dessau mit seiner Division, welche das Centrum oder das corps de bataille der preußischen Schlachtordnung zu bilden bestimmt war. Bei den schnellen Erfolgen seines linken Flügels hielt der König es jetzt nicht mehr für nötig, daß der Prinz noch bis zur Höhe von Krzeczhorz marschieren und den Angriff Hülsens unterstützen solle, sondern er winkte dem Prinzen, sofort auf der Stelle, die er erreicht hatte — etwa eine halbe Stunde über Slati-Slunze hinaus —, halten zu bleiben, einzuschwenken und direkt zum Angriff gegen die Front der feindlichen Stellung vorzugehen.

Der Prinz verstand wohl, was der König wollte; aber er hielt es in diesem Augenblick für besser, ihn nicht zu verstehen, und marschierte weiter, wie es die ursprüngliche Disposition forderte.

„Halt, Front!“ rief der König ihm zu, indem er seine lakonische Ordre durch einen Degenstoß vorwärts — es war die einzige Schlacht, in welcher der König den Degen blank gezogen hatte — noch deutlicher zu machen suchte.

„Ew. Majestät!“ rief der Sohn des alten Dessauer, „ohne meine Pflicht

zu verletzen und Ew. Majestät Truppen den schwersten Gefahren auszusetzen, vermag ich diesem Befehle Ew. Majestät nicht nachzukommen."

„Und ich frage Ew. Durchlaucht, ob Sie meine Ordres parieren wollen oder nicht?" herrschte der König ihn zornig an und sprengte, den gezückten Degen in der Hand, nahe an ihn heran.

Der Prinz von Dessau sagte nichts mehr, sondern gehorchte. Im ruhigen Gleichschritt mit Todesverachtung rückten seine Regimenter gegen die für unangreifbar gehaltene Front der feindlichen Stellung vor. Und der König schien in seinem düstern Ungestüm dem Heldenmute seiner Krieger nicht zu viel zugemutet zu haben. Sie ersteigen unter dem mörderischen Kartätschfeuer den glatten, mit dürrem Grase bedeckten Bergeshang, erobern eine Batterie, sogleich darauf die zweite und werfen das Fußvolk in die Flucht. Feldmarschall Daun erkennt die Gefahr, welche infolge dieser Durchbrechung seines Centrums und der Niederlage des rechten Flügels auch seinem linken droht und läßt um drei Uhr nachmittags bei seinen Generalen einen Zettel laufen, auf welchem er mit Bleistift die Worte geschrieben hatte: „Die Retraite geht nach Suchdol" (südlich von Kollin, auf Kuttenberg zu, wo seine Magazine lagen).

Gleichzeitig mit dem Angriff des Prinzen Moritz von Dessau hatte auch Manstein, der bei dem Vormarsche seiner Division durch das Feuer der im österreichischen Centrum bei Chotzenitz stehenden Kroaten belästigt wurde, seinen Angriff gegen die Front der feindlichen Stellung eröffnet. So breitete sich die Schlacht von dem Centrum immer weiter aus, wie eine wütende Feuersbrunst, deren Flammen prasselnd über den Häuptern der kämpfenden Männer zusammenschlugen. Mit Sturm und Feuer bekämpften sich die Heere, und die Schlacht kam zum Stehen. Mansteins Angriff geriet durch die vor der feindlichen Front sich hinziehenden Klüfte und Hohlwege ins Stocken, und Moritz von Dessaus Infanterie hatte ihre Munition verschossen und mußte aufhören zu feuern.

Auf dem preußischen linken Flügel war Hülsen infolge der veränderten Disposition des Königs ohne alle Unterstützung geblieben, auch bei ihm ging die Munition zu Ende. Der Feind aber hatte schon bei Beginn der Schlacht, als er erkannte, daß der preußische Hauptangriff gegen seinen rechten Flügel gerichtet sei, diesen allmählich immer mehr verstärkt. Das Eichenwäldchen war mit Kroaten dicht vollgestopft und die alte Schwedenschanze mit Kanonen gespickt, so daß Zieten bei seiner Verfolgung über Krzeczhorz hinaus in Geschütz- und Gewehrfeuer geriet. Der König führte Pennavaires Kürassierdivision herbei; aber auch diese vermochte trotz wiederholter kühner Attacken, namentlich der Seydlitzschen Kürassiere, in dem für Kavallerie ungünstigen Terrain

nicht vorzudringen, sondern geriet in Unordnung und mußte sich rückwärts sammeln.

Trotzdem gewahrte Hülsen zu seiner freudigen Überraschung, daß der Feind drüben anfing, sein Geschütz aus den Batterieen zurückzuziehen. Es geschah dies infolge jener uns bekannten Bleistiftordre Dauns: „Der Rückzug geht nach Suchdol.“ Mittlerweile gelangte diese Bleistiftordre auch in die Hände des sächsischen Oberstlieutenants von Benkendorf, welcher sie dem General von Nostitz, dem Befehlshaber einer sächsischen Kavalleriebrigade von drei Regimentern, welche während der Ereignisse bei Pirna in Polen standen und später in österreichische Dienste gegeben waren, übergeben sollte. Benkendorf las den Zettel, zeigte ihn kopfschüttelnd dem General, und beide kamen überein, daß es besser sei, in Würdigung der Vorteile, welche der rechte Flügel errungen hatte, der Ordre nicht Folge zu leisten, vielmehr das Bleistiftdokument tapfer zu unterschlagen und eine Anzahl frischer Schwadronen sächsischer und österreichischer Kavallerie zum allgemeinen Vorstoß gegen Hülsens zusammengeschmolzene Scharen zu sammeln und vorzuführen. Der Angriff war wütend, die Gegenwehr verzweifelt. „Rache für Striegau!“ riefen die erbitterten sächsischen Reiter bei jedem Streich, eingedenk der Niederlage, die sie vor zwölf Jahren bei Striegau — wir nannten die Schlacht „Hohenfriedberg“ — erlitten hatten. Die Preußen dachten, Kollin nicht so lange unvergolten zu lassen; aber das Schicksal des heutigen Tages zu wenden, das vermochte keine preußische Tapferkeit mehr. Alle menschlichen und übermenschlichen Anstrengungen schienen zu scheitern an dem Willen einer höheren Macht.

Der König suchte noch einmal dem Schicksal Trotz zu bieten. Er sprengte in das Getümmel und sammelte die Tapfersten von verschiedenen Regimentern um seinen Degen, er ritt ihnen voran und fragte nicht, wie viel oder wie wenige ihm folgten, er hoffte vielleicht, daß ihr Beispiel die ganze Armee mit fortreißen würde, und führte die kleine Schar von vierzig Getreuen dem Feinde entgegen gerade auf die Batterie im Centrum, die Tod und Verderben in die preußischen Reihen geschleudert hatte. Als sie immer näher in das Bereich der Batterie kamen, als ihre Kugeln in das Häuflein einschlugen und viele von den Tapfersten niederrissen, da stutzten auch die Letzten, und Friedrich ritt fast allein, gleichgültig gegen Leben und Tod, weiter vorwärts, bis einer der Adjutanten, die ihm noch gefolgt waren, ihn fragte: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ — Da hielt Friedrich sein Pferd an, sah das leere Feld um sich, betrachtete noch einmal durch sein Fernglas die feindliche Batterie, deren Kugeln vor ihm niederschlugen, wandte endlich das Roß und ritt stumm nach seinem rechten Flügel, wo der Herzog von Bevern mit seinen

noch unberührten neun Bataillonen und fünfzehn Schwadronen stand. „Decken Sie den Rückzug über Planian nach Nimburg!" rief er dem Herzoge zu und ritt dann mit einer Schwadron Garde du Corps voraus nach Nimburg.

Soeben hatte auf österreichischer Seite General Stampach die gesamte Kavallerie des Centrums versammelt, um mit Kanonen und Infanterie die Trümmer der Division Manstein, der, selbst verwundet, das Schlachtfeld verlassen hatte, und alles, was ihm auf der Planianer Straße standhielt, hinwegzufegen. Aber Bevern that seine Schuldigkeit. Das Bataillon Garde stand unnahbar und unerschütterlich und wies acht Kavallerieattacken mit eiserner Stirne zurück: „Wir alle sterben, ehe wir weichen!" — In der That ließ jeder zweite Mann des tapfern Bataillons das Leben. Stampach mußte zurück. Unter Beverns Schutz traten jetzt die Trümmer des preußischen Centrums und linken Flügels, zuerst das Fußvolk, dann Pennavaires Kürassiere, den Rückzug über Planian nach Nimburg an; dann folgte Bevern.

Es war 8 Uhr abends. Nur Zieten, der der Erste auf dem Schlachtfelde gewesen, wollte auch der Letzte sein, der es verließ. Erst um Mitternacht ließ er zum Aufbruch blasen. Dann zogen seine Husaren, den Säbel am Koppel, den Karabiner auf das Knie gestützt, längs der ganzen Linie der Österreicher hin, als wollten sie warnend sagen: „Wagt es nicht, uns anzugreifen!"

Daun ließ sie und die ganze preußische Armee unverfolgt ziehen. Seine Infanterie brachte die Nacht unter dem Gewehr auf dem Schlachtfelde zu. Es schien, als traute er seinem eigenen Siege nicht. Und in der That konnte ihm sein Sieg gleich einem Traume dünken. Hatte er nicht selbst vor wenigen Stunden jenen Bleistiftzettel geschrieben: „Der Rückzug geht nach Suchdol"? — Und nun befand er sich nicht auf dem Rückzuge, sondern mit seiner ganzen Armee siegreich auf den Kamhajeker Höhen. Der bisher unbesiegte Preußenkönig hatte vor ihm das Feld räumen müssen. Das Viktoria- und Freudenschießen wiederhallte in der Hofburg zu Wien. Man jubelte, man sang Tedeum und Tedaunum. Maria Theresia nannte den Tag von Kollin den zweiten Geburtstag der Monarchie. Sie stiftete einen neuen Orden, dem sie ihren Namen gab, als höchsten militärischen Verdienstorden und ernannte Daun zum ersten Großkanzler des Maria-Theresia-Ordens.

Mehrere Jahre später schrieb die Kaiserin-Königin an Daun:

„Lieber Graf Daun! Unmöglich kann ich den heutigen großen Tag vorbeigehen lassen, ohne ihme meinen gewiß herzlichsten und erkenntlichsten Glückwunsch zu machen.

Die Monarchie ist ihme ihre Erhaltung schuldig und ich meine existance und meine schöne, liebe Armee und meinen einzigen und liebsten Schwager.

Dies wird mir gewiß, solange ich lebe, niemalen aus meinem Herzen und Gedächtnis kommen; au contraire mir scheint, daß es mir jährlich frischer und sensibler ist und daß niemalens selbiges genug an ihme und den Seinigen werde erkennen können.

Dies ist der Tag auch, wo mein Name auch für das Militaire sollte verewigt werden, und ist er wohl billig, leider mit seinem Blute,* mein erster chevalier geworden.

Gott erhalte ihn mir noch lange Jahre zum Nutzen des Staates und meiner Person als meinen besten, wahrsten, guten Freund. Ich bin gewiß, solange ich lebe, seine gnädigste Frau Maria Theresia."

Die Siegesfreude ließ die Trauer über die Verluste verstummen, und doch waren auch diese nicht unbeträchtlich. Die Österreicher, welche in der Stärke von 60000 Mann auf dem Wahlplatz erschienen waren, verloren an Toten, Verwundeten und Vermißten 8114 Mann. Weit größer waren im Verhältnis die Verluste der Preußen, deren Stärke bei Kollin nur 34000 Mann betrug. Sie verloren 13733 Mann, darunter 5380 Gefangene, außerdem 45 Geschütze und 22 Fahnen.

Am 19. Juni morgens ließ Daun seine Armee, nachdem sie die Nacht unter dem Gewehr zugebracht hatte, in ihr altes Lager bei Kirchenau rücken. Es schien, als wenn er immer noch befürchtet hätte, der König werde zurückkommen.

Und der König? — Wir haben ihn zuletzt gesehen, als er das verlorene Schlachtfeld bei Kollin verließ, dem Herzog von Bevern die Deckung des Rückzugs der geschlagenen Armee anbefahl und selbst mit seinem Gefolge die Richtung nach Nimburg einschlug. Hier in Nimburg treffen wir ihn wieder. Auf einem alten Röhrstamme sitzend, vorgebeugten Leibes und gesenkten Hauptes, die Blicke unverwandt vor sich auf den Boden gerichtet und mit seinem Krückstock Figuren in den Sand zirkelnd, — so haben unzählige Darstellungen, in Kupfer gestochen und in Holz geschnitten, ihn uns überliefert und so sehen wir ihn im Geiste am Abend der verlorenen Schlacht, während die Trümmer des geschlagenen Heeres zu Fuß und zu Pferde, müde und schweigsam wie er selber, an ihm vorüberziehen. Sie sehen vor sich auf die Straße, er sieht auf seinen Sand, als scheuten sie sich, einander ins Auge zu blicken. Und doch haben beide, der König und seine Krieger, nur mit äußerster Anspannung ihre Königs- und Soldatenpflicht gethan, jener, indem er des Landes Last und Not allein auf seine Schultern nahm, diese, indem sie für ihren König Blut und Leben einsetzten.

---

* Daun war in der Schlacht bei Kollin zweimal leicht verwundet worden.



Nach der Schlacht bei Kollin.

Ein alter, verwundeter Reitersmann, der soeben aus dem nahe sprudelnden Quell in seiner Blechhaube einen kühlen Trunk geschöpft hatte, sah den König dort sitzen, vergaß seinen Durst und näherte sich dem Könige, indem er ihm seinen Trunk darreichte und ihn in seinem treuherzigen Dragonerpreußisch anredete: „Trinken Ew. Majestät und lassen Sie Bataille Bataille sein! Die Kaiserin kann ja wohl auch einmal eine Schlacht gewinnen; davon wird uns der Teufel nicht holen. Es ist nur gut, daß Sie leben. Unser Herrgott lebt auch noch; der kann uns schon wieder den Sieg geben."

Die rauhen Trostworte des schlichten Kriegers trugen Labsal in das müde Herz des Königs. Verwundert schlug er die großen Augen zu seinem Mundschenk auf und musterte dann die anderen Tapfern, die in gleichem Schritt und fester Haltung an ihm vorübermarschierten. Jetzt kam sein Leibbataillon, die Letzten, weil sie noch Letzte auf dem Schlachtfelde gewesen bei jenem wütenden Ansturme Stampachs, in welchem sie von 1000 bis auf 300 Mann zusammenschmolzen, womit das blutige Tagewerk endigte. „Alle Krieger dieser auserlesenen Schar," sagt Archenholtz, „waren dem Könige persönlich bekannt; er wußte ihre Namen, ihr Alter, ihr Vaterland, ihre Schicksale: in wenigen Stunden hatte sie der Todesengel gewürgt, sie hatten wie Helden gefochten, und für ihn waren sie gestorben." Damals, nur damals und sonst nie, hat man den König eine Thräne vergießen gesehen.

Wer mag sagen, was für Gedanken den König in jener Nacht zu Nimburg beschäftigten, als er ermüdet von körperlicher Anstrengung und geistiger Aufregung auf sein Strohlager sank! Es geschieht wohl unter dem Eindrucke gewaltiger Ereignisse, daß der menschliche Geist weite Zeitläufte der Geschichte überfliegt bis zurück nach anderen Weltereignissen, welche Wendepunkte in dem Werdegange der Völker und Staaten bezeichnen. Es war der 18. Juni. Vielleicht gedachte König Friedrich jenes anderen 18. Juni, vor 82 Jahren, als sein großer Ahnherr auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin den Grund zur Größe und Macht des Brandenburgisch-Preußischen Staates legte. Oder träumte er vorahnend von einem fernen Schlachtfelde, auf welchem dereinst — wie es 58 Jahre später an dem Tage von Fehrbellin und Kollin geschah — Preußens Fahnen nicht allein den übrigen deutschen Staaten, sondern den Mächten Europas voranfliegen würden durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Siege, und schöpfte er aus solcher stolzen Hoffnung inmitten seines Unglücks den festen Mut, um mit seinen Preußen tapfer und unverzagt auszuharren in diesem Riesenkampfe gegen die halbe Welt? — In den ersten Momenten hatte die Niederlage von Kollin den König tief gebeugt, war es doch der erste Unglücksschlag, den der

bisher unbesiegte König erlitt; aber schon am folgenden Morgen hatte er seine volle Fassung wiedergewonnen. — „Das Glück," so schrieb er, „flößt uns oft ein schädliches Selbstvertrauen ein. Es hat mir diesen Tag den Rücken zugekehrt. Ich hätte es vermuten sollen, es ist ein Frauenzimmer, und ich bin nicht galant. Es erklärt sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. Wie sehr würde der große Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, den Österreichern, mit ganz Deutschland und hunderttausend Franzosen im Handgemenge sehen sollte!" (Und wie sehr würde der große Friedrich erstaunt sein — schalten wir ein —, wenn er um dieselbe Zeit auf den Enkel seines Bruders und auf das Preußen von heute hätte schauen können!) — „Ich weiß nicht, ob es mir Schande sein wird, zu unterliegen; aber das weiß ich, daß es keine Ehre sein wird, mich zu überwinden."

Die augenblickliche Lage erforderte vom Könige die äußerste Spannkraft des Geistes und schnellstes Handeln. Es war ein peinliches Gefühl für ihn, der gewohnt war, stets die Initiative zu ergreifen und aus ihr die denkbar möglichsten Vorteile zu ziehen verstand, daß er sich jetzt in seinen weiteren Maßnahmen nach seinen Gegnern richten mußte. Er mußte abwarten, was seine Feinde, was vor allen die Österreicher gegen ihn unternehmen, auf welches Ziel sie losgehen würden, um sich dann nach der am meisten gefährdeten Seite zu wenden. Das Unvermeidliche aber mußte bald geschehen, die Einschließung von Prag mußte aufgehoben werden, bevor die beiden Armeen — Dauns bei Kollin und des Prinzen Karl in Prag — Zeit gewannen, ihre Operationen zu kombinieren und auch dem Keithschen Corps bei Prag eine Schlappe zu bereiten. Der König übertrug den Oberbefehl über die bei Kollin geschlagene Armee in Nimburg dem Prinzen Moritz von Dessau und begab sich selbst vor Prag, um die Anordnungen zur Aufhebung der Belagerung zu betreiben (19. Juni).

Die Nachricht von der Niederlage bei Kollin war schon in der Morgenfrühe des 19. Juni in dem Keithschen Hauptquartier vor Prag angekommen zur tiefen Bestürzung aller Generale, die stumm dastanden mit Ausnahme des Prinzen von Preußen, der — wie wir von Retzow* wissen — Friedrichs Kriegsunternehmung überhaupt nicht gebilligt hatte und bei dieser Nachricht in lautes Wehklagen ausbrach. Am Nachmittage traf der König ein, und am 20. Juni wurde das Belagerungsgeschütz mit allem dazu gehörigen Geräte vom Weißen und Ziskaberge abgefahren, um auf Wagen nach Leitmeritz, von da zu Schiff die Elbe abwärts nach Dresden geführt zu werden. Mit den Truppen vom

---

* Vergl. II. 146.

Ziskaberge marschierte der König bereits morgens 3 Uhr ab über Alt-Bunzlau nach Alt-Lissa, wo er zunächst den Prinzen Moritz mit der Kolliner Armee erwartete. Keith brach erst am Nachmittage desselben Tages, nachdem sämtliches Belagerungsgeschütz und Gepäck weggeschafft und in Sicherheit gebracht war, mit den Truppen vom Weißen Berge auf und marschierte über Budin nach Leitmeritz, wo der König (27. Juni) wieder zu ihm stieß.

Der Prinz Karl hatte die Preußen unbehelligt ihren Abzug von Prag bewerkstelligen lassen und erst auf die zuletzt abziehenden Truppen, die Nachhut Keiths, einen Ausfall von geringer Wirkung unternommen. Während Friedrich von Prag abzog, Daun in seinem Lager bei Kollin Tedeum singen und Viktoria schießen ließ, hauchte der tapfere Browne auf seinem Schmerzenslager in Prag seinen Geist aus (26. Juni).

Die Preußen wurden auf ihrem Rückzuge von Prag und Kollin nicht verfolgt. Nur Laudon machte mit seinen Kroaten und Panduren bereits das Paschkopol im Rücken der Keithschen Armee unsicher. Ein Zug preußischer Verwundeten, bei welchem sich auch General von Manstein befand, wurde auf dem Wege über das Paschkopol nach Dresden in der Nähe des alten Schlachtfeldes bei Lobositz von Laudons Panduren überfallen. Der verwundete Manstein weigerte sich, Pardon zu nehmen, ergriff ein Gewehr, und — ward auf der Stelle niedergehauen. Eine Abteilung Infanterie, welche Keith nach dem Paschkopol schickte, machte dem Unwesen der Panduren hier ein Ende.

Prinz Moritz von Dessau, der mit der Kolliner Armee die Gegend von Jung-Bunzlau erreicht hatte, ward durch die Pandurenschwärme in seinem Rücken für seine Verbindungen besorgt gemacht und fragte bei dem Könige an, ob er sich nicht nach Zittau zurückziehen solle, wo die Hauptmagazine der Armee sich befanden. Dies stimmte jedoch so wenig zu den Absichten des Königs, daß dieser ihm sofort eigenhändig antwortete: „Ew. Liebden werden doch so toll nicht sein!“ — Er berief Moritz ab und übertrug seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm von Preußen, an seiner Stelle den Oberbefehl über die Kolliner Armee, setzte ihm auch noch seinen Vertrauten, den General von Winterfeldt, sowie, auf des Prinzen Wunsch, den General von Schmettau als Ratgeber zur Seite, mit dem Auftrage, sich nur notgedrungen nach der Lausitz zurückzuziehen, dabei Schlesien beständig im Auge zu behalten und die Pässe, Festungen und wichtigen Plätze, namentlich Zittau besetzt zu halten und zu decken. Wir werden später hören, wie der Prinz seinen Auftrag erfüllte oder doch zu erfüllen suchte.

Der König blieb für die nächste Zeit noch in Leitmeritz; er wollte Böhmen

so langsam wie möglich räumen, um aus dem nördlichen Teile des Landes möglichst viele Vorräte an Lebensmitteln an sich zu ziehen und dadurch zugleich den feindlichen Armeen die Ansammlung in diesen Gegenden zu Unternehmungen gegen Sachsen zu erschweren und, gleichsam auf der Schwelle von Schlesien und Sachsen, den Österreichern das Eindringen in diese Lande zu wehren, bei günstiger Gelegenheit ihnen auch eine neue Schlacht zu liefern.

Neue Unglücksschläge. Die vier Wochen, welche der König in Leitmeritz blieb, sollten eine schwere Prüfungszeit für ihn werden. „Wissen Sie nicht, daß jeder Mensch seine Schicksalsschläge haben muß?" hatte er auf jenem Ritte von Kollin nach Nimburg zu dem ihn begleitenden jungen Grafen von Anhalt gesagt. „Es scheint, daß ich jetzt die meinigen erhalten werde." Diese düstere Vorahnung sollte sich jetzt erfüllen.

Tief erschüttert wurde Friedrich durch die Nachricht von dem Tode seiner treuen Mutter, die er zu Leitmeritz erhielt (2. Juli). Die edle Frau, die vermöge ihres energischen Charakters und ihrer ganzen Geistesrichtung auf ihn von Jugend auf einen großen Einfluß geübt und von der er vor der Eröffnung des Feldzuges noch so schmerzlichen Abschied genommen hatte, war zehn Tage nach der Kolliner Schlacht im Gram über das Unglück ihres Sohnes gestorben. Der König zog sich in seine Einsamkeit zurück, um still zu weinen und zu trauern.

Andere Unglücksposten kamen aus allen Himmelsgegenden, von allen Enden des Kriegstheaters ein. Im Westen nahmen die Franzosen Emden (3. Juli), im Osten die Russen Memel (5. Juli). Pommern und die Uckermark wurden von den Streifzügen der Schweden heimgesucht, die — 20000 Mann stark — nach Stralsund übergesetzt waren. Während die Franzosen — 60000 Mann stark — unter d'Estrées geradeswegs gegen Hannover vordrangen und die Hannoveraner unter dem unfähigen Herzog von Cumberland gegen und über die Weser zurückdrängten, rückte ein russisches Heer — 70000 Mann stark — unter Apraxin gegen den alten Feldmarschall Lehwald heran, der mit seinen 30000 nicht länger Ostpreußen gegen solche Übermacht zu decken vermochte.

Auch inmitten des Reichs begann sich's zu regen. Im Lager bei Fürth sammelte sich die sogenannte Reichsexekutionsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen, 50000 Mann auf dem Papier, im Felde nicht halb so stark und in einem Zustande, der mehr Mitleid als Furcht erregte. Frankreich hatte auf den Antrieb der allmächtigen Marquise von Pompadour noch eine zweite Armee, 30000 Mann unter dem Prinzen Soubise, gegen Friedrich ins Feld gestellt, die sich bei Erfurt mit der Reichsarmee vereinigen und Sachsen von der preußischen Invasion befreien sollte.

Von Friedrichs Stimmung unter dem Eindruck aller dieser Nachrichten giebt uns ein Brief Zeugnis, den er in dieser Zeit an seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, richtete. Derselbe hatte folgenden Inhalt:

„Leitmeritz, den 13. Juli 1757.

Meine teuerste Schwester! — Ihr Brief ist mir richtig zugekommen, ich ersehe daraus Ihren Schmerz über den unersetzlichen Verlust der besten und würdigsten Mutter von der Welt, den wir erlitten. Ich bin so erschüttert von allen diesen Schlägen, daß ich mich in einer Art von Betäubung befinde.

Die Franzosen haben sich soeben Frieslands bemächtigt, werden über die Weser gehen. Sie haben die Schweden angestiftet, mir den Krieg zu erklären; die Schweden senden 17000 Mann nach Pommern. Die Russen belagern Memel, Lehwald hat sie vor seiner Front und in seinem Rücken. Die Reichstruppen sind ebenfalls im Begriffe zu marschieren. All dieses wird mich zwingen, Böhmen zu räumen, sobald diese Masse sich in Bewegung setzen wird.

Ich bin fest entschlossen, das Äußerste zu thun, um mein Vaterland zu retten, und lasse es darauf ankommen, ob das Glück sich anders besinnen oder mir gänzlich den Rücken zukehren wird. Glücklicher Augenblick, da ich mich mit der Philosophie vertraut machte! Nur diese vermag die Seele in einer Lage wie der meinigen aufrecht zu halten. Ich setze Ihnen, teuerste Schwester, meine Leiden umständlich auseinander: wenn diese Dinge nur meine Person beträfen, so könnte ich Sie mit Ruhe ertragen; aber ich muß über die Sicherheit und das Glück meines Volkes wachen, das mir anvertraut ist. Das ist die Hauptsache, und ich würde mir den kleinsten Fehler vorzuwerfen haben, wenn ich durch Zögerung oder Übereilung den geringsten Unfall verursachte, um so mehr, da in dem gegenwärtigen Augenblicke jeder Fehler zum Kapitalfehler werden kann.

Enfin, hier ist die Freiheit Deutschlands und jene protestantische Sache, für welche soviel Blut vergossen worden, hier sind diese zwei großen Interessen auf dem Spiele, und die Krise ist so gewaltig, daß eine unglückliche Viertelstunde für immer die tyrannische Herrschaft des Hauses Österreich im Reiche begründen kann. Ich befinde mich in dem Falle eines Reisenden, der sich umringt und im Begriffe sieht, von einer Bande Bösewichter ermordet zu werden, die seine Beute zu teilen gedenken. Seit der Liga von Cambray ist kein Beispiel vorhanden von einer solchen Verschwörung, wie sie dieses infame Triumvirat nun gegen mich anzettelt. Hat man je gesehen, daß drei große Fürsten komplottieren, um einen vierten zu verderben, der ihnen kein Leid gethan?

Weder mit Frankreich, noch mit Rußland, noch weniger mit Schweden habe ich den mindesten Streit gehabt. Wenn in der bürgerlichen Gesellschaft drei Bürger es sich sollten beikommen lassen, über ihren lieben Nachbar räuberisch herzufallen, so würden sie gebührlich von Rechts wegen gerädert werden. Was! sollen Monarchen, welche solches Gesetz und Recht in ihren Staaten aufrecht halten, ihren Unterthanen mit so abscheulichem Beispiele vorangehen? — Glücklich, meine Schwester, ist der unbekannte Mensch, dessen natürlicher Verstand von Jugend auf jederlei Ruhm entsagt hat, der keine Neider hat, weil er unbekannt ist und dessen Reichtum nicht das Gelüst der Schurken erweckt!

Alle diese Betrachtungen nützen nichts, wir müssen das sein, wozu die Geburt, welche entscheidet, uns beim Eintritt in die Welt bestimmt hat. Ich glaubte, daß es mir, da ich König bin, geziemte, als Monarch zu denken, und ich machte mir es zum Grundsatze, daß einem Fürsten der Ruf teurer sein müsse als das Leben. Man hat gegen mich komplottiert; der Wiener Hof hat sich herausgenommen, mich mißhandeln zu wollen, es war gegen meine Ehre, es zu dulden. Es kam zum Kriege zwischen uns, eine Liga von Bösewichtern fällt über mich her; das ist die Geschichte, die mir begegnet ist, das Heilmittel ist schwierig, in heftigen Übeln giebt es nur verzweifelte Mittel.

Ich bitte tausendmal um Verzeihung, teuere Schwester; drei lange Seiten voll plaudere ich Ihnen von nichts als meinen Angelegenheiten vor; das hieße jedes anderen Freundschaft mißbrauchen. Aber die Ihrige, meine teuerste Schwester, ist mir bekannt, und ich bin überzeugt, daß Sie es mir nicht übelnehmen, wenn ich mein Herz gegen Sie eröffne: ein Herz, das Ihnen gehört; denn es ist erfüllt mit den Gefühlen der zärtlichsten Hochschätzung, mit welcher ich bin, meine teuere Schwester, Ihr F."

Noch ahnte der König nicht, was für ein neues Mißgeschick schon in den nächsten Tagen und — wie es uns scheint, nicht ganz unverschuldet — in unmittelbarer Nähe über ihn hereinbrechen sollte.

Der Prinz von Preußen und der Unfall von Zittau. Allmählich begannen auch die Österreicher wieder sich zu rühren. Acht Tage nach der Kolliner Schlacht hatten Daun und der Prinz Karl von Lothringen auf dem alten Schlachtfelde von Prag eine Zusammenkunft (26. Juni) und beschlossen, nicht gegen den König, sondern gegen den Prinzen von Preußen vorzugehen, der — wie wir wissen — in Jung-Bunzlau (30. Juni) an Stelle des Prinzen Moritz von Dessau den Oberbefehl über die Kolliner Armee übernommen hatte. Die Armee hatte sich von der erlittenen Niederlage wieder erholt, sie war etwa 30000 Mann stark, von dem besten Geiste und von dem Wunsche beseelt, sich

möglichst bald wieder mit den Österreichern zu messen und die Scharte von Kollin auszuwetzen. Nachdem die Österreicher unter Karl von Lothringen und Daun, nahe an 70000 Mann stark, bei Brandeis die Elbe überschritten hatten (1. Juli), zog sich der Prinz über Neuschloß nach Böhmisch-Leipa zurück, etwa zwei Tagemärsche nordöstlich von Leitmeritz, dem Hauptquartier des Königs, und beinahe ebenso weit südwestlich von Zittau, das der Prinz unter allen Umständen zu decken hatte.

Der König wollte auch jetzt den Nachrichten von dem schnellen Vorrücken der Österreicher gegen den Prinzen keinen Glauben beimessen und billigte dessen Rückzug nicht. „Wenn Sie so fortfahren, sich zurückzuziehen," schrieb er an den Prinzen, „so werden Sie sich bald gegen die Mauern von Berlin gedrängt finden." Was Wunder, wenn diese Mahnungen seines königlichen Bruders den Prinzen, welcher gute Urteilsfähigkeit und militärische Kenntnisse, aber nicht immer die nötige Entschlossenheit besaß, befangen machten! — Und schon rückte die Gefahr sehr nahe, schon wurde Gabel, das an der südlichen Ausmündung der sogenannten „Kaiserstraße" von Zittau über das Gebirge nach Böhmen liegt und von einem preußischen Detachement unter General von Puttkamer besetzt war, von den Österreichern heftig angegriffen und beschossen. Puttkamer bat dringend um Entsatz.

Der Prinz hatte die Wahl unter drei Wegen. Er konnte entweder sofort direkt zu Puttkamers Entsatz nach Gabel rücken — und dieses war es wohl, wofür der König selbst sich entschieden haben würde, wenn er hier den Oberbefehl gehabt hätte —, oder er konnte sich auf den König nach Leitmeritz zurückziehen und dort eines üblen Empfanges seitens des Königs gewärtig sein, oder er konnte auf dem weiten Umwege durch das Gebirge, über Kamnitz, Kreibitz, Rumburg nach Zittau marschieren, um die dortigen Magazine zu retten. Der Prinz berief einen Kriegsrat (15. Juli), und dieser entschied sich für das Dritte und Schlechteste, den Umweg durch das Gebirge. Winterfeldt wohnte dem Kriegsrate nicht bei; die Entscheidung wäre sonst vielleicht anders ausgefallen.

Der Prinz überließ Puttkamer und Gabel ihrem Schicksal und schlug mit der Armee den gefahrvollen Umweg durch das Gebirge ein, auf welchem sie schwere Verluste erlitt. In allen Schluchten und Gründen lauerten Panduren, überfielen die vereinzelten Trupps und plünderten die Bagage. Die Vorspannbauern schnitten die Stränge entzwei und suchten das Weite. Alle Pontons und der größte Teil des Gepäcks gingen verloren. Die Armee lagerte auf kahlen Höhen ohne Lebensmittel, zum Teil ohne Wasser. Sie traf nach siebentägigem, beschwerlichem Marsche endlich in kläglichem Zustande vor Zittau

ein und fand die Österreicher bereits auf dem anderen (rechten) Ufer der Neiße in einer festen Stellung auf dem Zittau beherrschenden Eckardsberge gegenüber. Die letzteren hatten nämlich, nachdem Gabel (bereits 17. Juli) gefallen war, die offene und glatte Landstraße nach Zittau, welche gleichsam die Sehne zu dem vom Prinzen auf seinem Marsche beschriebenen Bogen bildet, eingeschlagen und sahen nun vom Eckardsberge aus Zittau im Bereiche ihrer Geschütze zu ihren Füßen liegen. Der Prinz konnte nicht nach Zittau hinein, ohne die Österreicher aus ihrer festen Stellung zu vertreiben, und er konnte unter den gegenwärtigen Umständen an einen Angriff der Österreicher nicht denken. Auch der Prinz Karl hütete sich, die Preußen anzugreifen; aber er richtete ein lebhaftes Bombardement gegen die offene Stadt, welche nur durch fünf preußische Bataillone unter Oberst Diereke besetzt war. Es war den Preußen unmöglich, ihre Magazine aus der schnell um sich greifenden Feuersbrunst zu retten; aber mit denselben sank eine blühende, gewerbreiche Stadt in Asche. Das hatten die Österreicher mit ihren glühenden Kugeln gethan — eine barbarische Handlung, welche durch das Kriegsrecht keine Entschuldigung findet, und deren Brandmal Prinz Karl nicht mehr von sich abzuwaschen vermochte, ob auch die Stadt Zittau später aus ihrer Asche wiedererstand. Der Besatzung von Zittau gelang es größtenteils, sich aus der brennenden Stadt durchzuschlagen; aber der Oberst Diereke, sowie die Fahnen und Ehrenzeichen der fünf Bataillone fielen in die Hände der Österreicher. Am folgenden Tage (24. Juli) brach der Prinz mit der Armee nach Bautzen auf, von den Österreichern glücklicherweise nicht verfolgt.

Auf die Nachricht von dem Unfalle des Prinzen von Preußen war auch der König sofort von Leitmeritz aufgebrochen, um sich mit jenem zu vereinigen, Schlesien und die Lausitz gegen die Österreicher zu decken. Er ließ Keith mit den Magazinen nachkommen und marschierte über den Paschkopol und über Pirna, wo er Moritz von Dessau zur Sicherung der Elbpässe zurückließ, auf Bautzen.

Was er unterwegs von der Armee des Prinzen erfuhr, übertraf seine schlimmsten Erwartungen. Zittau verloren, die Magazine verbrannt, die Armee in einem zerrütteten, fluchtähnlichen Zustande, Sachsen sowie Schlesien den Österreichern offen! — diese Unglücksposten trafen in rascher Folge bei dem Könige ein und erregten in ihm Unmut und Entrüstung gegen seinen Bruder, dem er allein die Schuld an allem Unglück beimaß.

Vor Bautzen traf der König mit seinem Bruder zusammen (29. Juli). Die Begegnung war keine freundliche. Der König ritt mit den Generalen Winterfeldt und Goltz, welche ihm Bericht über die Vorgänge bei der Armee

des Prinzen erstatteten, während von der anderen Seite der Prinz von Preußen, wie ihm anbefohlen war, mit seinen sämtlichen Generalen nahte. Als der König sich dem letzteren bis auf dreihundert Schritte genähert hatte — so erzählt Schmettau —, hielt er still. Der Prinz that ein Gleiches, indem er und seine Begleiter durch Abnehmen der Hüte grüßten, was von dem Gefolge des Königs erwidert wurde. Der König selbst aber kehrte sein Pferd um, stieg ab und ließ sich auf einem Rasenstücke nieder, als erwartete er seine nachkommenden Truppen; er hieß Winterfeldt und Goltz neben ihm sitzen. Alle seine Offiziere stiegen ebenfalls von den Pferden, wie auch der Prinz nebst seinem Gefolge auf der anderen Seite. Zu diesem kam darauf Goltz herüber und sagte ihm einige Worte, worauf der Prinz seine Generalität zusammenberief und Goltz aufforderte, den Auftrag des Königs in ihrer Gegenwart zu wiederholen. Hierauf richtete Goltz in amtlichem Tone folgende Worte an den Prinzen und die Generale: „Se. Majestät lassen Ew. Königlichen Hoheit sagen, daß Sie sehr unzufrieden mit Ihnen zu sein Ursache hätten; Sie verdienten, daß über Ihr Betragen ein Kriegsrecht gehalten würde, wo alsdann Sie und alle Ihre bei Sich habenden Generale die Köpfe verlieren müßten; jedoch wollten Se. Majestät die Sache nicht so weit treiben, weil sie im General auch den Bruder nicht vergessen würden."

Der Prinz und seine Generale standen starr. Am folgenden Tage schrieb der Prinz einen Brief an seinen königlichen Bruder. Er entschuldigte sich, daß er „nicht nach seiner Caprice gehandelt habe, sondern dem Rate solcher gefolgt sei, so unvermögend wären, einen guten zu geben," und er deutete an, daß der König durch seine eigenen Befehle Anteil an der Schuld habe. Endlich versicherte er ihm, daß er „ungeachtet der unverdienten Unglücksfälle, die ihn überhäuften, niemals im Leben aufhören würde, dem Staat ergeben zu sein und als treues Mitglied desselben an dem glücklichen Ausgange der Kriegsunternehmung die vollkommenste Freude haben würde." —

Der König antwortete ihm sogleich; aber seine Tinte verwandelte sich — wie der englische Gesandte Sir Andrew Mitchell sagt — in Galle.

„Lager bei Bautzen, den 30. Juli 1757.

Mein lieber Bruder! — Ihr habt durch Eure üble Aufführung meine Sachen in verzweifelte Umstände versetzt. Es ist nicht der Feind, sondern Eure üblen Maßregeln, welche mir allen Schaden zufügen. Meine Generals sind gar nicht zu entschuldigen, entweder weil sie Euch übel geraten haben oder doch zugegeben, daß Ihr so üble Entschließungen gefaßt. Eure Ohren sind

nur gewohnt, die Reden der Schmeichler zu hören: Daun hat Euch nicht geschmeichelt, und Ihr sehet die Folgen davon. Vor mir bleibt in dieser traurigen Situation nichts übrig, als das äußerste und letzte Mittel zu ergreifen. Ich werde schlagen, und wenn wir nicht werden überwinden können, so werden wir uns alle niedermachen lassen.

Ich beschwere mich nicht über Euer Herz, wohl aber über Eure Unfähigkeit und Mangel der Beurteilung, um die besten Mittel zu wählen. Wer nur noch wenige Tage zu leben hat, darf sich nicht verstellen. Ich wünsche Euch mehr Glück, als ich gehabt habe, und daß Ihr nach allen denen üblen und nachteiligen Begebenheiten, so Euch begegnet sind, künftigher lernen möget, wichtige Sachen mit mehr Ernst, Vernunft und Resolution zu traktieren. Das Unglück, welches ich voraussehe, ist größtenteils durch Euch verursacht worden. Ihr und Eure Kinder werden die Last davon mehr tragen als ich. Seid unterdessen versichert, daß ich Euch allemal geliebt habe, und daß ich auch in derselben Gesinnung sterben werde. Friederich."

Der Prinz bat um seiner „durch Fatigen, noch mehr aber durch Verdruß geschwächten Gesundheit willen" um Urlaub und verließ den Kriegsschauplatz für immer. Er starb das Jahr darauf (12. Juni 1758) auf Oranienburg bei seiner Familie.

Das Schicksal des Prinzen von Preußen hat viele Teilnahme erregt. Man hat die Handlungsweise des Königs gegen seinen Bruder hartherzig und ungerecht genannt, und wir können nicht umhin, wenigstens was den letzteren Vorwurf betrifft, dieser Ansicht beizustimmen. Wir haben oben bemerkt, daß der Unfall von Zittau den König nicht ganz unverschuldet getroffen habe, und vielleicht war es gerade das eigene Schuldbewußtsein des Königs, das sich in dieser überaus strengen Behandlung des Prinzen kundgab.

Der Prinz hatte große Fehler gemacht, das ist nicht zu leugnen, vor allen den Fehler, daß er im wichtigsten Augenblicke seinen Entschluß nicht selbständig faßte und die Folgen desselben auf sein Haupt nahm, sondern die Entscheidung einem Kriegsrat überließ, der gewöhnlichen Auskunft der Unentschlossenen. Wir können auch die Entschuldigung nicht gelten lassen, der Prinz sei durch die wiederholten Weisungen aus dem königlichen Hauptquartier eingeschüchtert worden; denn ein tüchtiger General läßt sich nicht einschüchtern, durch keinerlei Weisungen, von wannen sie auch kommen mögen. Wir fragen aber, warum übertrug der König, der doch die militärischen Eigenschaften seines Bruders kennen mußte, ihm den Oberbefehl an einer so wichtigen Stelle? Warum übernahm er ihn nicht vielmehr selbst? — Er würde weder Gabel,

noch Zittau in die Hände des Feindes fallen gelassen und den Österreichern vor ihrem Eindringen in die Lausitz eine entscheidende Schlacht geliefert haben, für welche seine Aussichten nicht ungünstig waren.

Die Kette von Unglücksschlägen, welche in rascher Folge auf den König einstürmten, hatten auf sein Gemüt gedrückt; er bedurfte einiger Zeit der Ruhe und inneren Sammlung, um sein altes Selbstvertrauen und die Freiheit seiner Entschließungen wiederzufinden. Dazu half ihm die Dichtkunst. Indem er in stillen Stunden seinen großen Königsschmerz in Worte ausgoß und sich diesem selbst objektiv gegenüberstellte, gewann er seine Freiheit wieder. Seine Verse aus dieser Zeit sind aufrichtige Bekenntnisse seiner Seele, die treuesten Zeugnisse seines inneren Lebens, — zuweilen auch düstere Selbstgespräche, Nacht- und Todesgedanken, die durch seine Seele ziehen. Er wird für Augenblicke zweifelhaft an seiner Kraft und seinem Berufe, um das große Werk zu vollenden, das er auf sich genommen, und will dem Ruhm und aller Erdengröße für immer entsagen:

„Lebt wohl, ihr trügerischen Lorbeerkränze!
's ist allzu teurer Kauf, wer leben will
In der Geschichte Büchern.
Oft geben vierzig arbeitsvolle Jahre
Nicht mehr als einen Augenblick des Ruhms
Und Haß von hundert Mitbewerbern!

Erträumte Größe, lebe wohl!
Dein flücht'ger Schimmer soll die Augen mir
Nicht fürder blenden."
— — — — — — — —

(Aus einem Gedichte Friedrichs an d'Argens.)

In solchen Augenblicken dachte wohl Friedrich auch an das Giftfläschchen, das er bei sich trug. So schrieb er an seine Schwester, die Markgräfin Wilhelmine (aus dem Lager von Kirschleben bei Erfurt, 17. September 1757): „Wäre ich meiner eigenen Neigung gefolgt, so würde ich gleich nach jener unglücklichen Schlacht, die ich verlor" (bei Kollin), „ein Ende gemacht haben" („je me serais dépéché"). „Aber ich fühlte, daß das Schwäche wäre, und daß es mir gezieme, das Übel, das sich ereignet hatte, wieder gut zu machen. Meine Anhänglichkeit an den Staat erwachte; ich sagte mir: nicht im Glücke ist es selten, Verteidiger zu finden, sondern im Unglück." — —

An Voltaire schrieb der König (9. Oktober):

— — „Ich kenne der Ehren Langeweile, die Last der Pflichten, das Geschwätz der Schmeichler, die Jämmerlichkeiten jeder Art und all die erbärmlichen Kleinigkeiten, mit welchen der Hochgestellte sich befassen muß. Eiteln

Ruhm verachte ich, obschon Poet und König: wenn Atropas meinem Dasein für immer ein Ende gemacht haben wird, was bedeutet dann die ungewisse Ehre, im Tempel der Erinnerung zu leben? Ein Augenblick wirklichen Glückes ist tausend Jahre des eingebildeten in solchem Tempel wert! — Ist das Los der Großen denn so süß? Genuß und Wohlbehagen, heitere, frische Luft fliehen allezeit vor ihrem Prunk und ihren Beschäftigungen.

Nein, die flatterhafte Glücksgöttin hat mir nie Sorgen gemacht. Ob sie mir lächle oder grolle, ich werde allnächtlich ruhig schlafen, jede Huldigung ihr verweigernd. Aber unsere Stellung schreibt uns unser Gesetz vor; sie verpflichtet uns, sie nötigt uns, unsere Empfindungen in Einklang zu bringen mit den Forderungen unseres Amtes." — — —

So waren Friedrichs finsterste Gedanken kein verwegenes und verwerfliches Spiel mit dem Leben, das er abstreifen will, weil es ihm zur Last geworden, sondern ein erneuter Kampf um das Dasein, um die Freiheit, die er sich neu erringen will, und durch einen solchen Kampf erhebt er sich über sein Unglück hinaus, weit über alle seine Feinde, über die Daun, Soubise, Karl von Lothringen u. s. w., zu seiner wahren Größe, seinem königlichen Heldentum:

Von Brandung rings umgeben,
Will ich dem Sturme stehn;
Kann ich kein König leben,
Ein König untergehn! —

„Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage
Penser, vivre et mourir en roi!" —

(Aus der obenerwähnten Epistel an Voltaire.)

Vielleicht an demselben Tage, als jene unfreundliche Begegnung des Königs mit seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, bei Bautzen stattfand, hatte er die Nachricht von der Schlacht bei Hastenbeck (26. Juli 1757) zwischen den Franzosen und seinen Verbündeten — Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und Gothaern — erhalten, einer merkwürdigen Schlacht, welche von den Truppen der letzteren schon gewonnen war, aber durch die Unfähigkeit ihres Führers wieder verloren ging. Die Schlacht an sich war von keinem Einfluß auf den allgemeinen Verlauf des Krieges, sie wurde es erst durch die Folgen und durch die Kopflosigkeit des Herzogs von Cumberland; denn dieser zog sich alsbald über die Aller und die Wumme, dann durch das Bremer Land bis nach Stade zurück und überließ den Franzosen widerstandslos das Land und die Hauptstadt. Die Franzosen sahen sich Herren in Norddeutschland. Marschall d'Etrées, welcher der französischen Regierung zu bedächtig vorzugehen schien, wurde trotz seines

zweifelhaften Sieges bei Hastenbeck abberufen und der Oberbefehl über die beiden französischen Armeen in Deutschland einem Günstling der Marquise von Pompadour, dem Herzog von Richelieu, übertragen. Man erwartete in Versailles, daß dieser, nachdem er dem Herzog von Cumberland ein schnelles Ende bereitet haben, Magdeburg belagern und durch die Eroberung dieses Platzes seinem Ruhme die Krone aufsetzen würde. Die zweite französische Armee unter Soubise rückte in Thüringen zur Vereinigung mit den Reichstruppen vor, welche zu Erfurt stattfand (25. August). Die Schweden setzten sich in Pommern immer mehr fest, die Russen fielen mit ungeheurer Macht, mit Brand und Verheerung über Preußen her. Friedrich aber stand noch immer in der Lausitz den Österreichern gegenüber, mit dem Hauptquartier zu Weißenberg, später (seit 15. August) zu Bernstädtel. Er suchte vergebens die Österreicher aus ihrer festen Stellung auf dem unangreifbaren Eckardsberge herauszumanövrieren und ihnen auf freiem Felde eine Schlacht zu liefern. Der vorsichtige Feldmarschall Daun hütete sich, seinen mühsam erworbenen Kriegsruhm in einer neuen Schlacht auf das Spiel zu setzen, und wartete vielmehr ab, daß auch die Verbündeten der Kaiserin, die Franzosen und Russen, ihr Kollin schlagen sollten.

Nach vier Wochen vergeblichen Wartens und nachdem er sich überzeugt, daß die Österreicher zu keiner Schlacht zu bewegen seien, übertrug der König dem Herzog von Bevern den Oberbefehl zur Deckung Schlesiens gegen die Österreicher und brach selbst mit einer Abteilung des Heeres, die er in Dresden durch Heranziehung des Corps des Prinzen Moritz von Dessau aus der Pirnaer Gegend zu verstärken dachte, nach Thüringen gegen die Reichsarmee und die Franzosen auf (25. August). Er ließ auch Winterfeldt bei dem Herzog von Bevern zurück.

„Ew. Liebden repondieren mir für Schlesien mit dem Kopf," sagte der König zu seinem Schwager. Darauf beim Abschiede an der Seite des Prinzen von Bevern den General von Winterfeldt gewahrend, richtete er noch einmal an diesen das Wort: „Mein lieber Winterfeldt! Beinahe hätte ich doch vergessen, Ihm Seine Instruktion zu geben. Sie ist kurz und lautet: Erhalte Er Sich mir!"

Damit wandte sich der König, um nach dem neuen Kriegsschauplatze in der Mitte Deutschlands zu ziehen.

Winterfeldts Tod. Die Hauptarmee des Prinzen von Bevern — etwa 35000 Mann stark — lagerte in und westlich von Görlitz, die große Gebirgslücke bewachend, welche zwischen den westlichen Abfällen des Riesengebirges und den östlichen Abfällen des Lausitzer Gebirges das Thor von Böhmen nach Schlesien bildet. Eine Meile südöstlich von Görlitz, auf dem rechten Ufer der Neiße, bei Moys stand Winterfeldt mit 10000 Mann; ein vorgeschobener

Posten von 2000 Grenadieren auf dem Moysberge oder Jäkelsberge, der eine weite Umschau sowohl nach Böhmen, als nach Schlesien hinein bot.

Die Österreicher befanden sich noch in ihrem alten Lager bei Zittau und auf dem Eckardsberge. Der Kaiserin Maria Theresia und ihrem Wiener Hofkriegsrate, welche nach Kollin die Wiedereroberung Schlesiens für ein leichtes Stück gehalten hatten, wurde indessen die Zeit lang. In ihrem Auftrage erschien (Anfang September) Graf Kaunitz im österreichischen Lager, um sich einmal nach der Lage der Dinge umzuschauen und der Kaiserin Bericht zu erstatten.

Prinz Karl von Lothringen glaubte, die Anwesenheit dieses hohen Herrn nicht besser feiern zu können als durch einen Angriff auf das preußische Lager und durch Überrumpelung jenes vorgeschobenen Postens, damit Graf Kaunitz selbst einmal die Aussicht vom Jäkelsberge genießen möchte.

Nadasdy, der kluge Kroaten-Ban, erhielt den Auftrag, diesen Posten mit einem Corps von 15—20000 Mann von allen Waffengattungen zu berennen und sich des Jäkelsberges zu bemächtigen, während Daun mit seiner ganzen Armee auf dem linken Ufer der Neiße vorrückte. Nachdem in der Nacht (vom 6. zum 7. September) alle Vorbereitungen getroffen waren, eröffnete Nadasdy am Morgen des 7. September mit 1000 Kroaten, denen 40 Kompanieen regulärer Truppen in drei Treffen folgten, den Angriff gegen die 2000 Grenadiere auf dem Jäkelsberge.

Winterfeldt war soeben beim Herzog von Bevern im Hauptquartier, um mit diesem den Operationsplan zu beraten, als von den Vorposten die Meldung eintraf: „Der Feind im Anmarsche gegen den Jäkelsberg, die Dörfer vor der Front der Vorpostenstellung sind von feindlicher Infanterie besetzt.“ — „Plünderndes Kroatengesindel,“ rief Winterfeldt verächtlich, „wird wenig zu bedeuten haben.“ — „Nicht bloß Kroaten, Ew. Excellenz, auch reguläre Infanterie, auch“ — — Kanonendonner aus der Richtung, woher die Meldung kam, ergänzte dieselbe. „Aha, das sind meine Gäste,“ fuhr Winterfeldt auf, „ich muß hinaus, sie zu empfangen. Wenn das Gefecht heißer wird,“ sprach er zum Herzog, „so bitte Ew. Durchlaucht um Unterstützung.“ — — Er nahm einige Bataillone, die soeben auf dem Obermarkt sich sammelten, mit und sprengte ihnen voraus im gestreckten Galopp in der Richtung, woher der Kanonendonner schallte. Einige Trupps Verwundete und Flüchtige kamen vom Jäkelsberge her ihm entgegen. „Zurück, auf Euern Posten!“ herrschte Winterfeldt die letzteren an, „ich bringe Euch Unterstützung.“ Der Berg war bereits von den Österreichern besetzt; aber das Erscheinen des Führers in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr belebte von neuem den Mut der Preußen und spornte

sie zum Vorgehen an. Von allen Seiten stürmten sie wieder unter Trommelschlag vor und warfen die Österreicher, die sich soeben auf dem Berge einzurichten begannen, wieder herab. „Hier bleiben wir," sprach Winterfeldt zu den Seinigen mit zufriedener und entschlossener Miene, während unten soeben neue feindliche Heeresmassen zum Sturme anrückten. Einige Minuten hielt er dort unbeweglich; plötzlich brach er zusammen; von einer Kugel in die Brust getroffen, lag der Held in seinem Blute. Er wurde nach Görlitz zurückgetragen und gab bereits am folgenden Morgen seinen Geist auf.

Der Herzog schickte keine Unterstützung. Gegen den übermächtigen Ansturm der Feinde vermochte die zusammengeschmolzene Heerschar der Preußen ihren Posten nicht länger zu behaupten. Sie zog sich auf die Hauptarmee nach Görlitz zurück und ließ den Jäkelsberg in den Händen der Feinde.

Eine weitere Folge hatte dieses Gefecht bei Moys nicht, als den eines Divertissements für den Grafen Kaunitz; aber Winterfeldts Tod, das war auch ein Verlust, der gleich einer verlorenen Schlacht zu achten. Er war eine der leuchtendsten Gestalten in Friedrichs Heer und besaß das unbedingte Vertrauen des Königs, auf dessen Pläne er wie kein anderer einzugehen verstand. Sein Verhältnis zum Könige, seine befehlshaberische Energie hatten ihm unter den hohen Offizieren manche Neider erweckt. Mit dem Prinzen von Preußen stand er seit der Zittauer Affaire auf gespanntem Fuße, und auch mit dem Herzoge von Bevern scheint er in keinem guten Einvernehmen gelebt zu haben. Sein hoher, leuchtender Mut erhob ihn über den Gesichtskreis der meisten seiner Genossen; sein stolzes Vertrauen in die Sache Preußens und seines Heldenkönigs verließ ihn auch in den schwierigsten Lagen nicht und begleitete ihn auch noch in diesem letzten Kampfe, der ihm das Leben kostete.

Der König war auf seinem Marsche nach Thüringen bereits über Leipzig hinaus gelangt, ohne Nachrichten von der Bevernschen Armee zu erhalten. Nur düstere Gerüchte liefen um und kamen zu seinen Ohren. Um sich Klarheit zu verschaffen, schrieb er selbst an seinen Vertrauten: „Mein lieber Winterfeldt! Wo bleibt sein Bote so lange? Ich kann es doch nicht glauben: es heißt, Er wäre tot — — —" Als er seinen Brief geschlossen, da kam der Bote; der König erfuhr nun, daß er in der That an einen Toten geschrieben habe; da rief er schmerzergriffen aus: „Wohl gegen meine Feinde fände ich noch eine Waffe, doch einen Winterfeldt finde ich nimmermehr!"

Friedrich in Thüringen, die Österreicher in Berlin. Um dieselbe Zeit, als Winterfeldt bei Moys den Heldentod fand, war auf dem norddeutschen Kriegstheater eine unblutige Katastrophe eingetreten. Der Herzog von Cumber-

land hatte auf seinem Rückzuge von Hastenbeck über Minden, Nienburg, Verden, Zeven, Bremervörde, Stade endlich einen Punkt erreicht, wo er sich nicht weiter zurückziehen konnte, es sei denn geradeswegs in die See hinein. Der Herzog von Richelieu, welcher an Stelle von d'Estrées den Oberbefehl über die Franzosen übernommen hatte, trug weniger Verlangen nach Kriegsruhm, als nach Gelegenheit zum Plündern, um seine Schulden zu bezahlen. So waren beide Teile zufrieden damit, die Vermittelung des dänischen Hofes eintreten zu lassen, und so kam durch den dänischen Unterhändler Grafen Lynar eine Abkunft zustande, welche unter dem Namen der Konvention von Kloster Zeven berüchtigt worden ist (9. September 1757). Der Herzog von Cumberland sollte seine Armee auflösen, die Hessen, Braunschweiger u. s. w. in ihre Heimat entlassen und den Hannoveranern Kantonierungen bei Stade anweisen. Der Herzog selbst verließ Stade (5. Oktober) und ging nach England. Die Franzosen breiteten sich jetzt nach ihrer Bequemlichkeit brandschatzend und plündernd in Norddeutschland aus.

Friedrich, der über Dresden, Döbeln, Rötha, Pegau (südlich von Leipzig an der Elster), Naumburg an der Saale, durch das Weimarsche Land, Stadt Weimar links lassend, am 13. September Erfurt von der Nordseite erreichte und, nachdem die Franzosen und Reichsvölker, die vor den entgegengesetzten Thoren, auf dem Cyriaks- und Petersberg lagerten, eiligst nach Gotha und dem Thüringer Waldgebirge abgezogen waren, in den Nachmittagsstunden seinen Einzug in die freie Reichsstadt hielt, mußte nach der Konvention von Kloster Zeven gewärtig sein, daß Richelieu jetzt mit der französischen Hauptmacht sich gegen ihn wenden würde. Er hatte an die Ernennung Richelieus zum Oberbefehlshaber anfangs Friedenshoffnungen geknüpft und schon auf dem Marsche nach Erfurt, von Rötha aus (7. September) ein schmeichelhaftes Schreiben an ihn gerichtet, in welchem er ihn aufforderte, seine Vermittelung zur Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und Preußen eintreten zu lassen. Der Herzog nahm zwar diesen Brief und noch mehr das ihn begleitende königliche Geschenk von 100000 Thalern sehr gut auf; aber seine Friedensbemühungen scheiterten an dem unversöhnlichen Haß seiner Gönnerin, der Marquise von Pompadour. Dennoch trug der „Neffe des großen Kardinals“ kein Verlangen danach, sein Kriegsglück gegenüber einem Friedrich II. zu probieren, sondern begnügte sich damit, ein ansehnliches Truppencorps unter dem Duc de Broglie der französisch-deutschen Armee in Thüringen zu Hilfe zu senden, und blieb mit seiner Hauptmacht in Norddeutschland, wo er sich angelegen sein ließ, in Hannover und den preußischen Elbprovinzen hohe Kriegskontributionen zu

erheben, um mit deutschem Gelde seine Pariser Schulden zu bezahlen. Der Überschuß reichte noch aus, ihm in Paris ein Lustschloß zu erbauen und einzurichten, das er, wie zum Hohn, «Pavillon d'Hanovre» benannte.

Von Erfurt aus entsandte der König den Herzog Ferdinand von Braunschweig mit einem Corps nach Halberstadt-Magdeburg, um diese bedrohten Lande gegen die Einfälle Richelieus zu decken, ebenso den Fürsten Moritz von Dessau mit seinem Corps nach Torgau zum Schutz der dortigen Magazine. Er selbst war am 15. September in Gotha, das die Franzosen und Reichsvölker bei seiner Annäherung schnell geräumt hatten, und nahm seine Mittagsmahlzeit auf dem Schlosse bei der ihm befreundeten herzoglichen Familie ein. Ein heiterer Zwischenfall mochte in diesen Tagen die durch so viele Unglücksschläge niedergedrückte Stimmung des Königs wieder etwas aufrichten.

Zum Kommandanten von Gotha war General von Seydlitz ernannt worden, der jüngste Generalmajor in der Armee, der durch seine Leistungen in den früheren Feldzügen bewiesen hatte, daß er wohl auch noch zu etwas Höherem bestimmt sei. Am 18. September in der Morgenfrühe erhielt Seydlitz Kunde, daß die Soubise-Hildburghausenschen Kriegsvölker — 8000 Mann zu Roß und zu Fuß mit zahlreicher Artillerie — von neuem im Anrücken auf Gotha seien und daß die gesamte Generalität ihnen zu Wagen folge, um Zeugen des Schauspiels zu sein, wie Gotha wiedergenommen würde. Auf einen Kampf konnte Seydlitz es nicht ankommen lassen; denn seine ganze Macht bestand aus nur etwa 1500 Dragonern und Husaren, mit welchen er alsbald in gewohnter Ordnung abzog. Als die Franzosen und Reichstruppen um 9 Uhr vormittags ankamen, fanden sie offene Thore und keine Preußen mehr in der Stadt. Sie bezogen die Wachen, stellten Vorposten aus, und die Generale begaben sich dann auf das Schloß, wo ein solennes Mittagsmahl für die Sieger bestellt war. Die Herren begannen sich's an der Tafel bequem zu machen, brachen die Hälse den Flaschen und kämpften vorläufig mit Wort und Witz tapfer gegen die preußische Armee und ihren König Friedrich, den Marquis de Brandenbourg, wie der französische Witz ihn zu nennen beliebte. Dabei bedauerten sie nur, daß sie nicht drei Tage früher gekommen wären, als gerade König Friedrich in der herzoglichen Familie an derselben Tafel auf dem Schlosse speiste. Es wäre ihnen dann ein Leichtes gewesen — so meinten die Prinzen von Hildburghausen und Soubise —, ihn vielleicht gerade beim Mittagessen gefangen zu nehmen und der Kriegskomödie mit einem Schlage ein Ende zu machen. Das wäre freilich ein ander Ding worden, und die Welt wäre dann um das schöne Stück preußisch-deutscher Geschichte gekommen, das wir seitdem durchlebt haben.

Während die Herren becherten und tafelten, lief unten auf dem Markte und den Straßen ein merkwürdiges Gerücht, das allmählich auch zu ihren Ohren kam und ihnen den Appetit an der Mahlzeit verdarb. Es hieß, König Friedrich sei mit seiner ganzen Armee im Anmarsch auf Gotha und mit seiner Vorhut kaum noch eine Stunde von der Stadt entfernt. Schon kamen Meldungen von den Vorposten und von verschiedenen Thoren zugleich, welche dieses Gerücht bestätigten. Die Generale fragten nicht lange, wie es möglich sei, daß der König, der doch nach ihren letzten Nachrichten in dem Lager von Kirschleben bei Erfurt stehen sollte, plötzlich mit seiner ganzen Armee vor Gotha erscheinen könne, da er doch nicht gut wie Wotan auf den Wolken durch die Lüfte gekommen sein konnte; sie eilten an die Erker und auf die Söller des Schlosses, um durch ihre Ferngläser hinauszuspähen nach dem Preußenkönige und seiner Armee.

Die Wahrheit war folgende: Seydlitz hatte sich mit seinen Dragonern und Husaren nicht etwa bis auf unbestimmte Ferne zurückgezogen, sondern er hatte eine Stunde von der Stadt in einer Terrainvertiefung wieder Halt gemacht, und als er erfuhr, wie sich's die Herren auf dem Schlosse droben wohlergehen ließen, beschloß er, ihnen einen kleinen Schabernack zu spielen. Er ließ einen Teil seiner Dragoner absitzen und die Rolle der Infanterie übernehmen, zog auch sein Kürassierregiment aus den nächsten Kantonnements heran, stellte alles in einer Linie mit Zwischenräumen auf, so daß seine 1500 Mann für 15000 gelten konnten, und ließ durch seine Spione in der Stadt das Gerücht verbreiten, der König komme.

Während die Generale vom Schlosse mit ihren Gläsern in die Ferne schauten und die merkwürdige Seydlitzsche Schlachtordnung als eine neue Taktik des Königs anstaunten, sprengte schon ein Husarentrupp zum Thore hinein, überrannte die Thorwache und jagte, rechts und links Säbelhiebe austeilend, geradeswegs die Straße hinauf nach dem Schlosse. Schon klirrten ihre Sporen und Säbel auf den Treppen.

„Jetzt, meine Herren, ist es die höchste Zeit zum Aufbruch, sonst — — Aufgesessen!“ erscholl es. Noch einen wehmütigen Blick auf die Tafel mit dem dampfenden Braten und den beaux restes, und „ade Gotha!“ — In wenigen Minuten waren die ungebetenen Gäste aus dem Schlosse und der Stadt verschwunden und, in eine wirbelnde Staubwolke gehüllt, in höchster Eile auf dem Wege nach Eisenach.

Die Tafel im Schlosse blieb aber nicht lange leer stehen; denn den ersten Husarentrupps folgten die Seydlitzschen im Sturme nach. Auch General von

Seydlitz mit seinen Offizieren erschien jetzt auf dem Schlosse. Sie fanden die Tafel noch gedeckt. „Das trifft sich gut; bitte, Platz zu nehmen; prosit Mahlzeit, meine Herren! es wechselten nur die Gäste, dem Braten ist das gleich. — He, Lakaien, frische Gläser her! Wir Preußen müssen allemal das letzte Wort haben. Es lebe der König!“ — —

Hell klangen die Gläser zusammen auf dem Schlosse zu Gotha.

Der König saß in seinem Zelte im Lager zu Kirschleben bei Erfurt. Trübe Nachrichten waren aus der Ferne gekommen. Feldmarschall Lehwald war zwischen den sumpfigen Wäldern bei Groß-Jägerndorf (östlich von Königsberg) nach tapferer Gegenwehr von den Russen unter Apraxin geschlagen (30. August). Die barbarischen Horden breiteten sich sengend und brennend in Preußen aus. Wie ein kurzer Sonnenblick an langem, trübem Wintertage erfreute den König die Nachricht von Seydlitz' keckem Streiche. Aber schlimme Nachrichten kamen nach.

Nach dem Abmarsche des Fürsten Moritz von Dessau aus der Pirnaer Gegend hatte ein österreichisches Corps, das bei Stolpen stehen geblieben war, freie Bahn nach der Mark Brandenburg und nach Berlin gewonnen. Friedrich erhielt die Nachricht, daß dieses Corps — das Gerücht vergrößerte seine Stärke — sich wirklich in Marsch gesetzt habe. Wenn den verschiedenen Unternehmungen der Feinde ein einheitlicher Plan zu Grunde gelegen hätte, so war die Gefahr in der That groß. In diesem Augenblicke als Richelieus Kriegsvölker durch die Konvention von Kloster Zeven freien Spielraum erhalten hatten, die Schweden in Pommern keinen Widerstand fanden und die Russen nach der Schlacht bei Groß-Jägerndorf den preußischen Königsgau zu überschwemmen drohten, — in diesem Augenblick konnte ein Einfall der Österreicher in die brandenburgischen Erblande der Hohenzollern und die Besetzung der preußischen Hauptstadt von verhängnisvollen Folgen werden. Friedrich sandte sofort dem Fürsten Moritz Befehl, bei Torgau die Elbe zu überschreiten und der Hauptstadt zu Hilfe zu eilen; er selber trat noch dieselbe Nacht den Marsch an und schickte Kavallerie zur Verstärkung des Fürsten Moritz voraus (12. Oktober). Glücklicherweise fehlte es den Unternehmungen der Feinde an Einheit, und der Zug der Österreicher nach der Mark beschränkte sich auf den Einfall eines kühnen Kroatengenerals, Haddick, der (am 12. Oktober vormittags 11 Uhr) mit der Spitze seines Streifcorps unerwartet vor dem Schlesischen Thore von Berlin erschien. Er fand die Brücke aufgezogen und erhielt auf die Forderung einer Brandsteuer von 300000 Thalern eine abschlägige Antwort. Mit dem dritten Kanonenschuß sank die Fallbrücke herab, Haddick drang mit seinen Kroaten in die Vorstadt ein. Der Kommandant von Berlin, General von Rochow, be-

gleitete die königliche Familie und den Schatz nach Spandau und überließ es der Stadt, sich allein mit Haddick abzufinden. Haddick ermäßigte seine Forderung bis auf 180000 Thaler Brandsteuer und zwei Dutzend Paar Handschuhe für die Kaiserin-Königin. Da er inzwischen Nachricht von dem Anmarsche des Fürsten Moritz erhielt, so verließ er am anderen Morgen früh 5 Uhr Berlin wieder. Moritz kam am folgenden Abend an (18. Oktober), konnte aber mit seinen ermüdeten Truppen Haddick nicht mehr einholen. Die königliche Familie mit dem Schatze kehrte ebenfalls den anderen Tag von Spandau zurück, siedelte aber einige Tage darauf nach Magdeburg über.

So war der drohende Schlag für den Augenblick abgewandt, und Friedrich konnte wieder nach Thüringen zurückkehren. Es mochte ihn dabei wenig kümmern, daß die von Haddick den Berlinern abgeforderten Handschuhe — wie der Berliner Witz behauptet — der Kaiserin-Königin sämtlich nur auf die linke Hand paßten; aber die Leichtigkeit, mit welcher ein verhältnismäßig schwaches Streifcorps in seine Hauptstadt eingedrungen war, mochte ihm doch ernste Bedenken für die Zukunft einflößen. Er sah die Unmöglichkeit ein, mit seinem Heere die Landesgrenzen gegen so viele Feinde zugleich zu schützen, die von Nord, Süd, West und Ost sich auf ihn stürzten.

In dieser Zeit schwerer Bedrängnis erfüllte es den König mit freudiger Genugthuung, zu sehen, wie der Geist, den er in seinen Preußen fortwährend zu wecken und zu pflegen bestrebt war, immer mächtiger sich zu regen begann und eine Wirkung äußerte, an die er selbst kaum schon gedacht hatte. Die ganze preußische Nation fühlte sich gehoben durch das Heldentum ihres großen Königs, und der König sah mit Stolz das Erwachen der in seiner Nation bis dahin verborgenen Kräfte: „Du geliebtes Volk, dessen Glück meine schönste Pflicht ist, Dein Schicksal, die Dir drohende Gefahr ergreift tief mein Herz. Wie gerne vergäß' ich meines Ranges Glanz; doch Dich aus dieser Gefahr zu erretten, fließe jeder Tropfen in meinen Adern. Frohen Mutes will ich meine Krieger sammeln, um Deinen Schimpf zu rächen, dem Tode trotzen am Fuße jener Wälle und entweder siegen, oder mich unter den Trümmern begraben." — — (Friedrichs Elegie an sein Vaterland, im August 1757.)

Regensburg und Roßbach. Haddicks Streifzug nach Berlin hatte außer den achtundvierzig linken Handschuhen, die er der Kaiserin-Königin einbrachte, doch noch diese Folge, daß er den Übermut der Feinde Friedrichs von neuem weckte. Jene Armee von Reichsexekutoren, die sich vor Friedrich und seinem kühnen Vorreiter Seydlitz in die Thäler des Thüringer Waldgebirges verkrochen hatte, kam jetzt, verstärkt durch 15000 Mann unter dem Herzog

von Broglie, die Richelieu zu ihr hatte stoßen lassen, aus ihren Schlupfwinkeln wieder hervor und schaute vorsichtig um sich, als wollte sie fragen: „Ist er noch da?“ Und: „Ja, er ist wieder da!“ schallte die Antwort aus der Leipziger Gegend zurück, als hätte der Löwe gebrüllt. Nun wären die Soubise und Hildburghausen wohl am liebsten wieder in ihr Waldgebirge geflüchtet; aber das Reich verlangte dringend Thaten von ihnen. Bevor wir diesen Thaten auf der Kriegsbühne zuschauen, wenden wir unsere Blicke noch einmal nach dem eigentlichen Herde, wo der Reichswetterstrahl gegen Friedrich geschmiedet worden war — nach Regensburg.

Es war am 14. Oktober 1757 — zwei Tage vor dem Eintreffen Haddicks in Berlin —, als der Reichsnotar Dr. April sich zu Regensburg in die Wohnung des preußischen Gesandten, Freiherrn von Plotho, begab, um demselben die «Citatio ad videndum et audiendum» — d. i. die Vorladung an den Kurfürsten von Brandenburg, zu sehen und zu hören, wie er werde in des Reiches Acht erklärt werden — zu überbringen. Den Vorgang in dem Hause des preußischen Gesandten schildert uns Dr. April in einem sehr anschaulichen Berichte:

— — „Ich verfügte mich, als der Bediente vorausginge und den Weg gewiesen, mit den Gezeugen über eine Stiege hoch in das Vorzimmer des Herrn Gesandten Freiherrn von Plotho, allwo dieser, da wir kaum in das Zimmer getreten, durch ein Nebenzimmer in seinem Schlafrock uns entgegenkam und mit Vermelden, daß ich, was ich ihm vorzubringen, nun zu sprechen hätte, worauf ich sagte:

„Ich habe Ew. Excellenz gegenwärtige Schrift zu übergeben, — Citationem fiscalem, wodurch Se. Majestät vorgeladen wird, um erhebliche Ursach zuzubringen, warum die Reichsachtserklärung nicht geschehen solle!“

Es nahm gleich bei Anfang meiner Insinuation Se. Excellenz die Citationem samt dem opponendo aus meinen Händen zu Sich; als Sie solche selbst eingesehen, hatte Se. Excellenz sich anfänglich verfärbet und kurz hernach etwas mehreres entzündet; bald darauf aber, da er mit Attention die Citationem fiscalem eingesehen und betrachtet, seind Se. Excellenz Freiherr von Plotho in einen heftigen Zorn und Grimm geraten, also zwar, daß Dieselben Sich nicht mehr stille zu halten vermochten, sondern mit zitternden Händen und brennendem Angesicht, beide Arme in die Höhe haltend, gegen mich aufgefahren, dabei auch die fiskalische Citation nebst dem opponendo annoch in seiner rechten Hand haltend, in diese Formalia wider mich ausgebrochen: „Was! Du Flegel, insinuieren?“

Ich antwortete hierauf: — „Dieses ist mein Notariat-Amt, dem ich nachkommen muß.“ Dessen aber ohngeachtet fallete mich der Freiherr mit allem Grimme an, ergriff mich bei den vorderen Teilen meines Mantels mit dem Vermelden: „Willst Du es zurücknehmen?“

Da mich nun dessen geweigert, stoßete und schube er sothane Citationem nebst dem opponendo zwischen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, und da er mich annoch, bei dem Mantel haltend, zum Zimmer hinausgedrucket, rufete er zu denen zweien vorhanden gewesenen Bedienten: „Werfet ihn über den Gang hinunter!“ — — und haben nun mich samt denen Zeugen zurück begleitet und aus dem Hause uns zu verfügen genötigt.“

Mit dem Insinuieren auf diesem Wege ging es also nicht; sehen wir nun, was die Armee von Reichsexekutoren mit der Insinuation für Glück hatte.

Die Soubise-Hildburghausensche Armee hatte sich, als sie Friedrichs bei Leipzig ansichtig wurde, schleunigst auf das linke Ufer der Saale zurückgezogen und die Brücken hinter sich abgebrannt. Sobald Friedrich, welcher gegen Ende Oktober bei Lützen auf dem alten Felde der Gustav-Adolf-Schlacht lagerte, sich nach der Saale in Marsch setzte und bei Weißenfels, eine halbe Stunde abwärts der zerstörten, eine neue Brücke hatte schlagen lassen (31. Oktober), gaben die französische und Reichsarmee die Saale auf, zogen sich einige Stunden weiter westlich nach dem höher gelegenen Terrain zurück und nahmen bei dem Dorfe Mücheln Stellung zur Schlacht. Der König bezog ihnen gegenüber ein Lager zwischen den Dörfern Bedra und Roßbach, in welchem letzteren Dorfe er sein Hauptquartier nahm. Am 3. November in aller Frühe rückte Friedrich mit seiner Armee gegen die feindliche Stellung vor, um diese zu rekognoscieren und sich zu überzeugen, ob der Feind bereit war, die Schlacht anzunehmen. Er trug aber doch wegen der Schwierigkeiten des Terrains Bedenken anzugreifen und ging wieder in sein Lager zurück.

Darüber brach man im feindlichen Lager in lauten Jubel aus. Musik und Trommelschlag tönte von den Anhöhen drüben weit über die Felder, als feierten die Feinde eine gewonnene Schlacht. „Er wagt es nicht uns anzugreifen,“ frohlockten die Offiziere, „was könnte er auch mit dieser Potsdamer Wachparade gegen uns, die vereinigte französische und Reichsarmee ausrichten! Ist es nicht fast zuviel Ehre, die man diesem petit marquis de Brandenbourg erweist, mit ihm ein bißchen Krieg zu spielen?“ (de lui faire une espèce de guerre).

Schon hatten die Prinzen Hildburghausen und Soubise ihr Ehrenwort gegeben, den Marquis von Brandenburg gefangen nach Regensburg oder Paris abzuliefern, und sie besorgten nur, daß er, nachdem er ihre feste Stellung

gesehen, ihnen wieder entwischen würde. Deshalb ordneten die Feldherren der vereinigten Armee, welche derjenigen Friedrichs beinahe um das Dreifache überlegen war (64000 gegen 25000 Mann), einen Rechtsabmarsch derselben um die linke Flanke der Preußen herum an, um in ihren Rücken zu gelangen und sie von dem Saaleübergange bei Merseburg abzudrängen. Eine Terrainerhebung, der Janusberg, welcher als der höchste Punkt in dem hier und da zu leichten Hügelwellen anschwellenden Erdreich auf dem linken Ufer der Saale von Weißenfels gegen Merseburg hin erscheint, war das Ziel für den rechten Flügel der vereinigten Armee, und durch seine Besetzung wäre in der That für Friedrich die Verbindung mit Merseburg unterbrochen worden, — wenn Friedrich sich nämlich hätte umgehen lassen.

Am 5. November früh 8 Uhr ging der König mit einigen Offizieren auf den Boden des Herrenhauses zu Roßbach, wo man einige Ziegeln aus dem Dache genommen hatte, um eine freie Aussicht zu gewinnen. Er sah, wie die französische und Reichsarmee aus ihrem Lager bei Mücheln südlich nach Gröst abzogen und sich über Almsdorf südöstlich im weiten Bogen um die linke Flanke der Preußen herum nach Pettstädt, dem südlichsten Punkte dieses Bogens, an der Straße von Naumburg nach Merseburg, wandten, von wo sie ihre Umgehung, die nordöstliche Richtung einschlagend, über Lunstädt nach dem Janusberge fortsetzen wollten.

Nachdem der König von seinem Beobachtungsposten aus diesen Bewegungen der Feinde zwei Stunden lang durch sein Perspektiv aufmerksam gefolgt war, stieg er wieder herab und überließ es seinen Adjutanten, die Beobachtung fortzusetzen. Die Bewegung der Feinde kümmerte ihn nicht sehr, wenn er auch ihren Zweck noch nicht ganz verstand; denn daß der Feind versuchen wolle, ihn zugleich in der Front zu beschäftigen, in der linken Flanke und im Rücken anzugreifen, das traute er selbst diesen Soubise und Hildburghausen nicht zu. Er ließ seine Truppen im Lager abkochen und begab sich selbst um 12 Uhr mit seinen Offizieren gemächlich zur Tafel im Herrenhause zu Roßbach.

Die Tafel hatte ungefähr zwei Stunden gedauert, als der Generaladjutant von Gaudi, der inzwischen den Beobachtungsposten auf dem Dachboden eingenommen hatte, eiligst eintrat mit der Meldung, daß der Feind von Pettstädt sich nordostwärts wende, in zwei parallelen Heersäulen, Kavallerie voraus, Artillerie in der Mitte, angenscheinlich in der Absicht, die preußische Stellung in der linken Flanke und im Rücken anzugreifen. Ein französisches Corps unter General St. Germain, hauptsächlich Kavallerie mit einiger Artillerie, war in der Gegend zwischen Schortau und Almsdorf gegenüber der Front der preußischen Stellung stehen geblieben und eröffnete eine lebhafte, aber erfolg=

lose Kanonade, mehr um die Aufmerksamkeit Friedrichs von der Umgehung ab und hierher zu lenken, als um einen ernsthaften Angriff einzuleiten.

Der König stieg noch einmal auf den Boden zu einem schnellen Überblick. In der Stille war bereits alles im preußischen Lager zum Aufbruch vorbereitet, die Kavallerie hatte gesattelt. Sobald der König die Absicht des Feindes erkannte, waren auch seine Dispositionen getroffen, seine Befehle gegeben. Nach einer halben Stunde war das ganze Lager abgebrochen, die Armee auf dem Marsche. Die Franzosen selbst waren über die Schnelligkeit, mit der diese Veränderungen im preußischen Lager vor sich gingen, so erstaunt, daß sie diesen Vorgang mit einer „Dekorationsverwandlung in der Oper“ verglichen.

Die Infanterie marschierte treffenweise links rückwärts (im Kehrt) ab, das ist von Bedra ostwärts in der Richtung auf den Janusberg und Merseburg. Die Reiterei, welche hinter der Infanterie in zwei Treffen stand, setzte sich, mit Schwadronen links rückwärts abmarschiert, in vollem Trabe vor die Infanterie. Fünf Schwadronen Szekely-Husaren deckten, als Flankeurs aufgelöst, diesen Marsch der Armee, welcher durch den bis zum Janusberge sich hinziehenden Hügelrücken dem feindlichen Auge größtenteils entzogen war. Nur ein Detachement unter Oberst Mayr mit leichter Kavallerie blieb gegenüber St. Germain bei Schortau und Almsdorf stehen.

Beide Armeen bewegten sich also nach demselben Point de vue, dem Janusberge, zu; aber während die vereinigte französisch-deutsche Armee den weiten Bogen über Pettstädt beschrieb, marschierte die preußische auf der Sehne desselben Bogens und gewann daher jener, wie sehr sie sich auch beeilte, den Preußen den vermeintlichen „Rückzug auf Merseburg“ abzuschneiden, die Spitze ab.

Den Oberbefehl über die gesamte Kavallerie hatte der König für diesen Tag dem Generalmajor von Seydlitz, jüngstem General der Armee, übertragen. Dieser berief die Regimentskommandeure zu sich und gab ihnen eine kurze und bündige Disposition; er schloß mit den Worten: „Meine Herren, ich gehorche dem Könige, Sie gehorchen mir.“ Dann trabte die Kavallerie in zwei Treffen nebeneinander, durch den Hügelrücken gedeckt, ihrem Ziele entgegen.

Es war 3½ Uhr nachmittags, als die Spitze der Kavallerie die Höhe des Janusberges erreicht hatte. Seydlitz, der sich für seine Person bei der Spitze befand, gewahrte vom Janusberge aus zu seiner Freude, daß er nicht nur den Feind bereits überflügelt, sondern daß er sich senkrecht auf der rechten Flanke der feindlichen Kavallerie befand, welche, in drei Treffen nebeneinander, den Janusberg zum Point de vue, ohne Vorhut und ohne eine Ahnung von der Nähe der Preußen dahinzog. Seydlitz kommandierte „Halt!“ und ließ ein-

schwenken; fünfzehn Schwadronen befanden sich im ersten, achtzehn im zweiten Treffen, die fünf Schwadronen Szekely sammelten sich auf dem linken Flügel, um durch eine Flankenbewegung den Angriff zu unterstützen.

Das war der Augenblick, in dem Entschluß und That zusammenfallen und das wilde Schlachtgetümmel zur Poesie wird:

„Herr Seydlitz warf die Pfeife, da war es Zeit zum Stoß,
Er zog den blanken Degen, da waren alle bloß,
Ein brausend Gewitter strich über das Feld,
Der Reiter ward Ritter, der Ritter ward Held.
Wie Windsbraut in den Wolken, so that es sich kund,
Wie unter Donnerrollen erdröhnte der Grund,
Wie zuckende Blitze, so schlugen sie ein,
Herr Seydlitz an der Spitze, die andern hinterdrein.“ — *

Als der Herzog von Broglie das plötzliche Hervorbrechen der preußischen Kavallerie und sich rechts überflügelt und in die Flanke genommen sah, suchte er seine Kolonnenspitzen rechts zu ziehen und aufzumarschieren. Doch Seydlitz ließ ihm dazu nicht Zeit und hieb schon ein, ehe sie zum Aufmarsch gelangten. Nur die österreichischen Kürassierregimenter Brettlach und Trautmannsdorf und die französischen Regimenter la Reine und Fitz=James, welche sich an den Enden der Kolonnen befanden, behielten Zeit, sich zu formieren, indem sie rechts heraus in zwei Treffen aufmarschierten, und nahmen den Chok an. Das inzwischen herangekommene zweite Treffen der Preußen begegnete ihrem Stoß. Szekely=Husaren, welche ihre Formierung soeben beendigt hatten, fielen in demselben Momente auf die rechte Flanke der beiden französischen Regimenter. Es kam zu einem heftigen Handgemenge. Seydlitz, welcher mitten unter den Seinigen focht, wurde verwundet, behielt jedoch den Befehl. Nach einer Viertelstunde war die gesamte feindliche Kavallerie geworfen. An einem Hohlwege stutzten die Flüchtigen, und eine Menge von Gefangenen fiel in die Hände der nachsetzenden Preußen. Dann verschwand die feindliche Kavallerie ganz aus dem Horizont und tauchte an diesem Tage und in der nächstfolgenden Zeit nicht mehr im Gesichtskreise der Seydlitzschen Reiter auf. Ihre Niederlage verbreitete Schrecken unter der eigenen Infanterie, deren Spitzen etwa die Gegend von Reichertswerben, südlich vom Janusberge, erreicht hatten. Seydlitz ließ bei Reichertswerben für seine Schwadronen zum Appell blasen und stellte sich dann vorwärts Tagwerben im Rücken der feindlichen Infanterie auf, bereit, im geeigneten Augenblick gegen dieselbe zum Angriff vorzubrechen.

---

* Aus Fedor von Köppen: Männer und Thaten, vaterländische Balladen (Leipzig bei A. Dürr).

Um diese Zeit — es war etwa 4 Uhr nachmittags — erschien König Friedrich auf dem Janusberge und kündigte seine Gegenwart sogleich durch den Donner einer Batterie von achtzehn schweren Geschützen an, die er an derselben Stelle auffahren ließ. Seine Infanterie ging alsbald in der beliebten schrägen Schlachtordnung, in Echelons vom linken Flügel, neunzehn Bataillone im ersten, sechs Bataillone im zweiten Treffen, ein Grenadierbataillon im Haken in seiner linken Flanke, gegen die linke Flanke der feindlichen Infanterie vor, wobei das Centrum und der rechte Flügel wie bei Kollin versagt blieben.

Sobald die Bataillone auf Gewehrschußweite an den Feind herangekommen waren, gaben sie Salven — fünf in der Minute, ein ununterbrochenes knatterndes Feuer, das um so heftiger wurde, je mehr Bataillone in die neue Linie einschwenkten.

Vergebens suchte Soubise durch Rechtsschieben seiner Bataillone dem preußischen Angriff eine neue Front entgegenzustellen. Seine Infanterie war schon durch das enfilierende Feuer der schweren Batterie vom Janusberge her erschüttert worden. Bei dem Angriff der preußischen Infanterie geriet sie in Verwirrung und begann zu wanken.

Auf diesen Moment hatte Seydlitz gewartet. Er rückte mit seinem ersten Treffen von der Stelle im Galopp zum Angriff vor und hieb auf die erschütterte Infanterie ein, die nun in wilder Flucht auseinanderstob. Nur einige französische Brigaden versuchten sich noch einmal zu setzen. Von der Garde du Corps und dem Regiment Gendarmen aus dem zweiten Treffen angegriffen, wurden sie größtenteils gefangen gemacht.

Der linke Flügel des Feindes, der noch gar nicht zum Gefecht gekommen war, wurde in die Flucht mit fortgerissen. Die Niederlage war so vollständig, wie sie selten ein Kriegsheer erlebt hat. Die Verluste des Feindes betrugen: 1000 Tote, 3000 Verwundete, außerdem 5000 Gefangene, ferner 67 Geschütze, 7 Fahnen und 15 Standarten. Die Preußen verloren an Toten: 3 Offiziere, 162 Mann; an Verwundeten: 20 Offiziere, 356 Mann. Sie hatten nur sieben Bataillone ins Gefecht gebracht. Die Lorbeeren des Tages erntete hauptsächlich die Kavallerie unter ihrem genialen Führer von Seydlitz, der vom Könige mit dem Schwarzen Adlerorden belohnt und vom jüngsten Generalmajor zum Generallieutenant und zum Chef desselben Kürassierregiments, dessen Kommandeur er bisher gewesen, befördert wurde.

Die Franzosen gingen oder drängten sich vielmehr bei Freiburg über die Unstrutbrücke, welche ihre Kavallerie vorher im langen Galopp passiert hatte. Zwölftausend von ihnen durchzogen das Eichsfeld, kein Heer mehr, sondern nur

noch eine Horde, welche durch Raub- und Plünderungsscenen die Kosaken und Kalmücken überbot. „Das Land ist auf vierzig Lieues in der Runde geplündert und verheert, wie wenn das Feuer vom Himmel darauf gefallen wäre," berichtet Graf St. Germain, der vergebens den Rückzug zu decken gesucht hatte, an einen Freund; „kaum haben unsere Nachzügler und Marodeurs die Häuser stehen lassen. Sie haben geplündert, gemordet, Frauen entehrt, geraubt und alle möglichen Greuel begangen. Hätte der Feind uns lebhaft verfolgt, nachdem er mich geworfen, so würde er unsere ganze Armee vernichtet haben. — Sollten Sie es wohl glauben, daß ein Fähnrich mit seiner Fahne nebst fünf oder sechs Soldaten in Göttingen angekommen ist und daß Pauker ebenda ganz allein eingetroffen sind? Man würde nicht enden, wenn man alle Unordnungen erzählen wollte. — — Niemals hat sich eine Armee schlechter benommen; der erste Kanonenschuß entschied unsere Niederlage und unsere Schande." — — Prinz Soubise erhielt nach dieser Niederlage den Feldmarschallstab.



Seydlitz bei Roßbach.

In den Dörfern Thüringens und des Eichsfeldes, welche die Banden durchzogen, waren allenthalben Anschlagzettel zu lesen, welche ihnen Heiligenstadt und Nordhausen als Sammelplätze anwiesen. Viele aber liefen sogleich bis an

den Rhein oder gar über den Rhein bis nach Paris zurück und trugen den Schrecken ihrer Niederlage bis in die Gemächer der Marquise von Pompadour, die sich schon darauf gefreut hatte, den „Marquis von Brandenburg“ als Gefangenen in Paris zu begrüßen.

Die sogenannte „Reichsarmee“ lief mit dem Prinzen von Hildburghausen bei Naumburg über die Saalebrücke, durchflutete mit ihren Trümmern das Weimarsche Land und löste sich unterwegs immer mehr auf. In Erfurt war noch ein einziges Regiment in Reih und Glied und marschierte mit Trommelschlag durch die Stadt. Einige Reste des Reichsheeres fanden sich in Bamberg wieder zusammen.

Der Prinz warf den unglücklichen Kommandostab von sich und begab sich heimwärts nach seinem Hildburghausen.

Der Bann, welcher seit länger als einem Jahrhundert auf Deutschland gelegen und jeden nationalen Aufschwung gehemmt hatte, war gebrochen. Das deutsche Volk hatte sich durch die Länge der Zeit daran gewöhnt, die Vorherrschaft Frankreichs in allen Stücken anzuerkennen; es hatte sich die Gewaltthätigkeiten seiner Machthaber ungerächt gefallen lassen und sich seinen Machtsprüchen in allen Friedensschlüssen seit dem Westfälischen willig gefügt. Hier war wieder ein König, welcher selbständig seine eigenen Wege ging und, obgleich noch selbst in dem Zauber der französischen Bildung befangen, doch als deutscher Fürst handelte, kämpfte und siegte, und hier war ein preußischer General, welcher kühn und entschlossen den ganzen Flitterstaat dieses französischen Prahlheldentums unter den Hufschlag seiner Rosse trat. Der Sieg von Roßbach war eine deutsche, eine nationale That. An diesem Heldenkönige und an dieser deutschen Königsthat richtete der deutsche Geist nach einer langen Zeit der Schwäche und Selbsterniedrigung sich wieder empor. Jetzt fragte man nicht mehr: „Wo ist das Reich?“ — Dort, in dem Lager der aus allen Ecken und Winkeln des Reichs buntscheckig zusammengefegten sogenannten Reichsarmee, die keine Zucht, keine Liebe zu dem Vaterlande und dem Landesherrn zusammenhielt, die mit dem Heere des alten Erbfeindes Deutschlands verbündet im Felde auftrat und bei dem ersten Windstoß wie Spreu auseinanderstob, war es sicher nicht zu finden. Aber hier unter den Fahnen des geächteten Preußenkönigs, der mannhaft und trutzig die Unabhängigkeit und Freiheit seines Landes gegen eine Welt von Feinden beschützte und sein königliches Recht behauptete, hier kämpfte man zugleich — bewußt oder unbewußt — für die Zukunft des Reichs, nicht für das alte hinsinkende römische Reich deutscher Nation, sondern für ein neues Reich, welches erfüllt und getragen war von dem alten ehr- und wehrhaften deutschen Geiste, der nur zu lange von fremden Mächten niedergehalten

und unterdrückt worden war. Das begann man auch im deutschen Volke zu fühlen. Man feierte Friedrich als einen nationalen Helden, und man sang Spottlieder auf dieses Zerrbild einer deutschen Reichsarmee:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft auf seine Hosen,
Dann läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

Oder man fragte:

„Hat denn nicht die Pimpelgicht
Vor Schrecken und Surprise
Madame Pompadour gekriegt
Und Monsieur Soubise,
Weil das schöne Heer, Monsieur
Und die ganze Reichsarmee
Kam so sehr ins Laufen,
Ohne zu verschnaufen?" — —

Es blieb nicht bei solchen Spottversen, sondern in vielen Gegenden Thüringens und des Eichsfeldes, die am meisten durch die Ausschweifungen und Verwüstungen der französischen Marodeurs zu leiden hatten, rottete sich das Landvolk zusammen mit Sensen und Dreschflegeln, um sich ihrer zu erwehren und die Räuber tot zu schlagen.

Auch in diesem Aufleuchten eines rechtschaffenen Zornes, der die Arme der Bauern zu mannhafter Selbstwehr waffnete, zeigte sich das Wiedererwachen des nationalen Geistes. Am stärksten regte sich derselbe in Preußen selbst. Die Provinz Pommern, welche der König lange Zeit hindurch ohne Schutz gegen die eingefallenen Schweden lassen mußte, stellte aus eigenen Mitteln eine Landwehr, etwa 5000 Mann unter gedienten Offizieren aus dem Landadel, mit deren Hilfe Stettin, das nur eine sehr schwache Besatzung hatte, sich längere Zeit gegen eine große schwedische Armee verteidigte und diese in ihrem Marsche gegen Berlin aufhielt. Darum ermahnte König Friedrich auch nochmals seine Nachfolger in seinem „politischen Testamente," daß sie „sich vorzüglich auf die pommersche Nation verlassen und dieselbe als die erste Stütze des Preußischen Staates ansehen könnten und müßten." Dem Vorbilde Pommerns folgte die Kurmark, in der noch die Erinnerung an die Greuelthaten der Schweden und an die Erhebung des märkischen Landvolkes zur Zeit des Großen Kurfürsten lebendig war. Ähnliches geschah in Magdeburg und Halberstadt, welche damals durch den Einfall der Franzosen unter Richelieu von Hannover aus bedroht waren und welche zugleich die Pferde aus ihren Lustgespannen für die Armee hergaben: „Was brauchen wir Karossen, hat der

König keine Ruh'!" — Westfalen und Ostpreußen, welche in Feindes Händen waren, sandten dem Könige auf ein Jahr die Steuern voraus.

Es war die Bewährung des alten Spruchs: „Hilf dir, so hilft dir Gott!" — Und in der That, da und nur da, wo der Mensch alle seine Kräfte anspannt, um sich selbst zu helfen, da thut der Herrgott droben endlich das übrige hinzu, nämlich seinen Segen, an dem alles gelegen.

Das fühlte auch König Friedrich. Wohl eines Feindes hatte er sich tapfer erwehrt. Von der Reichsarmee und den Franzosen unter Soubise hatte er vorderhand nichts mehr zu befürchten. Aber wer half ihm gegen jene andere französische Armee Richelieus, wenn sein einziger Verbündeter, König Georg von England, durch die berüchtigte Konvention von Kloster Zeven sich die Hände zu schmachvoller Neutralität binden ließ? Wer half ihm gegen die Russen, die nach ihrem Siege bei Jägerndorf in Preußen nach Willkür schalten konnten? Wer half ihm endlich sein Schlesien schützen, das der Herzog von Bevern allein gegen die übermächtig vordringende österreichische Armee nicht mehr zu decken vermochte? —

Um diese Zeit erhielt König Friedrich günstige Nachrichten aus der Ferne. Sein Sieg bei Roßbach hatte in der englischen Nation eine lebhafte Begeisterung hervorgerufen. In London wurde derselbe durch allgemeine Illumination gefeiert, das Bildnis des Königs in allen Straßen zum Kauf ausgeboten. König Georg II. dachte doch zu ritterlich, um nicht jene Konvention von Kloster Zeven als einen der britischen Nation angethanen Schimpf zu betrachten. Schon bei der Rückkehr des Herzogs von Cumberland nach England hatte er diesen an seinem Hofe mit den Worten empfangen: „Hier ist mein Sohn, der mich ins Unglück gestürzt und sich selber entehrt hat!" — Die mangelhafte Ausführung einiger Bestimmungen dieser Konvention gab ihm die willkommene Veranlassung, um seine Ratifikation zu verweigern. Der Minister William Pitt leitete die englische Politik in einem für Preußen durchaus günstigen Sinne. In seiner Thronrede bei der Eröffnung des Parlaments, einige Wochen nach der Schlacht bei Roßbach, gedachte König Georg derselben als eines Ereignisses, welches eine neue Wendung der Dinge herbeiführen werde. Als das Ziel seiner Anstrengungen bezeichnete er die Sicherheit seiner Königreiche, den Schutz seiner Unterthanen, vornehmlich in Nordamerika, die Erhaltung der Freiheit in Europa und der protestantischen Religion, wozu es besonders gehöre, daß dem Könige von Preußen die Unterstützung gewährt würde, welche seine Hochherzigkeit und sein Eifer für die gemeine Sache verdiene.

Ein Zeichen der bundesfreundlichen Gesinnung des Königs Georg II. war es auch, daß dieser den König Friedrich bat, ihm einen geeigneten Oberbefehls-

haber für die verbündete Armee zu bestellen, die sich soeben wieder an der unteren Elbe zusammenzog. Zwei Tage nach der Schlacht bei Roßbach nahm König Friedrich den Prinzen Ferdinand von Braunschweig beiseite und forderte ihn auf, den Oberbefehl der alliierten Armee gegen die Franzosen zu übernehmen, wozu sich dieser trotz mancher gegründeten Bedenken bereit erklärte. Am 9. November empfing in Merseburg Ferdinand in aller Stille sein britannisches Patent und seine Vollmacht von König Friedrich, verweilte noch einige Tage in Magdeburg, erschien am 24. November zu Stade auf der Parade und kündigte den Offizieren an, daß er gekommen sei, den Oberbefehl zu übernehmen, daß die ihnen verhaßte Konvention von Kloster Zeven aufgehoben sei, und daß er mit der verbündeten Armee sofort den Krieg gegen den Marschall Richelieu erneuen werde. In seiner Begleitung befand sich sein Neffe, der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der sich bereits in der unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck rühmlich hervorgethan hatte und sich jetzt von seinem Vater, dem regierenden Herzog trennte, weil dieser an der Konvention von Kloster Zeven festhielt, und an seinen Oheim anschloß. Friedrich war einmal zweifelhaft gewesen, ob Herzog Ferdinand alle Eigenschaften besitze, die für seine Stellung erforderlich waren. Seine Wahl konnte auf keine geeignetere Persönlichkeit fallen. Der Herzog übertraf alle Erwartungen: er wußte die aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzten Truppen und ihre Offiziere nach dem Bedürfnis zu behandeln; er hatte immer Zeit, diese anzuhören. Zugleich war er entschlossen und planvoll. Eine alte Homannsche Karte in der Hand, entwarf er den Kriegsplan, durch welchen er die Kommunikation der französischen Truppen an der Aller bedrohte, so daß Richelieu sich zu einem Rückzuge hinter die Aller entschloß. Die Lage des letzteren wurde durch die Stimmung der Bevölkerung schwierig; denn die Gewaltsamkeiten, welche die Franzosen ausübten, riefen in dieser die Besorgnis hervor, als sei es hier auf eine Verwüstung abgesehen, wie sie einst die Pfalz erfahren hatte. Die Franzosen behaupteten sich für dieses Jahr noch in einer gebietenden Stellung, die sich von Bremen bis Braunschweig erstreckte; die Wumme deckte den linken, die Aller das Centrum und den rechten Flügel. Wir werden hören, wie der Herzog Ferdinand sie im folgenden Jahre immer weiter zurückdrängte.

Auch in Preußen war die Lage nicht so schlimm, wie es den Anschein hatte. Die Russen hatten ihren Sieg bei Jägerndorf nicht benutzt; vielmehr war Apraxin unter Zurücklassung einer russischen Besatzung in Memel mit seiner Armee wieder über die russische Grenze zurückgegangen. Der Beweggrund zu dieser unerwarteten Bewegung lag in den inneren Verhältnissen

Rußlands. Die Kaiserin Elisabeth war lebensgefährlich erkrankt; ihr voraussichtlicher Nachfolger, Großfürst Peter, war ein großer Bewunderer Friedrichs. Unter diesen Umständen glaubte sich Apraxin dem Thronfolger zu empfehlen, wenn er seinen Sieg über Lehwald nicht weiter verfolgte, sondern seinen Rückzug aus Preußen antrat. Dies geschah im Einverständnis mit dem russischen Großkanzler Bestuschew. Die Dinge kamen jedoch anders, als die beiden erwartet hatten. Die Kaiserin genas, Apraxin wurde vom Oberbefehl abberufen, und Bestuschew, der allmächtige Minister und Hauptgegner Friedrichs, welcher, wie sich aus dem über Apraxin verhängten Prozeß ergab, nicht nur dessen Rückzug gebilligt, sondern auch die Erhebung der Gemahlin des Großfürsten Peter, der nachmaligen Kaiserin Katharina, auf den russischen Thron betrieben hatte, wurde nach Sibirien geschickt. Jedenfalls kamen diese Schwankungen in der russischen Politik dem Könige Friedrich sehr zu statten in einem Augenblicke, wo es für ihn wichtige Entschließungen zu fassen galt.

Die größte Gefahr drohte dem Könige von österreichischer Seite in Schlesien. Der Herzog von Bevern, welcher, seitdem Winterfeldt gefallen, nicht mehr von dem Rate echten Heldenmuts unterstützt war, hatte sich bald nach dem Treffen bei Moys nach Schlesien gezogen und Breslau besetzt. Prinz Karl von Lothringen war ihm auf den Fersen gefolgt. Er entsandte ein Corps von 20000 Mann unter Nadasdy, um Schweidnitz zu belagern (26. Oktober), und nahm mit der Hauptarmee, noch immer ca. 60000 Mann stark, zwischen Schweidnitz und Breslau eine Stellung, in welcher er zugleich die Belagerung von Schweidnitz deckte und Breslau bedrohte. Bevern, dessen Armee nur wenig über 30000 Mann zählte, vermochte nicht ihn anzugreifen. Er lagerte sich südlich von Breslau, die sumpfige Lohe vor der Front, die Oder im Rücken, und wartete die weiteren Ereignisse ab.

Die Kaiserin Maria Theresia betrachtete sich wieder als die Herrin von Schlesien. Prinz Karl ließ an allen Orten, wo er durchmarschierte, ein Patent der Kaiserin-Königin anschlagen, in welchem sie sagte, daß sie sich vor Gott und Menschen in Bezug auf Schlesien und die Grafschaft Glatz von den durch die Friedensschlüsse ihr auferlegten Verpflichtungen für entbunden und wiederum als rechtmäßige Herrscherin dieser Lande ansehe. „Wir gewärtigen," heißt es am Schlusse, „daß die getreuen Stände, Unterthanen und Einwohner unseres Herzogtums Ober- und Niederschlesien und der Grafschaft Glatz ihrerseits unsern Truppen allen Beistand und mögliche Hilfe leisten werden, wie wir dann nicht unterlassen wollen, unseren Schutz und K. K. Gnade der Anklebung und Treue eines jeden, ohne Ansehen der Religion angedeihen zu lassen, vornehmlich diejenigen hervorzuziehen, welche die ausnehmendsten Merkmale von ihrem patriotischen Eifer geben."

Bereits hegten in Schlesien viele die Meinung, daß es mit der preußischen Herrschaft aus sei. Der Fürstbischof, Graf Schaffgotsch, hütete sich wohl, bei öffentlichen Verrichtungen den Schwarzen Adlerorden zu tragen, den ihm der König verliehen hatte, und viele Beamte huldigten der Kaiserin.

Auch der König erkannte die Gefahr, die seiner Herrschaft drohte. Nach Schlesien zog es ihn um so mächtiger, je schwerer die Kämpfe, denen er dort entgegenging. Er gab die Verfolgung des einen Feindes auf, um sich gegen den anderen, ungleich gefährlicheren zu wenden. So trieb ihn sein Schicksal von Kampf zu Kampf, von Roßbach nach

Leuthen. Am 11. November sammelte Friedrich, von der Verfolgung der Franzosen und Reichstruppen zurückkehrend, in Leipzig seine Heerschar. Er übertrug seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, den Oberbefehl über ein Corps, mit welchem er die Saale behaupten und Sachsen decken sollte, ließ den Feldmarschall von Keith mit einer Heeresabteilung einen Streifzug über das Erzgebirge nach Böhmen machen, um das österreichische Corps, welches unter General von Marschall noch in der Lausitz stand, nach sich zu ziehen und für Friedrich die Bahn frei zu machen, und trat dann selbst am 13. November mit 18 Bataillonen und 28 Schwadronen, zusammen etwa 18000 Mann, den Marsch nach Schlesien an. Je weiter er kam, desto unheilvoller wurden die Nachrichten, die er vom Kriegsschauplatze erhielt, desto mehr suchte er den Marsch seiner Armee zu beeilen, um sie auf ihr neues Wirkungsfeld zu versetzen und sein Schlesien zu retten. Es war ein Marsch, ähnlich demjenigen des Großen Kurfürsten vom Rhein zum Rhin vor der Schlacht bei Fehrbellin.* In sechzehn Tagen — unter Hinzurechnung von drei Ruhetagen — legte der König mit seiner Armee einen Weg von mehr als vierzig Meilen zurück. Hier sind seine Marschziele in dieser Zeit:

Am 13. November: Aufbruch von Leipzig und Marsch nach Eilenburg, am 14. November: Torgau, 15. November: Ruhetag, 16. November: Mühlberg, 17. November: Großenhayn, 18. November: Königsbrück, 19. November: Ruhetag, 20. November: Kamentz, 21. November: Bautzen, 22. November: Weißenberg, 23. November: Görlitz, 24. November: Naumburg am Queis, 25. November: Ruhetag, 26. November: Deutmannsdorf, 27. November: Lobendau, 28. November: Parchwitz.

Am fünften Marschtage (17. November) erhielt Friedrich zu Großenhayn die Nachricht, daß Schweidnitz kapituliert habe (16. November). Mit der Be-

* Vergl. I. S. 211 u. f.

satzung — großenteils Sachsen — wurden eine große Anzahl Geschütze, Munitionsvorräte, auch eine Kriegskasse und ein Magazin übergeben. Infolge dieser Unglücksbotschaft änderte der König seinen ursprünglichen Plan, der den Entsatz von Schweidnitz zum Ziele hatte, und beschloß, seinen Marsch unmittelbar gegen die österreichische Hauptarmee zu richten. Noch stand dieser der Herzog von Bevern bei Breslau gegenüber. An ihn schrieb der König (22. November): — „Ich bin heute in Bautzen und marschiere, wie ich Derselben gestern schon geschrieben, gerade auf Breslau; Ew. Liebden werden mir aber wegen Importance der Sachen nicht verdenken, wenn ich Ihnen geradeheraus sage: daß Dero Kopf mir dafür repondieren soll, daß Dieselben von dem Feinde Sich nicht weiter rückwärts zwingen, aber sich auch von demselben keinen Marsch vorwärts abgewinnen lassen, sondern daß vielmehr Sie dem Feinde beständig in den Hessen liegen und sowie er nur aufbricht, um vorwärts auf mich zu gehen, ihm gleich auf den Hals marschieren. — Ich werde den 29. in Jauer sein, von da ich gerade auf Breslau marschiere und allemal drei Märsche und einen Ruhetag machen werde. Sobald ich an Schlesien komme, werde ich aussprengen, als ob Ich nach Schweidnitz marschierte und solches wiedernehmen oder auch den Feind von seinen Magazinen abschneiden wollte. Ich werde aber dem Feinde gerade auf die Flanke gehen, während Ew. Liebden ihn en fronte attackieren, so daß Wir mit Gottes Hilfe ihn gerade nach der Oder drängen und jagen wollen. Ich wiederhole aber, daß, wenn der Feind weggehen wollte und Ew. Liebden ihm nicht gleich auf den Hacken sitzen und ihm einen Marsch vorgewinnen lassen, Mir sodann ohne Konsideration noch Entschuldigung Dero Leben und Kopf davor repondieren müsse. — Was ich Ew. Liebden nochmals zum höchsten muß rekommandieren, daß Sie weder einem General, noch sonst einem Offizier das geringste Wort von Meinem Plan, noch von Meiner Hinkunft in Schlesien sagen oder merken lassen sollen, bis auf den Tag, wo ich Ew. Liebden die gestern geschriebenen Signale durch Raketen u. s. w. geben werde oder aber bis auf den Fall, wo der Feind aufbricht und Sie ihm folgen oder auf die Hacken rücken müssen, alsdann Sie den Offizieren sagen können, daß der König — als Ich — da wäre, und daß Meine Ordre sei, die jeder von ihnen wissen und exekutieren müßte, wenn auch schon Ew. Liebden ein Unglück durch einen fatalen Schuß begegnen sollte. — Übrigens verbiete Ich Ew. Liebden nochmals hierdurch alle Conseils de guerre, noch Rücksprache mit Dero Generals und rekommandiere Ihnen, Selbst gute Dispositions zu machen, dann mit Autorität zu befehlen und jeden General bei Verlust seines Lebens exakt zur Exekution zu bringen und anzuhalten.“ —

An demselben Tage, als der König diese Instruktion für den Herzog von Bevern schrieb (22. November), fand bereits in Schlesien die blutige Entscheidung statt, welche die Schlacht bei Breslau genannt wird. Nach dem Fall von Schweidnitz hatte der Prinz Karl Nadasdys Corps an sich gezogen und rückte nun mit seinem ganzen Heer gegen den Herzog von Bevern an. Dieser leistete tapferen Widerstand; der linke Flügel unter Zietens Befehl hatte sogar einige Erfolge; hier wurden die Österreicher mit Verlust über die Lohe zurückgetrieben; aber im Centrum und auf dem rechten Flügel drangen sie über die Lohe vor und besetzten die Dörfer vor der Front der preußischen Stellung. Die Schlacht dauerte von morgens 3 bis abends 9 Uhr. Es wäre vielleicht möglich gewesen, durch einen nächtlichen Angriff des siegreichen preußischen linken Flügels auf das österreichische Lager und durch Erneuerung des Kampfes am folgenden Morgen das Gleichgewicht der Waffen herzustellen und die preußische Stellung zu behaupten. Der Herzog von Bevern war ein pflichttreuer, unerschrockener und tapferer General, das hatte er an den Tagen von Lobositz und Reichenberg und an dem Unglückstage von Kollin bewiesen; er war bereit, für jede seiner Handlungen „dem Könige mit seinem Kopfe zu repondieren“; aber es fehlte ihm jene besondere Art von Tapferkeit und Geistesgegenwart, welche in schwieriger Lage sich zu außerordentlichen, kühnen Entschlüssen und großartigen Thaten erhebt. Er berief am Abend einen Kriegsrat und zog sich während der Nacht mit Hinterlassung von 80 Kanonen und 8000 Toten und Verwundeten durch die stummen Straßen von Breslau über die Oder zurück, — ein geschlagener Mann und ein geschlagenes Heer.

Der König erhielt die Nachricht von der verlorenen Schlacht in Naumburg a. Qu. und war um so mehr betroffen davon, da er an den Tagen vorher in dem Lande überall das Gerücht von einer „Viktoria“ verbreitet gefunden hatte, die der Herzog von Bevern über den Feind errungen haben sollte. Noch ahnte er nicht die verhängnisvollen Folgen der Schlacht und hoffte noch alles wieder gut machen zu können, wenn nur Breslau bis zu seiner Ankunft sich hielt. Er schrieb unverzüglich an den Herzog von Bevern: — — „Ich befehle Deroselben, daß Sie für Ihre Person mit 10 oder 12 Bataillons Selbst in Breslau bleiben und die Stadt durchaus nicht übergeben sollen, wenn es damit auch auf das äußerste kommen sollte. Die übrigen Regimenter nebst der Kavallerie und insonderheit die Husaren sollen Ew. Liebden nach Parchwitz oder Leubus mit den Pontons, so Sie bei Sich haben, schicken, allda diese eine Brücke schlagen sollen, und da Ich auch dahin kommen und noch Pontons mit Mir bringen werde, so werde Ich die Brücke wohl zustande-

bringen und soll alsdann alles zu Mir stoßen. In Breslau aber müssen Ew. Liebden Selbst bleiben und Mir mit Dero Kopf dafür repondieren, daß die Stadt in vierzehn Tagen nicht übergehen müsse. Ew. Liebden haben Sich hiernach pointuel zu richten. Friedrich."

Nicht genug damit, schärfte der König dem Herzog seine Befehle in einem zweiten Schreiben noch dringender ein: — — „Hierdurch befehle Ich noch ferner: primo . . . . secundo: . . . . . . Drittens: So wider Verhoffen Ew. Liebden schon von Breslau wegmarschiert wären, so müssen Sie doch sogleich wieder nach Breslau zurück und Sich darin vor Dero Person Selbst werfen. Viertens: Müssen Ew. Liebden Breslau defendieren und halten, es koste, was es wolle, und Sich absolut nicht ergeben; es sei denn, daß auch bei der stärksten Resistance Sie mit stürmender Hand eingenommen würden, als wofür Sie Mir mit Ihrem Kopfe repondieren müssen. Fünftens: Wenn Ich in der Nähe bei Breslau den Feind attackieren werde, so müssen Ew. Liebden einen vigoureusen Ausfall auf den Feind thun; dieses alles haben Dieselben genau zu observieren. Friedrich."

Ach, der arme Bevern konnte nicht mehr mit seinem Kopfe repondieren; es scheint, er hatte nach dem Unglück bei Breslau den Kopf schon verloren. Er ritt mit Anbruch des traurigen Morgens nach seinem Rückzuge durch Breslau ohne Bedeckung auf dem rechten Oderufer zum Rekognoscieren aus, sah wenig; denn ein grauer Herbstnebel hatte ringsum die Felder bedeckt, geriet gerade in einen Kroatenposten hinein und wurde zum Gefangenen gemacht.* General von Kyau übernahm den Oberbefehl für Bevern; er überließ Breslau seinem Schicksal und führte die Trümmer der Bevernschen Armee nach Glogau. Prinz Karl von Lothringen rückte auf Breslau vor, welches der Kommandant, General von Lestwitz, unter der Bedingung freien Abzuges übergab (25. November). Noch trauriger als die Thatsache waren die Umstände, unter denen die Übergabe stattfand. Es schien, als ob das Vertrauen in den König und seinen Genius auch in dem eigenen Heere zu wanken begann. Die Meinung gewann die Oberhand, daß es mit Friedrichs Herrschaft

* Viele behaupten, er habe sich absichtlich in die Gefangenschaft begeben, um nicht den Zorn des Königs erfahren zu müssen. Er wurde nach Wien gebracht, aber von seiner gnädigen Cousine Maria Theresia wieder entlassen und ohne Lösegeld heimgesandt und erhielt vom Könige das Gouvernement von Breslau angewiesen. Der tapfere Fürst ertrug schweigend und mit Würde sein Unglück und die Ungnade des Königs und fand später Gelegenheit (bei der Belagerung von Kolberg durch die Russen), sich auszuzeichnen und Friedrichs Gunst wiederzugewinnen.

in Schlesien für immer aus sei. Die Besatzung Breslaus — zum Teil schlesische Rekruten — ließ sich durch Geldgeschenke und österreichische Überredungskünste trotz des zugestandenen freien Abzugs größtenteils bewegen, österreichische Dienste zu nehmen. Von den 4000 Mann, welche die Besatzung stark war, marschierten kaum 500 Mann mit dem Kommandanten aus. Das Bataillon Jung-Braunschweig-Bevern — so sehr heftete sich das Unglück an diesen Namen —, das nach der Schlacht 21 Offiziere, 726 Mann stark gewesen war, zählte hinter den Thoren von Breslau nur noch 9 Offiziere und 4 Mann. Von der Hauptwache waren sämtliche Soldaten entwichen, und die Jungen auf der Straße spielten mit Trommeln und Gewehren. Der Junker mit der Fahne zog allein ab.

Der König erhielt in Deutmannsdorf (26. November) die Nachrichten von der Gefangennehmung des Herzogs und der Übergabe Breslaus. Er nahm dem General von Kyau, mit dem er wegen der frühen Preisgebung Breslaus unzufrieden war, das Kommando und übertrug dasselbe Zieten mit der Weisung, die Trümmer der Bevern schen Armee über die Oder und nach Parchwitz ihm zuzuführen. Er selbst legte die acht Meilen von Deutmannsdorf nach Parchwitz mit seiner Armee in zwei Tagen zurück und kam am 28. November nachmittags daselbst an.

Friedrichs Lage war ernst, furchtbar ernst. In den nächsten Tagen stand wieder eine jener großen geschichtlichen Entscheidungen bevor, von denen die Zukunft Schlesiens, ja, die Existenz Preußens als selbständiger, mächtiger Staat abhingen; und durfte Friedrich in der That noch darauf rechnen, mit seiner kleinen Heerschar die beinahe dreimal stärkere österreichische Hauptarmee, deren Selbstgefühl durch die letzten Erfolge und die beiden Siegesschlachten Kollin und Breslau bedeutend gehoben war, wieder aus Schlesien zu vertreiben, Breslau und die verlorenen festen Plätze wiederzunehmen und seine Herrschaft in Schlesien wieder aufzurichten? — Friedrich hatte seit seinem Siege bei Roßbach das volle Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Genius wiedergefunden. Alle seine Maßnahmen und Handlungen in dieser Zeit zeigen eine bewundernswerte Sicherheit und Klarheit und eine Festigkeit des Charakters, die kein Sturm zu beugen, kein Ungemach zu schrecken vermochte. Er fühlte wohl, daß er vielleicht noch manchen Unglücksschlag erleiden, noch manche Schlacht verlieren würde; aber er wußte auch, daß der Geist heldenmütiger Vaterlandsliebe, den er in seinem tapfern und kernigen Preußenvolke einmal erweckt hatte, nicht mehr untergehen, sondern daß er ihn selbst und noch viele seiner Nachfolger auf dem Throne der Hohenzollern überleben würde, und dieses Bewußtsein erhob ihn auf die Höhe seiner weltgeschichtlichen Aufgabe und gab

ihm Mut und Kraft, in dem schweren Kampfe auszuharren. Immer mächtiger und zuversichtlicher sehen wir ihn sich erheben, je näher der Tag der Entscheidung heranrückte. Er spürte das Wehen des Geistes Gottes in der Geschichte und fühlte sich selber mehr als bei irgend welchen früheren Veranlassungen religiös angeregt. „Die alte Sitte, das Tagewerk des Krieges mit religiöser Erbauung zu beginnen, dauerte im preußischen Lager fort. Stellen des Alten Testaments, welche Zuversicht auf den göttlichen Schutz atmeten, wurden in den Regimentern verlesen, die Armee stimmte auf dem Marsche geistliche Lieder an; das evangelische deutsche Lied trat gleichsam an die Stelle des alten Bardiet; es wurde zum Schlachtgesang" — sagt L. v. Ranke. Der König ließ es sich angelegen sein, das geistige Element bei seinen Truppen zu heben und die Gemüter der Soldaten für seine Sache zu erwärmen. Denn nicht in dem Kampfe der Waffen werden die Schicksale der Völker und Staaten entschieden, sondern in dem Kampfe der Geister, der unsichtbar neben und über jenem geführt wird.

Da sehen wir den König am fünften Tage nach dem Eintreffen seiner Armee und am Abend nach ihrer Vereinigung mit den von Zieten hergeführten Resten der schlesischen Armee (am 3. Dezember 1757) im Lager von Parchwitz auf der kahlen Hochfläche am rechten Ufer der Katzbach, im Kreise seiner Generale und höheren Offiziere, viele von ihnen mit Wunden und Narben aus früheren Schlachten, fast alle mit Ehrenzeichen für Auszeichnung vor dem Feinde und treue Pflichterfüllung geschmückt; dort sehen wir des Königs Bruder, den jungen, thatenfreudigen Prinzen Ferdinand von Preußen, den Prinzen Moritz von Dessau, den Erben der Verdienste seines Vaters, des alten Dessauer, und Mehrer des Heldenruhms seines Hauses, der oft vom Könige hart und streng behandelt, doch nimmer wankte in seiner Pflicht und Treue gegen ihn, dort den wackeren, frommen Helden Zieten, den Prinzen Franz von Braunschweig, die Driesen, Retzow, Schmettau und Lentulus, den Chef der Leibkürassiere, ein Bild männlicher Schönheit und Kraft, den edlen de la Motte Fouqué, den Jugendfreund des Kronprinzen Friedrich, — sie alle zusammen ein lebendiges Stück vaterländischer Heldengeschichte, und in ihrer Mitte der König, auf seinen Krückstock gestützt, mit vorgebeugtem Oberleibe; denn auf seinen Schultern lastete sein Königsberuf und ganz Preußens Schicksal; aber seine Augen waren nicht zu Boden gewandt, wie an jenem Tage zu Nimburg am Brunnen, sondern sie leuchteten von heiliger Begeisterung, als er seinen Generalen mit kurzen Worten seine Lage schilderte und aussprach, was er von ihnen erwartete und forderte:

„Meine Herren, es ist Ihnen bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und der Reichsvölker Einhalt zu thun. Meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe. Wir haben Schlesien verloren und müssen es wieder haben. Lassen Sie es sich also gesagt sein: Ich werde den Feind angreifen, wie oder wo er auch stehe, sei's auch auf den Türmen von Breslau oder auf dem Zobtenberge. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen; oder uns alle vor seinen Batterieen begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Das Gleiche erwarte und fordere ich von Ihnen. Ist einer unter Ihnen, der anders denkt, der nicht bereit ist, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne den geringsten Vorwurf zu leiden — —“ Der König hielt inne; ein tiefes und beredtes Schweigen folgte; aus jedem Auge leuchtete ein mutiges preußisches Herz. Nur ein wackerer pommerscher Major, der es nicht über sich gewinnen konnte, daß dieses Schweigen auch nur dem Schatten eines Zweifels Raum ließe an der Antwort, die jedes Herz gab, brach ehrlich und derb in die Worte aus: „Das müßte doch ein rechter Hundsfott sein, der daran denken könnte, Ew. Majestät jetzt verlassen zu wollen. Wir alle sind bereit, Blut und Leben für unsern König aufzuopfern!“

„Ich wußt' es wohl,“ fuhr der König fort, „daß keiner von Ihnen mich verlassen würde. Ich baue also auf Ihre Hilfe, und ich rechne auf den Sieg. Sollte ich fallen und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht mehr belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Und nun, messieurs, ins Lager! Wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie von mir gehört haben. Machen Sie meinen Entschluß allen Offizieren bekannt. Bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, welche kommen werden. Sprechen Sie ihm von der Belohnung, die für treue Pflichterfüllung seiner wartet; aber verschweigen Sie ihm auch die Strafe nicht, die ich über Pflichtvergessene verhängen werde.“ Er fügte nach einer Pause mit scharfem, schneidigem Tone hinzu: „Das Regiment Kavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine

Herren, in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie **wieder**!" *

Die Generale thaten, wie der König befohlen hatte; die Kommandeure ließen ihre Truppen unter die Gewehre treten und zum Fahnenkreis schließen und wiederholten ihnen, selbst noch von Begeisterung entflammt, was sie soeben aus des Königs Munde gehört hatten. Der Dichter Scherenberg schildert in seinem Schlachtgesang „Leuthen" den Eindruck der königlichen Rede in folgenden Versen:

„Es war in aller Rede so ein gewisser Schwung,
Drum kam auch über alle 'ne gewisse Begeisterung.
Der alte narbenvolle, ehrwürdige Soldat,
Der Friedrichs Schlachten geschlagen vom Anbeginne hat,
Reicht alter Kameradschaft gar festiglich die Hand
Ohn' alle Redensarten, dieweil man sich verstand,
Nimmt vor sich dann den jungen, der noch nichts mitgemacht,
Erzählt ihm von den Schlachten bis Mollwitz Jungfernschlacht,
Wo selbst der Fritz gelernet, was einem Laufen nützt,
Daß andere schlagen am besten vor Schläge kriegen schützt,
Bis er mit Worten, körnig wie Pulver und Schrot,
Gemacht ihn zum Soldaten auf Leben und Tod,
In allen Stücken richtig, wie sich's für den gehört,
Den mit der Tod'sanmutung sein König hat geehrt.
So ging durch alle Grade trotz allerhand von Wort
Die Rede des Einzigen in seinem Geiste fort,
Gleichwie die Morgensonne vergoldet erst die Höh'n,
Bis tiefer, immer tiefer zu Thal die Strahlen geh'n." — —

Der König wünschte aber auch noch unmittelbar auf den Geist seiner Truppen einzuwirken. Er ritt noch am späten Abend durch das Lager, blieb hier und da vor einem Wachtfeuer halten, redete vertraulich mit den Mannschaften und ergötzte sich an ihren schlichten und derben Antworten. Er traf zuerst auf eine Wache seiner Garde du Corps. „Guten Abend, Fritz!" grüßten ihn die alten Krieger treuherzig und vertraulich, „was bringst Du noch so spät?"

„Ich bringe Euch was Gutes, Kinder," sprach Se. Majestät, „ich bringe eine Schlacht; Ihr sollt die Österreicher brav zusammenhauen!"

„Das soll geschehen," schallte die Antwort so fest, daß jeder Zweifel verstummte.

---

* Die Rede wird von Retzow („Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges") und nach ihm von vielen anderen Geschichtschreibern ausführlich mitgeteilt, wahrscheinlich ausführlicher, als der König sie selbst gehalten hat; denn wer könnte die lange Reihe von Sätzen so aus dem Gedächtnis niederschreiben? Wir geben in dem obigen Auszuge nur die charakteristischen Hauptstellen.

„Giebt aber ein sauer Stück Arbeit, sie haben sich fest verschanzt.“

„Und wenn sie den Teufel um und vor sich hätten, wir werfen sie doch heraus. Führ' uns nur heran, das andere laß uns besorgen, Deine Garde du Corps!“

„Nun, ich werde ja sehen, was Ihr könnt; gute Nacht, Kinder!“ —

So ging es weiter die Lagerfront hinunter, von Regiment zu Regiment. Jetzt kam er an das bewährte pommersche Regiment von Manteuffel zu Fuß, — brave, ehrliche Jungen, haben nicht eben viel von der Eigenschaft an sich, die unser großer Dichter nur den Lumpen zuerkennt, nehmen gern den Mund etwas voll, wissen aber auch mit der That einzuholen, was sie mit Worten zugesagt.

„Nun, Kinder, wie wird's morgen aussehen?“ fragte der König. „Drei kommen auf einen.“

„Sind aber doch keine Pommern, Fritz; Du weißt ja wohl, was die können.“

„Pommern sind's freilich nicht, wie könnt' ich auch sonst die Bataille gewinnen!“

„Na also, Fritz!“

„Gute Nacht, Kinder! Also morgen haben wir den Feind geschlagen, oder wir sind alle tot!“

„Ja, Sieg oder Tod! Gute Nacht, Fritz!“ rief das ganze Regiment einstimmig und sanken darauf in den Schlaf, in einen so festen und tapferen Schlaf, wie er nur Männern gegeben ist, die von treuem Pflichtbewußtsein so ganz und vollständig durchdrungen sind.

Die Österreicher hatten noch ihre alte Stellung hinter der Lohe bei Breslau inne, welche sie dem Herzoge von Bevern abgewonnen hatten. Die Nachricht, daß der König von Thüringen in Eilmärschen aufgebrochen und bereits in Schlesien eingetroffen sei, hatte sie zwar überrascht, aber nicht gerade besorgt gemacht; denn sie glaubten nicht, daß der König bei so später Jahreszeit, allem damaligen Kriegsbrauche zuwider, die Operationen noch einmal aufnehmen, noch weniger, daß er es wagen würde, ihnen mit der kleinen Heerschar, die ihm aus Thüringen gefolgt war, eine Schlacht anzubieten. Sie nahmen vielmehr an, daß er sich darauf beschränken würde, eine Stellung am Fuße des Gebirges zu nehmen, um ihnen die Verbindungen mit Böhmen abzuschneiden, und schickten sich an, in aller Ruhe und Bequemlichkeit ihre Winterquartiere in Schlesien zu nehmen. Da traf die Nachricht ein, daß der König seinen Marsch weiter nach Schlesien hinein, in gerader Richtung auf Breslau fortsetze und in Parchwitz seine Vereinigung mit den Resten der ehemals Bevernschen Armee bewerkstelligt habe.

Prinz Karl von Lothringen wünschte nichts sehnlicher, als den Ruhm

seiner Wiedereroberung Schlesiens durch einen Sieg über den Hauptgegner Österreichs krönen zu können. Es kam dazu, daß er in denselben Tagen einen Brief von seinem Bruder, dem Kaiser, erhalten hatte, in welchem dieser auf entscheidende Schläge gegen Friedrich aus eigener Kraft, ohne Zuthun der Verbündeten, drang. „Alle unsere Alliierten haben sich verbunden," so hieß es in diesem Briefe, „uns Schlesien zu verschaffen; allein sie sind, was die Herabsetzung und Schwächung des Königs von Preußen betrifft, damit solcher die Ruhe Europas nicht mehr stören könne, nicht gleicher Meinung. Sie sehen also, daß uns Schlesien zugesichert ist, aber die Schwächung und der Ruin der preußischen Armee nicht; mithin müssen wir vorzüglich hierüber arbeiten, und ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie notwendig es wird, daß alle Ihre Operationen mit der Armee dahin abzielen, die preußische Armee zu schwächen und solche, so oft es möglich wird, anzugreifen."

Demgemäß ging die Meinung des Prinzen Karl dahin, aus seiner sicheren Stellung hinter der Lohe heraus dem Könige zu offener Feldschlacht entgegenzurücken. Aber an seiner Seite stand als Ratgeber der vorsichtige Daun, der „Retter der Monarchie," wie die Kaiserin ihn nannte, für seinen Sieg bei Kollin vom Papste mit einem geweihten Hut und Degen beliehen und mit dem Zauber einer gewissen feldherrlichen Unfehlbarkeit umgeben. Daun vertrat im Hauptquartier die Ansicht, daß es besser sei, in dem festen Lager bei Breslau die Bewegungen des Königs ruhig abzuwarten.

In dem darauf berufenen Kriegsrate sprachen sich auch einige andere wie Daun aus; insbesondere der immer gleichmütige, tapfere Feldmarschallieutenant Graf Serbelloni äußerte sich dahin, „wenn je, so sei im gegenwärtigen Augenblick das Kunktieren notwendig und zweckmäßig." Wer aber dem Prinzen zu Munde sprechen und sich ihm empfehlen wollte, der mußte die entgegengesetzte Ansicht vertreten. Zu diesen gehörte der durch Tapferkeit und frühere Verdienste ausgezeichnete General Graf Luchesi. „Was," rief der Ritter in seiner witzigen Laune in den Kriegsrat hinein, „wir sollten abwarten und verteidigen! Das hieße ein Spiel nicht ausspielen, wenn man fünf Matadors in der Hand hat und die Vole. Wir, zweimal Sieger, uns verkriechen hinter Kanonen und Schanzen vor jener «Berliner Wachparade»? — — Nein, Ew. Hoheit!" wandte er sich an den Prinzen, „durch eine Feldschlacht würde nicht nur der Feldzug, sondern der ganze Krieg zum unsterblichen Ruhme des Siegers geendet und ihm der in vier Schlachten gegen den König versagt gewesene Lorbeer jetzt in reicher Fülle zu teil werden!"

Diese Ansicht gewann die Mehrheit im Kriegsrate, und der Prinz erhob

sie zum Beschlusse. Infolgedessen brach am 4. Dezember die ganze Armee aus ihrem Lager hinter der Lohe gegen das Schweidnitzer Wasser und den Flecken Lissa, zwei Meilen westlich von Breslau, auf.

An demselben Tage früh 4 Uhr brach der König von Parchwitz auf, in gerader Richtung auf das bisherige österreichische Lager. Die Armee marschierte in vier Kolonnen, diesen voraus als Avantgarde die Husaren und drei Dragonerregimenter unter Zieten. Der König ritt bei der Avantgarde auf der großen Straße nach Neumarkt, das zum Nachtquartier bestimmt war ($2^1/_4$ Meilen von Parchwitz). Nicht weit von diesem Orte, am Nachmittag, erfuhr er, daß derselbe bereits von Kroaten besetzt, daß die feindliche Feldbäckerei daselbst eingetroffen und daß feindliche Ingenieure auf einer Höhe jenseits Neumarkt beschäftigt seien, ein Lager für die österreichische Armee abzustecken. Da die Infanterie noch nicht heran war, so ließ der König einige Eskadrons Husaren absitzen, welche das Stadtthor sprengten; ein Regiment, das ihnen zu Pferde folgte und durch dasselbe in die Stadt jagte, warf die Kroaten zum anderen Thore heraus, wo sie unter die Säbel eines anderen Husarenregiments gerieten, welches gleichzeitig zu beiden Seiten um die Stadt herum geritten war und die Höhe jenseits derselben besetzte. Von den 1000 Kroaten wurden 569 gefangen genommen, 120 getötet. Es war die erste Lektion, welche der König seinen übermütigen Feinden hielt, daß er sie mit Wegnahme ihrer allzu vertrauensvoll vorausgesandten Feldbäckerei mit dem soeben gebackenen Vorrate von 80000 Brotportionen strafte. Noch angenehmer für ihn als dieser kleine Erfolg war die Bestätigung der Nachricht, daß die Österreicher ihre feste Stellung bei Breslau verlassen hatten und ihm entgegenzogen. „Der Fuchs ist aus seinem Bau gekrochen, nun will ich auch seinen Übermut bestrafen," sagte er lächelnd zu dem Prinzen Franz von Braunschweig, als er am Nachmittage in Neumarkt, wo er das Haus Nr. 6 am Markte bewohnte, in das Zimmer trat, wo er den Befehl für den folgenden Tag ausgeben wollte.

In der Morgenfrühe des folgenden Tages (5. Dezember) setzte die Armee ihren Marsch auf der großen Straße von Neumarkt über Lissa nach Breslau fort. Sie marschierte, flügelweise rechts abmarschiert, in vier Kolonnen, die beiden äußeren aus Kavallerie, die mittleren aus Infanterie bestehend; den letzteren folgte, in zwei Brigaden abgeteilt die schwere Artillerie; voraus die sehr verstärkte Avantgarde, die Zietenschen Husaren und drei Dragonerregimenter (zusammen 55 Eskadrons), drei Freibataillone, fünf Kompanieen Fußjäger und neun Bataillone Infanterie. Bei der Avantgarde befand sich noch ein sehr merkwürdiges Gespann, verkoppelt Mensch, Stier und Roß, dahinter rasselnd die

schweren, eisernen Zwölfpfünder, zehn Stück, welche Zieten von den Wällen Glogaus mitgenommen hatte, und welche mit den größten Anstrengungen auf den schlechten Wegen bis hierher geschafft worden waren. Wir werden sie im Laufe des Tages noch wiedersehen und „brummen“ hören.

Die Gesamtstärke der preußischen Armee betrug seit der Vereinigung des Königs mit Zieten im ganzen 48½ Bataillone mit 128 Eskadrons oder etwa 32000 Mann, da die Zietenschen Bataillone durch die Verluste bei Breslau sehr geschwächt waren, und 167 Geschütze, nämlich 96 Bataillonskanonen und 71 Stück schwerer Artillerie.

Der Morgen war trüb und neblig. Die ernste und entschlossene, aber gehobene Stimmung des Königs schien sich der ganzen Armee mitgeteilt zu haben. Der König begab sich zu der Vorhut Zietens; er hatte einen Offizier mit fünfzig Husaren zu seiner persönlichen Bedeckung bei sich. Zu diesem sprach er: „Ich werde mich heute scharf exponieren. Er bleibt bei mir und verläßt mich nicht. Sollte mir was Menschliches passieren, so bedeckt Er meinen Körper gleich mit Seinem Mantel, läßt einen Wagen holen und schafft mich beiseite, damit mich der Feind nicht kriegt, und sagt keinem ein Wort. Im übrigen geht die Schlacht fort, und der Feind — der wird geschlagen!“

Still in der Morgendämmerung lagen die Felder. Aus dem Nebel tauchte hier und da eine Bergkuppe oder eine Turmspitze hervor, dort gegen Nordost die Höhen von Trebnitz, gegen Südost der Zobten, dessen Nebelkappe allmählich zu Thale sank, weiterhin das Riesengebirge. Der König kannte die Gegend wohl aus Kriegs- und Friedenszeit; hier in der Nähe hatte er schon Bataillen geschlagen (z. B. bei Hohenfriedberg) und Manöver abgehalten, und jeder Hügel, jeder Stein weckte in ihm die Erinnerung früherer Tage. Durch die Morgenstille drangen ernste, feierliche Klänge an sein Ohr aus der Gegend, wo die vordersten Truppen marschierten. Sie sangen zur Feldmusik aus dem Liede „O Gott, du frommer Gott“ die Verse:

„Gieb, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebührt,
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führt;
Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich's soll,
Und wenn ich's thu', so gieb, daß es gerate wohl!“ —

„Was bedeutet dies?“ fragte der König, der die Töne nicht genau unterscheiden konnte, seinen Adjutanten. Darauf dieser: „Ew. Majestät, sie singen sich ein geistliches Morgenlied; befehlen Ew. Majestät, daß ich es ihnen verbieten soll?“ — „Nein,“ versetzte der König, „das laß Er bleiben!“ und darauf zu Zieten geneigt: „Was meint Er, Zieten, ob mit solchen ich siegen werde?“ —

Auch in des Königs Seele klang in diesen Tagen ein Ton an von wirklicher, echter, frommer Zuversicht und Glaubensstärke.

Nicht weit von dem Dorfe Borne gewahrte der König einen glitzernden Streifen, der vor dem Dorfe quer über die Landstraße zog. „Vielleicht ein Flügel der österreichischen Armee?" dachte der König und ließ die Reiterei seiner Avantgarde zur Attacke aufmarschieren, während er durch das Fernglas seine Beobachtung fortsetzte. „Sind das nicht — — —?"

„Die Benkendorfschen Dragoner, Vortrab des Feindes unter General von Nostitz!" kam die Meldung von der Spitze der Zietenschen Husaren.

„Unsere alten Bekannten," lachten die preußischen Reiter vor sich hin, „recht so, wir haben Kollin noch nicht vergessen." Und durch die Glieder ging ein leises Gemurmel: „Rache für Kollin!", während die ganze Linie zur Attacke ansetzte. Nach wenigen Minuten war die feindliche Reiterei gesprengt, tot, verwundet oder gefangen. Es waren dieselben drei sächsischen Dragonerregimenter, welche am Tage von Kollin „Rache für Striegau" nahmen und die günstige Wendung für Österreich herbeiführen halfen.* Ihr Führer, General von Nostitz, wurde, aus vierzehn Wunden blutend, vom Schlachtfelde getragen und starb in preußischer Gefangenschaft (den 7. Januar). Von den Gefangenen erfuhr man, daß die gesamte kaiserliche Armee in der Entfernung von einer halben Meile in Schlachtordnung stünde. Die verfolgenden Zietenschen Husaren kamen in ihrem Siegesungestüm bis auf Kanonenschußweite an die feindliche Stellung heran und konnten nur mit Mühe angehalten werden.

Die Österreicher hatten am 4. Dezember, nachdem sie das Schweidnitzer Wasser bei Lissa überschritten, durch den Verlust ihrer Bäckerei in Neumarkt Kenntnis von der Nähe des Königs erhalten. Sie hatten darauf ihren Vortrab unter Nostitz auf der Straße nach Neumarkt bis Borne vorgeschoben und beschlossen, den Angriff des Königs in einer (beinahe $1\frac{1}{2}$ Meilen) weit ausgedehnten Stellung von dem Dorfe Nippern, eine starke Viertelmeile nördlich der Straße von Neumarkt nach Breslau, bis Sagschütz, eine Meile südlich der genannten Straße, im Centrum vor der Front die Dörfer Frobelwitz und Leuthen, stehenden Fußes zu erwarten.

Als Feldmarschall Daun noch vor Tagesanbruch die Stellung der Österreicher besichtigte, auch hier und da Ratschläge erteilte, wie sie noch nach den Regeln der Kunst zu verbessern und zu befestigen sei, hatte er den gegendkundigen Hirten von Leuthen bei sich, welchen er hin und wieder nach dem

---

* Vergl. S. 184.

Namen eines Ortes, nach einer Wegerichtung oder dergleichen fragte, wobei er jedesmal mit seinem Stocke auf den fraglichen Gegenstand hinwies. Als er wieder einmal sein Fragezeichen in die Luft bohrte und dabei auf eine Turmspitze wies, die hinter einem Berge hervorschaute, nahm der Bauer das Große für das Kleine und antwortete, indem er ehrerbietig die Mütze zog: „Das ist ein Berg, Herr Excellenz, von wo unser König, wenn er hier in der Gegend Manöver machte, allemal den Feind, die Österreicher, herunterjagte.“ — „Ein böses Omen!“ meinte Feldmarschall Daun, und die eben anbrausende Flucht der Benkendorfschen Dragoner schien das böse Omen noch bedeutungsvoller zu machen.

Der König hatte während des Angriffs der Zietenschen Husaren jenseits Borne Halt gemacht und ritt dann mit dem Fürsten Moritz von Dessau und seinen Adjutanten nach einer Anhöhe rechts (südlich) von Heidau, welche für ihn die nächste einer von Norden nach Süden sich ziehenden Reihe von Hügelkuppen ist und der Scheuberg* genannt wird. Nachdem die von der Kavallerieattacke aufgewirbelte Staubwolke sich gelegt hatte, konnte er von hier einen großen Teil der feindlichen Schlachtordnung von Guckerwitz über Frobelwitz bis Leuthen gut übersehen. Der Dichter Scherenberg schildert diese Überschau des Königs in folgenden Versen:

„Da lag der Doppeladler, in seiner Sonne gedehnt,
Gemächlich über die Eb'ne an See und Wald gelehnt;
Vor seiner Brust zwei Schilde: Leuthen und Frobelwitz,
In jedem Fänger batterieweis Donner und Blitz;
In seinem Doppelschnabel das wehende Grün
Der zwei Siegesschlachten: Breslau und Kollin,
Ausspreizend die geschweiften Flügel stundenweit,
Ein Bild erzkaiserlicher Unüberwindlichkeit.
Die Bataillone, Schwadronen standen also klar,
Daß schier jeder Mann da herauszuzählen war.
Und was dem Aug' verschleiert schwarzer Föhren Flor,
Trug Spähers Mund in seines Königs Ohr.
Und während das Ohr Gehör allseits hin gab,
Fliegt vorweg das Auge die ganze Linie ab.
Des Künstlers Auge sieht in des Handwerks Bau,
Faßt schnell zusammen in einem Blick die Schau.“

---

* Der Berg ist seit 1854 mit einem Denkmal geschmückt und trägt gegenwärtig den Namen „Friedrichshöhe.“ Das Denkmal besteht aus einer einfachen römischen Säule von weißgrauem schlesischen Granit, die eine vergoldete Viktoria trägt nach Entwürfen von Stüler und Rauch und zeigt auf verschiedenen Seiten die Inschriften: „Zum Andenken an König Friedrich des Grossen Sieg am 5. Dezember 1757. — Die Säule errichtete König Friedrich Wilhelm IV. 1854. — Durch Beiträge aus dem VI. Armeecorps.“

Was dieser eine Blick, der Coup d'oeil des Feldherrn, wie Friedrich ihn nennt, für ihn ergab, das sagt er selbst in seiner «Histoire de la guerre de sept ans»: „Auf den ersten Anblick der feindlichen Truppen urteilte man auf Grund des Terrains, daß die Hauptschläge gegen den linken Flügel derselben zu führen seien. Dieser war über einen mit Fichten bewachsenen Hügel ausgedehnt, aber schlecht angelehnt; hatte man sich dieses Postens bemächtigt, so gewann man den Vorteil des Terrains für den übrigen Teil der Schlacht, weil es von da fortwährend absteigt und sich gegen Nippern hin senkt, anstatt daß, wenn man sich zuerst ans Centrum machte, die Truppen des rechten österreichischen Flügels durch das „Lissaer Holz" (es ist der Zettelbusch bei Guckerwitz gemeint) den Anstürmenden hätten in die Flanke fallen können und daß man jedenfalls die Arbeit mit einem Angriff auf jenen Hügel hätte enden müssen, der die ganze Ebene beherrscht, d. h. man hätte das härteste und schwerste Stück Arbeit fürs Ende aufgespart, wo die Truppen, vom Kampfe bereits mitgenommen und ermüdet, nicht mehr zu großen Anstrengungen geeignet sind, während, wenn man mit der härtesten Operation anfing, man die erste Hitze des Soldaten benutzte und der Rest der Arbeit leicht war."

Nach diesen Erwägungen, welche das Ergebnis eines einzigen Augenblicks waren, war auch der Plan des Königs schnell entworfen, die Hauptmasse seiner Truppen gegen die linke Flanke des kaiserlichen Heeres zu werfen, die größten Anstrengungen mit seinem rechten Flügel zu machen und den linken vorsichtig zu verweigern. Ebenso schnell waren die Truppen in der Ausführung. Die vier Kolonnen, welche während des Kavallerieangriffs der Avantgarde und der Rekognoscierung des Königs bereits über Borne hinaus in östlicher Richtung vorgerückt waren, schwenkten jetzt mit ihren Spitzen rechts und schlugen die südliche Richtung — den Zobten zum Point de vue — ein, wobei aus den vier Kolonnen zwei wurden und der flügelweise Abmarsch in einen treffenweisen sich verwandelte, indem die Kavallerie, welche vorher die beiden äußeren Kolonnen bildete, jetzt an der Spitze und am Schlusse der beiden Treffenkolonnen — links das erste, rechts das zweite Treffen — marschierte. Der Marsch ging also parallel mit der feindlichen Schlachtordnung und war dem Auge des Feindes durch den bereits erwähnten von Norden nach Süden streichenden Höhenzug größtenteils entzogen. Der König selber hatte an dem westlichen Rande dieses Höhenzuges entlang reitend sowohl die feindliche Aufstellung, als den Marsch seiner Truppen im Auge.

Es war zwölf Uhr mittags vorüber, als der König auf der südöstlichsten und höchsten Kuppe dieses Höhenzuges, genannt der Wachberg oder die Wacht,

vor der Südwestseite von Lobetinz, ankam, von wo aus er eine freie Aussicht nördlich auf das Centrum der feindlichen Stellung bis weit über Leuthen hinaus und östlich auf die buschige Hügelgegend von Sagschütz und auf die Stellung des feindlichen linken Flügels hatte, gegen welchen der erste Angriff gerichtet werden sollte. Der Angriff sollte wieder in der „schiefen Schlachtordnung“ erfolgen. Bei der Bedeutung, welche diese Angriffsform in den Kriegen Friedrichs erlangt hat, sei es uns gestattet, hier einige Augenblicke bei der Betrachtung derselben zu verweilen.

Es ist die Aufgabe der Kriegskunst, die Kräfte der Truppen, ihre moralische und physische Tüchtigkeit in solcher Weise zu unterstützen und zu leiten, daß es auch dem numerisch schwächeren Teile möglich gemacht wird, den Sieg über einen stärkeren Gegner zu erringen. Friedrich, welcher, obgleich er fast überall die Offensive ergriff, doch auf den meisten Schlachtfeldern in der Minderzahl auftrat, glaubte ein Mittel zur Ausgleichung dieses Nachteils gefunden zu haben in der Anwendung der schiefen Schlachtordnung in Verbindung mit dem staffelweisen Abmarsch.

Der staffelweise Abmarsch besteht darin, daß die einzelnen Abteilungen einer Schlachtlinie nicht gleichzeitig, sondern nacheinander in Staffeln (en échelons) — die Staffel etwa zu ein Bataillon, ein Regiment, zuweilen auch eine Brigade — in Abständen von fünfzig, hundert oder zweihundert Schritten zum Angriff antreten, so daß die Schlachtlinie eine Art Treppe, jedes Echelon eine Stufe derselben vorstellt. In einer gewissen Entfernung kann man weder die Abstände, noch die einzelnen Echelons unterscheiden. Man sieht nur eine sich vorwärts bewegende Masse von bewaffneten Männern, zu ihren Häuptern die fliegenden Fahnen, ähnlich der macedonischen Phalanx, das Ganze von Staubwolken umhüllt, welche hier und da ein glitzerndes Geschützrohr durchblicken lassen. Diese Ordnung hat den Vorteil, daß die Beurteilung sowohl der Stärke, als der Marschrichtung des zum Angriffe vorrückenden Heeres dem Gegner erschwert wird; aber der eigentliche Zweck, die Ausgleichung der Nachteile der geringeren Stärke, wird durch diesen Abmarsch allein noch nicht erreicht; vielmehr würde sich aus demselben immer nur ein Frontalangriff in gebrochener Linie entwickeln, bei welchem die Aussichten auf einen glücklichen Erfolg für den Angreifer um so geringer sein würden, da die Abteilungen erst nacheinander an den Feind gelangen und daher jede einzelne zuerst den Widerstand der ganzen feindlichen Linie zu erfahren haben würde. Der Vormarsch wird indessen in der Weise bewerkstelligt, daß die vordersten Echelons während desselben die feindliche Aufstellung überflügeln, und daß ihr Angriff

mittels Einschwenkens zu schräger Front (etwa im Winkel von 45 Grad) gegen Flanke und Rücken des Feindes geführt wird. Die angreifenden vordersten Echelons befinden sich daher trotz der geringeren Stärke des Angreifers im ganzen auf dem bestimmten Angriffspunkte dem Feinde gegenüber in Überlegenheit. Indem dieselbe Angriffsweise bei dem successiven Eintreffen und Einschwenken der folgenden Echelons auf dem nämlichen Punkte mit neuem Nachdrucke fortgesetzt wird, gestaltet sich der Angriff in der schiefen Schlachtordnung zu einem fortgesetzten Überflügeln des Gegners und geht oft in ein vollständiges Aufrollen der feindlichen Schlachtlinie von einem Flügel bis zum Centrum oder bis zum anderen Flügel über.

Friedrich II. sagt selbst in der „Instruktion für die Generale der Armee": „Meine erste Regel geht auf die Wahl des Terrains, die zweite auf die Disposition der Bataille selbst. In dieser Gelegenheit ist es, wo meine oblique ordre de bataille sehr nützlich angemerkt werden kann; denn man refüsiert dem Feind einen Flügel und man verstärkt denjenigen, welcher attackieren soll; mit letzterem müßt Ihr alle Eure Force auf einen Flügel des Feindes richten, welchen Ihr in die Flanke nehmt . . . .

Die Vorteile dieser Position sind:

a. Es kann eine geringe Anzahl Truppen sich mit einem superieuren Corps messen.

b. Es attackiert ein Teil der Armee den Feind von einer decisiven Seite.

c. Wenn Ihr geschlagen werdet, so ist nur ein Teil Eurer Armee geschlagen worden, die übrigen drei Viertel sind noch frisch, dienen noch, die Retraite zu machen." *

---

* Natürlich ist das, was für eine bestimmte Zeit und unter einem Feldherrn nützlich und zweckmäßig erschien, nicht auch für alle Zeiten und unter allen Umständen zu empfehlen. Militärische Leser werden sehr wohl berücksichtigen, was ein anderer berühmter Stratege und Militärschriftsteller aus späterer Zeit, der preußische General von Scharnhorst, in dieser Beziehung sagt:

„Wenn wir den großen Auftritten des Siebenjährigen Krieges unsere Einsichten in den angewandten Teilen der Kriegskunst zum Teil zu verdanken haben, so dürfen wir dennoch nicht hierbei stehen bleiben und die Maßregeln und Anordnungen des größten Feldherrn seiner Zeit zu den unserigen machen wollen. Nur in der individuellen Lage, in der er sich befand, nur bei dem Verhältnisse der Ausbildung der Taktik in den gegenseitigen Heeren, nur bei dem System, welches Daun und die übrigen feindlichen Feldherrn befolgten, nur in der verzweifelten Lage, in der der König war, waren jene Maßregeln, jene Anordnungen vorteilhaft angewandt. In anderen Lagen und Verhältnissen erfordern sie Abänderungen, Modifikationen, neue Kombinationen, Hilfsmittel und Erfindungen, wenn man sich gleiche Erfolge versprechen will."

Hierin liegt zugleich der Grund, weshalb die schiefe Schlachtordnung in den Kriegen

Das Mittel, welches der Feind gegenüber dieser Angriffsform hat, besteht, wenn die Angriffsrichtung rechtzeitig erkannt wird, in der Bildung und Entgegenstellung einer neuen Front. Dies ist aber schwer, wenn die neue Front erst genommen werden kann, nachdem der erste Angriff bereits erfolgt und ein Teil der Truppen bereits in der Aktion des Kampfes begriffen ist. Es wird unmöglich, wenn die Truppen des Angreifers den gegnerischen an Geschicklichkeit in der Ausführung von Bewegungen und Manövrierfähigkeit weit überlegen sind.

Fragen wir nun, weshalb die Gegner Friedrichs diese taktische Ordnung nicht gegen ihn selbst in Anwendung brachten, so liegt der Grund hierfür darin, daß ihre Führer nicht das kühne Siegesvertrauen und den entschlossenen Mut zur Offensive, wie König Friedrich, und ihre Truppen nicht die militärische Zucht und taktische Ausbildung besaßen, wie sie den preußischen Truppen schon von König Friedrich Wilhelm I. und seinem alten Dessauer eigen waren.

Diese schiefe Schlachtordnung war von Friedrich bereits in den Schlachten bei Hohenfriedberg, Prag, Kollin und Roßbach in Anwendung gebracht worden; sie gelangte in keiner zu so vollendeter Ausführung wie bei Leuthen. Die Schlacht bei Leuthen war nach dem Urteile von Fachmännern bereits gewonnen, sobald die Schlachtidee des Königs in dem Anmarsche des Heeres, nachdem es über die deckende Hügelkette hinausgelangt war, in schiefer Schlachtordnung und in seinem Angriff gegen den linken Flügel der feindlichen Aufstellung zu Tage trat.

Die österreichischen Generale spähten um diese Zeit von allen Windmühlendächern und Kirchtürmen innerhalb ihrer Aufstellung herab. Sie hatten den König zuletzt gesehen, als er während des Angriffs der Zietenschen Husaren auf die sächsischen Dragoner auf dem Scheuberg bei Heidau hielt, und sie schlossen aus ihrer Ansicht von dem Anmarsche der preußischen Kolonnen, die um diese Zeit sich noch auf der Parchwitz-Lissaer Straße vorbewegten, daß sein nächster Angriff ihrem rechten Flügel gelten werde. Ja, einige wollten durch ihre Ferngläser bemerkt haben, daß der König, als er rekognoscierend auf jenem

---

neuerer Zeit nicht mehr in Anwendung gekommen ist, obgleich sie mit gewissen Modifikationen, die sich aus den Fortschritten der Taktik seitdem ergeben, aus den Kombinationen des Feldherrn keineswegs als ausgeschlossen anzusehen ist. Die Kriegskunst ist eben veränderlich.

Es stimmt hiermit überein, was der größte Stratege unserer Zeit, der Generalfeldmarschall Graf Moltke, einst einem Untergebenen antwortete, als dieser ihn fragte, ob die große Schwenkung der vereinigten ersten und zweiten preußischen Armee vor der Schlacht bei Gravelotte (18. August 1870), um dem Feinde die Verbindungen mit Paris abzuschneiden, nicht ein sehr gewagtes Manöver gewesen sei. „Gewiß war sie das," sagte Moltke, „indessen," setzte er sehr ruhig und nachdenklich hinzu, „man weiß ja doch auch, was man wagt und mit wem man es wagt."

Hügel hielt, mit seinem Krückstocke eine drohende Gebärde gegen ihren rechten Flügel hin gemacht habe. Obwohl es nun nicht wahrscheinlich ist, daß der König seinen beabsichtigten Angriff durch eine solche drohende Gebärde ankündigen würde, so wurden sie doch in ihrer falschen Voraussetzung durch diese scheinbare Wahrnehmung bestärkt, und General Graf Luchesi, welcher den rechten Flügel der Österreicher bei Nippern befehligte, sandte eine Meldung nach der anderen an den Oberbefehlshaber mit der Bitte um Verstärkung, erhielt abschlägige Antworten und ließ endlich vernehmen, „er wolle, falls der rechte Flügel nicht verstärkt würde, wegen des unglücklichen Ausgangs der Schlacht nicht verantwortlich sein.“ Hierauf sammelte Daun das ganze Reservecorps und einen großen Teil der Reiterei des linken Flügels, setzte sich selber an ihre Spitze und führte sie im scharfen Trabe dem rechten zu, eine Stunde weit nach rechts hin und immer weiter von dem Punkte ab, wo die eigentliche Gefahr für ihn lag.

Um diese Zeit schwenkten die preußischen Heersäulen von der bisher befolgten Heerstraße rechts ab, um sich, gedeckt durch den erwähnten von Borne nach Lobetinz hin streichenden Höhenzug, nach Süden zu wenden und weiter unten ihre schiefe Schlachtordnung zu bilden. Als Daun diesen Rechtsabmarsch der Preußen gewahrte, hielt er ihn für einen Rückzug und sagte kaltblütig zum Prinzen von Lothringen, vielleicht um ihn von einer übereilten Bewegung zurückzuhalten: „Die guten Leute paschen ab, lassen wir sie doch in Frieden ziehen!“

Eine halbe Stunde später tauchten jedoch die preußischen Heersäulen auf den südlichen Ausläufern der bergenden Kette bei Radaxdorf und Lobetinz angesichts des österreichischen linken Flügels wieder auf, machten nach rechts Front und entwickelten sich südöstlich von Lobetinz in schiefer Schlachtordnung, in drei Treffen staffelweise vom rechten Flügel abmarschiert, das erste Treffen unter dem General der Infanterie Fürsten Moritz von Dessau, 20 Bataillone, davon der rechte Flügel (10 Bataillone) unter dem Prinzen Ferdinand von Preußen, der linke (gleichfalls 10 Bataillone) unter dem Generallieutenant von Retzow, das ganze erste Treffen gleich einer breiten Heerestreppe, jede Stufe ein Bataillon, mit fünfzig Schritt Abstand von Bataillon zu Bataillon, so daß der Gesamtabstand vom vordersten bis zum letzten Bataillon circa tausend Schritt betrug; die schweren Geschütze — mit Ausnahme der zehn (Glogauer) Zwölfpfünder, die sich bei der Avantgarde befanden — in 4 Batterieen mit je neunhundert Schritt Abstand voneinander bei den verschiedenen Stufen verteilt, gleichsam die eisernen Pfosten des Treppengeländers bildend, nämlich: eine Batterie von 15 Kanonen und 2 Haubitzen beim rechten Flügel der Infanterie, eine zweite und dritte Batterie, jede von 12 Kanonen und 2 Hau-

bitzen beim Centrum des ersten Infanterietreffens und endlich eine vierte von 14 Kanonen und 2 Haubitzen beim linken Flügel der Infanterie. Dem ersten Treffen folgte das zweite unter Generallieutenant Forcade (12 Bataillone) in Regimentersprossen. Die Flügel beider Treffen bildete die Kavallerie und zwar diejenige des rechten Flügels, 43 Schwadronen, unter Zieten, des linken Flügels, 40 Schwadronen, unter Generallieutenant von Driesen. Die Reserve oder das dritte Treffen bildeten $3^1/_2$ Bataillone und 25 Schwadronen unter dem Prinzen Eugen Friedrich von Württemberg. In der Avantgarde befanden sich die Zietenschen Husaren und 2 Dragonerregimenter, 9 Bataillone Infanterie und die zehn aus Glogau mitgenommenen Zwölfpfünder. In dieser Formation trat die Armee gegen ein Uhr mittags ihren staffelweisen Vormarsch an, wobei sie durch stetes Halbrechtsziehen die feindliche Stellung bei Sagschütz immer mehr überflügelte, so daß der preußische linke Flügel, welcher vorher das Dorf Lobetinz vor sich gehabt, dasselbe Dorf bald in seiner Linken zu liegen hatte.

Wieder betrachteten die österreichischen Generale durch ihre Ferngläser verwundert das preußische Phänomen und suchten sich vergeblich über die preußische Angriffsrichtung klar zu werden. Nadasdy, welcher den österreichischen linken Flügel bei Sagschütz befehligte, konnte endlich keinen Zweifel mehr darüber haben, daß der nächste Angriff ihm gelte, und sandte dem Prinzen Karl, der auf einer Höhe bei Frobelwitz hielt, nach und nach mehr als zehn Offiziere, um ihn auf die Gefahr, welche dem österreichischen linken Flügel drohte, aufmerksam zu machen. Prinz Karl aber jagte wieder seine Adjutanten durch das Feld, um die Verstärkungen, welche er soeben seinem scheinbar bedrohten rechten Flügel zugesandt hatte, zurückzuholen und seinem wirklich gefährdeten und schon weichenden linken Flügel zuzuführen.

Die preußische Avantgarde hatte unterdessen ihren Angriff gegen den österreichischen linken Flügel und die Hakenstellung, welche Nadasdy mit einem Teile desselben bei Sagschütz genommen hatte, eröffnet. Es war nicht günstig für die Österreicher, daß gerade die wichtigsten Punkte dieser Flanken- und Hakenstellung den württembergischen und bayrischen Hilfsvölkern übergeben waren, auf deren Zuverlässigkeit sie nicht unbedingt rechnen konnten. General von Wedell vertrieb mit drei Bataillonen die Württemberger aus dem Sagschützer Kiefernbusch, während die anderen sechs Bataillone der Avantgarde den von Ungarn besetzten Kaulbusch, südöstlich von Sagschütz, säuberten und durch ihr lebhaftes Gewehrfeuer die Reiterei Nadasdys, als sie sich bei Sagschütz zum Angriff gegen die Zietensche Kavallerie entwickelte, zu schleunigem Rückzuge veranlaßte. Die Bataillone der Avantgarde drangen nach dieser

glücklichen Einleitung mit Ungestüm weiter vor, bemächtigten sich der auf der Anhöhe hinter Sagschütz aufgestellten Batterie von vierzehn Geschützen, vertrieben auch die Bayern aus ihrer wichtigen, durch Gräben und Verhaue gesicherten Hakenstellung zwischen Sagschütz und den Gohlauer Mittelteichen und warfen sie in Unordnung auf die zur Unterstützung Nadasdys vom Centrum her eintreffenden Verstärkungen zurück. Sehr viel trugen zu diesen ersten glücklichen Erfolgen der Avantgarde die zehn Glogauer Zwölfpfünder bei, deren dumpf dröhnende Baßstimme von dem Gekrach der Feldstücke deutlich zu unterscheiden war. Die Kavallerie Zietens war während des Gefechts des Fußvolks wegen der vorhandenen Terrainschwierigkeiten — Gräben, Hecken und Sumpfstellen — noch zu keiner gemeinsamen Wirkung gekommen und sogar einigemal genötigt worden, ihre Vorbewegung zeitweise einzustellen. Nachdem das preußische Fußvolk über Sagschütz hinaus vorgerückt war, sammelte sie sich zu einem gemeinsamen Angriff und warf die Reiterei Nadasdys und einen Teil der Reiterei des linken Flügels über den Haufen, wobei die Regimenter Garde du Corps und Gendarmes das österreichische Dragonerregiment Jung-Modena so übel zurichteten, daß es die Hälfte seiner Mannschaften verlor. Mit nicht mehr zu zügelnder Kampfeslust brachen die Zietenschen Husaren unter ihrem tapferen Obersten von Seelen aus dem dritten Treffen vor die Kürassiere des ersten Treffens, holten die auf der Flucht begriffenen Württemberger und Bayern ein und nahmen ganze Bataillone gefangen.

Während die siegreiche Avantgarde sich fortgesetzt rechts hielt, stets die linke Flanke und schon den Rücken des Feindes bedrohend, rückte auf ca. dreihundert Schritt Entfernung von derselben die eigentliche Schlachtlinie der Preußen in ihrer staffelweisen Ordnung, unaufhaltsam und unwiderstehlich im Heerschritt, mit „furchtbarer Ruhe in der Geschwindigkeit,“ gegen die österreichische Hauptstellung vor über Gräben und Verhaue, über Trümmer und Schanzen, über Tote und Lebendige fort, Echelon auf Echelon, immer den Feind überflügelnd, wie er sich auch drehen und winden mochte, um dem Angriff die Stirn zu bieten. Prinz Karl zog jetzt von seinem vorhin unnötigerweise verstärkten rechten Flügel immer mehr Truppen nach dem Centrum und linken Flügel. Sie trafen aber zu spät ein, um die vollständige Niederlage des letzteren noch abwenden zu können. Sie behielten nicht die Zeit und Ruhe, um sich in Ordnung aufzustellen, und wurden oft schon durch das preußische Geschützfeuer auseinander gesprengt; denn auch die schweren Zwölfpfünder waren trotz der Terrainschwierigkeiten unter unglaublichen Anstrengungen von Mensch, Roß und Stier dem vordringenden Fußvolke nachgeschleppt worden.

Der ganze linke Flügel der Österreicher drängte sich in Verwirrung und Flucht vor der fortgesetzten preußischen Umfassung nach dem Centrum, nach dem Dorfe Leuthen zusammen. Eine lebendige Schilderung von diesen Schlachtmomenten und der auf österreichischer Seite herrschenden Verwirrung giebt ein Augenzeuge und Mitkämpfer, der junge Prinz von Ligne, damals Hauptmann in einem österreichischen Infanterieregiment, in seinem Tagebuche vom Jahre 1757: „Man schrie nach der Reserve und daß sie so geschwind als möglich marschieren solle; wir liefen, so sehr wir laufen konnten. Mein Obristlieutenant blieb gleich anfänglich; überdem verlor ich meinen Major und alle Offiziers außer dreien, nebst elf oder zwölf Volontärs und Kadetts. Schon waren wir über zwei Gräben hinweg, die sich links der Leuthener Häuser in einem Baumgarten befanden, und fingen schon an, uns vor dem Dorfe zu formieren. Aber es war nicht auszuhalten. Außer einer Kanonade, die man sich schwerlich vorstellen kann, regnete es Kartätschenkugeln auf das Bataillon, welches ich, weil kein Obrister mehr vorhanden war, jetzt kommandierte, und das dritte Bataillon der königlichen Garde, welches schon verschiedene unserer Regimenter die Musterung hatte passieren lassen, gab in einer Entfernung von achtzig Schritten das lebhafteste Feuer auf uns. Es stand wie beim Exerzieren und erwartete uns, ohne sich zu rühren. Das auf meiner rechten Seite stehende Regiment Andlau konnte sich wegen der Häuser nicht gehörig formieren, stand dreißig Mann hoch hinter mir und schoß uns zuweilen in den Rücken. Das Regiment Mercy auf meiner Linken nahm Reißaus und dies war mir lieber. Durchaus konnte ich die fünfzig Schritt rückwärts stehenden Dragoner von Bathiany nicht dahin bringen, daß sie eingehauen hätten, um mich aus der Verlegenheit zu ziehen. Meine Soldaten, die vom Laufen noch abgemattet waren und keine Kanonen hatten (denn diese waren entweder aus Not oder freiwillig zurückgeblieben), waren zerstreut, weniger geworden und schlugen sich nur noch aus Verdruß. Mehr unsere Ehre als das Beste des Ganzen bewog uns, daß wir nicht davonliefen. Ein Fähnrich von Arberg half mir eine Weile aus seinen und meinen Trümmern eine Linie zu formieren, allein er wurde totgeschossen. Zwei Grenadier-Offiziers führten mir zu, was sie noch hatten. Als ich jetzt nebst dem, was von meinem braven Bataillon noch übrig war und einigen glücklicherweise wieder beisammengebrachten Ungarn, höchstens zweihundert Mann zusammen hatte, zog ich mich auf die Anhöhe bei der Mühle zurück.“ — —

Diese flache Anhöhe nördlich von Leuthen wurde der Sammelpunkt für die österreichischen Reserven, welche sich in dichten Massen, teilweise bis zu hundert Mann tief, daselbst aufstellten. Hier wurde nach und nach das gesamte

schwere Geschütz aufgepflanzt. In Leuthen sammelten sich die flüchtigen Haufen zu neuem Widerstande. Das Dorf wurde in aller Eile zur Verteidigung eingerichtet, an der langen Südfront sowie gegen Osten und Westen mit einem brustwehrartigen Erdaufwurf umgeben, an den Eingängen verbarrikadiert. Besonders zahlreich mit Infanterie und auch mit Kanonen war der ziemlich in der Mitte des Dorfes hochgelegene, mit einer hohen Steinmauer umgebene Kirch-



Hauptmann von Möllendorf stürmt mit dem 3. Bataillon des Garderegiments das Dorf Leuthen.

hof besetzt, welcher die von Sagschütz und Schriegwitz her in das Dorf führende Mittelgasse beherrschte; an den Ecken der Kirchhofmauer befanden sich noch höhere bastionartige Vorsprünge, wahre Bollwerke des Todes. Erst nach wiederholtem Ansturm gelang es den beiden Gardebataillonen, in das Dorf einzudringen. Bei dem mörderischen Feuer vom Kirchhofe her stutzte der Kommandeur des bisher so tapfer vorgedrungenen dritten Bataillons Garde und mit ihm die Mannschaft für einen Augenblick. Aber der Augenblick war wichtig. Es galt Eindringen oder Zurücklaufen. „Hier ist nicht zu bedenken!“ rief der älteste Hauptmann, der damals dreiunddreißig Jahre alte (spätere Feld-

marschall) von Möllendorf, dem unentschlossenen Kommandeur zu: „Vorwärts, ein anderer Mann her! Folgt mir, Leute!“ Damit sprang er vor die Front, führte das Bataillon auf den versperrten Thorweg los und stieß und riß gewaltsam die Flügel des Kirchhofthores auf, während mehr als zehn Gewehre auf ihn angeschlagen waren. Das nachdringende Bataillon warf den Feind nach verzweifelter Gegenwehr aus dem Kirchhofe heraus. Das Dorf war genommen.

Ein schwereres Stück Arbeit blieb aber noch zu thun. Der Prinz Karl war entschlossen, die Windmühlenhöhe hinter dem Dorfe bis aufs äußerste zu verteidigen. Endlich hatte er auch seinen rechten Flügel eine Rechtsschwenkung um die Axe „Leuthen“ ausführen lassen, um ihn in eine neue, wenigstens einigermaßen parallele Stellung zu der preußischen Angriffsfront zu bringen. Die Vorteile der schiefen Schlachtordnung, welcher die Preußen ihre bisherigen Erfolge zu danken hatten, gingen damit verloren; aus dem schiefen Angriff wurde ein frontaler, und selbst der ganze linke Flügel der Infanterie, der bisher, dem ursprünglichen Plane des Königs gemäß, versagt gehalten wurde und bei Radaxdorf stand, kam jetzt ins Feuer. Sowohl durch das fortwährende Rechtsziehen der Armee und bei dem Durchgange durch Leuthen, bei welchem die Bataillone nicht in Front bleiben konnten, als auch durch die — namentlich bei der Einnahme von Leuthen — erlittenen Verluste waren nicht unbedeutende Lücken in der Linie des ersten Treffens entstanden, welche durch frische Truppen aus dem zweiten Treffen und vom linken Flügel her ausgefüllt werden mußten, und nachdem dies geschehen, gab es keine frischen Truppen mehr auf preußischer Seite. Die feindliche Übermacht wurde mit jeder Minute drückender und empfindlicher fühlbar. Wohl gedachten die tapferen preußischen Krieger der Antwort, welche sie dem Könige vorgestern an ihren Biwakfeuern auf die Frage gegeben hatten: „Wie wird's werden? Drei kommen auf einen“; — sie standen auch jetzt noch fest und unerschütterlich und wichen keinen Zoll; aber vorwärts bringen konnten sie nicht mehr, und die Schlacht — sie kam zum Stehen.

In dem engen Raume zwischen dem Dorfe Leuthen, über das hinaus vorzudringen die Preußen nicht vermochten, und der Windmühlenhöhe nördlich des Dorfes, welche mit den schweren österreichischen Batterieen besetzt war, stand die Schlacht eine halbe Stunde wie festgebannt. Vergegenwärtigen wir uns diese verhängnisvolle Krisis der Schlacht nach der Schilderung des Dichters (C. F. Scherenberg in seinem vaterländischen Schlachtgedicht „Leuthen“):

„Fiebernd heiß und kalt wechselt der Sturm auf die Schädelstätt',
Geht drauf mit Kugeln, geht drauf mit Bajonett;

Umsonst! Hinüber kommt keiner — kein Gang mehr geht,
Als unter die Batterieen, und die Schlacht — sie steht. —
Und Thaten im Fahnensturme gescheh'n,
Um an sie zu glauben, mußte man sie seh'n —
Sie nacherzählen wäre eitel Lug und Trug,
Zu viel den Lebend'gen, den Toten nicht genug,
Doch beide thun die Wunder, und die Schlacht, sie steht
Und eine halbe Stunde Dezemberlicht vergeht."

Während dieser halben Stunde, vielleicht der ernstesten seines Königslebens, hielt König Friedrich auf seinem Beobachtungsposten, dem Wachberge, ruhig und reglos wie ein Erzbild, und sein Geist durchwandelte das Gefild, auf welchem in einem der nächsten Augenblicke die Entscheidung gefallen sein sollte über seinen schlesischen Herzogshut, — vielleicht über seine preußische Königskrone, die Entscheidung über das Schicksal Preußens, der Hohenzollern und des Reiches.

Ernst und einsilbig, gleichsam aufhorchend, wandte er sich darauf an seine Umgebung mit der Frage: „Brummen sie noch?" — und mit dumpf dröhnender Donnerstimme fielen von drüben, von der Höhe westlich Leuthen her, die oft genannten Glogauer Zwölfpfünder, von diesem Tage an in der Armee „die Brummer" genannt, ein, als wollten sie selber laut die Antwort geben: „Ja, sie brummen noch!"

Ein furchtbares Artilleriefeuer von beiden Seiten füllte diese bange, erwartungsvolle halbe Stunde aus —, es war das Atemholen des Todes.

Westlich von Leuthen hielt noch General Graf Luchesi mit dem bisher unberührt gebliebenen rechten Flügel der österreichischen Reiterei, ca. 50 Schwadronen. Der heißblütige Ritter, der bisher in der Schlacht nichts gethan, als durch seine dringenden Bitten um Succurs den österreichischen linken Flügel im entscheidenden Augenblicke einen Teil seiner besten Kräfte entzogen hatte, sehnte sich danach, durch irgend eine kühne That seinen Irrtum von vorhin wieder gut zu machen. Da gewahrte er, daß die linke Flanke der Preußen — wie er meinte — vollständig ungedeckt stand, und setzte alsbald an, um durch einen kühnen Angriff auf die Infanterie die preußische Schlachtlinie von ihrer linken Flanke an aufzurollen — also das Gegenteil von dem preußischen Aufrollen, das hier bei Leuthen ins Stocken gekommen war — und dadurch die Schlacht mit einem Schlage zur Entscheidung zu bringen.

Aber hinter dem Berge, auf dem der linke Flügel der preußischen Infanterie stand, lauerte in gedeckter Stellung der alte Driesen mit der Kavallerie des linken Flügels. Er hatte schon lange die Bewegungen der Reiterei Luchesis beobachtet, ließ ihn auch jetzt ruhig vorüber, bis er ihn bereits mit zehn

Schwadronen in seiner Rechten überflügelte. Dann brach er mit Blitzesschnelle gegen ihn vor. Lassen wir noch einmal den Dichter reden:

„Auf den hab' ich gewartet!“ spricht hinterm Berg versteckt
Der alte Träumer Driesen, immer wenn's Zeit geweckt.
Und wie der stille Berggeist, Meister Rübezahl,
Herausgreift aus den Schluften dreiarmig übers Thal,
So ihn das Volk der Zwerge hohnneckt mit keckem Schwank,
Vorstrecken sich drei Schatten über die Halde lang.
Das sind die zehn Schwadronen Dragoner Baireuth,
Die Puttkamerschen Husaren und die Seydlitzschen Leut'.

„Dragoner nehmt in Flanke, Husaren in Rücken sie,
Und ich,“ spricht Driesen, „werf' die schwere Kavallerie,*
Dreißig Schwadronen, ihnen ins Gesicht;
Da muß der Teufel uns holen, wenn er sie nicht kriegt.“
Und es beginnt ein Reiten, so bei Roßbach erst begann,
Von dem wir nichts mehr kennen, als daß man's nicht mehr kann.**

„Zusammengenommen!“ spricht seine Schenkelsprach'
Der Mann zum Tiere. Vibrierend zucket nach
Das Tier durch Leib und Leben dem angefühlten Befehl,
Und zusammen sind Roß und Reiter wie Leib und Seel'.

Und Marsch! und schärfer und heißer mit jeder Minut'
Arbeitet draußen der Huf und drinnen das Blut;
Fort stößt die Nüster den kochenden Schwall,
Weg wirft der Huf die verhämmerten Wege all'.

Und über die schlanken Flanken, Schenkel an Schenkel geklebt,
Helfend mit allen Hilfen der leichte Reiter schwebt.
Schmächtigend sich und spitzend schier bis zum Verschwind,
Sich in sich verkriechend zu schneiden den Wind,
Gangart aus Gangart, Schritt, Trapp, Galopp, Carriere,
Bis weg von der Erde ins Ventre à terre.

Und alles, was drunter, muß über den Ritt,
Die Straßen steigen, verwolken und fliegen mit,
Bis Reiter, Roß und Straße eine Wolke, nichts mehr,
Ziehend über die Eb'ne, ein Wetter, tief und schwer,
Drinnen ein Brausen, Rauschen, wie strömend Wasser und Wind,
Bis wieder die brausenden Wetter die sausenden Reiter sind.

* Alt-Krockow-, Driesen-, Kyau-, Prinz Schönaiche und Geßler-Kürassiere, je 5 Schwadronen, und 5 Schwadronen Karabiniers.

** Von des verstorbenen Dichters trefflicher Schlachtendichtung ist nach dem Jahre 1870, insbesondere nach den Tagen von Mars la Tour und Gravelotte, keine neue Auflage erschienen, sonst würde diese Stelle wohl anders lauten, etwa: „Von dem wir alle kennen, daß man es heut noch kann.“

Von diesem so unvermutet und plötzlich sich erhebenden preußischen Reitersturm stäubten Luchesis Reitergeschwader nach allen Richtungen auseinander, hinaus über den Horizont. Luchesi selbst brach zusammen unter den langen Degen der Kürassiere, — ein tapferer, heißblütiger — vielleicht etwas zu hitziger Mann. Mit seinem Namen verknüpft die Tradition die Urheberschaft des Spottnamens der „Berliner Wachparade,“ welchen die Sieger von Leuthen zu ihrem Ehrennamen erhoben.

Als die österreichische Infanterie des rechten Flügels ihren eigenen Reiterflügel gebrochen, die preußische Reiterei in ihrem Rücken sah, da verzagte sie am Ausgange. Ganze Bataillone warfen die Gewehre weg und ergriffen die Flucht. Von neuem rückte die ganze preußische Schlachtlinie in gerader Front im Sturmschritt gegen die letzte Stellung der Österreicher hinter Leuthen vor. Wie vorhin Kugel und Bajonett die österreichische Schlachtlinie von ihrem linken Flügel zum Centrum aufrollten, so that es jetzt der Schrecken von ihrem rechten Flügel an. Nur auf dem Windmühlenberge droben, nördlich von Leuthen, standen noch zwei alte österreichische Regimenter, verächtlich auf die allgemeine Flucht ringsum herabblickend, — die Regimenter Wallis und Durlach, fest und unerschüttert zu ihren Fahnen. Da schmetterte preußische Schlachtmusik; unter den Klängen ihrer beliebten Weise, dem Hohenfriedberger Stück, setzte das berühmte Dragonerregiment Baireuth unter seinem Führer, Generalmajor von Meyer, zur Attacke an und ritt Bresche in dieses letzte, lebendige Bollwerk der Österreicher auf dem Schlachtfelde von Leuthen. Die tapferen Männer flohen nicht, — sie fielen bei ihren Fahnen.

Nun floh der Feind allerorten in Unordnung, alle Regimenter durcheinander gemischt — die Hauptmasse über Saara und Lissa — über die Brücken des Schweidnitzer Wassers (die der Weistritz) nach Breslau zu. Der Kampf war zu Ende, eine der entscheidungsvollsten Schlachten des Jahrhunderts ausgekämpft. „Hätte es den Preußen zuletzt nicht an Tageslicht gefehlt,“ sagt Friedrich, „so wäre diese Schlacht die entscheidendste des Jahrhunderts geworden.“

Der Verlust der Preußen betrug an Toten und Vermißten 20 Offiziere und 1121 Mann, an Verwundeten 191 Offiziere und 4927 Mann, an Gefangenen (bei dem ersten Angriff der Reiterei des rechten Flügels unfern Gohlau) 5 Offiziere und 80 Mann. Die Österreicher verloren gegen 3000 Tote, 6000—7000 Verwundete und bereits auf dem Schlachtfelde 12000 Gefangene, ferner 51 Fahnen und Standarten und 116 Kanonen.

Nur drei Stunden hatte die blutige Arbeit gedauert. „Meine Herren,“ sagte Friedrich am Abend bei der Ausgabe der Parole, „nach einer so gethanen

Arbeit ist gut ruhen. Dieser Tag wird Ihren und der Nation Ruhm auf die späteste Nachwelt bringen."

Einem alten General, der dem Könige seine Glückwünsche zu dem errungenen Siege abstattete, erwiderte derselbe mit aufrichtiger Frömmigkeit: „Das hat ein Höherer gethan!" — „Ja," sagte der General, „und Ew. Majestät vortreffliche Dispositionen." — „Ach, was will Er mit Seinen Dispositionen, — na," setzte er nach einer Weile hinzu, „es kommt wohl eins zum andern."

Ja, es kommt eins zum andern. Zu den Dispositionen gehörten auch die Männer, die für ihre strenge Ausführung sorgten, das waren vor allen: der ernste besonnene Fürst Moritz von Dessau, der vom Könige auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall ernannt wurde mit den Worten: „Ich gratuliere Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall!" und als dieser, mit dienstlichen Anordnungen beschäftigt, die letztere Anrede überhörte, noch einmal: „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratuliere, Herr Feldmarschall? Sie haben mir heute so bei der Bataille geholfen und alles vollzogen, wie mir noch nie einer geholfen hat," — gewiß, ein recht erquickendes Wort für den tapfern Dessauer, dem bei allen seinen Thaten doch seit dem Tage von Kollin ein anderes, rauhes Wort des Königs von „Ordres parieren" 2c. in den Ohren geklungen hatte. Zu den andern, die an dem Ruhme des Tages den meisten Anteil hatten, gehörten ferner noch insbesondere drei Männer: der dienstgetreue Retzow, der kaltblütige, gottesfürchtige Zieten und der stille „Träumer Driesen, immer wenn's Zeit geweckt."

Es gehörten aber auch noch diejenigen dazu, welche die Dispositionen des Königs, die Befehle ihrer Vorgesetzten pünktlich ausführten, diese ganze in der strengen Schule der Zucht und des Gehorsams herangebildete Armee, von der Friedrich in seinem Schlachtberichte sagte: „Es ist unnötig zu erinnern, daß unsere ganze Armee vom Offizier bis zu dem gemeinen Mann Wunder der Tapferkeit in dieser Bataille gethan. Man darf nur die That reden lassen."

Das Bewußtsein, daß Gott ihm sichtbar beigestanden und ihm einen großen Sieg gegeben habe, erfüllte den König ganz und versetzte ihn in eine frohe und gehobene Stimmung. Es dunkelte schon, als er mit einigen Bataillonen — es waren die Grenadierbataillone Manteuffel, Wedell und Heyden (Ramin) — vom Schlachtfelde nach Lissa aufbrach, um sich noch des dortigen Überganges über das Schweidnitzer Wasser zu versichern und in dem Schlosse daselbst, dessen Besitzer, Baron von Mudrach, ihm persönlich bekannt war, sein Nachtquartier zu nehmen. „Heda, Kretscham von Saara, Licht auf meinen Weg! — Bringe Er eine Laterne und komme Er mit!" — „Saarhans," der

Kretscham, d. i. Wirt des ärmlichen Wirtshauses, kommt mit der Laterne in seiner Rechten, mit seiner Linken auf sein Geheiß den Steigeriemen des Königs erfassend, den er für einen General, jedenfalls für eine sehr hochstehende Person hält, die es nicht übelnimmt, wenn er sie „Ihre Excellenz" anredet. Wir denken uns gern den großen König am Abend seiner glänzenden Großthat in der Unterhaltung mit dem schlichten schlesischen Bauer, die wir deshalb hier nach Nikolais „Anekdoten von König Friedrich II." mitteilen. Wir glauben zwar selbst nicht, daß sie in allen Einzelheiten so stattgefunden hat, wenn auch Nikolai sich auf einen Augenzeugen beruft; aber es fehlt ihr doch nicht an innerer Wahrscheinlichkeit:

„König. Kommt nur hier neben mir und faßt meinen Steigeriemen an. (Der Wirt mit der Laterne thut es). Wir sind doch auf der Breslauer Straße, die durch Lissa geht?

Saarhans. Ja, Ihr Excellenz.

K. Wer seid denn Ihr?

S. Ihr Excellenz, ich bin der Kretscham von Saara, sie nennen mich halt den Saarhans.

K. Ihr habt wohl viel ausgestanden?

S. Ach, Ihr Excellenz, was wollt' ich nicht! Seit achtundvierzig Stunden, daß die Österreicher übers Schweidnitzer Wasser gekommen sind, ist's in meinem Hause so voll gewesen, daß kein Apfel zur Erde mochte kommen; da ha'n sie mich angeschircht, daß ich's kaum schaffen konnte, und da hatten sie soviel Gesindel um sich, die han mich recht gequält, fast han se mich reene ausgeplündert.

K. Das thut mir recht sehr leid. — Kamen auch Generale in Euer Haus? Was sagten sie denn? Erzählt es mir doch!

S. I nu, halt gern, Ihr Excellenz! Seit gestern mittag hab' ich den Prinz Karl in meiner Stube und seinen Adjutanten mitsammen im Hause gehabt. Da war ein Gefrage und Geschicke! Hundert kamen geritten, und hundert wurden wieder weggeschickt, und so gingen sie aus und ein, die ganze Nacht; wie einer weg war, kamen zehn andere wieder. Ich mußte beständig Feuer in der Küche halten, und die vielen Offiziere drängten sich heran, um sich zu wärmen. Da schwatzten sie nu hin und her. Einer sagte, da käme nu unser König mit seiner Potsdamschen Wachparade. Einer sagte wieder: «Oach, sie trauen sich hoalt nicht zu kommen! Sie laafen, lassen wir sie hoalt laafen!» Aber das freut mich, daß sie unser König diesen Nachmittag vor ihr dummes Gespott so brav bezahlt hat!

K. Wann seid Ihr Euern hohen Gast losgeworden?

S. Heute vormittag, ungefähr um neun, setzte sich der Prinz zu Pferde, und schon heute nachmittag, so um drei, kam er hier mit anem großen Schwarm Offiziers wieder zurück, und immer im starken Trabe vorbei nach Lissa. Da waren sie so trötzerlich hergekommen, und nu ging's hinter sich den Damm längs herauf, daß sich keiner umsah. Da merkt' ich gleich Unrat, und nach ihm dauerte der Zug immer so breit der Damm war, bis vor ungefähr ane gute Stund', da hat's denn an Ende. Nichts war in Ordnung, Reiter und Musketier, das alles lief durchanander. Unser König muß sie jämmerlich gehuscht han! Aber unser Herre Gott steht dem klaanen Haufen bei, und das han sie nun vor ihren Hochmut und ihre Lästerungen; — denn, Ihre Excellenz, die österreichischen Offiziers sagten noch: «Unser König würde schon von seinen ersten Generals und Verwandten verlassen, und wären sie vonsammen gegangen,» was ich doch nimmer und in Ewigkeit glooben kann.

K. Ihr habt recht, so was kann man von meiner Armee nicht glauben.

S. (stutzt über das «meiner») Mein Gott, so sind Sie wohl gar unser gnädigster König! Und ich bitte ja recht schön um Vergebung, wenn ich in meiner Einfalt was erzählt hätte, das sich nicht schickt .....

K. Nein, Ihr seid ein ehrlicher Mann, und wahrscheinlich evangelisch?

S. Joa, joa, Ihr Majestät, ich bin ooch von Ihrem Glooben — —"

Piff, paff! da knallten plötzlich einige Schüsse aus dem nahen Busche zur Rechten der Straße, die Kugeln zischten um den König und sein Gefolge. Die treuherzige Erzählung des Wirts schien nämlich nicht allein die Umgebung des Königs, sondern auch die Reiter angelockt zu haben, welche das Terrain voraus an der Straße nach Lissa aufklären sollten, dies aber versäumt hatten. Die Schüsse schienen auf die Laterne gezielt gewesen zu sein, welche der neben dem König schreitende Wirt in der Hand hielt. Sie hatten glücklicherweise niemand getroffen; nur einige Pferde waren an den Beinen verwundet worden. Auf der Stelle hatte die Unterhaltung ein Ende; man rief: Licht aus! und was zu Pferde war, sprengte sofort seitwärts vom Fahrdamm hinunter auf die Wiese. Der König ließ einige Kanonenschüsse abfeuern und setzte dann seinen Ritt bis nach dem nahen Lissa fort. Die Straßen waren leer; aber in den Häusern war Leben. Man bemerkte bald, daß der Ort noch von Österreichern besetzt sei, meistens Flüchtigen und Versprengten, die hier Quartier genommen. Man schoß aus den Häusern auf die Begleitung des Königs, und die Grenadiere erwiderten das Feuer. Der König aber wandte sich gelassen zu seinen Begleitern, und mit den Worten: „Messieurs, folgen Sie mir; ich weiß hier Bescheid," ritt er links über die Zugbrücke, welche nach dem herrschaft-

lichen Schlosse von Lissa führt. Auf dem Schloßhofe stieg er vom Pferde und wurde von dem Wirte, Baron Mudrach, ehrerbietig begrüßt. Vor dem Eintreten des Königs in das Schloß fragte ihn der König: „Ist bei Ihm alles reene?" welche Frage dieser in Aufregung und Zerstreuung bejahte. Aber schon auf der Treppe sah der König eine Anzahl von österreichischen Offizieren verschiedener Grade mit Lichtern ihm entgegenkommen, welche über die unerwartete Ankunft des königlichen Gastes nicht wenig betroffen waren und ehrerbietig zur Seite traten. Der König erkannte wohl die Gefahr, in der er schwebte, verlor jedoch nicht einen Augenblick seine Geistesgegenwart, lüftete seinen Hut und rief den Offizieren freundlich zu: „Bon soir, messieurs! Sie haben mich wohl hier nicht vermutet. Kann man hier auch noch mit unterkommen?" Zum Baron Mudrach aber sagte er leise: „Er verdient, daß Ihm der Kopf vor die Füße gelegt würde." Der Zorn des Königs legte sich aber wieder, als er erfuhr, daß jene unrichtige Antwort des Barons, der übrigens ein treuer Anhänger des Königs war, auf seine Frage beim Eintritt nur auf einem Mißverständnis beruht habe, und als das ganze gefährliche Unternehmen einen so heiteren Ausgang nahm. Während nämlich der König auf dem Schlosse sich mit den österreichischen Offizieren unterhielt, waren einige Offiziere seines Gefolges nach Leuthen zurückgeeilt und hatten schleunigst noch mehr Truppen nach Lissa



„Bon soir, messieurs."

herbeigeholt, welche bald den ganzen Ort besetzten und alle darin befindlichen Österreicher zu Gefangenen machten. Die Brücke über die Weistritz wurde von den Preußen besetzt und am Ufer Geschütz aufgefahren.

Als der König, nachdem dies alles abgemacht war, in dem Lissaer Schlosse an der Abendtafel saß und sich dabei auch mit dem Besitzer des Schlosses, Baron Mudrach, unterhielt, richtete er an diesen plötzlich die Frage: „Kann Er Pharo spielen?"

Der Baron stutzte; er wußte, daß der König das Hazardspiel haßte. „In meiner Jugend — —" stammelte er; aber der König unterbrach ihn: „So weiß Er doch, was va banque ist? Das habe ich heute gespielt!" —

Unterdessen war, ohne einen ausdrücklichen Befehl dazu erhalten zu haben, die ganze preußische Armee von dem Schlachtfelde aufgebrochen und dem Könige in der Richtung nach Lissa gefolgt. Der Marsch geschah unter ernster Stille. Alles war noch von dem Hochgefühl der Dankbarkeit erfüllt, welche hervorquoll aus dem Bewußtsein, eine große geschichtliche That vollbracht zu haben, die der Mensch nicht seiner eigenen Kraft allein zuzuschreiben wagt, sondern der Hilfe eines Höheren, der auch in dem einzelnen Menschen mächtig ist.

Plötzlich unterbrach ein Grenadier die Stille, indem er das Lied anstimmte:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden!"

„Wie aus einem tiefen Schlafe erwacht," berichtet von Retzow, der sich unter diesen Truppen befand, „fühlte sich jeder zum Danke gegen die Vorsehung für seine Erhaltung hingerissen, und mehr als 25000 Menschen sangen diesen Choral einstimmig bis zu Ende. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derselben und das Grausende eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritt auf eine Leiche stieß, gaben dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden ließ, als sie beschrieben werden kann; selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihrem Wehklagen erfüllt hatten, vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen, um Anteil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneute innere Festigkeit belebte jetzt den durch so viele Anstrengungen erschlafften Krieger; ein lauter Jubel ertönte aus aller Munde, und als gleich darauf das heftige Kanonenfeuer bei Lissa gehört ward, wollte es einer dem andern an Geschwindigkeit zuvorthun, seinem Könige beizustehen.

Man hat wohl das Rauschen der Waldströme gehört und das Brausen

der Meeresflut; aber die Stimme eines Heeres, das auf dem Schlachtfelde seiner Siegesthaten seine Seele zu Gott erhebt, die hatte man wohl bis zu dem Tage von Leuthen noch nicht gehört. So wurde das Lied von Leuthen zu einem Siegespsalm des preußischen Heeres, welcher die Jahrhunderte durchhallt und welcher der glorreichen Waffenthat erst ihre wahre und höchste Weihe gab.

Wohl dauerte der Krieg noch vier lange Jahre fort mit Elend und Verwüstung; er forderte von den Menschen Opfer an Gut, Glück und Leben und trug dem Könige noch manche schmerzliche und kummervolle Erfahrung ein; aber der Geist von Leuthen blieb in den Preußen mächtig. Er stärkte den König und sein Volk und Heer auch fernerhin zu Kampf und Sieg.

Der „preußische Grenadier" (Gleim) dichtete „auf dem Marsche unweit Lissa" sein Kriegslied:

„Auf diesem Hügel saßen wir,
Sahn unsers Sieges Frucht,
Sahn unsers Feindes Musketier
Und Reiter auf der Flucht.

Der Schrecken Gottes trieb sie fort,
Sie liefen taub und stumm
Aus ihrer Schlacht von Ort zu Ort,
Sahn sich nicht einmal um.

Wir aber saßen Mann bei Mann
Und dachten keinen Spott,
Und stimmten all' auf einmal an:
Nun danket alle Gott!

O, dieses Lied ihm singen so!
So preisen seine Macht,
Gehn wir, wir alle, frei und froh
Noch einmal in die Schlacht.

Im Volke aber sang man:

Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann,
So schlägt er mit der Wachparade
Noch einmal achtzigtausend Mann.

Ja, bis in die neueste Zeit hinein ist die Schlacht bei Leuthen Gegenstand der Dichtkunst geblieben. Wir haben in unserer Darstellung öfters auf Scherenbergs treffliches Schlachtenepos hingewiesen. So sei es uns denn gestattet, dieselbe hier mit einer Dichtung des Verfassers dieser Zeilen zu schließen.

Die Wachparade.*

Getrommelt und gepfiffen
So recht nach Herzenslust,
Ein Nerv in allen Griffen,
Ein Schlag in aller Brust;
Von frischem, hellem Mute
Gehoben Brust und Kopf,
Blitzblank vom Dreispitzhute
Bis zum Gamaschenknopf;

In strenger Ordnung Banden,
Gepudert und gezopft
Und reglos stillgestanden,
Das Herz allein — das klopft,
Gerichtet kerzengrade,
Fest, unerschütterlich —
Das ist die Wachparade
Von König Friederich.

So steht sie alle Tage
In Potsdam und Berlin,
Um mit dem Glockenschlage
Des Mittags aufzuziehn,
Der Stamm der Grenadiere,
Der Kern von Preußens Heer,
Die Ober= und Unt'roff'ziere,
Spontons und Kurzgewehr.

So steht sie aller Orten
Von Pillaus Meeresstrand
Bis zu den Weserpforten
Und bis ins Schlesierland;
Denn weit, vom Fels zum Meere,
Herrscht König Friedrichs Wort,
Ein Geist im ganzen Heere,
Ein Wille hier, wie dort.

Und als sich einst verschworen
Die Feinde wider ihn,
Als Schlesien schier verloren
Und alles wankend schien,
Zog er auf blut'gem Pfade
Mit blankem Königsschild,
Mit seiner Wachparade
Auf Leuthens Blachgefild.

Wohl ward die Schar, die kleine,
Verspottet und verlacht,
Die sich zu messen meine
Mit Östreichs Kriegesmacht,
Doch Friedrich ließ sie prahlen
Mit Worten keck und dreist,
Er rechnet nicht mit Zahlen,
Er rechnet mit dem Geist.

„Und ist der Feind auch stärker" —
Er sprach's mit Zuversicht —,
„Doch hat er meine Märker
Und meine Pommern nicht;
Wir werden dennoch stürmen,
Wie oder wo er steh',
Sei's auch auf Breslaus Türmen,
Sei's auf der Zobtenhöh'!"

So fest und siegvertrauend,
Von einem Berg, der „Wacht,"
Das Feld weit überschauend,
Lenkt Friedrich seine Schlacht:
„Achtung! Vom rechten Flügel
Mit Staffeln abmarschiert!"
Gedeckt von Busch und Hügel,
Wird Schar um Schar geführt;

Dann eingeschwenkt und grade
In Schlachtfront vorwärts, drauf!
Hurra, die Wachparade,
Sie zieht im Sturmschritt auf,
Mit Spiel und Trommelschlage
Im Takt: „So leben wir,
So leben wir alle Tage
Im Feld wie im Quartier."

Als ging durch alle Glieder
Der Front ein eisern Niet,
Tritt sie vernichtend nieder
In Staub, was nicht entflieht;
Der Schrecken fegt die Bahnen,
Wo sie im Heerschritt naht,
Der Sieg rauscht in den Fahnen
Der stürmenden Wachparad'.

---

* Aus Fedor von Köppen: Männer und Thaten, vaterländische Balladen (Leipzig bei A. Dürr).

Auf Lorbeern sanft gebettet,
Ruht Friedrichs Heer vom Streit;
Denn Breslau ist gerettet
Und Schlesien ist befreit;
Den Sieg gab Gottes Gnade,
Verstummt sind Hohn und Spott;
Es singt die Wachparade:
„Nun danket alle Gott!“

Uns blieb von jenen Jahren
Noch eine Siegesfrucht,
Laßt sie uns treu bewahren:
Die alte, strenge Zucht;
Nicht um die Form ist's schade,
Wenn nur der Geist sich hält;
Heut' wird die Wachparade
Vom ganzen Volk gestellt.

Wo auch die Fahne walle,
Uns eint ein mächtig' Band;
Wenn's gilt, so ziehn wir alle
Auf Wacht fürs Vaterland;
Im Schmuck der Eichenreiser
Stehn wir auf Hochwacht da,
Parole: „Heil dem Kaiser!“
Feldruf: „Germania!“

Der Schluß des zweiten Kriegsjahres. Ratlosigkeit und Entmutigung, die gewöhnlichen Folgen des Übermutes und der Selbstüberhebung, waren seit dem Tage von Leuthen im österreichischen Lager eingekehrt. Eine Welt von österreichischen Hoffnungen war mit einem Schlage zusammengestürzt.

Der Prinz von Ligne berichtet in seinem interessanten Tagebuche: Als er in den Morgenstunden des Tages nach der Schlacht das österreichische Hauptquartier aufgesucht und mit einiger Mühe endlich in dem Dorfe Gräbschen auf dem rechten Ufer der Lohe, eine halbe Stunde von Breslau, gefunden habe, da hätten die beiden Feldherrn, der Prinz Karl von Lothringen und Daun, ausgesehen, als ob sie sagen wollten, der eine: „Wer hätte das gedacht!“ — der andere: „Ich hab's vorausgesagt.“ Die Armee war in einem Zustande, der Auflösung nahe, in die Büsche versprengt, in die Sümpfe gehetzt. Die vereinzelten Trupps lagerten wärend der stockfinstern Nacht zum 6. Dezember verstreut auf offenem Felde, wo sie der Zufall gerade hingeführt hatte, ohne Zelte, ohne Lebensmittel. Erst nach Mitternacht kamen ihnen — die Chronique skandaleuse sagt: durch Reitknechte — aus dem Hauptquartier, infolge des dort um zehn Uhr abends gehaltenen Kriegsrats, Befehle zu, wo sie sich zu sammeln hätten. Viele zogen es jedoch vor, denselben nicht Folge zu leisten, sondern warteten die nächste preußische Husarenpatrouille ab, um sich in ihre Gefangenschaft zu liefern. Ein Kornett vom Zietenschen Regiment hielt mit zehn Husaren den Rest eines ganzen Regiments auf, der aus hundert Mann bestand, und brachte sie gefangen vor den König. Dieser ernannte ihn zum Rittmeister und verlieh ihm den Verdienstorden.

Der Prinz Karl nahm seinen Rückzug, nachdem er noch einige tausend Mann zur Besatzung von Breslau hatte stoßen lassen, auf einem südlichen Umwege über den Flecken Bohrau nach Schweidnitz, fortwährend von Zieten verfolgt, welcher den Österreichern auf diesem Rückzuge noch eine große Zahl Gefangener, Proviant-, Fourage-, Kassenwagen u. s. w. abnahm. Dennoch trieb ihn der König fortwährend an, seine Verfolgung noch energischer fortzusetzen. „Ich rekommandiere Euch sehr," schrieb er ihm (9. Dez.), „den Feind beileibe nicht stillstehn, noch die Zeit zu lassen, sich zu rekolligieren, und ob ich zwar wohl glaube, daß Eure Leute müde und etwas fatigiert sind, so kann es doch gegenwärtig nicht anders sein, und müßt Ihr bedenken, daß der Feind noch weit müder und fatigierter sein muß, daher Ihr ihn dann nicht eher ruhen und verlassen, vielmehr immer poussieren und verfolgen müßt, bis daß Ihr solchen in den Gebirgen seht. Ein Tag Fatige in diesen Umständen, mein lieber Zieten, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Also nur immer im Sattel, nur immer dem Feinde auf den Hacken!" —

Erst dann hatte der König Ruhe, als Zieten ihm meldete, daß der Feind Schlesien vollständig verlassen habe und über die böhmische Grenze abgezogen sei. In Königgrätz musterte Prinz Karl um Weihnachten seine Armee, jetzt mit Einschluß der leichten Truppen höchstens noch 37000 Mann stark, davon 22000 Mann in den Lazaretten, und in welchem Zustande, das berichtet Prinz Karl an den Kaiser Franz (14. Dez.): „Vom langen Feldzuge abgerissen, ohne Wäsche, ohne Montur, mit einem Worte in so mißlichen und erbarmungswürdigen Zuständen, wie sie noch niemals gewesen." Prinz Karl war es müde, einen König zu bekämpfen, den er in fünf Feldschlachten (bei Czaslau, Hohenfriedberg, Soor, Prag und Leuthen) nicht hatte besiegen können. Er legte den Oberbefehl nieder, den nun wieder Feldmarschall Daun übernahm, und trat die Statthalterschaft in den österreichischen Niederlanden an.

Der König hatte bald nach der Schlacht bei Leuthen die Umschließung von Breslau begonnen (7. Dez.) in der Hoffnung, daß die schlesische Hauptstadt sich ihm bald ergeben würde; indessen die Stadt hatte einen energischen Kommandanten in der Person des Feldzeugmeisters Sprecher von Bernegg, welcher an verschiedenen Plätzen der Stadt Galgen errichten ließ mit der angeschlagenen furchtbaren Bekanntmachung, daß jeder, der von Übergabe spreche, augenblicklich aufgeknüpft werden sollte. Die winterliche Jahreszeit mit Eis und Schnee und die langsame Herbeischaffung des schweren Geschützes von Brieg und Neisse erschwerten anfangs die Belagerung. Die bedenkliche Stimmung der Bevölkerung, Not und Krankheiten in der Stadt, auch der Mangel

an Munition veranlaßten jedoch den Kommandanten nach zwölftägiger Belagerung, zu kapitulieren (20. Dez.). Die Besatzung, 17000 Mann, wurde kriegsgefangen, 44 Geschütze fielen in die Hände der Preußen, außerdem noch sämtliche Geschütze (37 Stück), welche die Österreicher in der Schlacht bei Breslau (22. Nov.) dem Herzoge von Bevern abgenommen hatten, — ein stattliches Weihnachtsgeschenk für den König, welcher sich anschickte, in Breslau seinen Winteraufenthalt zu nehmen.

„Endlich ist eine große Schwierigkeit überwunden," schrieb der König (am 19. Dezember) an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich. „Die Besatzung von Breslau ist kriegsgefangen, sie besteht aus 12 Generalen, 12 Bataillonen, 12 Grenadierkompanieen, 450 Panduren und über 3000 Kranken, im ganzen ungefähr 15000 Mann.... Gott sei gelobt, daß ich mir diesen schrecklichen Dorn aus dem Fuße gezogen habe. Wir werden uns jetzt nach dem Gebirge wenden. Es bleibt noch Liegnitz übrig und einige kleine Chikanen, die man uns im Gebirge wird bereiten können und die man überwinden muß, um das Werk zu krönen. Glauben Sie mir, daß ich nie in meinem Leben soviel Hindernisse auf meinem Wege getroffen habe, als bei dieser letzten Unternehmung. Jetzt haben wir unsere Revanche, und die Reputation der Truppen ist vollkommen hergestellt." — Der König befand sich in diesen Tagen nicht ganz wohl. „Aber wenn nur unsere Sachen gut gehen," schrieb er, „so werde ich dem Himmel danken, ob ich auch allein leide."

Auch Liegnitz ergab sich wenige Tage nach Weihnachten (28. Dez.), nachdem Friedrich der Besatzung in Anerkennung der tapferen und entschlossenen Haltung des Kommandanten, Obersten von Bülow, freien Abzug gewährt hatte. Da auch aus den Plätzen Oberschlesiens und der Grafschaft Glatz die österreichischen Besatzungen infolge der Schlacht bei Leuthen teils zurückgedrängt worden, teils von selbst zurückwichen, so war der König noch vor dem Schlusse des Jahres wieder in Besitz von ganz Schlesien mit Ausnahme von Schweidnitz, das sich noch bis zum folgenden Frühjahr hielt, und konnte nun seine Armee in Schlesien die Winterquartiere beziehen lassen. „Das heißt ein Feldzug," schrieb Friedrich an den Prinzen Heinrich (aus Striegau, 26. Dez.), „welcher deren drei aufwiegt; mehr vermag ich nicht."

So endete das denkwürdige zweite Kriegsjahr 1757. Schlesien — mit Ausnahme von Schweidnitz — hatte der König zurückerobert; die Schweden waren durch Feldmarschall Lehwald und die pommerschen Landmilizen über die Grenzen seines Staates hinausgetrieben worden; die Russen hatten sich von selbst bis Memel zurückgezogen. Von den beiden französischen Feldherrn war

der eine, der Prinz von Soubise, bei Roßbach total geschlagen, der andere, der Herzog von Richelieu, veranlaßt worden, die mittleren Elbgebiete, das Magdeburgische und Halberstädtische, völlig aufzugeben. Österreich war durch die schweren Opfer an Schätzen und Menschenkräften geschwächt. Der deutsche Kaiser hatte durch seine Bundesgenossenschaft mit Franzosen und Moskowitern sich selbst erniedrigt und durch die freche Reichsposse von Regensburg und das jämmerliche Aufgebot des Reichsheeres die ehrwürdigen Namen „Kaiser und Reich" entwürdigen lassen. König Friedrich aber stand mächtig über allen seinen Gegnern, den Fuß auf ihrem Pakte, der ihn vernichten sollte. Die schönste Frucht, welche Friedrich von seinen Anstrengungen hoffte, sollte ihm auch jetzt noch nicht zu teil werden. Er benutzte die Reise des Fürsten von Lobkowitz, welcher sich auf Ehrenwort für einige Zeit aus der preußischen Kriegsgefangenschaft nach Wien begeben durfte, um der Kaiserin Maria Theresia Eröffnungen im friedlichen Sinne machen zu lassen; ja, er schrieb derselben einen eigenhändigen Brief, an dessen Schluß es heißt: „Sie hatten zwar einigen Vorteil in Schlesien; aber dieser Ruhm war nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht ist mir wegen des vielen dabei vergossenen Blutes noch schrecklich. Ich habe meinen Sieg benutzt und Breslau und mit diesem eine große Zahl Gefangener erhalten, unter welchen sich Männer von sehr ausgezeichnetem Range befinden. In Liegnitz habe ich gezeigt, daß ich nicht der Tyrann bin, für den man mich ausschreit. Ich hoffe, auch Schweidnitz wieder in meine Gewalt zu bekommen, so daß ich im stande sein werde, in Böhmen und Mähren einzurücken. Überlegen Sie dieses, meine teure Cousine, lernen Sie einsehen, wem Sie sich vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie Ihr Land ins Verderben stürzen, daß Sie an Vergießung so vielen Blutes Ursache sind und daß Sie denjenigen nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen Europa hätte zittern machen können. Ich schreibe dieses aus dem Innersten meines Herzens und wünsche, daß es Eindruck machen möchte. Wollen Sie aber die Sache auf das Äußerste treiben, so werde ich alles versuchen, was mir meine Kräfte gestatten. Wenn Ihre Bundesgenossen Ihnen so beistehen, wie es ihre Schuldigkeit ist, so sehe ich voraus, daß es um mich geschehen sein wird; allein dies wird mir nicht Schande bringen, und die Geschichte wird es an mir rühmen, daß ich einen Mitkurfürsten von der Unterdrückung habe retten wollen, daß ich zur Vergrößerung des Hauses Bourbon nichts beigetragen habe, und daß ich zweien Kaiserinnen und dreien Königen widerstehen mußte." — —

Auch Maria Theresia, obgleich über die Größe ihrer Niederlage bei Leuthen noch geflissentlich in Täuschung gehalten, neigte im stillen zum Frieden; aber sie wollte ihn nicht ohne eine Genugthuung für Schlesien. Sie nahm die Anträge ihres siegreichen Gegners mit gewohntem Hochmut und Stolz auf, und sie ward bestärkt in ihrem Widerstande durch die französische Hofpartei, an ihrer Spitze die Marquise von Pompadour, welche noch immer hoffte, für die transatlantischen Verluste Entschädigung in Deutschland zu finden. Auch die Zarin Elisabeth war wieder genesen; sie berief Apraxin von der Armee ab und übertrug den Oberbefehl dem General Fermor mit der Weisung, sofort, mitten im Winter, aufzubrechen und Ostpreußen in ihrem Namen wieder in Besitz zu nehmen.

Friedrich mußte seine Friedenshoffnungen sinken lassen. Nur durch Kampf bis aufs äußerste vermochte er den Frieden zu erringen, und er war gerüstet dazu.

Das dritte Kriegsjahr 1758.

Der Winter in Breslau. Der König brachte den Winter in Breslau zu, beschäftigt mit Friedensversuchen und mit Kriegsrüstungen. Nach dem Leben im Feldlager und im Kriegsgetümmel war seinem Geiste eine kurze Zeit der Erholung und des Umganges mit Männern von hoher Bildung dringendes Bedürfnis. Mit Freude begrüßte er die Ankunft seines d'Argens in Breslau. Schon von Striegau aus hatte er diesem geschrieben (26. Dezember): „Welch ein Vergnügen, zu hören, daß Sie kommen! Sie können Ihre Reise nach eigener Bequemlichkeit machen. Ich habe Jäger ausgewählt und nach Berlin geschickt, um Sie zu geleiten. Sie können kleine Tagereisen machen: die erste bis Frankfurt, die zweite bis Krossen, die dritte bis Grünberg, vierte bis Glogau, fünfte Parchwitz, sechste Breslau. Ich habe anbefohlen, die Pferde bestellen und die Zimmer unterwegs heizen zu lassen, und daß auf dem ganzen Weg gute Hühner für Sie vorbereitet werden. Ihr Zimmer im Hause ist tapeziert und hermetisch geschlossen, weder Zugwind noch Geräusch werden Sie inkommodieren." — — So zärtlich sorgte der königliche Gastfreund für den Ankömmling. Auch ein anderer Bekannter erschien auf seine Einladung jetzt in Breslau: der Schweizer de Catt, den er einst auf dem holländischen Passagierboote kennen gelernt hatte und der von jetzt an als „Vorleser" in seiner Umgebung blieb.

„Würden Sie mich wiedererkannt haben?" fragte der König ihn.

„Nein, Sire, in diesem veränderten Anzuge nicht; überdies sind Ew. Majestät magerer geworden."

„Das glaube ich wohl, bei der verdammten Lebensweise, die ich führen muß."

Auch Hoffeste und Bälle fanden statt, bei welchen der König sich zeigte, und des Königs Geburtstag wurde in Breslau unter allgemeiner Teilnahme der Bevölkerung mit vielem Glanze gefeiert. Diejenigen, welche aus der Zeit der österreichischen Zwischenherrschaft in Schlesien ein böses Gewissen hatten, —

insbesondere der Fürstbischof Graf Schaffgotsch, dessen Einkünfte mit Beschlag belegt wurden, — hatten sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht.

Während die Herrschaft der Hohenzollern in Schlesien neue Wurzeln schlug, mußte Friedrich es dulden, daß diejenigen seiner Erblande, auf welchen sein Königstitel beruhte, und welche dem ganzen Staate der Hohenzollern ihren Namen gegeben hatten, in die Hände der Russen fielen. Graf Fermor hatte mitten im Winter die preußische Grenze überschritten, rückte (22. Januar) in Königsberg ein und machte allenthalben durch Dekrete bekannt, „daß seine allergnädigste Monarchin, Beherrscherin aller Russen, von nun an die Regierung von Ostpreußen antrete und daß demzufolge sämtliche Beamte und Standespersonen sich bei schwerer Strafe unverzüglich und pünktlich einzustellen hätten, um ihr den Huldigungseid zu leisten.“ Gerade am Geburtstage des Königs (24. Januar) mußte die Hauptstadt Königsberg der Zarin huldigen. Friedrich fragte nicht danach, welche bindende Kraft ein solcher abgezwungener Eid habe, der von allen nur mit einem stillen Vorbehalte geschworen wurde; aber die Thatsache, daß Ostpreußen — wenn auch nur zeitweise — zu Rußland gehörte, kränkte ihn so tief, daß er diese Provinz nie wieder betrat.

Für Maria Theresia war die Besitznahme Ostpreußens durch die Russen sehr erfreulich. Sie hoffte, daß die Russen von Ostpreußen her im Verein mit den Schweden leicht auch Pommern einnehmen würden; aber sie erkannte, daß die Hauptmacht des Königs nicht auf den Hilfsquellen beruhte, welche seine Provinzen ihm darboten, sondern auf seiner Armee, und sie meinte, diese müsse zertrümmert werden, wenn man die Ruhe in Europa herstellen wolle. Wie Kaunitz dachte die Marquise von Pompadour. Sie sprach das Wort aus, „man müsse den modernen Attila pulverisieren.“ Daß aber die vereinte Macht Österreichs und Frankreichs nicht hinreiche, Friedrich zu vernichten, hatte der Feldzug des vorigen Jahres bewiesen. Beide Mächte hofften jetzt auf eine energische Mitwirkung Rußlands, um die Macht des Königs von Preußen niederzuwerfen, und Graf Fermor erhielt von der Zarin den Befehl, gegen den Kern der preußischen Staaten vorzurücken und diesen durch eine Stellung an der Warthe und Netze zu bedrohen.

Je mehr die Friedensaussichten für Friedrich sich trübten, desto energischer betrieb er seine Kriegsvorbereitungen. Ein Hauptaugenmerk richtete er auf eine Erneuerung des englischen Bündnisses, und die in der englischen Nation herrschende, in den Regierungskreisen durch den Minister William Pitt vertretene begeisterte Stimmung für Friedrich kam ihm bei den Verhandlungen mit England zu statten. Sein Stolz sträubte sich gegen die Annahme von

Subsidien, weil er dadurch in eine gewisse Abhängigkeit von England zu geraten fürchtete und die volle Autorität über seine Armee, auf der seine Stärke beruhte, sich bewahren wollte. Er hätte es lieber gesehen, wenn England ein Flottengeschwader in die Ostsee geschickt hätte, um die preußischen Küstenländer gegen Rußland zu decken und Schweden im Zaume zu halten, oder wenn England ein ansehnliches Truppencorps in Norddeutschland gegen die Franzosen zusammengezogen hätte; indessen der englischen Nation lag an Hannover weniger als an Newyork, und sie war entschlossen, alle ihre Kräfte in den maritimen Kampf zur Behauptung der Kolonieen zu werfen. England wollte nicht aktiv in den kontinentalen Krieg eingreifen, sondern die Verteidigung gegen Frankreich den deutschen Streitkräften überlassen. Es lag ihm nur daran, seine Stellung als mächtiges Inselreich zu behaupten. Auch mit Rußland lag ein die nationalen Interessen Englands berührender Zwiespalt nicht vor. Es verfehlte seinen Eindruck auf die englische Regierung nicht, daß die Kaiserin Elisabeth derselben erklären ließ: „Ein solcher Schritt" — wie die Entsendung einer Flotte nach der Ostsee — „würde die vieljährige Freundschaft zwischen Rußland und England vernichten und als eine direkte Kriegserklärung angesehen werden." Da sich nicht mehr erreichen ließ, so gab Friedrich nach und begnügte sich mit dem Abschluß einer neuen Konvention zwischen Preußen und England (11. April 1758), durch welche im wesentlichen die früheren Verträge erneuert wurden. Hinzugefügt wurde, daß die beiden Mächte ihre Anstrengungen zu ihrer Verteidigung und Sicherheit und zur Erhaltung der Freiheiten des Deutschen Reiches vereinigen sollten. Sie versprachen einander, weder Friede noch Waffenstillstand, noch ein anderes ähnliches Übereinkommen zu treffen ohne gegenseitiges Einverständnis. Ferner wurde festgesetzt, daß Friedrich 4000000 Thaler d. i. 670000 Pfund Sterling, zahlbar in London im Oktober d. J. an seine Ordre, erhalten sollte, welche Summe er sich verpflichtete, gänzlich zur Unterhaltung und Vermehrung seines Heeres, zum Zwecke der gemeinsamen Sache anzuwenden. Wir bemerken schon hier, daß dieser Vertrag später noch dreimal erneuert wurde (nämlich 7. Dezember 1758, 9. November 1759 und 12. Dezember 1760). Die englischen Subsidien hörten erst auf, als Pitt aus dem Amte schied (Oktober 1761). Friedrich mußte seine Stellung in der fortdauernden Kriegsverwickelung nach allen Seiten hin für sich selbst einnehmen und behaupten, sowie England die seinige. Wenn die Franzosen früher sich gegen England für den Ausgang des Kampfes durch die Besitznahme von Hannover zu sichern suchten, so waren die Gesichtspunkte jetzt verändert. Frankreich hatte Hannover und Norddeutschland soeben verloren. Die

Verflechtung der maritimen mit der deutschen Angelegenheit suchte England zu vermeiden. Aufgeregt in seinem nationalen Selbstbewußtsein, nahm es sich vor allen Dingen vor, seine Häfen und seine Kolonieen gegen Frankreich zu schützen. Den kontinentalen Krieg überließ es dem König Friedrich und seinem Herzog Ferdinand. Es war eine Allianz zwischen dem parlamentarischen England und dem deutschen Kriegsstaat, in welcher sich das erstere, indem es anderweitige Hilfe versagte, nur zu Subsidienzahlungen anheischig machte und der andere den Widerstand gegen Frankreich zu Lande über sich nahm. Für die Kriegführung waren die vier Millionen, welche England dem Könige zahlte, sehr erwünscht; aber die Geldmittel waren für die Kämpfe, in denen der König begriffen war, nicht das wichtigste; diese enthielten vielmehr eine stete Bedrohung seines Daseins, das, wenn er einmal niedergeworfen wurde, durch keine Hilfeleistung der Welt hergestellt werden konnte.

Friedrich war sich dieser Thatsache wohl bewußt und daher fortwährend beschäftigt, sein Heer im stande zu erhalten und zu ergänzen; denn die großen Schlachten des vorigen Jahres, die beschwerlichen Märsche, ansteckende Krankheiten in den Lazaretten hatten das Heer auf den dritten Teil seines früheren Bestandes zurückgebracht. Friedrich brachte sein Heer für dieses Jahr durch neue Werbungen im ganzen auf 145000 Mann, davon für Schlesien 53000 Mann, darunter viele österreichische Kriegsgefangene, ein wenig zuverlässiges Element, wie wir hören werden.

Während das preußische Heer in Schlesien noch von den Beschwerden des vorjährigen Feldzuges in den Winterquartieren rastete, Rekruten einstellte und ausbildete, brach der Herzog Ferdinand von Braunschweig mit den hannoverschen und verbündeten Truppen bereits im Februar 1758 aus den Winterquartieren gegen die Franzosen auf. Viel zur Hebung des moralischen Elements in seiner Armee trug die Ankunft einiger Schwadronen preußischer Kavallerie bei, welchen der vorzüglichste Ruf vorausging, wogegen die Franzosen von ihrer Entmutigung, der Nachwirkung ihrer Niederlage bei Roßbach, sich noch nicht erholt hatten. Durch die Einnahme von Verden, welche dem Herzoge über Erwarten leicht glückte, wurde der linke Flügel der französischen Stellung von dem Centrum und dem rechten getrennt. Nachdem der Herzog die Aller glücklich überschritten hatte (24./25. Februar), trotz mancher Schwierigkeiten, welche die Überschwemmungen dieses Flusses machten, gaben die Franzosen ihre Stellung zwischen der Aller und Weser auf, räumten Celle, Hannover und Braunschweig und gingen auch über die Weser zurück. Bremen war schon vorher von ihnen verlassen, Nienburg kapitulierte. Herzog Ferdinand überschritt die Weser und

nötigte auch Minden zur Kapitulation. Emden wurde von den Verbündeten besetzt, nachdem ein englisches Geschwader sich in dem Hafen daselbst gezeigt hatte. Westfalen und Hessen fielen in die Hände des Herzogs. An Stelle des Herzogs von Richelieu, welcher in Ungnade gefallen war und abberufen wurde, übernahm Graf Clermont den Oberbefehl des französischen Heeres. Er führte dasselbe über den Rhein zurück und bezog ein Lager bei Wesel (11. März). Noch ehe der preußisch-englische Subsidienvertrag unterzeichnet, waren die Franzosen bis auf den letzten Mann über den Rhein zurückgejagt. Herzog Ferdinand rüstete sich, ihnen zu folgen.

Der König, welcher (am 15. März) Breslau und d'Argens verlassen und sein Hauptquartier in Kloster Grüssau bei Landeshut genommen hatte, war ungemein erfreut über die glänzenden Erfolge des Herzogs. „Ich gratuliere Ihnen, mein Lieber, von ganzem Herzen," schrieb er an diesen von Grüssau (19. März). „Mögen Sie allen ihre französische Haut fleur-de-lysieren, indem Sie ihnen die Initialbuchstaben des Westfälischen Friedensschlusses auf — — stempeln und sie über den Rhein jagen, auf diese allerneueste extreme Weise tättowiert!" — Von dieser Seite wenigstens hatte Friedrich für dieses Jahr nichts mehr zu befürchten. Sein Ostpreußen lag ihm zu fern — noch durch das polnische Westpreußen von dem Kern seiner Staaten getrennt —, um ihm jetzt Hilfe bringen zu können, und er rechnete darauf, daß die russische Armee bei der Schwerfälligkeit ihrer Bewegungen und ohne geregelte Verpflegungsanstalten vor dem Hochsommer nicht in der Lage sein würde, weiter in seine Erblande vorzurücken. General Graf Dohna, der an Stelle des alten Lehwald den Oberbefehl gegen die Schweden übernommen hatte, hielt diese während des Winters 1757/58 in Stralsund eingeschlossen, wo sie sich von geräucherten Fischen kümmerlich nährten, bis das eintretende Tauwetter ihnen Zufuhr zur See und frische Fische gewährte. In Hinterpommern stand General von Platen mit einer schwachen Heeresabteilung, um Fermor und die Russen zu beobachten und ihnen mit Dohna vereinigt entgegenzutreten, falls sie von Ostpreußen aus etwas gegen Pommern oder die Mark Brandenburg unternehmen sollten, was aber bei der ihnen eigenen Langsamkeit der Bewegungen, wie wir sehen werden, erst spät, in vorgerückter Jahreszeit geschah. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, hatte Sachsen zu decken; er ließ Mayr mit seinem Freicorps bis in die fränkischen Gegenden streifen, wo eine neue Reichsarmee unter dem Prinzen von Pfalz-Zweibrücken in der Bildung begriffen war und nach Böhmen, nach Eger und dem Saatzer Kreise, in Marsch gesetzt wurde. Prinz Heinrich selbst folgte dem Mayrschen Freicorps mit einer stärkeren

Abteilung bis Baireuth und Bamberg (Ende Mai) und war bereit, nach Böhmen einzurücken und gegen Prag vorzugehen.

Friedrich eröffnete den Feldzug mit der Belagerung und Einnahme von Schweidnitz, des letzten Platzes, den die Österreicher in Schlesien noch inne hatten. Am 1. April wurde mit der förmlichen Belagerung begonnen, in der Nacht vom 14. zum 15. April ein wichtiges Außenfort, das „Galgenfort," mit stürmender Hand genommen, und drei Tage darauf streckte die Besatzung, die von 8000 auf 5000 Mann zusammengeschmolzen war, die Waffen. Friedrich hatte nun freie Hand für weitere Operationen.

Der Einfall in Mähren und die Belagerung von Olmütz. Bei der Betrachtung von Friedrichs Kriegsoperationen haben wir nicht zu vergessen, daß sein Hauptziel stets die Herbeiführung des Friedens war. Durch eine bloße Abwehr konnte dies nicht erreicht werden; die Lage der Verhältnisse selbst führte ihn zu einer energischen Offensive. Nur indem er der Kaiserin Maria Theresia die bei der Fortsetzung des Krieges sich immer erneuernde Gefahr für ihre Erblande vor Augen führte, durfte er hoffen, diese auf friedliche Gedanken zu bringen und mit einem Schlage gegen seine Hauptgegnerin zugleich das Bündnis der Mächte zu sprengen. Er faßte daher, nachdem er sich vor seinen übrigen Gegnern wenigstens für die nächste Zeit Sicherheit geschafft zu haben glaubte, den Plan, mit seiner Hauptmacht wieder auf Österreich loszugehen, einen Stoß ins Herz des österreichischen Staates zu führen.

Nicht mit einem abermaligen Einfall in Böhmen, wie die Österreicher vermuteten, sondern mit einem Einfall in Mähren gedachte Friedrich seinen Feldzug zu eröffnen und Olmütz schnell in seine Gewalt zu bringen. Dann konnte Prinz Heinrich über das Erzgebirge in Böhmen einrücken, Prag nehmen und sich vor Wien mit ihm vereinigen. Durch einen glücklichen Vorstoß hoffte er nicht bloß Maria Theresia zum Frieden, sondern auch seine übrigen Gegner zwingen zu können, ihm das Feld zu räumen.

Sogleich bei seinem Aufbruch aus den Winterquartieren sandte der König Fouqué nach der Grafschaft Glatz, Zieten nach der Troppauer Gegend, um das Gebirge von Kroaten u. s. w. zu säubern. Er selbst brach sogleich nach dem Fall von Schweidnitz aus seinem Hauptquartier zu Kloster Grüssau bei Landeshut auf (19. April) und marschierte mit der Armee am Gebirge entlang über Neisse, Jägerndorf, Troppau, dann plötzlich gen Süden und Südwesten sich wendend in zwei Abteilungen — der König mit der ersten und der Vorhut, Zieten mit der zweiten Abteilung und der Nachhut —, beide Divisionen einen Tagemarsch voneinander entfernt, bis in die Olmützer Gegend, wo er am

12. Mai ankam. Auf Tausenden von Wagen folgten unter Fouqués Führung die ungeheuern Vorräte der Armee und das Belagerungsgeschütz von Neisse her. In der Nacht vom 27. zum 28. Mai wurde die erste Parallele gegen Olmütz eröffnet.

Feldmarschall Daun, der am 13. März in Königgrätz eingetroffen war und den Einmarsch der Preußen in Böhmen vom Gebirge herab erwartete, verschanzte sich unterdessen so fest wie möglich. Er ließ „ganze Wälder fällen," sagt man, und in Verhaue umwandeln, und als er so verschanzt und verhauen im Lager von Königgrätz stand, erfuhr er, daß der König gar nichts von Böhmen wissen wolle, sondern bereits in Mähren eingerückt sei. Noch immer in dem Glauben, daß der König durch Mähren von Osten in Böhmen einrücken wolle, beeilte er sich, sein Hauptmagazin zu decken, das er in Leutomischl hatte, traf am 5. Mai in diesem Orte (8 Meilen nordöstlich von Olmütz) ein und nahm eine Stellung, abzuwarten, was Friedrich weiter thun würde.

Den Oberbefehl über das Belagerungscorps (ca. 8000 Mann) bei Olmütz auf dem rechten Ufer der Morawa (March), der Westseite, — die Ostseite war durch eine künstliche Überschwemmung gesichert — führte der Feldmarschall von Keith; Oberst von Balbi war mit der Leitung der Ingenieurangelegenheiten beauftragt, hatte aber die erste Parallele auf viel zu weite Entfernung von der Festung angelegt, so daß die Belagerungsbatterieen ihr anfänglich wenig Schaden zufügten. Der König deckte dem Belagerungscorps in den Lagern von Proßnitz, Littau und Neustadt den Rücken nach Westen, Front gegen Daun, welcher noch drei bis vier Meilen weiter westlich bei Leutomischl lagerte.

Man kann nicht sagen, daß Daun, auch nachdem er die Absicht des Königs erkannt hatte, etwas Erhebliches gethan habe, um die Belagerung von Olmütz zu stören. Er blieb vielmehr bei seiner alten Taktik des Kunktierens und überließ es dem leichten Volke seiner Kroaten und Panduren, Friedrich durch kleine Chikanen, durch Unterbrechung seiner Verbindungen, durch Auffangen von Zufuhren u. s. w., zu ermüden, wobei ihm die feindselige Haltung der katholischen Bevölkerung Mährens gegen die Preußen zu statten kam.

Dennoch machte die Belagerung von Olmütz nur langsame Fortschritte, hauptsächlich wegen der schwierigen und langwierigen Verbindungen der Belagerungsarmee mit ihrer Operationsbasis. Aller Bedarf an Proviant, Munition ꝛc. mußte der Armee auf dem beinahe zwanzig Meilen langen Wege von Neisse über Troppau, von hier an durch Feindes Land nachgeführt werden. Friedrichs Geduld wurde daher auf das äußerste angespannt, und allerdings würde in diesem Augenblick, wo die Franzosen in voller Flucht über den Rhein waren, der Herzog Ferdinand auf ihrer Verfolgung soeben (1. Juni) den Rhein

überschritten hatte, wo die Russen noch zögerten, in das brandenburgische Gebiet einzudringen, der Prinz Heinrich sich anschickte, in Böhmen einzufallen und auf Prag vorzugehen, in solchem Augenblick würde — der Fall von Prag vielleicht von entscheidender Wichtigkeit geworden sein. Am 22. Juni hatten die Laufgräben des Belagerers von Olmütz den Fuß des Glacis erreicht; Keith und Balbi versprachen, die Festung binnen vierzehn Tagen zum Falle zu bringen, da wurde Friedrich wieder von einem jener Unfälle betroffen, die außerhalb der Berechnung lagen. Die Armee erwartete für diese letzte Periode der Belagerung noch eine große Zufuhr von Lebensmitteln und Munition aus Schlesien, einen Zug von etwa 4000 Wagen mit Geld, Eisen, Pulver und Mehl, welcher um Mitte Juni unter Bedeckung von 4000 Mann unter Oberst von Mosel von Neisse abging und am 24. Juni in Troppau ankam. Das Eintreffen dieses Zuges im Lager vor Olmütz war eine unerläßliche Bedingung für die Fortsetzung und den glücklichen Erfolg der Belagerung. Der König schickte demselben (28. Juni) von Olmütz noch ein Corps von einigen tausend Mann unter Zieten in der Richtung auf Troppau entgegen, um den Transport durch Feindes Land sicher ans Ziel zu geleiten.

Der vorsichtige Daun, der durch seine Spione gut bedient war, erhielt rechtzeitig Nachricht von der Annäherung dieses wichtigen Transports. Er fühlte, daß jetzt etwas geschehen müsse und daß es mit dem Kunktieren nun ein Ende habe. Der Transport mußte entweder weggenommen, oder es mußte eine Schlacht gewagt werden, oder es traf das Dritte unvermeidlich ein: der Fall von Olmütz. Nachdem es Daun gelungen war, eine Schar von 1100 Mann auserlesene Grenadiere zur Verstärkung der Besatzung nach Olmütz zu werfen, brach er aus seinem Lager bei Leutomischl in südöstlicher Richtung über Zwittau und Gewitsch auf, näherte sich den preußischen Belagerungslinien und erschien am Morgen des 22. Juni zum erstenmal in diesem Feldzuge im Gesichtskreise des Königs auf den Höhen gegenüber Proßnitz, wo sich das Hauptquartier des Königs befand. „Voilà les Autrichiens, ils apprennent à marcher," rief der König bei diesem Anblick zufrieden aus; denn er hoffte, daß Daun ihm zum Entsatz von Olmütz endlich eine Schlacht zu liefern beabsichtige, und traf seine Anstalten dagegen. Dies war jedoch Dauns Absicht nicht. Er war vielmehr am nächsten Tage wieder von den Höhen bei Proßnitz verschwunden, ging weiter südlich, unterhalb Olmütz, über die Morawa und wandte sich, auf deren linkem Ufer angekommen, wieder gen Norden. Der Zweck, den er mit dieser Bewegung verband, war, die Aufmerksamkeit des Königs zu täuschen und das Unternehmen zweier Streifcorps zu unterstützen,

die er unter General Laudon und Ziskowitz abgesandt hatte, um den vor Olmütz vom Könige erwarteten Transport wegzufangen. Während Ziskowitz östlich der Morawa vorging, machte Laudon mit seinem etwa 10000 Mann starken Corps auf der Westseite einen weiten Umweg an den preußischen Aufstellungen vorüber über Müglitz und Hof nach der Troppau-Olmützer Straße zu.

Der Transport unter Oberst von Mosel war unterdessen von Troppau aufgebrochen (26. Juni), erreichte am 27. Bautsch, fünf Meilen nordöstlich von Olmütz, und setzte am 28. den Marsch fort — ein etwa vier Meilen langer Zug auf der holprigen, ausgefahrenen Landstraße, 12000 Pferde und 6000 Fuhrleute, die nicht an preußische Zucht gewöhnt und noch weniger von Kampfeslust erfüllt sind, vielmehr dazu neigen, bei dem ersten Schuß die Stränge abzuschneiden und mit ihren Pferden davonzujagen in die Wälder, dazu noch ein- bis zweitausend Marketender und anderer Troß, Manns- und Weibsbilder von noch weniger ausgewählter Sorte, den Truppen ebenso lästig als unentbehrlich. Nach einigen Stunden Marsch von Bautsch gewahrte Oberst von Mosel die Pässe drüben bei Güntersdorf vom Feinde — es waren Laudons Kroaten — besetzt, ließ seinen Train halten und ging mit der Bedeckung Laudon entschlossen und herzhaft zu Leibe, nahm ihm seine Kanonen weg und machte sich den Paß frei. Am Abend in Neudörfl traf Mosel mit Zieten zusammen, ein freudiges Begegnen, noch zwei Tagemärsche und das preußische Lager ist erreicht! — Aber vorher galt es noch den bewaldeten Hohlweg bei Domstädtl zu durchziehen, und es war vorherzusehen, daß Laudon, dem unterdessen auch Ziskowitz von der anderen Seite zu Hilfe zog, den Train hier nicht unbelästigt lassen würde. Alles rückt am 30. Juni in dicht aufgeschlossener Kolonne mit verschärften Vorsichtsmaßregeln weiter. Bei Domstädtl schlagen die ersten Kugeln in den Zug. Oberst von Krokow, welcher die Vorhut führt, schlägt den ersten österreichischen Angriff tapfer zurück und schlägt sich mit 250 Wagen auf dem Hohlwege vorwärts durch. Die übrigen Wagen werden unterdessen seitwärts der Straße in eine Wagenburg zusammengefahren, und Zieten wehrt sich so tapfer wie möglich mit Kanonen, Pelotonfeuer und Bajonett gegen den in der Front von neuem vordringenden Laudon und den gegen die Flanke heftig anstürmenden Ziskowitz. In der Wagenburg greift infolge der aus immer größerer Nähe einschlagenden Kanonenkugeln die Verwirrung um sich, hier tote Rosse, dort umgestürzte Wagen, — ein wildes Chaos! — Zum Unglück werden noch einige Pulverwagen in die Luft gesprengt. Die Vorspannbauern durchschneiden die Stränge und suchen auf ihren Rossen

in schwerhufigem Galopp das Weite zu gewinnen, soweit sie nicht durch die militärische Eskorte daran verhindert werden.

Zieten sieht, daß die Wagen nicht mehr zu retten sind, und zieht sich, immer noch fechtend, auf Troppau zurück. Nur die 250 Wagen, welche sogleich der Vorhut unter Krokow bei ihrem ersten Angriffe folgten und auf welchen glücklicherweise durch Zietens Vorsicht das Geld, eine ziemlich bedeutende Summe, verladen war, sind in Sicherheit gebracht und passieren am Abend die preußischen Vorposten. Der ganze übrige Teil des Trains, auf welchen der König seine ganze Hoffnung für den glücklichen Ausgang der Belagerung gesetzt hatte, ist dem Feinde zur Beute gefallen.

Wir werfen noch einen Blick auf das blutgetränkte Feld. Da liegen zwischen den Trümmern der Lafetten und Wagen ganze Reihen blutjunger Burschen mit blondem Haare und durch die Todesblässe verschöntem Antlitz, wackere märkische Jungen, die sechs Monate in ihren Kantons in den Waffen eingeübt und nun diesem Zuge angereiht waren, um der Armee vor Olmütz als Rekruten zugeführt zu werden, die aber hier bei ihren ersten Schritten über die vaterländische Grenze hinaus, noch ehe sie die Fahnen erreicht, zu denen sie geschworen hatten, bei ihrer ersten Waffenthat das Ziel ihrer Laufbahn und ihres Lebens fanden. Es waren ihrer siebenhundert, als sie heute früh unter die Waffen traten, und nur fünfundsechzig werden heute abend nach Troppau gelangen; die anderen decken mit ihren Leibern das Feld, auf dem sie gekämpft; ach, um sie wird manche brandenburgische Mutter trauern, die noch vor kurzem sich rühmte: „Auch ich habe einen Sohn im Regiment Billerbeck oder Itzenplitz.“ — Sie waren dem Wagenzuge zu seinem unmittelbaren Schutze beigegeben worden, weil man sie noch für zu unerfahren hielt, um an dem Gefechte selbst teilzunehmen, und hatten so tapfer ausgehalten bis zuletzt, als ringsum schon alles Verwirrung und Flucht. Von ihnen redet keine Chronik, kein Geschichtsbuch; wenn man von Friedrichs Helden spricht, so gedenkt man der Sieger von Roßbach und Leuthen, aber nicht der tapferen Rekruten im Engwege von Domstädtl, und auf der Wahlstatt selbst ist ihr Andenken erloschen.

„Der Wand'rer zieht vorüber,
Schaut nicht auf sie herab;
Der Pflüger pflügt hinüber,
Fragt nicht nach ihrem Grab —“

Und doch, was haben sie weniger gethan, diese jungen Preußenhelden, als jene vielbesungenen dreihundert Spartaner, deren Thaten Verdienst der „rührende Stein“ meldet:

„Wanderer, kommst Du zur Heimat, verkündige dorten, Du habest
Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl!“ —

Und was kann der Soldat, der Preuße überhaupt mehr thun, als auszuharren in treuer Pflichterfüllung bis zum letzten Atemzuge und zum letzten Blutstropfen für König und Vaterland! —

Der König erhielt die Nachricht von dem Unfall bei Domstädtl am Tage darauf (1. Juli), — eine sehr schmerzliche Nachricht für ihn; denn er sah damit seine Hoffnung auf eine baldige Beendigung des Feldzuges, vielleicht des ganzen Krieges abermals scheitern. Dennoch wußte er schnell sich zu fassen. Er berief die sämtlichen Generale zu sich ins Hauptquartier und redete sie an: „Messieurs! Der Feind hat Gelegenheit gefunden, den aus Schlesien angekommenen Transport zu vernichten. Durch diesen widerwärtigen Umstand bin ich genötigt, die Belagerung von Olmütz aufzuheben. Die Herren Offiziere dürfen aber nicht denken, daß deshalb alles verloren sei. Nein! Sie können versichert sein, daß alles so repariert werden soll, daß der Feind daran denken wird. Die Offiziere müssen allen Burschen Mut zusprechen und es nicht leiden, wenn etwa gemurrt werden sollte. Ich besorge nicht, daß die Offiziere selbst sich verzagt bezeigen werden; sollte ich wider Vermuten dies bei einem oder dem anderen bemerken, so werde ich's auf das schärfste ahnden. Ich werde jetzt marschieren und wo ich den Feind finde, ihn schlagen, er mag postiert sein wo er will, einige oder mehrere Batterieen vor sich haben, — doch“ — hier hielt der König inne und rieb sich mit der Krücke seines spanischen Rohrstocks die Stirne — „doch werde ich's nie ohne Raison und Überlegung thun. Ich bin aber auch versichert, daß jeder Offizier bei vorfallender Gelegenheit und jeder Gemeine ebenfalls seine Schuldigkeit thun wird, so wie sie's bisher gethan haben.“

Während der folgenden Nacht (vom 1. zum 2. Juli) wurde vor Olmütz das Bombardement auf das lebhafteste unterhalten, die letzte Munition verschossen, in der Stille aber alles zum Aufbruch vorbereitet. Am folgenden Morgen wurde das Geschütz aus den Batterieen gefahren und verladen, und nachdem dies geschehen und die Wagen bereits eine gute Strecke voraus waren, zogen die Truppen unter klingendem Spiel in größter Ordnung aus ihrem Lager vor Olmütz ab. Nur drei bis vier schwere Mörser, welche bis zum letzten Augenblick ihre Bomben über die Festungswälle geschleudert hatten, und eine beschädigte Kanone wurden in den Laufgräben stehen gelassen.

Daun hatte bestimmt erwartet, daß die Preußen auf demselben Wege, wie sie gekommen, nach Schlesien zurückkehren würden, und hatte bereits Abteilungen nach dem Gebirge entsandt, um ihnen die Pässe zu verlegen. Er

war nicht wenig erstaunt, zu erfahren, daß die preußischen Heersäulen fast die entgegengesetzte Richtung nach Böhmen eingeschlagen und ihm auf der Straße nach Königgrätz bereits einen Vorsprung von einigen Tagemärschen abgewonnen hatten. Er sandte ihnen jetzt seine leichten Truppen unter Laudon und St. Ignon nach; aber die Angriffe derselben wurden von der preußischen Nachhut, die Keith selber führte, überall siegreich zurückgeschlagen. Der brave Schotte Keith bewährte auf diesem siegreichen Rückzuge von Olmütz nach Königgrätz seine große Umsicht und angeborene Kaltblütigkeit. Als bei einem dieser Gefechte, bei Holitz (12. Juli), ein General sich ungeschickt und nach Keiths Meinung nicht herzhaft genug benahm, schickte dieser durch einen Adjutanten ihm den Gruß, «qu'il pouvait être une bonne chose, mais qu'il n'était pas un homme,» was der Adjutant große Mühe hatte, dem General deutsch auszudrücken (etwa er möchte wohl sonst etwas Rechtes sein, aber ein Mann wäre er nicht).*

Der König ging mit seinen Truppen über Konitz nach Trübau, Keith mit den seinigen über Littau und Müglitz ebendahin. Von Trübau marschierte der König nach Leutomischl (8. Juli), wo Daun nicht einmal Zeit behalten hatte, sein Magazin wegzuschaffen oder zu zerstören, und über Hohenmauth nach Königgrätz, wo er am 14. Juli ein festes Lager bezog und Keith erwartete, der ihm mit 4000 Wagen folgte. Daun gelangte etwa eine Woche später in die Königgrätzer Gegend, wagte jedoch trotz seiner Übermacht nicht, dem Könige eine offene Schlacht anzubieten. Der König sandte von Königgrätz seinen ganzen beschwerlichen Belagerungstrain nach Glatz und brach dann Anfang August selbst nach Schlesien auf, um sich von hier aus wieder einem neuen Kriegsschauplatze zuzuwenden, wo jetzt seine Gegenwart dringend notwendig wurde. Friedrich marschierte von Königgrätz über Skalitz (3. August) und Nachod nach Landeshut, stieß hier und da noch auf Dauns alte Verhaue, die ihm den Einmarsch von Schlesien nach Böhmen hatten sperren sollen, und ließ sie niederbrennen, schüttelte die Pandurenschwärme, die ihm im Gebirge lästig wurden, leicht von sich und traf nach sechs Marschtagen (8. August) wieder in Kloster Grüssau ein, das er am 18. April verlassen hatte, nach sechzehn ereignisvollen Wochen der Abwesenheit.

Friedrichs Gemüt war während der letzten Wochen noch durch andere schmerzliche Ereignisse betrübt worden, die sein Haus und seine Familie betrafen. Noch im Lager vor Olmütz erhielt er die Nachricht, daß sein Bruder, der Prinz von Preußen, am 12. Juni zu Oranienburg verstorben sei. Auf

* Varnhagen von Ense: Leben des Feldmarschalls Jakob Keith.

die Frage, woran er gestorben sei, antwortete der Überbringer der Trauerbotschaft: „An Gram." Friedrich erwiderte nichts. Später klagte der König gegen de Catt (nach dessen Memoiren): „Was mich ganz besonders den Tod dieses von mir so zärtlich und aufrichtig geliebten Bruders ewig beklagen läßt, das ist — ich beteure es Ihnen — die Zerstörung eines Planes, der mir lieb geworden war: ich wollte mich zurückziehen, diesem guten Bruder die Zügel der Regierung lassen und ein ruhiges Leben führen; ja, mein Freund, mich zurückziehen, nicht um als Katholik in dem modernen Rom zu leben, nicht um mich zum Abbé von St. Germain des Près installieren zu lassen, — sondern um als Weiser den Tod durch einen Zwischenraum von allem diesem Wirrwarr zu trennen. Mein Körper hat vielleicht noch zehn oder zwölf Jahre Leben in sich, das ist alles. Warum sollte ich nicht, wenn alles dieses aufhört, der Ruhe im Schoße der Gesellschaft einer kleinen Zahl aufgeklärter und von mir auserlesener Freunde genießen. Und diesen Plan durchkreuzt dieser beklagenswerte Todesfall. Im Vertrauen: ich könnte ihn doch in einer Zeit der Minorennität — (meines Neffen) — niemals verfolgen: . . . . ich liebe mein Volk zu sehr, Gott ist mein Zeuge, um es noch größeren Leiden auszusetzen . . . ."

Welchen Segen hatte doch dieser schmerzliche Todesfall, wenn durch ihn Friedrich von einem Entschlusse zurückgehalten wurde, der verhängnisvoll für unser Vaterland geworden wäre. Denn Friedrich allein mit seinem Genius und seinem starken Arme war im stande, Preußen aus den Gefahren zu retten, von denen es auf allen Seiten umstürmt war.

Noch schwerer drückte auf Friedrichs Gemüt die Sorge um das Leben seiner geliebten Schwester, der treuen Jugendfreundin, Markgräfin Wilhelmine von Baireuth. Prinz Heinrich hatte sie auf seinem Zuge in Franken besucht und Friedrich benachrichtigt, daß sie krank, hoffnungslos krank sei. Ihm antwortete Friedrich aus Klouny bei Skalitz (3. August): „Was Sie mir von meiner Schwester von Baireuth schreiben, macht mich zittern. Nach unserer Mutter habe ich sie am zärtlichsten in der Welt geliebt. Sie ist eine Schwester, die mein Herz und mein ganzes Vertrauen besitzt und deren Charakter alle Kronen dieser Welt überwiegt. Von meinem zartesten Alter an ward ich mit ihr erzogen. Sie können begreifen, wie uns ein unauflösliches Band gegenseitiger lebenslänglicher Liebe und Ergebenheit verknüpft, dergleichen unter allen andern Umständen, sei es auch nur wegen Verschiedenheit des Alters, unmöglich ist. Gebe der Himmel, daß ich vor ihr sterbe — und daß nicht schon dieser Schrecken allein mir das Leben raube, ohne daß ich sie wirklich verloren!"

An die kranke Schwester selbst schrieb der König von Grüssau (9. Aug.):

„O Du, die teuerste von meiner Familie, Du, die ich von allen in dieser Welt am meisten im Herzen trage, — um alles, was Dir am teuersten ist, erhalte Dich und laß mir wenigstens den Trost, Thränen an Deinem Busen zu vergießen!“ — —

Aus seiner tiefen Herzensbekümmernis und noch unter dem Eindruck der schweren Unfälle, die er soeben auf dem Kriegsschauplatz erlitten, erhob sich König Friedrich von neuem zu den großartigen und wichtigen Entschlüssen, durch deren Ausführung er das Vaterland retten und die Gegner Preußens, die von allen Seiten trotzig das Haupt wider ihn erhoben, zu Boden schmettern wollte. Denn seine Lage erforderte, daß er, während er hier kämpfte, seine Blicke zugleich in ferne Gegenden des bedrohten Vaterlandes richtete, um die Einheit in der Kriegführung zu erhalten und zu entscheiden, wo in jedem Stadium des Krieges seine persönliche Gegenwart am meisten not that.

Zorndorf. Schon im Lager vor Olmütz hatte der König Nachricht erhalten, daß die Russen von Ostpreußen her sich wieder in Bewegung setzten. Sie hatten sich der Städte Elbing und Thorn bemächtigt, ungeachtet der Neutralität Polens, zu dessen Krone dieselben gehörten, und hätten auch Danzig besetzt, wenn die Stadt nicht die Aufnahme einer russischen Besatzung entschieden verweigert und ernste Anstalten zu ihrer Verteidigung getroffen hätte. Der russische Obergeneral Graf Fermor hatte am 1. Juli sein Hauptquartier in Posen, woselbst er ein Magazin anlegte, und bewegte sich dann mit der russischen Hauptarmee, zum Glück für Friedrich, in höchst schwerfälliger Weise, im langsamsten Tempo die Warthe abwärts; ihr weit voraus schwärmten die Kosaken bis Meseritz, Driesen und selbst bis in die Nähe von Glogau und ließen es ungewiß scheinen, ob die Hauptarmee sich gegen Pommern zur Vereinigung mit den Schweden, gegen Schlesien zur Vereinigung mit den Österreichern oder durch die Neumark ins Herz des Preußischen Staates zu einem Stoße auf Berlin wenden würde. Graf Dohna, welcher bei Stralsund den Schweden gegenüberstand, erhielt vom Könige die Weisung, diese, als die ungefährlicheren Feinde, zunächst sich selbst zu überlassen und sich nach der Oder zu ziehen, so daß er sich nach Bedürfnis nach Schlesien gegen die Russen wenden und auch nötigenfalls, wenn die Schweden folgen sollten, sich gegen diese kehren könnte. Er brach demgemäß (in der Nacht vom 19. zum 20. Juni) aus der Gegend von Stralsund auf, traf in Schwedt ein (6. Juli) und marschierte die Oder aufwärts über Lebus (24. Juli) nach Frankfurt (31. Juli). Die Russen überschritten die märkische Grenze (2. August), besetzten Landsberg a. d. W. (4. August) und bedrohten Küstrin, welches Fermor — womöglich noch, ehe das Dohnasche Corps herankam — zu nehmen hoffte, um sich eines festen Platzes

an der Oder, der nur zwölf Meilen von der preußischen Hauptstadt entfernt war, zu sichern. Dohna sandte sofort ein Detachement von einigen Bataillonen nebst Kavallerie zur Verstärkung der Besatzung nach Küstrin, welches am 17. August kurz vor Sonnenuntergang daselbst eintraf, nachdem es die zehn Meilen von Frankfurt bis Küstrin in sechsunddreißig Stunden zurückgelegt hatte. Dohna selbst bezog mit seinem Corps ein Lager zwischen Manschenow und Gorgast, eine halbe Meile von Küstrin.

Diese bedenklichen Nachrichten von der Bedrohung Küstrins und selbst der preußischen Hauptstadt durch die Russen erhielt der König teils im Lager von Königgrätz, teils schon in Schlesien, in Kloster Grüssau. Sie machten um so tieferen Eindruck auf sein Gemüt, weil damit zugleich die Berichte von den Schreckens- und Greuelthaten der unregelmäßigen Haufen, Kosaken, Kalmücken ꝛc., verbunden waren, welche der Hauptarmee anhingen und nachfolgten und diesem Kriegszuge der Russen ein Brandmal aufdrückten, das sie ähnlich jenen Raubeinfällen der wilden asiatischen Völkerschaften machte, die im Mittelalter das gebildete Europa in Schrecken setzten. Das Land, in welchem die deutschen Ordensritter einst das Kreuz aufgerichtet und deutsche Bildung verbreitet, wo Friedrichs Ahnherr sich die Königskrone aufs Haupt gesetzt hatte, schmachtete jetzt unter dem Joche der russischen Herrschaft. Aber wenn diese scheinbare Unterwerfung unter das Scepter der Zarin dieses Land wenigstens vor Brandschatzung und Plünderung schützte, so überließen die barbarischen Horden in der Neumark, die sie nicht zu behalten gedachten, sich den rohesten Ausschweifungen. Sie äscherten ganze Städte und Dörfer ein, nachdem sie dieselben ausgeplündert hatten — wie die Städte Driesen und Ratzebuhr und neunzehn Dörfer der Umgegend —, verheerten Äcker und Felder, verbrannten Frauen, Greise und Kinder und hausten ärger als Teufel und Hyänen. Die Freicorps, welche ihnen unter Platen und Hordt entgegengesandt wurden, vermochten sie bei ihrer Überzahl nicht im Zaume zu halten. Das Land sehnte sich nach dem Retter und Befreier.

König Friedrich entschloß sich, von Schlesien aus seiner Neumark zu Hilfe zu eilen und traf mit gewohnter Energie seine Anordnungen, welche das Ganze umfaßten.

Am Rhein war Herzog Ferdinand von Braunschweig siegreich gegen die Franzosen, die er (am 23. Juni) bei Krefeld vollständig geschlagen hatte, ging jedoch (10. August) wieder auf das rechte Rheinufer zurück, weil die Franzosen, nach Clermonts Abberufung unter den Oberbefehl des geschickteren Marschalls Contades gestellt, wieder bedeutende Verstärkungen an sich zogen. Jedenfalls vermochte der Herzog ihnen vollständig das Gleichgewicht zu halten.

ÜBERSICHTS-KARTE ZU DEN OPERATIONEN FRIEDRICHS DES GROSSEN.



Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Kilometer, 111,3 = 1° des Aequators.

Geograph. Meilen 15 = 1° des Aequat.

In Schlesien ließ der König den Markgrafen Karl von Schwedt mit 51 Bataillonen, 75 Eskadrons bei Landeshut gegen Daun stehen, der mit 75000 Mann bei Jaromierz lagerte, während Laudon bis Hohenelbe gegen die Lausitz vorgeschoben war.

Der Prinz Heinrich mit seinem schwachen Corps hielt im Lager bei Dippoldiswalde die durch österreichische Truppen bis auf 75000 Mann verstärkte Reichsarmee im Schach, welche unter dem Prinzen von Zweibrücken ein Lager im Teplitzer Thale bezogen hatte.

Die Schweden unter Generallieutenant Hamilton rückten nach Dohnas Abmarsch von Stralsund zwar gegen die Peene und Tollense vor und wurden von Fermor aufgefordert, nach der Oder zu marschieren, betrieben aber den Krieg so lässig, daß sie durch schwache Detachements und die pommerschen Landmilizen genügend beschäftigt wurden.

Dem Grafen Dohna, der unfern der Hauptstadt von dem augenblicklich gefährlichsten Gegner bedroht war, beeilte sich der König zu Hilfe zu ziehen Am 10. August teilte der König aus seinem Hauptquartier zu Kloster Grüssau diese seine Absicht dem Prinzen Heinrich mit und traf in demselben Schreiben seine bündigen Verfügungen über Leben und Tod hinaus mit einer Sicherheit, die uns die große Klarheit und Freiheit seines Geistes in den schwierigsten Lagen erkennen und bewundern läßt:

„Grüssau, den 10. August 1758.

Mein teurer Bruder! Ich bitte Sie, das vollste Geheimnis von allem zu bewahren, was dieser Brief enthält, der allein zu Ihrer Direktion bestimmt ist. Ich marschiere morgen gegen die Russen. Da die Kriegsereignisse alle möglichen Zufälle herbeiführen können, und da es mir leicht begegnen kann, daß ich getötet werde, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, Sie von meinen Absichten in Kenntnis zu setzen, um so mehr, da Sie der Vormund unseres Neffen mit unumschränkter Vollmacht sind.

1. Wenn ich getötet werde, so müssen alle Armeen sogleich meinem Neffen den Eid der Treue schwören.

2. Man muß die Aktion mit solchem Nachdruck fortsetzen, daß der Feind keine Veränderung im Oberbefehl bemerkt.

3. Ich beabsichtige gegenwärtig, die Russen möglichst vollständig aufs Haupt zu schlagen (à platte couture, s'il est possible), Dohna sogleich wieder gegen die Schweden zu schicken und mit meinem Corps zurückzukehren, sei es nach der Lausitz, wenn der Feind von dieser Seite vordringen sollte, sei es, um die Armee (in Schlesien) wieder zu erreichen und 6—7000 Mann nach Ober-

schlesien zu entsenden, um Deville zurückzutreiben, welcher es angreift; was Sie betrifft, so ist es meine Absicht, Sie handeln zu lassen, wie die Gelegenheit sich bietet, indem Sie Ihre größte Aufmerksamkeit auf die Pläne des Feindes zu richten haben, welche man immer stören muß, ehe sie zur Reife gedeihen. In betreff der Finanzen glaube ich Ihnen sagen zu müssen, daß alle Verlegenheiten, welche in letzter Zeit vorgekommen sind, insbesondere auch diejenigen, welche ich noch voraussehe, mich genötigt haben, die englischen Subsidien anzunehmen, welche erst im Monat Oktober zahlbar sind.

Was die Politik betrifft, so ist es gewiß, daß, wenn wir diesen Feldzug gut bestehen, der Feind, matt und vom Kriege erschöpft, zuerst den Frieden begehren wird; ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß man im Laufe dieses Winters dazu kommen wird. Das ist alles, was ich Ihnen über die Angelegenheiten im allgemeinen zu sagen habe; was das einzelne betrifft, so ist es an Ihnen, sich beständig in Kenntnis von allem zu erhalten; aber wenn man gleich nach meinem Tode Ungeduld und ein zu lebhaftes Verlangen nach dem Frieden zeigen sollte, so wird dies das Mittel sein, einen schlechten Frieden zu erhalten, und uns in die Lage bringen, uns den Bedingungen zu unterwerfen, welche diejenigen uns auferlegen wollen, die wir besiegt haben (de recevoir la loi de ceux que nous avons vaincus).

Ich will noch meine Marschroute hinzufügen, damit Sie wissen, wo Sie mich in der nächsten Zeit finden werden. Den 13. werde ich in Liegnitz sein, den 14. zwischen Lüben und Raudten, den 15. Ruhetag, den 16. nach Grünberg, den 17. nach Tschicherzig (auf der Straße von Grünberg nach Züllichau), wo ich über die Oder gehen will, am 18. werden die Brücken geschlagen, am 19. der Übergang bewerkstelligt werden, den 20. werde ich mich mit Dohna vereinigen, und zwischen dem 20. und 25. hoffe ich, zwischen Meseritz und Posen ein Treffen zu liefern.

Dies ist alles, was ich bis jetzt Ihnen zu sagen im stande bin. Sie werden von dem Erfolg dieser Unternehmung fortwährend in Kenntnis erhalten werden ..."

Am 11. August trat der König mit 17 Bataillonen und 38 Eskadrons den Marsch gegen die Russen an. Von höheren Führern begleiteten ihn der Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau, die Generallieutenants Forcade und Seydlitz, die Generalmajors Prinz Franz von Braunschweig, Bülow, Kahlden, Czettritz, Lentulus und Bredow.

Die Marschroute wurde fast genau so innegehalten, wie der König in dem obigen Briefe sie dem Prinzen Heinrich mitgeteilt, bis die neueren Nachrichten vom Feinde ihn zu einer Änderung der Richtung veranlaßten. An

Schnelligkeit übertraf dieser Marsch von dem Schlesischen Gebirge nach der Neumark noch den berühmten Marsch des Vorjahres von Roßbach nach Leuthen; er legte in 14 Tagen in gerader Linie 44 Meilen zurück. Wir erkennen die große Eile des Königs aus seinen immer dringender werdenden Instruktionen an den Grafen Dohna, ähnlich jenen Briefen an den Herzog von Bevern auf dem Marsche nach Schlesien (1757).

Am 9. August schrieb der König, der den preußischen Regimentern die Niederlage von Groß-Jägerndorf (30. August 1757) wohl noch nicht vergessen hatte, an Dohna: „Ich rate Euch sehr, daß Ihr und alle Eure Offiziers Euch die Idee aus den Köpfen bringt, als ob die Russen in inattaquablen Lagern ständen;" ferner aus Liegnitz (12. August): „Wir müssen nun anfangen, die Russen tüchtig abzuprügeln. Wenn Ihr über die Oder geht, so sagt allen Euren Offiziers, meine Devise wäre: «Siegen oder Sterben!» und der, welcher nicht so dächte, möchte diesseits bleiben und könnte sich zum Teufel scheren." Auf die Meldung Dohnas vom 15. August, daß die Russen soeben vor Küstrin erschienen seien und das Bombardement gegen die Stadt eröffnet hätten, antwortete der König aus Wartenberg (16. August): „Küstrin muß sich bei risque des Kopfes vom Kommandanten nicht übergeben; heute ist der siebente Tag meines Marsches, und ich habe binnen der Zeit zwanzig Meilen marschiert; ich marschiere nunmehr gerade auf Frankfurt (will also infolge des Erscheinens der Russen vor Küstrin nicht, wie früher beabsichtigt, bei Tschicherzig über die Oder gehen), damit, wenn ja noch Zeit ist, ich zu Euch stoßen kann. Ich wünsche von Herzen, daß Ihr den Feind schlaget, und geschieht es, so müsset Ihr mir nur gleich Nachricht davon geben, damit ich auch etwas dabei thun und den Feind verfolgen helfen könne. Sollte aber, da Gott vor sei, ein Unglück geschehen, so müßt Ihr Euch so lange zu halten suchen, bis ich bei Frankfurt zu Euch stoße, da wir die Russen noch einmal angreifen und uns, solange wir uns nur regen können, an sie machen müssen; das beste aber ist, daß dies nicht zu besorgen ist und Ihr alles wohl ausrichten werdet." Es folgt die eigenhändige Nachschrift: «Quoi qu'il arrive, il faut que Custrin tienne sous peine de mort et des plus grandes supplices si quelqu'un parle de se rendre.» (Was auch komme, so muß Küstrin gehalten werden bei Todesstrafe (für den Kommandanten) und den schwersten Strafen, so jemand von Übergabe spricht.)

Am 20. August kam Friedrich mit seiner kleinen Heerschar (etwa 15000 Mann) in Frankfurt an und nahm sein Quartier bei einer Predigerwitwe in der Lebuser Vorstadt. Der hörbar schallende Kanonendonner kündigte ihm an, daß

Küstrin sich noch hielte. Aber noch lauter drang zu des Königs Ohren der Not- und Hilferuf der geängstigten Bevölkerung. Am 15. August hatte Fermor das Bombardement von Küstrin auf der Nord- und Nordostseite der Stadt eröffnen lassen. Bei der dritten Granate war ein Strohmagazin in Brand geraten; da die Häuser fast alle von Holz gebaut waren, so griffen die Flammen rasch um sich, so daß bald die ganze Stadt in Flammen stand, und um fünf Uhr nachmittags war von Küstrin nicht mehr viel übrig als Schutt und Asche; nur die Kirche, das Schulhaus und die kahlen Mauern der Festungswerke ragten noch über dem Trümmerhaufen. Da nach Küstrin eine Menge von Landbewohnern aus den benachbarten Dörfern aus Furcht vor den Mordbrennereien der Russen geflüchtet waren, die jetzt ihre Habseligkeiten den Flammen preisgegeben sahen, so waren die Not und das Elend unter der Bevölkerung groß. Am 19. ließ Graf Fermor den Kommandanten zur Übergabe auffordern unter der Androhung, daß er im Weigerungsfalle sofort zum Sturme schreiten und die ganze Besatzung niedermetzeln lassen würde. Der brave Kommandant, Oberst Schach von Wuthenau, gab ihm zur Antwort, er gedenke, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen. So lagen die Dinge, als Friedrich am 20. August in Frankfurt ankam und, vor sein Wohnhaus in der Lebuser Vorstadt tretend, auf den ferne rollenden Kanonendonner horchte.

Am anderen Morgen begab sich der König mit geringer Kavalleriebedeckung in das Lager des Dohnaschen Corps bei Manschenow und Gorgast. Von dem anderen Ufer des Stromes blickten die rauchgeschwärzten Trümmer der Stadt zu ihm herüber, wo Friedrich ein bedeutungsvolles Jahr seiner Jugend, seine Lehr- und Läuterungszeit verlebt hatte. Düstere Erinnerungen stiegen in seiner Seele auf, — vielleicht auch der Schatten eines Freundes, der hinter jenen grauen Festungswällen sein junges Leben für ihn auf dem Schafott beschlossen hatte.* — — Der Anblick der zerstörten Stadt, die Nachrichten über die Verheerungen der Feinde in der Neumark und Pommern füllten des Königs Herz mit Zorn und Unwillen. Er dachte an den Kampf, der ihm in den nächsten Tagen bevorstand.

Die Dohnaschen Truppen hatten sich zum Empfange des Königs auf das beste geschmückt. So blank hatten ihre Waffen lange nicht geblitzt wie heute. Sie erwarteten frohen Herzens die Ankunft des Königs in der Hoffnung, daß sie unter seiner Führung die Scharte von Jägerndorf bald ausgewetzt haben würden. Als der König an ihrer Front entlang ritt, sagte er zu dem ihn

---

* Vergl. I. S. 406 u. f.

begleitenden Grafen Dohna: „Ihre Leute haben sich ja außerordentlich herausgeputzt; die ich mitbringe, sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen.“

Nachdem er mit Dohna die nötigen Verabredungen für die nächsten Tage getroffen hatte, begab sich der König noch an demselben Tage von Manschenow nach Küstrin, um die Festungswerke zu besichtigen und die feindliche Stellung zu rekognoscieren. Am 22. August fand die Vereinigung der beiden Corps im Lager bei Gorgast statt, im ganzen jetzt 40 Bataillons, 83 Eskadrons und 117 Geschütze ohne die Regimentsstücke (ca. 80—90 Stück) oder ca. 32000 Mann. Der König führte eine Scheindemonstration aus gegen eine russische Schanze bei Schaumburg a. d. O. unterhalb Küstrin, als beabsichtige er hier den Übergang, führte aber am folgenden Tage (23. August) die Armee noch weiter die Oder abwärts bis Güstebiese, zwei Meilen von Küstrin. Während hier in den Vormittagsstunden die Brücke gebaut wurde, ging der größte Teil der Infanterie bereits auf Kähnen über. Als die Brücke fertig war, gingen zunächst zwei Husarenregimenter über; der Rest der Infanterie und der schweren Artillerie schloß sich ihnen an; zuletzt folgte die Kavallerie. Die schwere Bagage blieb größtenteils auf dem linken Oderufer an der Brücke zurück, mit deren Sicherung das Freiregiment Hordt beauftragt wurde.

Während dieses Uberganges hielt der König auf einer Höhe des rechten Oderufers bei Güstebiese. Eine Menge Landvolk war zusammengeströmt, ihn zu sehen und zu begrüßen. Greise, Weiber und Kinder umdrängten ihn in froher Bewegung und küßten den Saum seines Rockes. Diese armen Leute hatten keinen Teil an dem Kriege, der ihre Fluren verwüstete und dessen ganze Schrecken über sie losgelassen waren; was verstanden auch sie von diesem Zwiste des Königs mit einer fremden Kaiserin und mit den Hauptmächten Europas, von des Königs Ansprüchen auf Schlesien und von dem Berufe der Hohenzollern für das Reich! Ihre Welt war die Scholle, auf der sie wohnten und die ihnen Früchte trug und die jetzt verheert und verwüstet war. Das aber wußten sie und konnten sie nicht anders denken, als daß ihr König zugleich gekommen war als ihr Erretter und Befreier. Deshalb blickten sie unter Thränen und heißen Segenswünschen zu ihm auf: „Gott segne Ew. Majestät, daß Sie zu uns gekommen sind und Sich unser annehmen in unserer Not!“ Der König blickte schweigend auf sie nieder, seine großen Augen leuchteten so ernst und mild, als wollt' er wieder sagen wie damals zu den Webern des abgebrannten Städtchens Greiffenberg in Schlesien: „Ihr habt mir nicht zu danken; denn dafür bin ich da!“ und er dachte in seinem Königsherzen: „Ja gewiß, Kinder, ich will Euch helfen, so wahr Gott mir helfe!“ — Er hatte schon Befehl gegeben,

unter die durch den Krieg Beschädigten in der Neumark zur nächsten Linderung ihrer Not die Summe von 200000 Thalern zur Verteilung kommen zu lassen. Zugleich war er aber auch entschlossen, den Feind für seine Unthaten zur schweren Verantwortung zu ziehen. Für die Nacht (zum 24. August) ließ der König die Armee ein Lager bei Klossow, einem Dorfe zwischen Güstebiese und Küstrin, beziehen. Als ihm hier von seinen Husaren die ersten gefangenen Kosaken vorgeführt wurden — schmutzige, grüne Strolche, mit Ruß und Blut befleckt —, sagte er voll Unwillens zu einem seiner Adjutanten: „Sehe Er hier, mit solchem Gesindel muß ich mich nun herumschlagen!“*

Der russische Oberbefehlshaber General Fermor erhielt erst am Abend des 23. August in seinem Hauptquartier zu Groß-Kamin die Meldung von der Ankunft des Königs bei Küstrin und von seinem Anmarsche auf dem rechten Ufer der Oder. Er hob alsbald die Belagerung von Küstrin auf, sandte den Artilleriepark, sowie die sämtliche schwere Bagage nach Klein-Kamin zurück, ließ zwischen diesem Dorfe und Groß-Kamin eine Wagenburg bilden und bezog mit der Armee eine feste Stellung weiter rückwärts. Er sandte auch Befehl an das Reservecorps unter General Braun, das noch in Landsberg stand, sich in Eilmärschen an ihn heranzuziehen. Dasselbe traf am 24. August nachmittags bei ihm ein. Die russische Armee zählte jetzt im ganzen 76 Bataillons, 51 Eskadrons und 3 Pulks Kosaken nebst 240 Geschützen, ohne die Regimentskanonen (ca. 240), oder etwa 50—52000 Mann, war also beinahe doppelt so stark als die preußische.

Das Feld, auf welchem die beiden Heere sich trafen, ist ohne bedeutende Erhebungen. Eine der ansehnlichsten ist der Fuchsberg** zwischen den Dörfern Quartschen an der Mietzel, einem kleinen rechten Nebenflusse der Oder, und Zorndorf, eine starke Meile nördlich von Küstrin. Drei sumpfige Wiesengründe, welche sich von Zorndorf und Wilkersdorf her in nordwestlicher Richtung nach der Mietzel hinziehen, genannt der Zabergrund, der Galgengrund und der Doppelgrund oder Hosebruch, wurden entscheidend wichtig bald für den einen, bald für den anderen Teil. Ein vierter kleinerer Bruchstreifen zieht sich von der Schäferei, auf neueren Plänen Vorwerk Birken-

---

* Ein Exemplar von dieser Sorte schickte der König später, nach der Schlacht, mit der Meldung von dem siegreichen Ausgange derselben dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig zur Ansicht.

** Die Kuppe ist mit einem Denkmal geschmückt, welches der Königsberger Kreis und die Stadt Küstrin dem Könige errichtet und die Offiziere der 5. Division bei der Säkularfeier des Sieges bei Zorndorf (1858) erneuert haben.

busch genannt, zur Mietzel bei Kutsdorf, eine Viertelstunde unterhalb Quartschen.

Fermor, welcher den Angriff des Königs über Kutsdorf oder Quartschen erwartete, nahm eine Stellung zwischen dem Kutsdorfer Bruch und dem Zabergrunde, ersteren vor der Front, den rechten Flügel an die Mietzel, den linken an die Drewitzer Heide gelehnt, die sich von der Einmündung der Mietzel am rechten Ufer der Oder aufwärts nach Küstrin hinzieht. Als das Braunsche Corps eintraf, bezog dasselbe eine Hakenstellung auf dem rechten Flügel der Hauptstellung zwischen dem Zaber- und dem Galgengrunde, Quartschen und die Mietzel vor der Front. Fermor änderte seine Stellung später noch mehrmals, als er nähere Nachrichten über den Anmarsch des Königs erhielt.

Dieser ging nämlich am 24. August nicht über die Mietzel, sondern marschierte im weiten Bogen um die Stellung der Russen herum über Darmietzel und erreichte am Abend Damm und die Dammsche Mühle, zwei Stunden oberhalb Quartschen an der Mietzel, rückte auch noch am Abend und in der folgenden Nacht hinüber und hatte die Russen so in dem Winkel zwischen Mietzel und Oder eingeschlossen.

Der Anblick der brennenden und eingeäscherten Dörfer auf dem ganzen Wege steigerte die Wut und Erbitterung der Soldaten. Aus ihren Schlupfwinkeln, aus den Wäldern hervor kamen die unglücklichen Leute, denen der Feind auch das Letzte, was sie an Nahrungsmitteln besaßen, genommen hatte. Willig gaben ihnen die menschenfreundlichen Krieger das Brot, das sie bei sich trugen, wofür jene ihnen Wasser zutrugen, um ihren Durst in der brennenden Hitze zu löschen.

Als Fermor am Abend des 24. August den Anmarsch des Königs über die Mietzel bei Damm erkannte, änderte er seine Aufstellung. Die Armee stand nun, einer in den Türkenkriegen angenommenen Sitte getreu, in einer vier Treffen tiefen, nach allen Seiten fest geschlossenen Aufstellung in Form eines großen, länglichen Vierecks, in dessen Innern sich die Kavallerie und die Bagage befand, während die schweren Geschütze in und vor der angegriffenen Front und vor den Ecken derselben standen. Die langen nach Nordwest und Südost gewandten Seiten dieses großen russischen Oblongs erstreckten sich vom Zaber- bis an den Doppelgrund und mit einem Teile der Kavallerie noch über diesen hinaus nach Zicher hin. Die südöstliche Ecke des Vierecks lag etwas nördlich von dem Punkte, wo die Straßen von Neudamm nach Zorndorf und Küstrin und von Quartschen nach Wilkersdorf und Groß-Kamin sich kreuzen, die südwestliche Ecke nahe dem mit schweren Batterieen gekrönten Fuchsberge. Der Galgengrund durchschnitt die langen Seiten.

Der König hatte schon einige Tage vorher einen Befehl ausgegeben, welcher vielfach unrichtigerweise eine Disposition zur Schlacht genannt wird, in Wahrheit mehr eine Instruktion für die Truppen war. Einige Punkte lauteten:

„Mit einem Flügel wird nur attackiert, der andere Flügel muß gänzlich refüsieret werden . . . .

Es soll keine Ordre angenommen werden, wenn nicht ein Adjutant vom König kommt oder der General von der Brigade es befiehlt.

Wenn ein Kerl, so nicht blessieret, austreten sollte, so soll der Offizier oder Unteroffizier, so hinten schließen, selbigen sogleich über den Haufen stoßen.

Auf dem Flügel, so attackieren soll, werden drei Treffen sein; sollte ein Bataillon im ersten Treffen ruinieret oder repoussieret werden, so muß sogleich das Bataillon aus dem zweiten Treffen, so hinter demselbigen steht, ins erste rücken, und aus dem dritten Treffen muß eins wieder ins zweite Treffen an dessen Stelle rücken, alsdann das ruinierte oder repoussierte Bataillon sich ordentlich wieder formieren und mit avancieren muß.

Das erste Treffen muß sich nicht aufhalten mit dem Totstechen, sondern seinen ordentlichen Marsch kontinuieren und solches dem zweiten Treffen überlassen.

Wenn Lücken in die Bataillone oder zwischen die Bataillone kommen, so müssen selbige nach dem Flügel, so attackiert, wieder zugemacht werden, und die Neben-Bataillons müssen davon avertiert werden, damit sie gleichfalls sich dahin ziehen können“ ꝛc. ꝛc.

Diese Instruktion ist, wie wir sogleich sehen werden, während der Schlacht leider nicht in allen Punkten befolgt worden. Die durch viele Geschichtsbücher gehende Mitteilung, der König habe es verboten, in der Schlacht Pardon zu geben, ist Fabel. Allerdings war die Erbitterung des Königs gegen die Russen wegen der von ihnen verübten Schandthaten groß; er hätte sich aber durch dieselbe niemals zu einem Befehle hinreißen lassen, welcher mit seiner menschenfreundlichen Denkweise, die stets nur das Rauhe der Kriegführung zu mildern suchte, in so vollkommenem Widerspruche stand. Auch daß der König die Brücken über die Mietzel hinter sich habe zerstören lassen, um den Russen den Rückzug unmöglich zu machen und sie bis auf den letzten Mann zu vernichten, ist eine Erfindung. Eine solche Vernichtung des Feindes bis auf den letzten Mann ist wohl noch in keiner Schlacht dagewesen. Dagegen ist gewiß, daß der König den Russen eine möglichst totale Niederlage zu bereiten und sie durch eine Entscheidungsschlacht ganz aus dem Lande zu schlagen wünschte. Mit diesem Streben des Königs hängt ein anderer Umstand zusammen, der

ihm von urteilsfähigen Kritikern als Fehler angerechnet worden ist.* Man fragt nämlich, warum der König sich nicht der russischen Wagenburg bemächtigt habe, von deren Aufstellung zwischen Groß- und Klein-Kamin mit geringer Bedeckung er doch Kenntnis gehabt haben müsse, weil er die Russen nach Verlust ihrer schweren Bagage, ihrer Vorräte und Munition, auch ohne Schlacht durch einige Märsche hätte zwingen können, das Land zu verlassen, und wir antworten, weil es eben in seiner Absicht lag, den Russen eine Schlacht zu liefern. Ein solcher Angriff hätte wohl der Kriegführung eines Daun entsprochen, der fast immer darauf ausging, seinen Feind durch Manöver zum Verlassen seiner Stellung zu nötigen und die Entscheidung durch die Schlacht zu vermeiden. Der König aber, der mit Rücksicht auf seine übrigen Gegner zu den Operationen gegen die Russen sich überhaupt nur drei Wochen Zeit nehmen zu dürfen glaubte — wie er selbst in einem Briefe an den Prinzen Heinrich schreibt —, durfte sich auf eine solche zögernde Kriegführung nicht einlassen, sondern er suchte die Schlacht. Eine eigentliche Disposition zur Schlacht hatte der König nicht ausgegeben und konnte es füglich nicht thun, weil er bis zum 24. abends keine nähere Kunde von der Aufstellung der Russen hatte, die ihm durch die umschwärmenden Kosaken verborgen gehalten wurde.

Nachdem er bis zum 25. August morgens $3^1/_2$ Uhr — mit seinem Fußvolk bei der Dammer Mühle, mit der Reiterei weiter oberhalb bei Kerstenbrügge — die Mietzel überschritten hatte, richtete er seinen Angriff nicht gegen den ihm zunächst stehenden Flügel der Russen bei Zicher, sondern er faßte den Plan, das große russische Viereck noch immer weiter im großen Bogen südlich zu umgehen und dann von der westlichen Flanke in dasselbe hereinzubrechen und es auf die Mietzel und ihre Sümpfe zurückzuwerfen. Dieser Angriff gewährte ihm sogleich den Vorteil, daß er mit Küstrin in unmittelbare Verbindung kam und für alle Fälle einen vollständig gesicherten Rückzug behielt. Sobald die Infanterie unter dem Schutze der schon am Abend vorher übergegangenen Avantgarde die Mietzel passiert hatte, formierte sie sich in zwei Kolonnen und marschierte durch die Massiner Heide in südöstlicher Richtung auf Batzlow. Die Kavallerie schlug als dritte Kolonne von Kerstenbrügge dieselbe Richtung ein. Die Avantgarde (8 Bataillons Infanterie und 2 Husarenregimenter) wurde, sobald der Wald lichter wurde, rechts herausgezogen und bildete eine vierte Kolonne; von den Husaren deckte ein Regiment die Teten der Kolonnen, das andere begleitete den Marsch rechts, in der Ebene

* Retzow: Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges.

mit den umherschwärmenden Kosaken plänkelnd. Bei Batzlow schwenken die Teten der Kolonnen rechts und setzen ihren Marsch südlich in der Richtung auf Tamsel fort, dessen weißes Schloß in dem Könige angenehme Erinnerungen aus der Zeit seines Küstriner Aufenthaltes aufsteigen läßt.* Er darf aber denselben jetzt nicht nachgehen, sondern seine Blicke sind auf das Feld gerichtet, wo er in der nächsten Stunde die Schlacht schlagen soll mit seinen Preußen gegen die seine Marken verwüstenden Moskowiter. Von einer Anhöhe bei Zorndorf gewinnt der König den ersten klaren Überblick über die russische Viereckaufstellung, überzeugt sich, daß die westliche schmale Seite derselben durch den Zabergrund gegen einen umfassenden Angriff gedeckt ist, und beschließt, seinen ersten Angriff gegen die Südwestecke des russischen Karrees zu richten in Staffeln vom linken Flügel mit versagtem rechten Flügel, in schräger Schlachtordnung, wie bei Leuthen und schon vor ihm bei Leuktra. Die Teten der Kolonnen wenden sich daher in einiger Entfernung vor Tamsel westwärts auf Zorndorf. Die Avantgarde formiert sich mit ihren 8 Bataillonen Front gegen Zorndorf, vor jedem Flügel eine schwere Batterie. Das Haupttreffen schwenkt hinter der Avantgarde in die Schlachtordnung ein und schließt sich ihrem Vorgehen an.

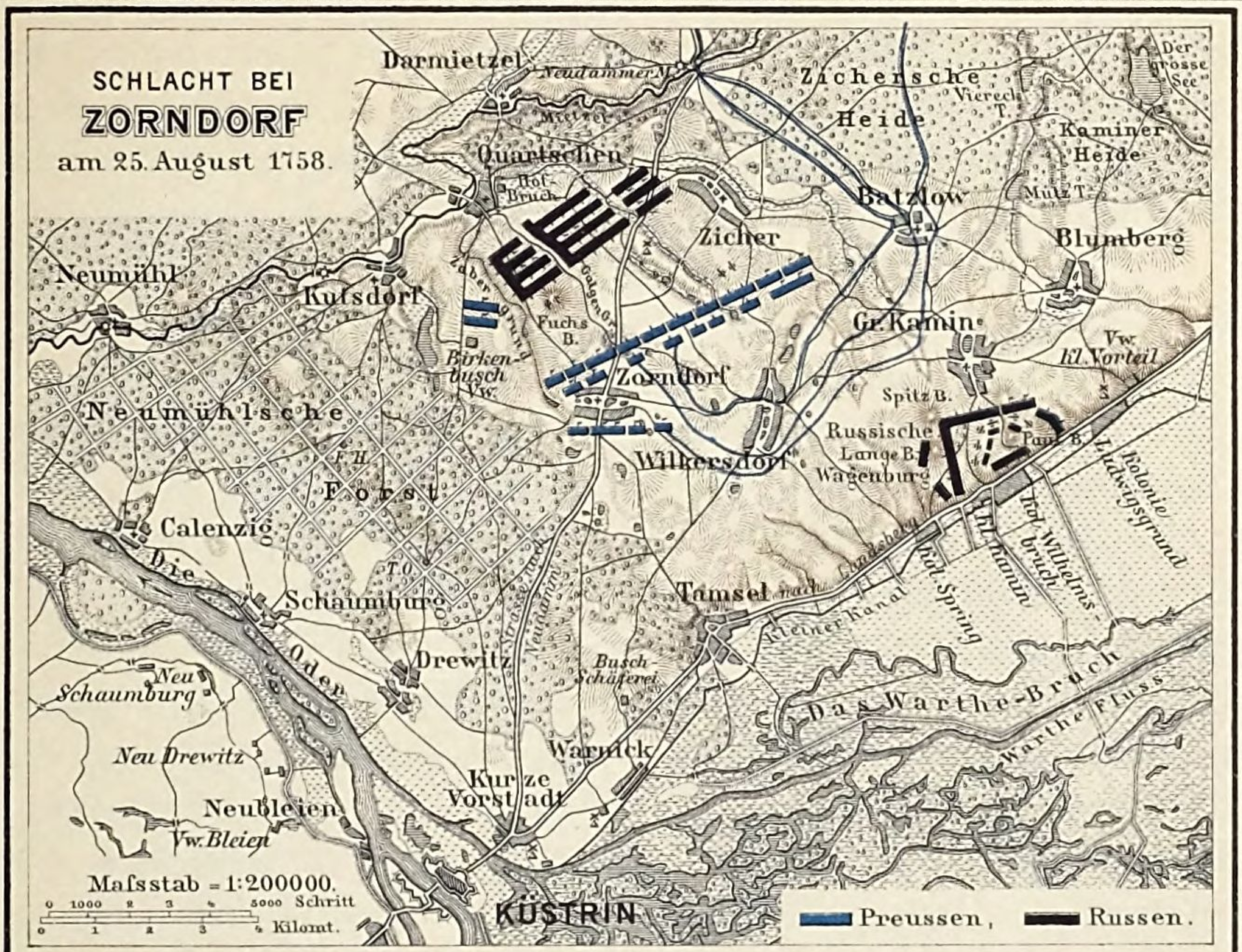
Fermor hat unterdessen in der Eile in seiner Viereckaufstellung die Änderungen getroffen, welche durch den Anmarsch der Preußen von Südosten und Süden her nötig werden. Das vierte Treffen oder die Südseite des Karrees bildet nunmehr die Hauptfront seiner Stellung. Er zieht daher jetzt seine besten Regimenter, welche nach Norden Front machten, in seine Hauptfront nach Süden herüber, läßt die weniger zuverlässigen an ihre Stelle in die nördliche Linie rücken, pflanzt sein schweres Geschütz auf den Höhen vor der Hauptfront, namentlich auf dem Fuchsberge, auf und erwartet so den Angriff.

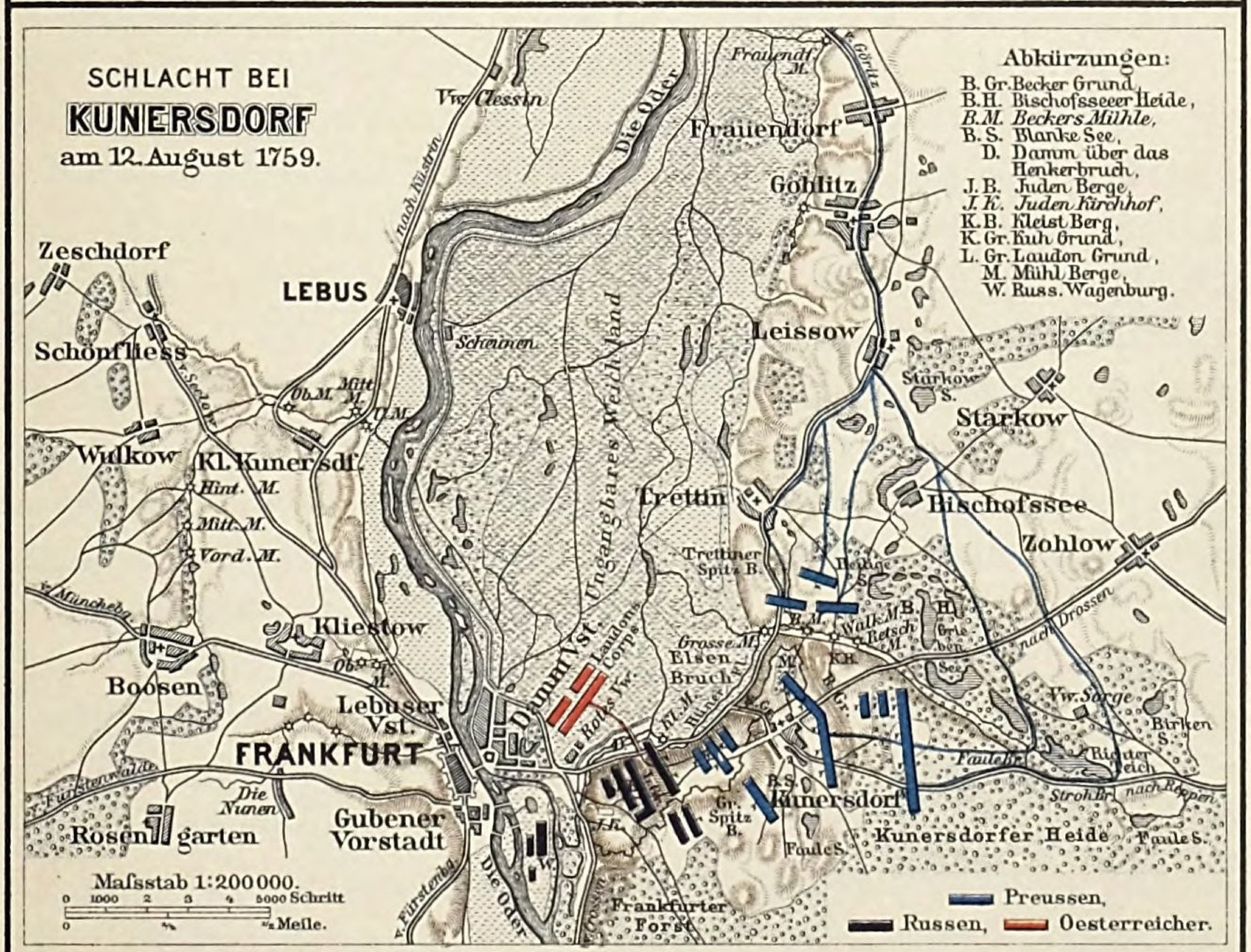
Zorndorf ist von den Kosaken gewohnheitsmäßig in Brand gesteckt worden. Der wehende Südwind treibt die aufsteigenden düstern Rauchwolken den Russen gerade ins Gesicht und verschleiert ihnen den drohenden preußischen Angriff.

Es war gegen 9 Uhr morgens, als General von Manteuffel mit der Infanterie der Avantgarde zum Angriff antrat, den linken Flügel, der Wei-

---

* Die junge Gattin des Generallieutenants von Wreech auf Tamsel, geborene v. Schöning, soll dem Kronprinzen Friedrich während seines Küstriner Aufenthaltes 1731 — wenigstens nach dem Berichte des uns aus dem Tabakskolleg Friedrich Wilhelms I. bekannten Generallieutenants von Grumbkow, Präsidenten des Kriegs- und Domänen-Direktoriums, — „nicht gleichgültig“ gewesen sein. „Auch war sie in ihrer vollen Schönheit; ein Teint von Lilien und Rosen!“ Wir sprechen weiter unten mehr darüber.





Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

sung des Königs gemäß, hart an den Zabergrund gelehnt; 4 Bataillons gingen westlich, die 4 anderen östlich von dem brennenden Zorndorf vor; zwei schwere Batterieen — eine zu 20, die andere zu 40 Geschützen — fuhren auf den Höhenkuppen nördlich Zorndorf auf, eröffneten ihr Feuer und avancierten dann mit der Infanterie bis zu einer zweiten Position, die nur noch 800—900 Schritt vom Feinde, etwa dem Fuchsberg gegenüber, lag.

Der Avantgarde folgten die beiden Haupttreffen der Infanterie — das erste in einem Abstande von 250 Schritten —, den linken Flügel an den Zabergrund gelehnt, den rechten ganz zurückgehalten.

Gleichzeitig mit dem linken Flügel der Infanterie gingen 31 Eskadrons Kavallerie links des Zabergrundes vor, während 25 Eskadrons Dragoner hinter dem zweiten Treffen folgten. Bei dem ersteren befand sich der Generallieutenant von Seydlitz. Derselbe hatte seine Roßbacher Wunde vollständig auskuriert und führte wieder bei voller Frische und Rüstigkeit den Oberbefehl der Kavallerie, gewärtig des Momentes, wann er mit seinen siegesmutigen Geschwadern am rechten Flecke sich in die wogende Schlacht würde stürzen können, — er wird wohl kommen! Jetzt aber hielt er noch mit der Reiterei des linken Flügels, von der Infanterie durch den Zabergrund getrennt, außerhalb des feindlichen Geschützbereichs, hatte jedoch den sumpfigen Wiesengrund sorgfältig rekognosciert und die Übergangsstellen wohl ermittelt.

Eine Zeitlang hat die Kanonade bereits gedauert. Das russische Geschützfeuer that der vorrückenden Infanterie der Avantgarde keinen großen Schaden, weil es sich zu sehr zersplitterte und die Russen außerdem zu hoch schossen. Dagegen hatten die preußischen schweren Batterieen, welche ihr Feuer möglichst auf einen Punkt, auf die Angriffsecke des russischen Vierecks konzentrierten, bei der tiefen Aufstellung der feindlichen Heeresmassen eine furchtbare Wirkung. Eine einzige Kanonenkugel nahm von einem Grenadierregiment zweiundvierzig Mann weg. Eine schwarze Wolke von dem Zorndorfer Brande her, untermischt mit Staub und Pulverrauch, lagerte über dem russischen Viereck und bedeckte die im Innern desselben herrschende Verwirrung.

Die Infanterie der preußischen Avantgarde ist unterdessen im tapferen Vorschreiten geblieben und mit ihrem linken Flügel gegenüber der Südwestecke des Vierecks, gegen welche der erste Angriff gerichtet werden soll, angekommen. Sie eröffnet auf Gewehrschußweite ihr Pelotonfeuer. Aber während des Vorgehens über Zorndorf hinaus ist zwischen den vier Bataillonen, die links, und den folgenden, welche rechts von Zorndorf vorgegangen sind, eine Lücke entstanden, welche durch Linksziehen wieder zu schließen, die letzteren versäumt

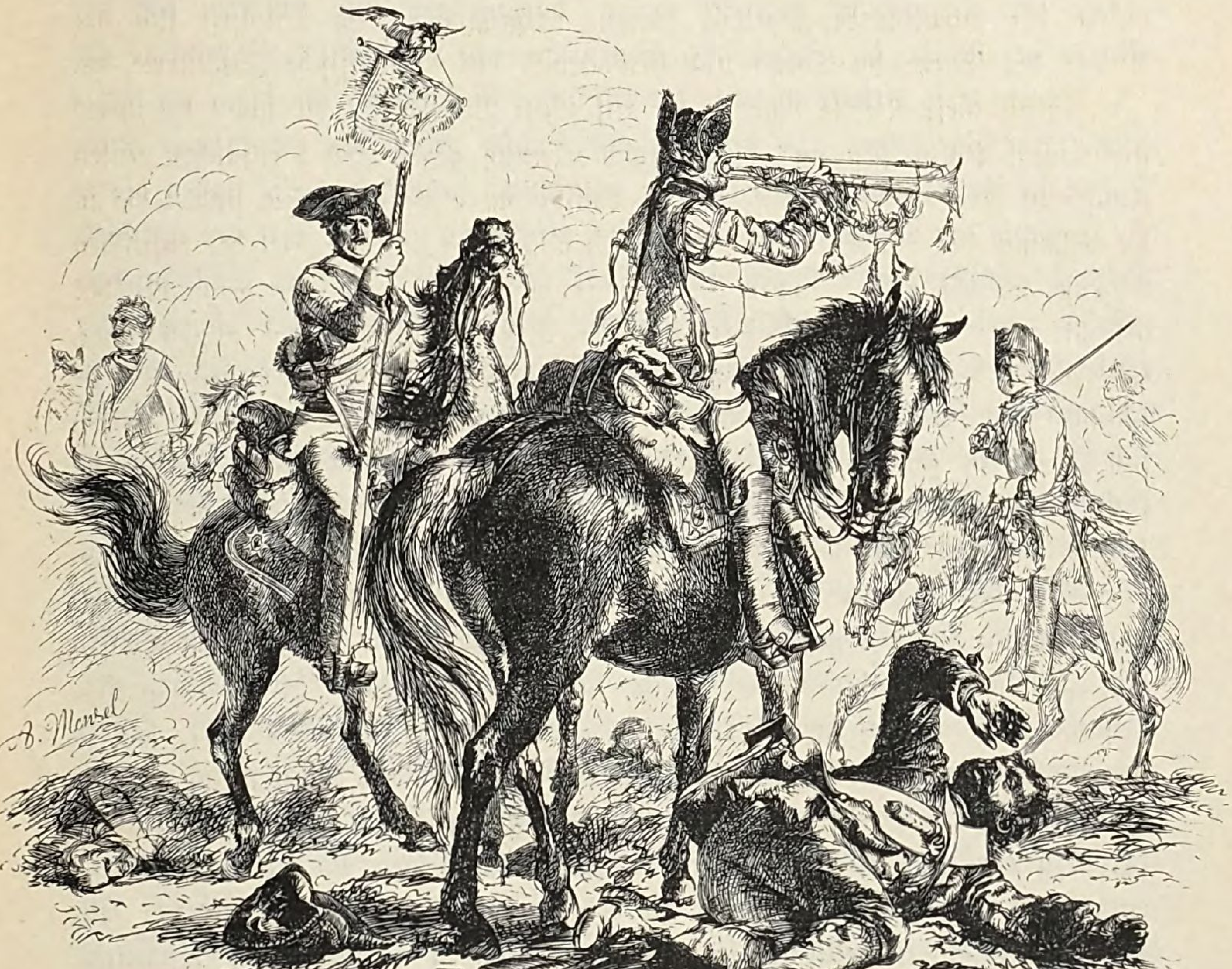
haben und welche bei dem weiteren Vorrücken dieser Bataillone noch erweitert worden ist. Auch die Bataillone vom linken Flügel des ersten Haupttreffens unter dem General Grafen Kanitz, welches der Avantgarde folgte, haben diese Lücke — der Instruktion des Königs entgegen — unausgefüllt gelassen, weil sie auf dasselbe Hindernis, das brennende Zorndorf, gestoßen sind und sich nach Umgehung desselben ebenfalls rechts gehalten haben. So eröffneten statt der bedeutenden Kräfte, welche der König zum ersten Angriff auf die Südwestecke des russischen Karrees bestimmt hatte, nur acht Bataillone der Avantgarde in wenig zusammenhängender Linie das Gefecht, deren linke Flanke überdies dem Feinde vollständig preisgegeben war. Die vier Bataillone auf dem äußersten linken Flügel, die sich ohne alle Unterstützung sahen, stutzten. Als die dichte Rauchwolke, welche die russische Aufstellung umhüllte, sich für Augenblicke teilte, erkannten die Russen mit Verwunderung die schwache Zahl der Streitkräfte, mit denen sie es zu thun hatten, und bemerkten zugleich die Verlegenheit jener vier sich selbst überlassenen Bataillone. Unter dem lauten Geschrei: „Sieg! Sieg!“ und „Ara! Ara!“ stürzten sie plötzlich, Fußvolk und Reiter, wie ein reißender Strom aus ihrer Aufstellung vor und zwangen sie zur Umkehr. Die russische Kavallerie eroberte bei dieser glücklichen Attacke 26 Geschütze. Die acht Bataillone der Avantgarde sowie die nächstfolgenden sieben Bataillone des ersten Treffens, kurz, der ganze linke Flügel der Preußen, der um diese Zeit zwischen dem Galgen- und Zabergrunde stand, wurden über den Haufen geworfen und eilten in voller Flucht gegen Zorndorf zurück.

Es war das erste Mal, daß König Friedrich, der um diese Zeit auf einer Höhe zwischen der Schäferei (d. i. dem Vorwerk Birkenbusch auf neueren Plänen) und dem Zabergrunde in der Nähe seines Regiments Garde du Corps hielt, eine derartige Flucht seiner Infanterie sah. „Die Affairen stehen schlimm,“ sagte er tiefgebeugt zu dem neben ihm haltenden Wackenitz, dem Kommandeur seines Garde du Corps-Regiments, „die Bataille wird verloren gehen.“ Wackenitz salutierte mit dem Degen und antwortete frohen Herzens: „Ew. Majestät, ich kann keine Schlacht für verloren halten, solange die Garde du Corps des Königs noch nicht attackiert hat.“ — „Meint Er das?“ sagte der König, indem er den wackeren Degen mit seinem großen Auge maß, „dann attackier' Er mal!“ — Und „vorwärts, mein Seydlitz!“ lautete der Befehl, den er gleichzeitig an diesen sandte.

„Mein Seydlitz“ hatte die Ordre schon von seinem Herzen empfangen und weiter gegeben. Als er den Chok der russischen Kavallerie, das Vorrücken der feindlichen Infanterie und die Flucht der preußischen Bataillone gewahrte, war

kein Augenblick mehr zu versäumen, er ließ alle Regimenter zugleich mit Zügen im Trabe rechts abmarschieren. Jedes Regiment ging auf dem Punkte über den Zabergrund, den er ihm vorher hatte bezeichnen lassen.

Die Regimenter Garde du Corps und Gendarmes erhielten den Befehl, die



Seydlitz-Kürassiere bei Zorndorf.

russische Infanterie zu attackieren, indes er mit seinem Kürassierregiment sich auf die Kavallerie stürzen wollte; die beiden Husarenregimenter folgten der Bewegung.

Sobald jedes Regiment den Zabergrund passiert hatte, formierte es sich im Galopp in Linie. Seydlitz rückte von der Stelle im Galopp gegen die in einer festen Masse haltende Infanterie an; die Husaren, aus Besorgnis, zu spät zu kommen, flogen mit verhängtem Zügel ihm nach. Die russische Kavallerie wurde durch den Stoß der Seydlitzschen Küraffiere gegen ihre rechte Flanke erschüttert;

die zu umfassendem Angriff nachstürmenden Husaren gaben vollends den Ausschlag. Die russische Kavallerie floh und ward an diesem Tage nicht mehr auf dem Schlachtfelde gesehen. Auch General Fermor und viele höhere russische Offiziere wurden bei dieser Attacke der Seydlitzschen Kürassiere vollständig versprengt.

Zu gleicher Zeit waren die fünfzehn Schwadronen (Malachowski und Zieten), welche der Avantgarde zugeteilt waren, vorgegangen und schlossen sich der Attacke der Garde du Corps und Gendarmes auf die russische Infanterie an.

Durch diese Attacke wurden die russischen Bataillone, die schon bei ihrem stürmischen Vorbrechen aus der Schlachtordnung gegen den preußischen linken Flügel in Unordnung geraten waren, vollständig geworfen. Sie flohen bis in die Sümpfe der Mietzel; viele warfen sich plündernd auf den Teil der russischen Bagage, welcher den Truppen unmittelbar bis in die Nähe des Schlachtfeldes gefolgt war. Sie bemächtigten sich der Branntweinfässer der Marketender, trieben den Spund ein und legten ihre Mäuler an die Spundlöcher, oder sie schlugen den Fässern den Boden ein, ließen sie auf die Erde auslaufen, warfen sich zu Boden und soffen das verderbliche Naß aus den Pfützen. Vergebens suchten ihre Offiziere dem Unfuge mit Gewalt zu steuern. Sie hörten auf kein Gebot mehr und wollten sich lieber niedersäbeln, als vom Saufen lassen.

Mit diesen hatte die preußische Kavallerie nichts mehr zu thun. Dieselbe wandte sich jetzt gegen die noch stehenden Bataillone der hinteren Treffen der russischen Schlachtordnung, welche sich dem Vorbrechen der vorderen Bataillone nicht angeschlossen hatten, und hier entspann sich ein Kampf, der zu den denkwürdigsten in der Kriegsgeschichte gehört. In der Regel pflegt ein entschlossenes Anrücken der Kavallerie in der angegriffenen Infanterie Unruhe hervorzurufen und das Einbrechen in ihre geschlossenen Massen den Sieg zu entscheiden und jene zur Flucht zu veranlassen. Hier war es anders. Die feindliche Infanterie ballte sich in geschlossene Klumpen mit starrenden Bajonetten, runden, stachlichten Ungeheuern gleich, zusammen und setzte den Widerstand fort. Nur wer den Schwertern erlegen oder von den Hufen zertreten, nur der Tote war besiegt; wer lebend und wehrhaft geblieben, kämpfte weiter. Erst, als auch Seydlitz, nachdem er seine dreiundzwanzig Schwadronen von dem Chok gegen die Kavallerie gesammelt hatte, gegen die Infanterie ansetzte, wich diese, und der ganze Teil der russischen Schlachtordnung, der zwischen dem Galgen- und Zabergrund gestanden, war nicht mehr vorhanden.

So war trotzdem, daß durch unglückliche Umstände und Mißverständnisse eigentlich keine der vom Könige getroffenen vortrefflichen Anordnungen ausgeführt worden, die Hauptabsicht des Königs doch erreicht und die Niederlage

der Infanterie des preußischen linken Flügels durch das entschlossene rechtzeitige Eingreifen des genialen Seydlitz und den unvergleichlichen Mut seiner Reiterscharen in einen vollständigen Sieg über den russischen rechten Flügel verwandelt worden.

„Wie fuhr der Held, gleich strafenden Gewittern,
Hin über Zorndorfs dampfendes Gefild!
Der Name Seydlitz macht' die Feinde zittern,
Als führt' er ein Gorgonenhaupt im Schild,
Vor dessen Blick die kühnsten Lanzen splittern,
Dem selbst kein Schrecknis unbesiegbar gilt;
Wie Sühngericht, von Friedrichs Feinden waren
Gefürchtet Seydlitz' furchtlos tapf're Scharen." — —

Es war 1 Uhr nachmittags, der erste Akt der männermordenden Schlacht vorüber. Noch aber stand der Teil der russischen Schlachtordnung zwischen dem Galgengrund und dem Doppelgrund unerschüttert, und es war nicht Friedrichs Weise, sich mit einem halben Siege zu begnügen. Der König zog wieder zwei schwere Batterieen vor, die eine auf eine Höhe nördlich des Doppelgrundes, die andere mehr südwestlich zwischen dem Doppel- und Galgengrunde. Nachdem diese Batterieen den Angriff durch ihre Kanonade vorbereitet hatten, ließ der König um 3 Uhr nachmittags wieder die ganze Linie der Infanterie vorrücken, jedoch so, daß er nun mit dem rechten Flügel den Hauptangriff ausführen, den linken etwas zurückhalten wollte. Eine Umfassung des feindlichen linken Flügels war wegen seiner Anlehnung an den Doppelgrund nicht thunlich. Während des Vorrückens kamen die Bataillone des preußischen linken Flügels zu weit vor und mußten halten, um die Linie wieder herzustellen.

In diesem Augenblick erschien plötzlich eine russische Kavalleriemasse aus der Gegend von Zicher, stürzte sich auf die etwas weit vorgeschobene Batterie rechts des Doppelgrundes, nahm dieselbe, umzingelte das zu ihrer Bedeckung hier aufgestellte Bataillon von Kreytzen, machte es gefangen und attackierte die Infanterie des rechten Flügels. Sie stieß zuerst auf das Regiment Prinz von Preußen, eins von jenen „Grasteufel-Regimentern," welche der König aus Schlesien mitgebracht hatte; dasselbe gab auf kurze Entfernung eine wirksame Salve und brach mit eiserner Stirn den Sturm der Attacke. Gleichzeitig kamen auch 27 Eskadrons von der Kavallerie des preußischen rechten Flügels zu Hilfe, stürzten sich auf die feindlichen Schwadronen und warfen sie über Zicher hinaus in die hinter dem Dorfe liegenden Moräste. Die Batterie und das schon gefangene Bataillon von Kreytzen wurden durch diese glückliche Attacke wieder befreit. Das Dorf Zicher wurde nach Kosakenmanier von den

flüchtigen Haufen in Brand gesteckt. Da aber jenseits des Dorfes bereits preußische Kavallerie hielt und die darüber hinaus fliehenden Scharen mit Säbelhieben empfing, so kamen mehrere Hundert von den Barbaren in den Flammen um, die sie selber angefacht hatten.

Die preußische Infanterielinie rückte weiter gegen den Feind vor, da wiederholte sich die Scene vom Vormittag. Ganze Ströme russischer Kavallerie, denen auch Infanterie folgte, brachen aus ihrer Stellung plötzlich vor und fielen über den preußischen linken Flügel her. Die dreizehn Bataillone, welche denselben bildeten, hielten den Chok nicht aus, wurden übergeritten und flohen, schmählicher als am Morgen, bis gegen Wilkersdorf zurück. Alle Anstrengungen der Offiziere, sie wieder zum Stehen zu bringen, waren vergeblich. Der König selber eilte mitten in den Strudel hinein, sammelte die gebrochenen Bataillone und stellte sich an ihre Spitze — umsonst! sie bröckelten wieder auseinander. Es waren dieselben Bataillone (vom Dohnaschen Corps), die im vorigen Jahre unter Lehwald bei Groß-Jägerndorf zwar unglücklich, aber tapfer gefochten hatten und welche sich hier — wie Tempelhof sagt — „einem jener unerklärlichen Eindrücke auf das Gemüt" überließen, „welche so oft im Kriege alle Berechnungen und die besten Maßregeln scheitern machen." — — Ist denn preußische Tapferkeit nichts als ein augenblickliches Aufflammen rühmlichen Mannesmuts, nicht eine Eigenschaft, die unter allen Umständen sich gleich bleibt, unerschütterlich und unwiderstehlich, und selbst die Schrecken des Todes überwindet? Und gab es keinen festen Kern mehr in dieser schmählichen Flucht, kein Beispiel ruhmwürdiger Ausdauer und Standhaftigkeit, wie wir es in allen früheren Schlachten von den Kriegern des großen Heldenkönigs gesehen? — — Ja, die märkischen Männer gaben es, die aus der Altmark und Priegnitz, aus dem Ober- und Nieder-Barnim, aus dem Lande Lebus und der Neumark, die in den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Asseburg und Kalkstein auf dem preußischen rechten Flügel kämpften; sie kämpften hier für ihren eigenen Herd, für Haus und Habe und hatten an dem Feinde, den sie bekämpften, so viele Unthat und Zerstörung zu rächen, die sie vor kurzem mit ihren eigenen nassen Augen gesehen. Unerschüttert standen diese Kerntruppen gegen die wütende Sturmflut, welche mit den Regimentern von Kiew und Kasan, von Tobolsk und Tschujugew anbrauste. Und schon nahte der Retter.

Vorsichtig und aufmerksam war der unermüdliche Seydlitz mit den wieder versammelten 61 Schwadronen seiner Kavallerie links rückwärts der Infanterie gefolgt, flog, sobald er die Niederlage der Infanterie bemerkte, herbei und füllte wieder die Lücke der preußischen Schlachtordnung aus. Seine Reiterei war in

drei Treffen formiert, 18 Schwadronen Kürassiere, 15 Schwadronen Dragoner und 28 Schwadronen Husaren. Sie war seit mehr als zwölf Stunden im Sattel, ohne Nahrung für die Reiter und Futter für die Rosse erhalten zu haben. Dennoch zögerte er nicht einen Augenblick, abermals zur Attacke vorzugehen.

Nun war es an der Reihe der Russen, „einem jener unerklärlichen Eindrücke auf das Gemüt" nachzugeben, von denen Tempelhof spricht. Sie kannten wohl die wilde Kampfesweise ihrer Kosaken, die auf ihren kleinen und häßlichen, aber gewandten Pferden in aufgelöster Ordnung schwärmend, mit eingelegter Lanze, mehr begierig nach Raub und Beute als nach Ruhm und Ehre, plötzlich aus dem Hinterhalt vorbrechen; aber der Anblick einer solchen geschlossenen Reitermasse, die mit der größten Ordnung bei zunehmender Geschwindigkeit, im wildesten Getümmel noch aufmerksam und gehorsam auf die Stimme und den Wink des Führers, unter schmetternden Fanfaren unwiderstehlich und siegesgewiß zum Chok vorstürmt —, ein solcher Anblick war jenen fremd. Und gleichzeitig mit dem im Centrum losgelassenen Sturm der Seydlitzschen Geschwader rückten vom preußischen rechten Flügel die obengenannten brandenburgischen Grenadierbataillone kühl und ruhig im gemessenen Gleichschritt unter den Klängen des preußischen Grenadiermarsches trotz des heftigen Kartätsch- und Gewehrfeuers unaufhaltsam vor und brachen in die feststehenden russischen Infanteriemassen ein. Es begann nun ein wütender und erbitterter Kampf, wie die Kriege des Jahrhunderts seinesgleichen nicht gesehen haben, und in welchem die trutzige Standhaftigkeit der Russen nur durch die heldenmütige Tapferkeit der Brandenburger überboten wurde. Das regelmäßige Feuer hörte auf; denn die Munition war auf beiden Seiten ausgegangen, und die Preußen griffen nach den Patrontaschen der umherliegenden toten Russen. Es begann ein Ringen Mann gegen Mann, Brust an Brust, mit Bajonett und Kolben, ja, mit Fäusten und Zähnen. Der furchtbare Staub des heißen Tages und der Pulverrauch hatten die Gesichter der Krieger unkenntlich gemacht. Der König selbst, der die Gefahren der Seinigen teilte und sie zu mutigem Ausharren anfeuerte, ward von ihnen nur noch an der Stimme erkannt, und seine märkischen Grenadiere sahen nicht allein aus, sie bissen auch um sich wie die „Grasteufel." Endlich erlangten die Kriegszucht und taktische Ausbildung der Preußen das Übergewicht. Es gelang den preußischen Führern, aus den dichten Haufen der kämpfenden Krieger wieder geordnete Scharen zusammenzuziehen, welche sich entschlossen mit gefälltem Bajonett mitten durch das Kampfgewühl Bahn brachen und die Russen vor sich her schoben und drängten. Was den Bajonetten entkam, das geriet unter die Schwerter oder unter die

Hufe der verfolgenden Seydlitzschen Reiterei, oder es blieb in den Sümpfen der Mietzel stecken, deren Brücken abgebrochen waren, so daß eine weitere Flucht und Verfolgung unmöglich war. Ein großer Teil der Artillerie und des Train, sowie die Kriegskasse der Russen gingen hier verloren und wurden später von der preußischen Infanterie erbeutet.

Gegen 7 Uhr abends schien die Blutarbeit beendigt, und die große Erschöpfung der Truppen gebot dem Kampfe Einhalt. Die Trompeten bliesen bei der Kavallerie zum Appell, und die Infanteriebataillone schlossen sich wieder um ihre zerschossenen Fahnen. Von den Russen waren nur noch Flüchtlinge auf dem Schlachtfelde zu erblicken, und die umherschwärmenden Kosaken plünderten die Toten und steckten die noch stehen gebliebenen Dörfer in Brand.

General Fermor und ein Teil der höheren russischen Generale waren schon bei dem ersten Angriff der Seydlitzschen Reiterei versprengt worden; die Überbleibsel der Armee irrten teils in dem Walde bei Quartschen, teils zwischen dem Zabergrunde und dem Drewitzer Walde oder in diesem selbst umher.

Es gelang der Energie und Umsicht des Generals Demikow (eigentlich Thémicoud, er war ein Schweizer von Geburt), aus diesen Trümmern noch ein Corps von einigen tausend Mann Infanterie und etwa halb soviel Kavallerie nebst einer Anzahl Geschütze zusammenzubringen und in einer vorteilhaften Aufstellung zu ordnen, den Galgengrund vor der Front, Quartschen in der linken Flanke, die rechte an den Fuchsberg gelehnt. Sobald der König dies bemerkte, beschloß er auch diese Stellung anzugreifen. General Forcade sollte mit einigen Bataillonen in der Front, General Rauter mit einigen anderen Bataillonen in der rechten Flanke vorrücken. Artillerie konnte diesen Abteilungen nicht beigegeben werden, weil dieselbe keine Munition mehr hatte. Obwohl die Forcadeschen Bataillone in guter Ordnung vorgingen, mußte doch der Angriff aufgegeben werden, teils weil der Mangel der Artillerie eine genügende Vorbereitung nicht gestattete und auch der Infanterie die Patronen ausgingen, teils weil die Unterstützung der Rauterschen Bataillone ausblieb; — es waren dieselben Bataillone vom Dohnaschen Corps, welche schon am Vormittage versagt hatten. Generalmajor Rauter erhielt schon am nächsten Morgen vom Könige seinen Abschied.

Aus diesem letzten gescheiterten Angriff und aus der preußischerseits unterlassenen Verfolgung entnahm General Fermor, der sich am Abend auf dem Schlachtfelde wieder einfand, einen Vorwand, sich den Sieg zuzuschreiben und denselben auch der Zarin Elisabeth sowie den Höfen der mit ihr verbündeten Mächte zu melden, worauf der angebliche Sieg in Petersburg, Wien und

Paris mit Viktoriaschießen und Tedeumsingen gefeiert wurde. Dennoch wagte er nicht, den Kampf am folgenden Morgen zu erneuern, sondern er zog sich, nachdem er seine Armee in der Nacht vom 25. zum 26. August in dem engen Raume — vor der Front die preußische Armee und die Festung Küstrin, im Rücken die Mietzel mit den abgebrochenen Brücken — so gut wie möglich gesammelt hatte, zwischen den Preußen und der Festung Küstrin hindurch auf seine Wagenburg zurück und verschanzte sich auf den Höhen zwischen Groß- und Klein-Kamin (27. August).

Die preußische Armee blieb die Nacht hindurch unter dem Gewehr in Schlachtordnung vom Doppelgrunde rechts bis links über den Galgengrund hinaus nach Zorndorf hin, das Dorf Quartschen vor der Front. Der König ließ sein Zelt vor der Mitte des ersten Treffens aufschlagen und lagerte, ein echter Kriegsfürst, mitten unter seinen Kriegern auf dem von den brennenden Dörfern düster beleuchteten Todesfelde. Der Sieg war errungen, aber die augenblickliche Benutzung desselben dem Könige bei der Erschöpfung seiner Truppen nach den gigantischen Anstrengungen und schweren Verlusten am Schlachttage nicht vergönnt. Genug, daß er die Hauptstadt vor der drohenden Gefahr gerettet und seine Marken — wie zu erwarten stand — von der russischen Invasion befreit hatte! —

Friedrichs Armee, welche bisher die Heere zweier Großmächte siegreich bekämpft hatte, war hier bei der dritten, die Friedrich am meisten verachtete, auf einen unerwarteten Widerstand gestoßen. In dem wilden Ungestüm und der trutzigen Standhaftigkeit des russischen Fußvolks trat seiner Armee ein neues Element entgegen, vor dem ein großer Teil des preußischen Fußvolks das Feld räumte. Aber schon erhob sich auch in der preußischen Armee ein neues Element, das Friedrich zwar selbst erweckt, dessen Wirkung und Bedeutung in diesem Umfange er aber wohl kaum geahnt hatte und das die Überlegenheit auch über diese dritte Macht sicherte.

Als am Abend des Schlachttages der englische Gesandte Sir John Mitchell in das Zelt des Königs trat, um ihm zu dem schönen Siege seinen Glückwunsch darzubringen: „Der Himmel hat Ew. Majestät wieder einen schönen Sieg gegeben,“ antwortete der König nur, indem er seine Augen auf den neben ihm stehenden Seydlitz richtete: — „Hm, ohne diesen würde es schlecht aussehen.“ Seydlitz dankte, indem er die ehrende Anerkennung des Königs mit edler Bescheidenheit nicht auf sich, sondern auf die ganze preußische Kavallerie bezog und der Verdienste des tapferen Wackenitz noch besonders gedachte, den der König auf dem Schlachtfelde vom Rittmeister zum Oberstlieutenant beförderte.

In dieser Kavallerie hatte sich unter Seydlitz' Leitung ein neues preußisches Rittertum erhoben, dessen todesmutige Hingebung und sieghafte Schlagfertigkeit dem Könige bei der Ausführung seiner heroischen Entschließungen zu des Vaterlandes Bestem glänzend und glorreich zur Seite stand. Und dieser ritterliche Geist, der in Preußens Heer und Volk in Seydlitz' Zeit mit den Tagen von Roßbach und Zorndorf erwacht war, ist seitdem ihr unveräußerliches Erbteil und Eigentum geblieben.

„Bei Seydlitz' kühnen Thaten aufjauchzte Volk und Land,
Panduren und Kroaten, die hielten nicht mehr stand,
Doch in der Neumark lagen Kalmück und Kosak, —
Es mußt' der Fritz sich plagen mit vielem Teufelspack.

Bei Zorndorf galt es Sühne für manche Frevelthat,
Für die verbrannten Dörfer und die verheerte Saat,
Vorbrach der Feind in Scharen, um Friedrich stand es schlimm,
Da ließ er Seydlitz fahren in seinem Heldengrimm.

Der fuhr wie Windesbrausen über das Feld daher
In sausender, wilder Kentauren-Carriere,
Er nahm die Kosaken sich scharf aufs Korn,
Im Sturm der Attacken erbrauste sein Zorn.

Noch dampften die Gefilde, vom Sturme gefegt,
Drauf viele tausend Russen zur Ruhe gelegt.
Des Seydlitz' Zorngebaren fuhr in ihr Waffenglück,
Das hatten heut' erfahren Kosak und Kalmück." — —*

So singen und sagen wir noch heute. Die Wahrheit über den Verlauf der Zorndorfer Schlacht aber brach sich schon damals trotz der Fermorschen Siegesberichte bald Bahn und erhöhte die Begeisterung für den königlichen Helden, der durch die Macht seines Genius und die Tapferkeit seines Heeres seinen Feinden auf allen Schlachtfeldern siegreich entgegentrat, bald den Österreichern, bald den Franzosen, bald den Russen. Ein schönes Kriegslied, welches um diese Zeit weit verbreitet ward („Fliegendes Blatt", 1758) schloß mit den Versen:

„Der König hat gesiegt!
Hurra!
Der preußisch' Adler fliegt
Bald hier, bald dort, bald da.
Viktoria!" —

Seinem alten Gegner, dem Feldmarschall Daun, zeigte der König, nach einer vielverbreiteten, aber leider unverbürgten Erzählung, in einem höflichen

---

* Aus Fedor von Köppen: Männer und Thaten.

Schreiben seinen Sieg persönlich an. Dem Könige war nämlich ein von seinen Husaren aufgefangener Brief Dauns an Fermor, mit welchem er sich durch die Entsendung Laudons nach der Lausitz in Verbindung zu setzen suchte, zu Gesicht gekommen. In diesem Briefe erteilte Daun dem russischen Heerführer den Rat, er möge keine Schlacht wagen mit einem so listigen Feinde, wie der König es sei, den er noch nicht kenne, sondern er möge ihn hinhalten, bis Daun seine Unternehmung auf Sachsen ausgeführt haben würde. Friedrich übernahm die Antwort auf dieses Schreiben: Daun habe allerdings recht gehabt mit seinem Rate; denn Fermor habe standgehalten und sei geschlagen worden.

Dieser Brief muß wohl, wenn er überhaupt geschrieben worden, das Datum von Tamsel getragen haben, wohin der König zwei Tage nach der Schlacht sein Hauptquartier verlegte, während seine Armee östlich von Tamsel zwischen Wilkersdorf und dem Warthebruch der russischen gegenüber, die bei Groß- und Klein-Kamin stand, ein Lager aufschlug.

Der von dem Grafen Fermor am Abend der Schlacht beantragte zwei- bis dreitägige Waffenstillstand zur Bestattung der Toten und Verbindung der Verwundeten war von dem Grafen Dohna abgelehnt worden, weil „der König die Bataille gewonnen und das Schlachtfeld zu Dero Disposition haben, Höchstdieselben auch die Beerdigung der Toten und Verbindung der Verwundeten von beiden Teilen veranstalten lassen werde.“

In demselben Schreiben, das die Ablehnung enthielt, erteilte Graf Dohna dem russischen Feldmarschall noch eine andere Lehre, indem er schloß: „Das Abbrennen der Dörfer, womit man grausam fortgefahren, giebt das wenige Menagement zu erkennen, welches man für die königlichen Lande zeigt. Es ist davon schon genug gesagt worden, und ich mag nicht in Wiederholungen fallen, sondern gebe Ew. Excellenz bloß die Folgen anheim, so entstehen müssen, falls solches nicht in Zukunft abgestellet wird.

Im Lager, den 26. August 1758. von Dohna.“

Auch in Tamsel, das ihm seit seinen Jugendtagen lieb war,* gewahrte der König mit tiefer Betrübnis die Spuren der russischen Zerstörung. Zwischen den Schlachtberichten, den Direktiven für seine Generale auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen, die der König hier verfaßte ꝛc., fand er doch noch Zeit zu einem Billet an die ihm wohlbekannte liebenswürdige Besitzerin, Frau von Wreech, dessen Inhalt wir hier um so lieber mitteilen, weil er zugleich einen Blick in das edle Herz des großen Königs gestattet. Er lautet in der Übersetzung:

---

* Vergl. die Anmerkung auf Seite 282.

„Tamsel, den 30. August 1758.

Madame!

Ich bin nach der Schlacht vom 25. hierher gekommen. Ich habe die Verzweiflung an diesem armen Orte gesehen. Sie mögen versichert sein, daß ich das Mögliche thun werde, um zu bewahren, was es noch giebt. Meine Armee war genötigt, hier zu fouragieren, und wiewohl ich bei den bedenklichen Umständen, in denen ich mich befinde, wenig in der Lage bin, das Übel wieder gut zu machen, das der Feind angerichtet hat, so will ich doch noch weniger, daß man sagen könne, ich habe zu dem Ruin von Personen beigetragen, welche glücklich zu machen meine Pflicht ist. Ich glaube, daß Sie selbst des Notwendigen entbehren, und diese Erwägung hat mich hauptsächlich veranlaßt unverzüglich das Unrecht gut zu machen, das wir Ihnen durch unsere Fouragierungen zugefügt haben. Ich hoffe, daß Sie diese Aufmerksamkeit als ein Zeichen der Hochachtung aufnehmen werden, mit welcher ich bin,

Madame,

Ihr wohlgeneigter Freund

Frédéric."

Ein Schreiben des Königs an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, aus derselben Zeit lautet:

„Tamsel, den 30. August 1758.

Mein teurer Bruder! Ich habe Ihren Brief vom 27. d. M. empfangen. Sie können darauf rechnen, daß die Vorteile, welche aus dem Siege über die Russen für uns folgen, noch viel beträchtlicher sind, als wir anfangs glaubten. Die Schlacht war sehr mörderisch für den Feind; denn man fand mehr als 20000 Mann von seinen Truppen auf dem Schlachtfelde hingestreckt. Wir haben 6 Generale zu Gefangenen gemacht nebst 73 anderen Offizieren und mehr als 2000 Soldaten, ungerechnet 103 Geschütze, 24 Fahnen und Standarten und 1 Paar Pauken, die uns in die Hände gefallen sind; Sie wollen in Ihrer Armee Tedeum singen lassen zum Dank für den Tag von Zorndorf." — Chiffriert: „Der Markgraf Karl zeigt mir unter dem 28. August an, daß der Marschall Daun bei der Nachricht von der Niederlage der Russen seiner Armee Befehl gegeben hatte, von Görlitz nach Reichenbach an der Straße nach Bautzen zu marschieren und daß seine Absicht sein könnte, die Reichsarmee bei Pirna zu erreichen, daß die zweite Kolonne der österreichischen Armee ihren Marsch auf Schönberg nehmen würde und daß dasjenige Corps, welches über Kottbus in die Mark eindringen sollte, Befehl erhalten hat, zurückzugehen, ebenso alle vorgeschobenen Detachements. Ich glaubte, Ihnen dies melden zu

sollen, um Sie in die Lage zu setzen, Sich selbst ein Urteil darüber zu bilden. Was das unter General Laudon stehende Corps betrifft, so werde ich die Mark gegen seine Unternehmungen zu decken suchen, und ich werde zu diesem Zwecke den General Zieten mit dem Prinzen Franz von Braunschweig sich vereinigen lassen, um diesen österreichischen General zu verhindern, — sei es nach rechts oder links — zu detachieren.

Übrigens mache ich ein Projekt, von dem ich im glücklichen Fall hoffe, daß ich mich binnen drei Tagen von den Russen losgemacht haben werde, was mich in stand setzen würde, Ihnen beizustehen. Übrigens, mein lieber Bruder, kann ich Ihre klugen und einsichtsvollen Dispositionen nur ungemein loben. und es würde mir schwer sein, daran das Geringste zu verbessern.

Sie erhalten beiliegend einen Brief für die Markgräfin von Baireuth. Ich bin mit den Ihnen bekannten Gefühlen zärtlicher Liebe Ihr ergebener Bruder.

Ich hoffe, Ihnen in einigen Tagen interessantere Nachrichten zu senden.

Fr."

Die Angaben über die Verluste der Russen bei Zorndorf in diesem Briefe des Königs stimmen mit den amtlichen Verlustlisten, die ihm damals noch nicht bekannt waren, im allgemeinen überein. Etwas genauer berechnet, beziffern sich die Verluste russischerseits an Toten, Verwundeten und Vermißten auf 941 Offiziere (darunter 5 Generale) und 20590 Mann; preußischerseits auf 321 Offiziere und 11061 Mann. Die Preußen hatten 26 Kanonen verloren, aber an Trophäen 103 Geschütze, 27 Fahnen und Standarten und 1 Paar Pauken erobert, außerdem eine Menge Bagage und den größten Teil der Kriegskasse.

General Fermor trat am 31. August aus seinem verschanzten Lager bei Groß- und Klein-Kamin den Rückmarsch nach Landsberg an, wo er sich aufs neue verschanzte und bis zum 9. September stehen blieb. Wir werden ihn später in Pommern wieder treffen.

Der König folgte am 1. September mit der Armee bis Blumberg, schob am 2. September den General Manteuffel mit 10 Bataillons Infanterie und 15 Eskadrons Husaren als Avantgarde einen starken Marsch bis Hohenwalde vor und brach abends mit 15 Bataillons Infanterie und 33 Eskadrons nach Sachsen auf, von wo die Nachrichten von Tag zu Tag bedenklicher lauteten.

Hochkirch. Überblicken wir die Zahl und Stärke der Heere, welche im Sommer 1758 gegen Preußen im Felde standen, so muß es uns wunder nehmen, daß Friedrich mit seiner kleinen Armee, die bald hierher, bald dorthin zum Schutze der bedrohten Landesgrenzen sich wenden mußte, von den überlegenen feindlichen Heeresmassen nicht erdrückt wurde. Was ihn rettete das

war zum Teil der Mangel an einem einheitlichen Kriegsplan seitens der Gegner, d. i. die Schwäche aller Koalitionen. Hätten alle die verschiedenen Armeen, welche den König umgaben, mit festen Plänen nur nach dem einen Ziele, der Überwindung Preußens, gestrebt, so würde das Genie des Königs das Ende des Kampfes wohl aufgehalten haben, das materielle Übergewicht der Massen würde aber doch in anderer Weise zur Geltung gekommen sein. Aber die kriegführenden Mächte hatten doch wohl jede ihre besonderen politischen Nebenabsichten, die von Einfluß auf die Kriegführung waren und die Übereinstimmung in den Kriegsplänen hinderten. Dem gegenüber war auf preußischer Seite alles Einheit, Klarheit und Thatkraft. Die kommandierenden Generale auf den entfernten Kriegsschauplätzen erhielten ebensogut ihre Direktive aus dem königlichen Hauptquartier, wie die unmittelbar unter dem Könige stehenden Generale und Obersten auf dem Schauplatze, wo er persönlich auftrat. Die Gefahr des Vaterlandes, die immer lebendiger erwachende Liebe des ganzen Volkes zu demselben und der besondere Geist der allen gleichen Ehre, welchen der König, fortbauend auf dem von seinem Vater gelegten Grunde, seiner Armee eingeflößt hatte, dies war der Boden, auf welchem die energische Strenge und die praktischen Lehren des großen Kriegsfürsten die bedeutende Zahl von Führern aller Grade hervorzurufen wußten, welche nicht nur als Werkzeuge unter seiner Leitung, sondern als selbstdenkende Gehilfen allerorten, wo es not that, zu handeln verstanden. Durch die geschickte Kombination der Bewegungen seiner auf verschiedenen Schauplätzen operierenden Armeen und durch die Geschwindigkeit der Märsche der unter seinem direkten Oberbefehl agierenden Truppen verstand es Friedrich ferner, die Kräfte seiner Armee zu verdoppeln, und der überwältigende Zauber, den das Genie des Königs ausübte, bewirkte, daß seine Gegner sich möglichst außerhalb seiner unmittelbaren und nächsten Wirkungssphäre zu halten suchten. Nur da, wo der König für einige Zeit den Rücken gekehrt hatte, wagten seine Gegner auch wohl gegen seine Unterfeldherrn die Offensive zu ergreifen, um womöglich hier und da einen kleinen Vorteil über dieselben zu erringen.

Als Friedrich die böhmische Grenze verlassen hatte, um gegen die Russen zu ziehen, dünkte dem Feldmarschall Daun und dem Prinzen von Zweibrücken, Oberbefehlshaber der Reichsarmee, der günstige Augenblick gekommen, um angriffsweise gegen die in Schlesien und Sachsen zurückgelassenen schwachen Streitkräfte vorzugehen. Ihr nächster Plan galt der Wiedereroberung Sachsens, dessen Verteidigung und Behauptung der König seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, übertragen hatte, welcher mit ca. 20000 Mann in der Nähe von

Dresden stand. Die Reichsarmee rückte also durch Böhmen über das Erzgebirge nach Sachsen vor bis in die Pirnaer Gegend, nahm den Sonnenstein und bezog ein festes Lager bei Pirna, unheilvollen Andenkens, mit dem Hauptquartier in Struppen. Unterdessen war Daun, an der böhmisch-schlesischen Grenze entlang marschierend, in die Zittau-Görlitzer Gegend gelangt, von Zieten aus der Ferne scharf beobachtet, und wandte sich von hier nach Meißen. Er faßte den Plan, bei Meißen (etwa den 8. September) über die Elbe zu gehen und den Prinzen Heinrich in seinem Lager auf den Höhen von Gamig, südlich Dresden, in der linken Flanke und im Rücken anzugreifen, während der Prinz von Zweibrücken ihn mit der Reichsarmee gleichzeitig in der Front fassen sollte — ein Plan, welcher indessen glücklicherweise nicht zur Ausführung kommen sollte, — wir werden sogleich hören, weshalb nicht.

Schon unterwegs, von Zittau aus, hatte Feldmarschall Daun ein Corps leichter Truppen unter dem General Laudon durch die Niederlausitz bis an die Oder vorrücken lassen, um sich womöglich mit den Russen in Verbindung zu setzen. Laudon stieß auf die kleine, alte Festung Peitz, wo einst Roth, der demagogische Schöppenmeister von Königsberg, die letzten sechzehn Jahre seines Lebens zugebracht hat, wenn wir uns erinnern wollen.* Der kleine Ort hatte eine Besatzung von fünfzig Invaliden, und Laudon glaubte, nur so gerade hineinmarschieren zu können, ohne auf die alten preußischen Stelzbeine Rücksicht zu nehmen. Diese aber trafen ernste Anstalten zur Verteidigung, gaben Feuer auf die Kroaten und nötigten sie mit Verlust zur Umkehr. Nun entschloß sich der österreichische Anführer zum Angriff auf den Platz, ließ jedoch vorher den Kommandanten zur Übergabe auffordern. Dieser hatte das Herz auf dem rechten Flecke und machte zur Vorbedingung der Unterhandlung, daß zwei aus seiner Festung zu entsendende Offiziere sich überzeugen sollten, ob das feindliche Corps nach seiner Stärke berechtigt sei, die Räumung des Platzes zu fordern. Erst nachdem dies bewilligt und geschehen war, entschloß sich der Kommandant zur Kapitulation unter der Bedingung freien Abzuges für die Garnison und marschierte dann mit seinen fünfzig Veteranen stolz aus gen Berlin, indem er den Eroberern nichts ließ als einige alte Armaturstücke, die wohl noch aus dem Dreißigjährigen Kriege zu stammen schienen. Dies geschah am 25. August, dem Tage der Schlacht bei Zorndorf. Sonst ist von diesem Streifzuge Laudons keine Heldenthat zu melden, als daß seine Husaren einen Brief des Feldmarschalls Daun an den russischen Obergeneral Fermor verloren, eben denselben

---

* Vergleiche I. 162.

Brief, dessen Beantwortung kein anderer übernahm — als König Friedrich selbst.

Der König hatte, wie wir aus seinem oben mitgeteilten Briefe an den Prinzen Heinrich aus Tamsel (30. August) ersahen, wohl Kenntnis von dem, was die Daun und Laudon, während er ihnen den Rücken zugekehrt, unternommen, und eilte deshalb mit denselben Truppen, die er nach Zorndorf geführt hatte, über Müllrose, Lübben, Elsterwerda nach Sachsen seinem bedrängten Bruder zu Hilfe.

Auch der Markgraf Karl, den der König bei Landeshut zurückgelassen hatte, brach nach Dauns Abzug von dort auf. Feldmarschall Keith, der krankheitshalber einige Zeit in Breslau hatte zubringen müssen, traf jetzt bei dieser Armee ein und übernahm wieder den Oberbefehl. Er führte sie über Hirschberg und Langenau nach Löwenberg und bezog am 23. August ein Lager bei Brackwitz, wo er (27. August) die Nachricht von dem Siege des Königs bei Zorndorf und bald darauf den Befehl erhielt, mit seiner Armee zu dem Könige zu stoßen. Er marschierte über Bunzlau, Sprottau, Sagan, Muskau, Spremberg und Senftenberg und vereinigte sich am 9. September bei Großenhain mit der Armee des Königs, bei der auch das Zietensche Corps, nach dem Laudon sich wieder auf die österreichische Hauptmacht zurückgezogen hatte, eintraf.

Am 10. September traf der König mit dem Prinzen Heinrich in Dresden zusammen und überlegte mit ihm den weiteren Feldzugsplan. Vier Armeen — der König, Prinz Heinrich, Daun und Zweibrücken — standen jetzt hier auf Schwerteslänge einander gegenüber, jeder Tag konnte eine blutige Entscheidung bringen. Aber Daun, welcher inzwischen wohl die Antwort des Königs auf seinen Brief an Fermor erhalten hatte und den König selbst jetzt plötzlich in seiner Nähe sah, zog es doch vor, zu seiner alten Methode zurückzukehren und bezog ein festes Lager östlich Dresden, von Lohmen über Stolpen nach Bischofswerda hin, wo er vor dem Angriff des Königs sicher war, während die Reichsarmee nicht aus der Pirnaer Felsengegend hervorkam. Der König wünschte die Schlacht, um nach Schlesien eilen zu können; denn während er in Sachsen durch Daun hingehalten wurde, waren andere österreichische Corps unter den Generalen Harsch und Deville in Oberschlesien eingedrungen, wurden bereits die schlesischen Festungen Kosel, Oppeln und Neisse von ihnen berannt, die letztere nach dem Eintreffen des schweren Geschützes von Olmütz her sogar förmlich belagert.

Nachdem Friedrich eine Zeitlang vergeblich gesucht hatte, Daun aus seiner festen Stellung herauszumanövrieren und zu einer Schlacht zu bewegen, entschloß er sich zu einem Vorstoß auf der Bautzener Straße, um einerseits sich Schlesien zu nähern und die Österreicher zu verhindern, in dieser Provinz

festen Fuß zu fassen, andererseits die Verbindungen Dauns mit seinen Magazinen in Zittau und der Lausitz zu bedrohen. General von Retzow ging (1. Oktober) mit der Vorhut auf der Bautzener Straße vor, besetzte Bautzen und bezog darauf eine Stellung bei Weißenberg, wodurch er die Straße nach Görlitz und Schlesien offen hielt. Der König nahm sein Lager bei Rammenau (28. September); Keith vertrieb den Feind aus Bischofswerda (29. September).

Für seine rechte Flanke und für seine Magazine mehr und mehr besorgt, verließ nun Daun in einer finstern Regennacht (vom 5. zum 6. Oktober) seine Stellung bei Stolpen und bezog (am 7. Oktober) eine andere nicht weniger feste Stellung auf den Höhen von Kittlitz, mit dem linken Flügel an die waldigen Höhen, welche das Dorf Hochkirch im Bogen umgeben, mit dem rechten an den Stromberg gelehnt, welchen Retzow leider zu besetzen unterlassen hatte, so die Zittauer Straße sperrend.

Der König verlegte sein Hauptquartier am 7. Oktober nach Bautzen. Von hier aus schrieb er an Keith, daß er seine Angriffsbewegungen zu beginnen denke, indem er hinzufügte: „Ich bin von allem, was zu erfahren möglich, unterrichtet, nur daß ich keine geheime Konferenz mit Daun gehabt habe, der vielleicht mehr darüber gesagt haben würde. Ich habe gute Hoffnung; aber man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist." — Durch diesen Zusatz wird scheinbar die mit vielen Einzelheiten verbreitete Geschichte von einem Spion bestätigt, der dem Könige Nachrichten aus dem Daunschen Lager zugebracht, von den Österreichern aber entdeckt und von ihrem Anführer gezwungen worden sein soll, dem Könige nur solche Nachrichten zu bringen, die er selbst auf diesem Wege ihm zukommen zu lassen für gut befand. Wahr oder nicht, — gewiß ist, daß der König sich in diesen Tagen einem übertriebenen Gefühl von Sicherheit überließ, das aber weniger auf jenen Nachrichten eines falschen Spions begründet gewesen, als aus einem allzu kühnen Selbstvertrauen, aus dem Bewußtsein seiner Überlegenheit und aus seiner Geringschätzung des Gegners entsprungen sein mag.

Von einer Anhöhe bei Hochkirch an der Bautzen-Zittauer Straße, halbwegs zwischen Bautzen und Löbau, sah Friedrich am 10. Oktober das ganze Daunsche Lager vor sich und beschloß, seine Armee sogleich auf der Höhenreihe ihm unmittelbar beinahe auf Kanonenschußweite gegenüber ein Lager beziehen zu lassen: den rechten Flügel auf der Höhe von Hochkirch und darüber hinaus in hakenförmiger Stellung 4 Flankenbataillone; eine Batterie von 20 Kanonen auf einer an Hochkirch stoßenden, das Dorf dominierenden Anhöhe zur Sicherung der rechten Flanke; in die Birkengebüsche am Fuße dieser Anhöhen einige

Freibataillone und Reiterpiketts vorgeschoben, das Centrum eine Stunde nördlich von Hochkirch in Rodewitz, wo der König sein Hauptquartier nahm; der linke Flügel noch weiter nördlich über Drehsa hinaus bis nahe an Kotitz; östlich von Rodewitz den Dörfern Lauske und Tschorna gegenüber stand eine Batterie von 30 Kanonen. Vor der Front der preußischen Stellung zog sich von Süden nach Norden ein tief eingeschnittener Bach, welcher heute auf der Strecke von zwei Stunden mindestens zehn verschiedene Namen deutschen und wendischen Ursprungs führt und damals vielleicht noch mehr Namen führen mochte. Der linke Flügel der preußischen Aufstellung, insbesondere die genannte starke Batterie stand noch jenseits dieses vielnamigen Baches und würde die Verbindung mit dem auf der Höhe von Weißenberg jenseit des Löbauer Wassers, in der rechten Flanke der Österreicher stehenden Retzowschen Corps erreicht haben, wenn nicht der noch dazwischen liegende, die ganze Umgegend beherrschende Stromberg von den Österreichern stark besetzt gewesen wäre. Der preußische rechte Flügel wurde von den südlich von Hochkirch in unmittelbarer Nähe sich erhebenden waldigen Bergeshöhen — unter denen der Teufelsberg (Czernebog), eine Art wendischer Blocksberg, die höchste — im Umkreise überhöht. Die Stärke von Friedrichs Armee in dieser Aufstellung betrug ca. 28000 Mann oder mit Einschluß des Retzowschen Corps, das höchstens 12000 Mann stark bei Weißenberg stand, im ganzen ca. 40000 Mann.

Ihr gegenüber standen die Österreicher, ca. 90000 Mann mit dem Daunschen Hauptquartier in Kittlitz, in fast paralleler Aufstellung stark verschanzt, mit ihrem linken Flügel, der hauptsächlich durch das Laudonsche Corps gebildet ward, in den waldigen Höhen den preußischen rechten beinahe umfassend. Auf dem rechten Flügel nordwestlich des Stromberges und gegenüber von Kotitz stand der Herzog von Ahremberg mit ca. 20000 Mann, die Aufstellung Friedrichs von dem Retzowschen Corps trennend. Endlich als Reserve im Lager von Reichenbach, ca. drei Stunden westlich von Hochkirch, suchte der Prinz von Baden-Durlach mit ca. 25000 Mann Retzow die Straße nach Schlesien zu verlegen.

Es schien, als wollte Friedrich, müde des langen Herumziehens und Hinhaltens, durch die Wahl seines Lagers unter den feindlichen Kanonen die Österreicher zu einem Angriffe auf seine Stellung herausfordern; denn die Schwächen derselben konnten ihm nicht entgehen. Der Generalquartiermeister von der Marwitz, mit dem Abstecken des Lagers beauftragt, erlaubte sich eine Einsprache und sagte endlich dem Könige frei heraus, er wage es nicht, an solcher Stelle das Lager abzustecken. Der König schickte ihn in Arrest, und ein anderer Offizier vollzog ohne Widerrede den Befehl des Königs.

Auch Retzow, sonst ein Liebling des Königs, hatte sich durch die unterlassene Besetzung des Strombergs jetzt seine Ungnade zugezogen. Der König sandte ihm den Befehl, den Stromberg in der Morgenfrühe des 11. Oktober zu nehmen. Aber jetzt stand das kaiserliche Grenadiercorps auf diesem Berge und zwar nur in geringer Entfernung von der österreichischen Hauptarmee, von der es leicht unterstützt werden konnte. Retzow glaubte unter diesen Umständen, von der Befolgung des königlichen Befehls Abstand nehmen, zu müssen. Darauf erneute Ordre: Retzow solle unverzüglich den Berg nehmen oder es würde ihm den Kopf kosten. Der alte graue Krieger, der wohl noch nie um eine Linie von dem Wege der Pflicht und des militärischen Gehorsams abgewichen war, antwortete: seinen Kopf lege er zu des Königs Füßen, dessen Befehle ihm heilig wären; aber noch heiliger wäre ihm sein Gewissen; er könne es nicht vor Gott und vor der Welt verantworten, ohne den mindesten Nutzen so viele tapfere Menschen zu opfern; er würde nicht angreifen und überließe alles übrige dem Willen Seiner Majestät. Der Stromberg wurde nicht genommen, und Retzow behielt seinen Kopf — zum Glück für den König, der ihm aber den Degen abfordern und Arrest ankündigen ließ.

Am 12. Oktober traf Keith im Lager von Hochkirch ein. Bei der Besichtigung dieser Stellung äußerte er zu den Offizieren, die ihm entgegengeritten waren: «J'ai vu beaucoup de camps dans ma vie, mais jamais un pareil, ni en realité, ni en peinture.» (Ich habe viele Lager in meinem Leben gesehen, aber niemals ein ähnliches, weder wirklich noch gemalt.) Noch freimütiger sprach der Feldmarschall diese Ansicht dem Könige selber aus: „Geben Sie zu, Sire, daß, wenn die österreichischen Generale uns in diesem Lager ruhig lassen, sie gehenkt zu werden verdienen," worauf der König antwortete: „Ich hoffe aber, daß sie sich vor uns mehr fürchten als vor dem Galgen."

Der Feldmarschall muß sich wohl später der Ansicht des Königs angeschlossen haben, daß Daun an keinen Angriff denke, sondern bald völlig nach Böhmen werde zurückgehen müssen; denn in einem Briefe an seinen Bruder, den Lordmarschall, von dem Datum desselben Tages, giebt er dieser Überzeugung Ausdruck. Wir glauben diesen Brief, abgesehen von seinem sonstigen Interesse, hier wörtlich mitteilen zu sollen, um so mehr, weil er das letzte Schriftstück von der Hand des Feldmarschalls ist, von dem Orte her, wo er zwei Tage später seine Heldenseele aushauchte. Derselbe lautet in der Übersetzung: „Ich erhielt vor zwei Tagen zwei Briefe von meinem teuern Bruder, einen vom 10. August, den anderen vom 10. September. In dem einen lag ein Brief für den König, den ich sogleich überreicht habe. Du ersiehst aus den Zeitungen,

daß die Russen noch immer fortfahren, den Sieg in der letzten Schlacht für sich in Anspruch zu nehmen. Ich wünsche ihnen von ganzem Herzen einen anderen derartigen Sieg; denn Du kannst versichert sein, daß ihr Verlust in dieser einen Schlacht mindestens 25000 Mann betrug. Immerhin muß ich ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie fochten tapfer, besonders die Infanterie, was des Königs linken Flügel in die größte Konfusion brachte und Ursache war, daß der Sieg nicht entscheidender wurde. Aber wenn sie die Schlacht gewonnen hätten, warum sollten sie so wenig Nutzen davon gezogen haben, da sie doch anstatt vorzugehen, bis hinter Stargard zurückgewichen sind, obgleich der König genötigt war, mit allen Truppen, die er mit sich marschieren ließ, hierher zurückzukehren. Es war in der That hohe Zeit, daß er sich hierzu entschloß; denn der Prinz Heinrich wurde bereits sehr durch die beiden Armeen Dauns und des Prinzen von Zweibrücken bedrängt. Er ist nun in besserer Lage; denn der König hat Daun genötigt, seine Stellung bei Stolpen und mithin seine Verbindung nach der Elbe aufzugeben und nach Zittau zu retirieren, in welcher Richtung wir ihm Schritt für Schritt gefolgt sind, ohne jemals Gelegenheit zur Schlacht erhalten zu haben. Er steckt immer in den Bergen und kampiert an so unzugänglichen Plätzen, daß es die größte Unbesonnenheit wäre, ihn dort anzugreifen. Man kann ihn nur durch Geheimmärsche aus seinen Stellungen vertreiben. Durch einen solchen Marsch haben wir seinen rechten Flügel umgangen und ihn genötigt, sein Lager bei Stolpen zu verlassen. Nun hat ihn der Teufel auf den Gipfel eines der Löbauer Berge geschickt,* und wir müssen Mittel ausfindig zu machen suchen, um ihn von dort herunterzutreiben, oder er bleibt stehen, bis ihn der Schnee vertreibt. Das könnte freilich nicht ein besonderes Unglück genannt werden; denn wir sind jetzt so aufgestellt, daß er nichts aus Sachsen beziehen kann und genötigt ist, alle seine Verpflegung &c. aus Böhmen heranzuziehen, welches er im Rücken hat. Man sieht klar, daß er nicht die Absicht hat zu schlagen, daß er dagegen wünscht, solange wie möglich auf Kosten Sachsens zu leben, und sich somit Böhmen für die Winterquartiere vorbehält. Wir unsererseits wollen seine Fouragierungen in Sachsen verhindern, weil wir den Winter hier zuzubringen gedenken. Damit hast Du das Geheimnis des letzten Aktes dieses Feldzuges, welcher allem Anschein nach nicht mehr lange dauern kann; denn es ist hier schon so kalt wie im Dezember wegen der Nähe der Berge, von wo es nicht möglich ist, diesen langweiligen

---

* Daß es in der That der Teufelsberg war, von wo für Friedrich die meiste Gefahr drohte, wußte Keith natürlich selbst noch nicht.

Menschen zu vertreiben (to draw this tiresome man), obgleich er dort zu leiden hat. Wir sehen an den vielen Deserteuren, wieviel er leiden muß; in einer einzigen Nacht nahmen wir 150 Deserteure in Empfang, die von seiner Armee zu uns übergegangen waren, und es vergeht nicht ein Tag, an dem nicht 30—40 kommen. — Viele Empfehlungen von mir an den Kanzler. Ich wünsche den Frieden ebenso wie er; denn meine Gesundheit kann den Kriegsstrapazen nicht länger widerstehen, besonders nicht solchen, wie sie uns dieser Krieg auferlegt, gegen so viele Feinde, denen wir von dem einen Ende Deutschlands zum anderen nachzulaufen genötigt sind." —

Friedrich schien die Schwäche seines Lagers, welches von dem österreichischen aus vollständig überschaut wurde und auf der rechten Flanke fast mit diesem zusammenstieß, wohl zu erkennen und dachte nicht lange in demselben zu verweilen, vielmehr durch Vordringen in Dauns rechte Flanke diesen aufs neue zum Rückzuge zu nötigen. In der Nacht vom 14. zum 15. Oktober sollte die Armee aus dem Lager aufbrechen, das Corps des Prinzen von Baden-Durlach vertreiben und sich über Schöps und Reichenbach die Straße nach Görlitz und Schlesien öffnen. Dies war des Königs Absicht, allein es kam anders.

Die österreichischen Generale sahen das Aufschlagen des preußischen Lagers im Bereiche ihrer Kanonen für eine verwegene Herausforderung an und sprachen es öffentlich aus, daß sie kassiert zu werden verdienten, wenn sie dieselbe nicht annähmen. Dem Andrängen Laudons, Lacys und anderer mußte Daun nachgeben und von seiner gewohnten Methode abgehen. General Laudon war es, der den Plan zu einem nächtlichen Überfall des preußischen Lagers entwarf, der von Daun gebilligt ward. Danach sollte der Hauptschlag gegen den rechten Flügel des preußischen Lagers geführt werden, wo die bewaldeten Anhöhen des Teufelsberges und seiner Nachbarn eine gedeckte Annäherung an dasselbe gestatteten. Die Nacht vom 13. zum 14. Oktober wurde zur Ausführung des Planes bestimmt, also dreizehn Stunden früher als die zum Aufbruch aus dem Lager vom Könige bestimmte Zeit. Das Leben von vielen tausend Menschen hing an dem Unterschied eines einzigen Tages.

Daun hatte alles gethan, um seine wahre Absicht zu verbergen und den König in der Meinung zu bestärken, als denke er an nichts als an seine Verteidigung und an die Sicherung seines Lagers. Er ließ Tausende von Bäumen fällen, dort in den Wäldern auf der preußischen rechten Flanke, und große Verhaue aufführen, als wollte er nur alle Zugänge zu seiner Stellung sperren. Aber diese sichtbare Arbeit sollte nur andere Anstalten verdecken, die im stillen getroffen wurden. Daun ließ breite Wege durch die Bergwaldungen bahnen,

um mit Truppen und Geschütz vorzurücken, und zog dann unbemerkt mit seiner Hauptstärke nach seinem linken Flügel. Am 13. Oktober abends nach eingetretener Dunkelheit gingen seine Truppen in mehreren Kolonnen auf den vorbereiteten Wegen durch die Wälder und am südlichen Fuße der Berge entlang bis nach den ihnen angegebenen Plätzen in der rechten Flanke der Preußen. Auch in dieser Nacht waren die Arbeiter angewiesen worden, mit dem Fällen der Bäume fortzufahren, dabei mit Anrufen, Schreien und Singen möglichst viel Lärm zu machen, um die Aufmerksamkeit der Preußen von dem geheimen Marsche des Heeres ab und auf sich zu lenken. Bei den preußischen Vorposten fanden sich immer größere Trupps von Überläufern ein, so daß ihre Zahl an manchen Stellen die Zahl der preußischen Mannschaften auf den Piketts und Feldwachen bedeutend überstieg und daß sie im geeigneten Augenblicke über die letzteren herfallen konnten.

Trotz der feindlichen Vorsichtsmaßregeln hatten die wachsamen preußischen Husaren doch die Bewegungen im österreichischen Lager bemerkt und dem Könige Meldung darüber erstattet. Dieser aber wollte sich noch immer nicht zu der Ansicht bekennen, daß Daun einen Angriff gegen ihn wagen würde, und gab sogar Befehl, daß die Kavallerie absatteln solle. Der vorsichtige Zieten, welcher Unheil merkte, befolgte jedoch diesen Befehl nur dem Buchstaben nach. Er ließ zwar seine Husaren absatteln, gab aber kurze Zeit von neuem Befehl zu satteln, um, wenn es nötig war, zur Stelle zu sein, und dies war gut. Der unbesorgte Soldat überließ sich ohne Bedenken dem Schlaf.

Die österreichischen Heeresabteilungen hatten in der Stille der Nacht ihre Sammelplätze erreicht. Der Schlag der fünften Morgenstunde von der Turmuhr zu Hochkirch gab das allgemeine Zeichen zum Vorbrechen aus den Wäldern und zum Überfall des preußischen Lagers. Zuerst knatterten die Laudonschen Panduren und Kroaten mit den Freibataillonen in den Birkengebüschen, und auf den Feldwachen entspannen sich Raufereien zwischen den — nur zum Schein — übergelaufenen Österreichern und den die Minderzahl bildenden preußischen Vorposten. Das Corps des Generals Laudon, welches dem preußischen Lager fast schon im Rücken stand und noch mit vier Bataillonen und fünfzehn Schwadronen verstärkt worden war, brach jetzt plötzlich in die rechte Flanke und den Rücken des preußischen Lagers vor. Die preußischen Freibataillone und die Piketts der Vorposten wurden bald zurückgedrängt. Die österreichische Vorhut unter General O'Donnell rückte gegen das Dorf Hochkirch selbst vor; ihr folgte die Hauptarmee Dauns in mehreren Kolonnen auf dem Fuße. Die Batterie auf der Höhe von Hochkirch wurde von einem Bataillon

tapfer verteidigt; dasselbe sah sich jedoch von allen Seiten umringt und mußte das Geschütz dem Feinde überlassen, der sogleich die Kanonen umkehrte und das preußische Lager daraus beschoß. Viele Regimenter, die in Hochkirch lagerten, wurden erst durch das Feuer aus ihren eigenen, jetzt von den Österreichern



Keith bei Hochkirch.

eroberten Geschützen aus dem Schlafe geweckt und eilten zu den Waffen. Drei Grenadierbataillone wollten aus Hochkirch gegen den Feind vordringen, wurden aber plötzlich zugleich in Front und Rücken angegriffen und beinahe aufgerieben. Das tapfere Regiment Forcade trieb den Feind eine Strecke weit zurück, wurde dann aber ebenfalls in Flanke und Rücken genommen und mußte hinter Hochkirch Schutz suchen. Daun selber schien die ganze Kraft des österreichischen Angriffs auf die Einnahme von Hochkirch zu legen, wogegen Laudon mit der

Reiterei über Steindörfel vordrang und die Stellung der Preußen im Rücken angriff. Die Dorfstraße von Hochkirch auf und nieder wirbelte der preußische Generalmarsch. Das Dorf stand in Flammen und beleuchtete düster das Schlachtfeld und den nächtlichen Kampf. Die Mannschaften eilten aus den Zelten und brennenden Häusern zum Teil unangekleidet zu den Waffen. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr Vermessenheit schien, wo der Mut nichts mehr vermochte und der Gedanke an Flucht und Rettung selbst dem Tapfern aufsteigen mochte, hielt nur die gewohnte Mannszucht die Truppen zusammen und bewahrte sie vor voller Auflösung und Flucht. Immer neue Scharen sammelten sich unter ihren Führern und schlugen die eingedrungenen österreichischen Heerhaufen immer wieder aus dem Dorfe heraus.

Der Feldmarschall von Keith war bei dem ersten Lärm in seinem Bauernhofe zu Pommritz, wo er im Quartier lag, zu Pferde gestiegen und nach dem Kampfplatz geeilt, hatte die Reste einiger geschlagenen Bataillone rasch gesammelt und sie aufs neue nach Hochkirch vorgeführt. Da die ersten Angriffe mißglückten, so ließ er durch einen seiner Adjutanten, Hauptmann von Cocceji (einen Sohn des Großkanzlers), das Regiment Itzenplitz herbeiholen, welches mutig anstürmte, aber von dem feindlichen Geschütz größtenteils niedergestreckt wurde. Keith selber erhielt einen Flintenschuß, verließ aber nicht seinen Platz. Nachdem sich die Trümmer des Regiments Itzenplitz an das nächststehende Regiment Kannacker angeschlossen hatten, setzte sich Keith an die Spitze dieser Truppen und rückte etwas rechts vom Dorfe kühn gegen den Feind vor. Dem stürmischen Anfall wichen die österreichischen Grenadiere, und aufs neue standen die Preußen auf der Höhe von Hochkirch neben ihrer wiedereroberten Batterie.

Schon aber drangen neue österreichische Scharen heran; sie waren augenblicklich den Angreifenden wieder in Flanke und Rücken, und ihr Geschütz sandte Kartätschenhagel. Keith war mit seiner gelichteten Schar bald umringt, sie mußte sich in mörderischem Feuer mit dem Bajonett durchschlagen. „Wo sind meine Adjutanten?“ fragte Keith einmal über das andere, er wollte sie fortschicken, um Verstärkung heranzuholen —, keine Antwort erschallte. Plötzlich hielt er inne und sank vom Rosse, eine Kugel hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Sprachlos sank er in die Arme seines Läufers Tibay, der während des ganzen Feldzuges freiwillig ihm stets zur Seite blieb. Er versuchte, seinen Herrn wieder aufs Pferd zu heben; aber dieser sank zusammen. Tibay ritt nach seiner Kutsche, um den Leichnam fortzuschaffen. Keiths Leiche blieb unter Toten und Verwundeten liegen, über welche die Flucht achtlos hinwegstürmte.

Um diese Zeit erreichte auch in Hochkirch der Kampf seinen Höhepunkt.

Das brennende Dorf leuchtete wie eine riesige Kriegsfackel weithin über das Schlachtfeld. Der blasse Mond verbarg sich hinter einer dichten Rauchwolke, und die allmählich durch den Morgennebel dringenden ersten Sonnenstrahlen verkündigten den anbrechenden Tag.

Und welch einen Tag! — Es kam von West und Ost das Morgenrot in feurigen, sausenden Strömen. Ein Flammenzug leckte über die Strohdächer, und wo er berührte, leckten ihm die Feuergeister entgegen. Die Mehrzahl der steinernen Gebäude leistete zwar den Flammen Widerstand; aber die Kugeln, welche durch die Dächer schlugen und die Wände brachen, halfen ihrer Verbreitung. Knisternd flogen die bemoosten Dächer auf, und das Sparrwerk glühte und stürzte um die einsamen Schornsteine. Ein mächtiger Gluthauch wehte Rauch und Asche weit über das Schlachtfeld, und in der engen Dorfgasse brauchten die Grenadiere sich nicht mehr nach den Mützen zu fühlen, wie vorhin im Dunkel der Nacht, um nach der Blechhaube oder Bärmütze Freund und Feind zu unterscheiden, sie sahen einander im Widerschein der Flammen fest ins glutrote Antlitz. Preußische Infanterie stürmte, glutrot die Gewehre, glutrot die bärtigen Gesichter, begierig, die Schmach zu verlöschen in Feindes oder im eigenen Blut. Die Kavallerie gönnte ihr nicht den Ruhm. Draußen schmetterten Fanfaren in wilden, abgerissenen Klängen. Die preußische Reiterei, Zietens Husaren und Seydlitz' Kürassiere, allezeit im Sattel, flog umher und schnaubte nach Thaten. Wo die Österreicher durch den Angriff auseinandergekommen und in Unordnung geraten waren, da flogen sie herbei, um einzuhauen, die Gefangenen zu befreien und — wenigstens für den Moment — die Dinge wieder herzustellen. Das Kürassierregiment von Schönaich warf allein eine ganze Linie österreichischer Infanterie über den Haufen und machte an 500 Gefangene.*

Kürassiere, Säbel, Generalsfederbüsche, Marschallsbänder drängten sich in der schmalen Dorfstraße durch die ergrimmten Scharen; Freund und Feind kämpfte um die Ehre. Hier noch eine gerettete Fahne, dort ein hoher Offizier fast im Hemde zu Rosse, den Degen in der Faust. Die Häupter von Prinzen und Herzögen, glücklich, unter Friedrichs Ruhm zu dienen, beleuchtete die Flamme, viele zum letztenmal, alle „vorwärts!" auf den Lippen und im Blick. Wie ein Hohn klang zu diesem Sturme der festliche Dessauer Marsch von allen Tambours geschlagen.

Der König, mitten im heftigsten Feuer hoch zu Roß Befehle gebend und

* Obige Schilderung nach Archenholtz: „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" und Willibald Alexis (W. Häring) vaterländischem Roman „Cabanis."

Meldungen empfangend, ließ aus Rodewitz die Brigade des Prinzen Franz von Braunschweig zu neuem Sturme heranrücken. Der fürstliche Jüngling stutzte anfangs bei diesem Befehl, weil er sah, daß durch seinen Abmarsch eine unausfüllbare Lücke in der Schlachtordnung entstand. Dann aber, wohl wissend, daß der König überhaupt nicht — und am wenigsten heute — einen Widerspruch ertragen konnte, sprengte er wohlgemut vor die Front seiner Brigade und rief seinen Mannschaften, in heiterer Laune die österreichische Mundart nachahmend, zu: „So woll'n wir sie denn hoalt wieder 'nausjoag'n!" — Mit ihm stellten sich der Prinz Moritz von Dessau und der Markgraf Karl von Brandenburg-Schwedt an die Spitze dieses Angriffs. Wo dieser Strom hindrang, war kein Widerstand; aber bei jedem Schritte vorwärts rief ein Toter einen lebenden Bruder zu sich, und es waren der Toten viele. Da sank der Prinz Franz von Braunschweig, des Königs jüngster Schwager, eine Kanonenkugel hatte dem jungen Helden nahe vor Hochkirch das Haupt weggerissen; der Prinz Moritz von Dessau wurde von zwei Kugeln in den Leib getroffen und schwer verwundet fortgetragen, ebenso der General von Geist. Die preußischen Bataillone drangen zwar in das Dorf ein; aber aus den österreichischen Geschützen strich ein Kartätschenhagel prasselnd die schmale Dorfstraße entlang, und endlich mußten sich jene mit schweren Verlusten wieder zurückziehen.

Das Dorf blieb in den Händen der Österreicher. Noch aber wurde der inmitten des Dorfes hochgelegene, ummauerte Kirchhof von den Preußen behauptet. Ein Bataillon des Regiments Markgraf Karl hielt denselben besetzt, und der Kommandeur desselben, Major von Lange, hatte sein Ehrenwort gegeben, ihn bis aufs äußerste zu verteidigen. Das Bataillon wehrte sich hartnäckig gegen sechs bis acht, endlich gegen vierzehn österreichische Bataillone, die sich im Dorfe ringsumher ausbreiteten und die nächsten Gehöfte besetzt hatten. Der Kirchhof ragte wie ein uneinnehmbares Festungsbollwerk in der von allen Seiten anstürmenden Flut der österreichischen Grenadiere. Schon lagen mehr Tote über als unter der Erde, und die Lebenden hatten ihre Munition bis auf eine oder zwei Patronen verschossen. Da rief der heldenmütige Führer: „Wir können uns nicht länger halten, meine Jungen, wir müssen uns durchschlagen, vorwärts denn! noch einmal die Gewehre geladen, und die letzte Patrone für König und Vaterland!" — Dann schlossen sich die Grenadiere um ihren Führer dicht zusammen und brachen mit gefälltem Bajonett durch die schmale Kirchhofspforte hinaus. Ein mörderisches Kugel- und Kartätschfeuer empfing sie draußen und streckte fast alle, Führer wie Mannschaft, tot und verwundet nieder. Noch klang den Sterbenden aus Feindes Mund ans Ohr die Botschaft: „Der

König kommt!" Diese und der nahe und näher dröhnende Schall der preußischen Sturmtrommel weckte in ihnen neue Sieges- und Lebenshoffnung.

Der König hielt in der Morgendämmerung ernst und stumm auf dem umwölkten Schlachtfelde. Sein großes Auge leuchtete, als spräche sein Geist mit den Geistern der für ihn gefallenen Helden. Er fühlte den Schmerz dieser Niederlage und die Schuld, die er selbst daran hatte, und er warf Gewicht auf Gewicht in die Wage des wogenden Kampfes, um sie noch einmal auf seine Seite herabzuziehen — umsonst! Er raffte noch einmal zusammen zum letzten Angriffe, was zu raffen war, und drang an der Spitze von sechs Bataillonen in das brennende Dorf hinein. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen, kaltblütig bestieg er ein anderes; er selbst ward von einer Kugel gestreift; er achtete es nicht; ihn umgaben mehr Tote als Lebendige, und die Zahl der Toten wuchs mit jeder Minute. Seine Getreuen bestürmten ihn mit Bitten, daß er wenigstens sein Leben ihnen erhalten möchte. Endlich beschloß der König, vom weiteren Angriff abzustehen, und überließ Hochkirch dem Feinde.

Der Nebel sank, und der anbrechende Tag gestattete einen Überblick über das mit Leichen bedeckte Feld. In Hochkirch und auf den Höhen, welche von Süden und Südwesten an das Dorf herantreten, waren starke österreichische Infanteriemassen aufgestellt, beschäftigt, sich neu zu ordnen und zu formieren; denn auch bei den Österreichern hatte der nächtliche Kampf die Ordnung gelöst. Von einer Erneuerung des Kampfes war hier bei der großen Übermacht der Österreicher preußischerseits ein Erfolg nicht zu erwarten. Schon zeigte sich eine Abteilung feindlicher Infanterie im Anmarsch auf die Höhen von Drehsa, um sich auf die Rückzugslinie der Preußen zu stellen. Friedrich entsandte den Major von Möllendorf, unsern tapfern Freund seit dem Tage von Leuthen („vorwärts, ein anderer Mann!"), um jenen zuvorzukommen, und zog die Infanterie seines rechten Flügels in die Linie Drehsa, Pommritz, Küpritz zurück, während Zietens Kavallerie die feindliche an der Verfolgung hinderte. Die Österreicher ihrerseits verzichteten angesichts dieser schnell gebildeten neuen Schlachtfront des preußischen rechten Flügels und der raschen Besetzung der Drehsaer Anhöhen durch Möllendorf an dieser Stelle auf den weiteren Angriff und begnügten sich mit dem Besitz von Hochkirch.

Dagegen drang jetzt — etwa 8 Uhr morgens — Dauns rechter Flügel unter dem Herzog von Ahremberg in dichten Massen gegen den preußischen linken und die große Batterie auf der Höhe von Lauske vor. Die Batterie wurde genommen, der preußische linke Flügel und somit auch die neue Schlachtfront der Preußen bei Drehsa auf das äußerste bedroht. Das Retzowsche Corps

stand zu weit entfernt, jenseit des Löbauer Wassers bei Weißenberg, um von ihm rechtzeitig Hilfe erwarten zu können. Dennoch hatte General von Retzow, der, noch in der Ungnade des Königs seinen Ungehorsam (die Nichtbesetzung des Strombergs) mit Arrest büßte, die Aufhebung seines Arrestes durch königliche Ordre nicht abgewartet, sondern war angesichts der Gefahr, welche dem Könige durch den nächtlichen Überfall drohte, sofort eigenmächtig aufgebrochen, hatte einen Angriff des österreichischen Reservecorps unter dem Prinzen von Baden-Durlach wacker zurückgeschlagen, war über das Löbauer Wasser gegangen und erschien jetzt — etwa 10 Uhr vormittags — auf dem Schlachtfelde —, zu spät, um der Schlacht noch eine günstige Wendung geben zu können; aber er hängte sich als ein schweres Gewicht an Ahrembergs rechte Flanke, machte dessen Angriff erlahmen und erleichterte es dem Könige, in Ruhe seine Anordnungen für den nun unvermeidlich gewordenen Rückzug zu treffen. Derselbe ging in größter Ordnung und völlig ungestört nur anderthalb Stunden weit gen Nordwest bis in die Gegend von Klein-Bautzen. Hier nahm die Armee eine neue Aufstellung — Vorposten von Kreckwitz bis Purschwitz, die gesamte Reiterei zwischen Kreckwitz und Belgern, Hauptquartier des Königs in Doberschütz — und erwartete festen Fußes und getrosten Mutes die weiteren Unternehmungen des Feindes, der noch immer bei Hochkirch seine Regimenter ordnete und keinen neuen Angriff wagte.

Die preußische Armee hatte das Schlachtfeld verloren, aber ihren alten Ruhm behauptet und vermehrt und durch das Beispiel von Tapferkeit, Mannszucht und aufopferungsvoller Hingebung in der Unglücksnacht von Hochkirch Größeres geleistet als manche Armee an ihren leuchtendsten Siegestagen.

Sehr schwer waren die preußischen Verluste; sie betrugen 119 Offiziere, 5381 Mann tot und verwundet und beinahe 2000 Mann gefangen, außerdem 101 Kanonen, 30 Fahnen, den größten Teil der Zelte und des Lagergeräts.

Die Österreicher verloren 325 Offiziere, 5614 Mann an Toten und Verwundeten und ca. 1000 Gefangene, ungerechnet die vielen Überläufer, Leute, die sich bei dieser Gelegenheit in die Wälder verloren und desertierten rc., deren Zahl noch auf ca. 2000 Mann angegeben wird.

Fast alle höheren preußischen Offiziere, welche nach dieser Unglücksnacht noch einen Morgen anbrechen sahen, waren — schwer oder leicht — verwundet. Auch der König hatte eine — glücklicherweise nur leichte — Wunde davongetragen. Unter den Gefallenen befanden sich der Feldmarschall von Keith, der Prinz Franz von Braunschweig und der General von Geist; tödlich verwundet und gefangen war der Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau.

Archenholtz erzählt in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges die Gefangennehmung des Fürsten Moritz von Dessau in folgender Weise: „Der gefährlich verwundete Feldmarschall war auf dem Wege nach Bautzen, als er auf einen Trupp feindlicher Husaren stieß, die mit dem Säbel in der Faust den Wagen anfielen. «Ich bin stark verwundet,» sagte er zum Anführer, dem kaiserlichen Rittmeister Velten, «und ergebe mich zu Ihrem Gefangenen, bitte aber, mich als Gefangenen auf Ehrenwort nach Bautzen zu bringen; Ihre Husaren sollen 100 Dukaten Lösegeld haben.» Der Anführer, damit zufrieden, schloß sich mit den Seinigen an den Wagen an. Bald darauf aber zeigte sich ein großer Trupp preußischer Husaren, die sich zum Angriff in Verfassung setzten. Der Rittmeister zeigte dies dem Fürsten an und bat ihn, sein Ansehen zu gebrauchen, weil er sonst sein eigenes Leben in Gefahr setzen würde. Moritz that dies und rief, so schwach er auch war, den anrennenden preußischen Husaren mit starker Stimme zu, daß er der Gefangene sei und sich auf Ehrenwort ergeben habe. Die Preußen nahmen jedoch hierauf nicht Rücksicht; sie wollten den Fürsten befreien und sein gegebenes Wort mit dem Dasein derer, die es erhalten hatten, zugleich vernichten. Nun aber sprengte Velten mit der Pistole in der Hand an den Wagen und sagte dem Fürsten diese sonderbare Artigkeit: «Ich muß Ew. Durchlaucht sogleich totschießen, wenn Sie Ihren Leuten nicht Einhalt thun und Ihre Parole erneuern.» Dieses Einhalten geschah endlich, obwohl mit großer Mühe, weil die Preußen behaupteten, daß der Fürst durch ihr Erscheinen aufgehört habe, ein kaiserlicher Gefangener zu sein. Der König mußte den Streit entscheiden, und sein Ausspruch erklärte das Ehrenwort des Fürsten für gültig. Dieser mutvolle Feldherr aber starb, noch ehe er ausgelöst werden konnte“ (im folgenden Jahre).

Wir treten am Tage nach der Schlacht in das Innere der Dorfkirche von Hochkirch. Da liegt in einer Feldbahre neben dem Altar ein bleicher Mann mit vornehmen edlen Gesichtszügen, das dunkle Haar aus der hohen Stirne zurückgestrichen, im Antlitz einen Ehrfurcht gebietenden Ausdruck von Würde und Hoheit, von Milde und Entschlossenheit, den Leib mit einem Kroatenmantel bedeckt. Unter den österreichischen Offizieren, die den Toten in der Bahre umstehen, tritt einer hervor. Es ist Lacy, der Irländer, Sohn des Erstürmers von Asow im Türkenkriege. Er hebt den Mantel auf und, indem er dem Toten ins Antlitz blickt, ruft er mit schmerzbewegter Stimme: „Es ist meines Vaters bester Freund, Jakob von Keith; hier diese Wunde, die er vor Oczakow erhielt, macht ihn mir kenntlich.“ Er wandte sich ab und weinte, — der Feind um seines Vaters besten Freund. Geplündert und nackt war der Leich-

nam Keiths unter einem Haufen von Toten auf dem Schlachtfelde gefunden und hierher gebracht worden. Geboren im schottischen Hochlande, in bonny Inverugie, vertrieben aus seinem Vaterlande, dem er mit leidenschaftlicher Liebe anhing, im russischen Heerdienste zu den höchsten Ehrenstellen befördert, hatte Keith unter Friedrichs Fahnen ein neues Vaterland gefunden und war durch seine treue Hingebung an Preußens großen König, durch die Verdienste, die er sich mit dem Degen um den Preußischen Staat erwarb, vor allem durch seinen ehrenvollen Tod endlich ganz ein Preuße geworden. Die Geschichte seines Lebens und Sterbens faßte sein Bruder, der Lordmarschall Georg von Keith, von Maupertuis um nähere Angaben darüber ersucht, in die vier Worte zusammen: «Probus vixit, fortis obiit» (Als ein rechtschaffener Mann hat er gelebt, als ein tapferer ist er gestorben). Am Sonntag den 15. Oktober wurde der preußische Feldmarschall Jakob von Keith in der Dorfkirche zu Hochkirch von den Österreichern unter Teilnahme einer Leichenparade vom Colloredoschen Corps unter dreimaliger Abfeuerung von zwölf Kanonen und den Gewehrsalven von zwei Regimentern bestattet. Als der König am nächsten Tage an Daun die Bitte gelangen ließ, ihm die Leiche Keiths zu ihrer feierlichen Bestattung mit kriegerischen Ehren herauszugeben, konnte Daun mit Befriedigung antworten, er habe aus eigenem Antriebe diese Ehrenpflicht bereits erfüllt.*

Des Königs Schmerz um den Tod seines treuen Feldmarschalls, dessen Verdienste und Talente er sehr hochachtete, war das ehrenvollste Denkmal für ihn.

* Vier Monate später ward die Leiche Keiths nach Berlin gebracht und unter besonderen Feierlichkeiten in der Garnisonkirche daselbst beigesetzt. In seinem letzten Lebensjahre (5. Mai 1786) ließ der König Keiths Standbild auf dem Wilhelmsplatz errichten. Dasselbe war anfänglich in Marmor ausgeführt von dem Bildhauer Tassaert. Nachdem das Standbild unter König Wilhelm — wie die übrigen Standbilder (von Leopold von Dessau, Schwerin, Winterfeldt, Seydlitz und Zieten) auf demselben Platze — in Erz erneuert worden war, richtete die schottische Gemeinde zu Inverugie, wo Keith (11. Juni 1696) geboren war, an den König die Bitte, ihr jenes ältere Marmordenkmal zu überlassen. Der König konnte diese Bitte nicht erfüllen, weil er bereits die Bestimmung getroffen hatte, daß dieses Denkmal dem Kadettencorps übergeben werden sollte, bei dem es noch jetzt in Lichterfelde seinen Platz hat. Aber er ließ für die schottische Gemeinde ein zweites Denkmal in Erz nachbilden und machte es derselben zu seiner Aufstellung in Inverugie zum Geschenk, so daß der Preuße auch dort, in dem fernen Schottland, an den Ruhm seines großen Heldenkönigs und eines seiner berühmtesten Kriegshelden erinnert wird. — In der Kirche zu Hochkirch erinnert eine Urne von weißem Marmor an den hier im Kampfe gefallenen Helden. Das Fußgestell derselben in grauem Marmor trägt in Goldbuchstaben die Inschrift: „Dum in proelio non procul hinc inclinatam suorum aciem mente, manu, voce et exemplo restituebat, pugnans, ut heroas decet, occubuit. D. XIV. Octobris.“ (Während er in der Schlacht nicht fern von hier die gebrochene Schlachtordnung der Seinigen durch des Geistes, des Armes und der Stimme Gewalt, sowie durch sein Beispiel wiederherstellte, fiel er kämpfend, wie es Helden geziemt.)

De Catt berichtet, als er an einem der nächstfolgenden Tage zum Könige gekommen sei, habe dieser sehr gefaßt über die verlorene Schlacht gesprochen, aber hinzugefügt: „Sie sehen mich in Trauer. Ich habe viel geweint um den teuern Feldmarschall. Ich beklage ihn über alle Worte.“ Auch an Voltaire schrieb er: „Sie haben volle Ursache, den Feldmarschall zu beklagen; es ist ein Verlust für das Heer und für die Gesellschaft.“

Einige Monate später schrieb der König ein Gedicht an den Lordmarschall, ihn über den Verlust des gefallenen Bruders zu trösten. Es heißt darin:

„Oft wähnt' ich, Reich und Leben zu verlieren,
Und nimmer noch vermochte das Geschick,
Das so viel Fürsten gegen mich vereint,
Zum Gegenstand des Mitleids mich zu machen.
Doch löset es der Freundschaft heilig Band,
Dann, teurer Lord, schlägt es mich grausam nieder: —
Achill auch war nicht gänzlich unverwundbar!“

Ach, es war noch ein anderer schmerzlicher Verlust, den Friedrich in diesen Tagen erfahren sollte. An demselben Tage, als sein Freund aus den „halkyonischen Jahren“ in Sanssouci auf dem Schlachtfelde von Hochkirch den Heldentod fand, starb auf dem Krankenlager in Baireuth die teure Gefährtin aus seinen Jugendjahren, seine geliebte Schwester, die Markgräfin Wilhelmine. Wir erinnern uns noch des tief schmerzlichen Eindrucks, welchen die Nachricht von ihrer lebensgefährlichen Erkrankung, die er auf dem Rückmarsche aus Böhmen nach Schlesien im Sommer (1758) durch seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, erhielt, auf ihn machte.* Friedrich suchte für seinen Schmerz Linderung in der Dichtkunst. Ein Gedicht aus der Zeit seiner tiefsten Herzensbekümmernis um das Leben der geliebten Schwester schloß mit den Versen:

„Wenn das Geschick, unbeugsam uns beherrschend,
Ein blutig Opfer fordert, — dann, ihr Götter,
Erleuchtet seinen richterlichen Spruch,
Daß seine strenge Wahl auf mich nur falle.
Dann will gehorsam ich und ohne Murren
Erwarten, daß der unerweichte Tod,
Von meiner Schwester seinen Schritt abwendend,
Abstumpfe seiner Sichel Glanz an mir,
Daß beid' an einem Tage wir hinab
Zu jenen Fluren steigen, die von Myrten
Lieblich beschattet sind und von Cypressen.
Zu jenem Aufenthalt des ew'gen Friedens, —
Und daß ein Grab umschließe unsern Staub.“

---

* Vergl. S. 270.

Auf die Nachricht von dem Tode der Markgräfin schickte Friedrich dieses Gedicht dem Gemahl der Verstorbenen.

Wie schmerzlich ihn auch dieser Verlust ergriff, so fühlte doch König Friedrich jetzt vor allem die Pflicht, für sein Vaterland zu sorgen und das Unglück von Hochkirch wieder gut zu machen. Wir sehen ihn daher auch in diesen Tagen fest und unverzagt in die Zukunft blicken und den Seinigen sogar eine heitere Miene zeigen. Als noch am Tage der Schlacht, während des Rückzuges der jüngere von Retzow, als Adjutant seines Vaters, mit einer Meldung von diesem zum Könige kam, sagte der letztere in heiterem Tone: „Daun hat mir heute einen glupischen Streich gespielt." — „Ich bin Augenzeuge davon gewesen," antwortete Retzow, „allein es ist ein bloßer Ritz, den bald wieder zu heilen Ew. Majestät nicht schwer fallen wird." — „Glaubt Er dies?" — „Nicht allein ich, sondern die ganze Armee hat diese Überzeugung." — „Er hat ganz recht," sagte der König, ihn vertraulich beim Knopfe fassend, „Er soll sehen, wie ich Daun fassen werde. Ich beklage nur, daß heute so viele brave Leute ums Leben gekommen sind."

Auch mit seinen Kanonieren scherzte der König, als er einen Trupp derselben mit Grenadieren im Lager sah: „Kanoniers, wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?" — „Ew. Majestät, der Teufel hat sie über Nacht geholt." — „So wollen wir sie ihm am Tage wieder abnehmen, nicht wahr, Grenadiere?" — „Zu Befehlen, Ew. Majestät, aber mit Zinsen." — „Natürlich, Grenadiere; ich werde dabei sein."

Daun hatte in der nächsten Zeit Siegesdepeschen zu schreiben und Gratulationen zu empfangen. Da der Tag von Hochkirch auf den Namenstag der Kaiserin Maria Theresia fiel, so betrachtete Daun den Siegesbericht als ein Namenstagsgeschenk für die Kaiserin, und sie dankte mit gnädigen Worten für das „angenehme Bouquet." Die Zarin Elisabeth von Rußland beschenkte Daun mit einem Degen. Der Magistrat von Wien ließ ihm eine Ehrensäule errichten, und die österreichischen Landstände machten ihm ein Geschenk von 300000 Gulden, um die von seiner Familie veräußerte Herrschaft Ladendorf wieder an sich zu kaufen. Auch der Papst beglückwünschte Daun zu diesem Siege und übersandte ihm einen geweihten Hut und Degen, um die Ketzer auch ferner so nachdrücklich zu bekämpfen. Die Reliquien schienen indessen diesmal ihre wunderthätige Wirkung zu versagen, da der heilige Daun seitdem keinen Sieg mehr über den ketzerischen König gewann.

Friedrich stand unterdessen, zu neuen Schlägen rüstend, im Lager Klein-Bautzen an einem Nebenflusse der Spree. Man hörte ihn mit Zuversicht die

kühnen Worte aussprechen, die in eines jeden anderen Munde wie Prahlerei geklungen hätten: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen, wir werden uns hier einige Tage erholen, alsdann nach Schlesien gehen und Neisse befreien!“ —

Der Ausgang des Feldzuges und das Ende des dritten Kriegsjahres. Nicht eine siegreiche Schlacht ist entscheidend für den Ausgang eines Feldzuges, sondern die Art, wie der Sieger die durch die Schlacht errungenen Vorteile zu benutzen versteht. Hätte Daun die Energie seines Gegners besessen, er würde nach seinem Hochkircher Siege vielleicht seine Operationen mit denjenigen der Reichsarmee zu einer kühnen Offensive durch die Lausitz in die Mark Brandenburg hinein und zu einem Vorstoß auf die preußische Hauptstadt kombiniert haben. Statt dessen sehen wir ihn eine Woche nach der Schlacht noch in demselben festen Lager, das er vorher innegehabt. Endlich nach acht Tagen verließ er dasselbe, aber nicht um etwas gegen Friedrich zu unternehmen, sondern nur um etwas näher an demselben von neuem ein festes Lager zu beziehen und ihn aus größerer Nähe zu beobachten. Er glaubte, auf diese Weise den König wenigstens an seinem beabsichtigten Marsche nach Schlesien und an dem Entsatze der belagerten schlesischen Festungen Neisse und Kosel zu verhindern, und er war seiner Sache so sicher, daß er an den General Harsch, welcher Neisse belagerte, schrieb: „Setzen Sie nur ruhig Ihre Belagerung fort. Ich habe den König fest; er ist von Schlesien abgeschnitten, und wenn er mich angreift, so sollen Sie gute Nachrichten von mir hören.“

Der König zog unterdessen in seinem Lager bei Klein-Bautzen neues Geschütz und einige Ausrüstung aus Dresden, sowie eine Verstärkung von 6000 Mann aus Sachsen heran, die ihm der Prinz Heinrich in Person zuführte. Er übertrug dem General von Fink den Oberbefehl über die preußische Armee in Sachsen, welche allerdings durch diesen Abgang sehr geschwächt wurde; allein Friedrich wußte, daß er von der Reichsarmee wenig zu fürchten habe. Nachdem er auch die vielen Verwundeten und Kranken, die sich seit der Hochkircher Schlacht in Bautzen befanden, in Sicherheit gebracht, seine Bäckerei und Proviantfuhrwerke auf dem linken Ufer der Spree nordwärts hatte abfahren lassen und durch verschiedene Scheinmärsche in Daun den Glauben zu erwecken gesucht hatte, als wolle er sich mit seiner geschlagenen Armee unter die Wälle von Glogau zurückziehen, brach er am 25. Oktober von Klein-Bautzen auf und zog gleichfalls nordwärts am rechten Ufer der Spree hinab, wandte sich dann aber in südöstlicher Richtung nach Reichenbach und Görlitz. Zu spät erkannte jetzt Daun die Absicht des Königs, auf Neisse zu marschieren, und sandte ihm wenigstens seine leichten Truppen unter Laudon und Lacy nach,

um den Marsch des Königs, den er nicht mehr zu verhindern vermochte, soviel wie möglich zu erschweren. Die königliche Armee schüttelte die umschwärmenden Pandurenhaufen in einigen Gefechten von sich ab und setzte unbeirrt ihren Marsch über Lauban, Löwenberg, Jauer fort bis vier Meilen von Neisse (vierzig Meilen in dreizehn Tagen). Da erhielt der König (am 7. November) die Nachricht von der Aufhebung der Belagerung von Neisse durch Harsch. Der Kommandant von Neisse, General von Treskow, hatte der Berennung und der Belagerung Monate hindurch (seit 4. August resp. 5. Oktober) tapfer widerstanden und endlich dem abziehenden Feinde (5. November) durch einen Ausfall noch einen Verlust von 800 Gefangenen nebst vielem Schießbedarf und Kriegsgerät zugefügt. Auch Kosel, das unter seinem Kommandanten Battorf einer monatelangen Belagerung widerstanden, wurde jetzt von den Österreichern frei gelassen. Die österreichischen Generale Harsch und Deville befanden sich im vollen Rückzuge nach Mähren. Friedrich hatte ganz Schlesien ohne Schwertstreich von den Österreichern wieder befreit.

Für den braven General von Retzow sollte das Jahr 1758 verhängnisvoll werden. Kaum hatte er seinen Arrest verschmerzt und die Gunst des Königs wiedererlangt, so wurde er auf diesem Marsche nach Schlesien gefährlich von der Ruhrkrankheit befallen, konnte sich nicht die gehörige Pflege angedeihen lassen, mußte in Schweidnitz zurückbleiben und starb den Tag nach seiner Ankunft daselbst.

Nachdem Daun sich überzeugt hatte, daß er den Marsch des Königs nach Schlesien trotz seines Hochkircher Sieges nicht mehr zu hindern vermochte, faßte er einen anderen Plan. Da in Sachsen jetzt nur ein schwaches preußisches Corps unter dem General von Fink stand, so glaubte er den Augenblick gekommen, um sich schnell der wichtigsten Plätze Dresden, Torgau und Leipzig zu bemächtigen und Sachsen in österreichische Gewalt zu bringen. Er glaubte auf diese Weise nicht nur militärisch einen großen Vorteil zu erreichen, indem er Friedrich die Hilfsquellen dieses reichen Landes entzog, sondern es mußte auch in politischer Beziehung einen günstigen Eindruck auf die Bundesgenossen Österreichs machen, wenn er dem Kurfürsten von Sachsen sein Land und seine Hauptstadt wieder verschaffte und dadurch den Feldzug dieses Jahres krönte. Daun veranlaßte die Reichsarmee, einige Schritte vorwärts gegen Fink zu thun, und brach selbst auf Dresden los. Fink zog sich vor der feindlichen großen Übermacht in die Dresdener Gegend zurück, bezog das alte Lager des Prinzen Heinrich bei Gamig, dann ein anderes bei Kesselsdorf, ging endlich unterhalb Dresden auf einer Schiffbrücke über die Elbe, um unter dem Schutze der Kanonen von Dresden zu lagern und nötigenfalls weiter in nördlicher

Richtung auszuweichen. Die Reichsarmee detachierte Abteilungen gegen Torgau und Leipzig, die aber nichts ausrichteten.

Unterdessen war Daun von Reichenbach her über Pirna vor der Südseite von Dresden angelangt, ließ einige Batterieen aufwerfen und drohte, den Platz zu belagern. Der Gouverneur von Dresden, General Graf Schmettau, ließ dem Feldmarschall Daun sagen, er würde sich für den Fall einer größeren Annäherung Dauns genötigt sehen, die Vorstädte von Dresden, welche dem Feinde Deckung gewährten, niederbrennen zu lassen. Daun glaubte, diese Drohung nicht ernst nehmen zu sollen; aber als trotzdem seine Kroaten in die äußersten Häuser der Pirnaer Vorstadt eindrangen, ging diese Drohung auf furchtbare Weise in Erfüllung. Der Brand war durch Anhäufen brennbarer Stoffe in vielen Häusern bereits seit einigen Tagen vorbereitet worden. Nachdem den Einwohnern noch eine dreistündige Frist gegeben worden war, um ihre beweglichen Habseligkeiten zu retten, gaben am 10. November morgens 3 Uhr drei Kanonenschüsse das Zeichen zum Anlegen des Feuers. In kurzer Zeit schlugen die Flammen prasselnd über den Dächern der Häuser zusammen, darunter viele prächtige, palastähnliche Gebäude. In wenig Stunden war von aller Pracht und allem Reichtum nichts übrig als Asche und Trümmer; 266 Gebäude — etwa der sechste Teil der Vorstadt — waren ein Raub der Flammen geworden; auch einige Menschen waren bei dem Brande umgekommen. Die Bewohner der sächsischen Hauptstadt schwebten in Angst und Schrecken; denn noch stand Daun in ihrer Nähe, und jede fernere Annäherung seiner Truppen an die Wälle der Stadt ließ eine Erneuerung jener Brandscenen fürchten.

Gewiß war es eine grausame Maßregel, dieses Niederbrennen einer wohlhabenden Vorstadt. Zwar der Kriegsgebrauch rechtfertigt solche Maßregeln; aber die Menschlichkeit fordert die Beschränkung ihrer Anwendung auf die Fälle der äußersten Notwendigkeit. Wenn indessen Daun jetzt im Namen der civilisierten Menschheit dagegen protestierte, so mußte dieser Protest jetzt denjenigen wie Hohn klingen, welche die Einäscherung von Zittau durch die Österreicher vom vorigen Jahre noch im Gedächtnis hatten. Daun gab Schmettau zu lesen: „Nach solchen in einer Residenz unerhörten Maßnehmungen müsse der Kommandant für sein Benehmen persönlich verantwortlich bleiben.“ Schmettau war sich dieser Verantwortlichkeit vollkommen bewußt, aber auch ebenso seiner Verantwortlichkeit dem Könige gegenüber, daß er die ihm anvertraute Stadt bis auf den letzten Mann zu verteidigen habe. Er versicherte deshalb dem Feldmarschall, daß er „gegen seine ganze Macht von Straße zu Straße fechten werde; nähere sich Daun noch mehr, so werde auch der übrige Teil der Vorstädte in

Flammen aufgehen, und bei weiterem Vordringen Dauns werde dieses Schicksal jede Straße treffen vom Walle bis zum Schlosse, auf dessen Trümmern er sich noch zu verteidigen und den Ausgang der Begebenheiten abzuwarten gedenke."

War es eine Folge des Eindrucks dieser Erklärung oder war es wirklich, wie Daun nach Hofmannsweise versicherte, die Achtung für die kurfürstliche Familie, deren Residenz er nicht der preußischen Barbarei aussetzen wollte, — kurz, Daun zog ab, wie es in dem österreichischen Kriegsbericht heißt: „durch eine gewisse höhere Rücksicht dazu veranlaßt" (15. November). Wenn wir aber erfahren, daß Friedrich, nachdem er die Österreicher aus Schlesien herausgefegt, schnell wieder nach Sachsen umgekehrt und am 15. November bereits wieder in Lauban in der Lausitz angekommen war, so können wir diese „gewisse höhere Rücksicht" sehr wohl begreifen. Am 20. November war Friedrich in Dresden, Daun in der Gegend von Pirna auf dem Marsche nach Böhmen, die Reichsarmee, nachdem sie ihre Detachements von Torgau und Leipzig vor den aus Pommern in Eilmärschen herabkommenden Corps von Dohna und Wedell schnell an sich gezogen, auf demselben Wege.

Wo waren nun die Früchte des Hochkircher Sieges? — Neisse und Kosel, Dresden, Torgau, Leipzig entsetzt! — in Schlesien, wie in Sachsen Friedrich wieder allein Herr. Kein Daun und keine Reichsarmee vermögen seinen Truppen in diesen Landen die Winterquartiere streitig zu machen, die Friedrich jetzt beziehen ließ. Er selbst verweilte noch einen Monat in Sachsen, mit Anordnungen und Rüstungen beschäftigt. Dann ging er nach Breslau, um dort den Rest des Winters zu verleben.

Friedrich schrieb an den Lordmarschall von Keith aus Dresden, 23. November 1758:

„— — — Unser Feldzug ist beendigt, und es ist auf beiden Seiten nichts damit erzielt worden, als der Verlust vieler braven Leute, das Unglück vieler auf immer verkrüppelter, armer Soldaten, der Ruin einiger Provinzen, die Verwüstung, Plünderung und der Brand einiger blühenden Städte. Das, mein lieber Lord, sind Thaten, welche die Menschheit schaudern machen; traurige Wirkungen der Ruchlosigkeit und des Ehrgeizes gewisser Mächtigen, die alles ihren zügellosen Leidenschaften opfern! Ich wünsche Ihnen, mein lieber Lord, nichts, das meinem Schicksal im mindesten gleicht, und alles, was demselben mangelt. Ihr alter Freund bis in den Tod —

F."

Werfen wir nun, am Schlusse des Jahres, noch einen Blick auf die anderen Kriegsschauplätze, auf denen Friedrichs Waffen für Preußens Ehre erhoben waren; zunächst nach den altbrandenburgischen Provinzen, nach der Neumark und Pommern!

General Fermor, den wir nach der Zorndorfer Schlacht im Lager von Landsberg verlassen haben, fühlte sich doch auch verpflichtet, etwas zu thun, was seinen an alle Höfe versandten Siegesberichten, die allerdings durch seinen Rückzug von Küstrin nach Landsberg schon verdächtig wurden, eine Art von Bestätigung geben könnte, und er hatte durch den Abmarsch des Königs wieder etwas Freiheit zu neuen Unternehmungen erhalten. Sein Vordringen gegen Berlin durch die Neumark hatte er aufgeben müssen; auch standen ihm auf dem Wege dahin noch immer die preußischen Corps unter Manteuffel und Dohna entgegen; aber wie wär' es, wenn er sich nach Pommern wandte, um seine Operationen mit denjenigen der Schweden zu kombinieren und den letzteren mehr Nachdruck zu geben, und wenn er sich zu diesem Zwecke zunächst eines festes Platzes in Pommern sicherte! — Der Hauptwaffenplatz Pommerns, Stettin, war stark befestigt, mit Geschütz und Vorräten wohl versehen und hatte in der Person des Herzogs von Bevern einen entschlossenen und umsichtigen Kommandanten. Von einem Unternehmen gegen Stettin konnte er sich keinen Erfolg versprechen. Aber da lag an der Ostsee das kleine **Kolberg** mit seinem durch die Einmündung der Persante gebildeten Hafen, der eine gesicherte Zufuhr gestattete. Über Kolberg war die Verbindung nach Stralsund und Schwedisch-Pommern leicht, und seine schwache Besatzung — ca. 700 Mann unter Befehl eines alten invaliden Majors — konnte einem ernsten Angriff der Russen kaum widerstehen. Fermor brach also aus dem Lager von Landsberg auf (19. September) in der Richtung über Soldin und Berlinchen nach Pyritz, beschloß, sich gegen Dohna und Manteuffel vorläufig nur defensiv zu verhalten, und entsandte den Obersten von Palmbach mit 10000 Mann zur Belagerung von Kolberg. Aber der kleine Ort, der hier zum erstenmal in die Geschichte eintritt, entwickelte eine Widerstandskraft, die seinen Namen berühmt machen sollte in der vaterländischen Geschichte. Der Kommandant, Major **von der Heyde**, war ein alter, ergrauter Invalide, der aber Ehre im Leibe und das Herz auf dem rechten Flecke hatte, und ihm zur Seite stand eine tüchtige, durch den Verkehr auf der See an Gefahren gewöhnte und mit dem rechten Seemanns- und Mannesmut beseelte Bürgerschaft, welche — einem alten Herkommen gemäß — vollkommen militärisch organisiert war und in welcher jeder Mann die Verteidigung der Mauern schon in seinem Bürgereide angeloben mußte.

Der Kommandant von der Heyde wies die Aufforderung der Russen zur Übergabe (3. Oktober) mit Entschiedenheit zurück und traf die besten Anstalten zur Verteidigung. Der General Palmbach belagerte nun die Festung, bemächtigte sich des Hafens und der Münderschanze; allein die Entschlossenheit

des Kommandanten, der Mut der Soldaten und die Hingebung der wackeren, bewaffneten Bürger setzten allen weiteren Fortschritten ein Ziel. Die Bürger besetzten die inneren Wälle, während die Soldaten in den Außenwerken standen; sie versahen unter Aufsicht der Ratsherren die Feuerwachen in der Stadt und den Dienst bei den über die Straßen verteilten Spritzen (deren man damals vier hatte, darunter eine „Schlangensprütze", sagt unsere Kolberger Chronik) und machten durch Zutragen von Lebensmitteln den Soldaten, namentlich den Artilleristen, möglich, ohne Ablösung bei der schweren Arbeit auszudauern.

Palmbach überzeugte sich, daß er die gut verteidigte Festung mit einigen Feldbatterieen nicht würde nehmen können, und hob in den Abendstunden des 9. Oktober die Belagerung zur Freude der Bewohner auf. Aber kaum war er eine Meile weit zurückgegangen, so erhielt er Befehl, umzukehren und die Belagerung wieder aufzunehmen, da Verstärkung und schweres Geschütz für ihn unterwegs sei.

„Am 10. Oktober früh rief die Glocke die Gemeinde wieder zu der gewöhnlichen Dienstagspredigt" — so berichtet unsere Chronik. „Eben hatte der beliebte Archidiakonus Hoppe Psalm 147, 1—3 als Text verlesen, da stockte er: der alte wohlbekannte, schreckensvolle Ton dröhnte wieder aus den russischen Kanonen von der Altstadt herüber, eine Kugel schlug neben der Kirche nieder, und mit dem Rufe: «Der Feind ist wieder da!» stürzte die erschreckte Versammlung in wildem Gedränge aus der Kirche."

Die erneute Aufforderung zur Übergabe wurde mit derselben Entschiedenheit zurückgewiesen, wie die frühere. Heyde antwortete, er habe nicht die geringste Ursache an Übergabe zu denken, da die Festungswerke noch im besten Zustande wären. Er ließ den russischen Parlamentär mit unverbundenen Augen durch die Werke führen, um sich daselbst von ihrem Zustande zu überzeugen, und er fügte hinzu, man würde Kolberg ebensowenig durch Feuer zwingen, als man Küstrin dadurch erobert hätte. Die Belagerungsarbeiten des Angreifers nahmen nun ihren Fortgang, und die Beschießung war überaus heftig und andauernd. Dennoch thaten die feindlichen Geschütze wenig Schaden, weil die Russen meistens zu hoch richteten, und selbst die einschlagenden Geschosse wurden vom Zufall oft wunderbar gelenkt. Unsere Kolberger Chronik berichtet mehrere solcher Wunder: „Eine Bombe schlug durch die zerschmetterte Stubenthür in eine mit Menschen angefüllte Stube, rollte wieder hinaus und zerplatzte auf dem Hausflur; eine achtpfündige Kanonenkugel fuhr in ein Gemach, wo sich vier Erwachsene und ein Kind befanden, keiner wurde verletzt, und die Kugel lag harmlos auf dem Arme des Säuglings." (?)

Als die Laufgräben des Belagerers bis auf das Glacis vorgerückt und

die Vorstädte großenteils von seinen Mannschaften besetzt waren, konnte die kleine Besatzung auf den Sturm gefaßt sein. Die Nacht auf den 22. Oktober war zur Ausführung desselben bestimmt. Die außerordentliche Helle dieser Nacht vereitelte jedoch die Überraschung; denn der Himmel selbst hatte ein Nordlicht angezündet, welches die Gegend deutlicher als der hellste Mondschein erkennen ließ und das Beleuchten derselben durch Leuchtkugeln unnötig machte. Die Besatzung war wachsam, und die Festungsartillerie feuerte auf die in den Laufgräben zum Sturme sich sammelnden Massen. Der Sturm wurde aufgegeben, und der Mut der Besatzung stieg um so mehr, da die Nachricht von der Annäherung eines preußischen Heerhaufens vom Grafen Dohna zum Entsatze sich verbreitete. Nachdem Palmbach noch die Stadt in der Nacht vom 28. zum 29. Oktober mit einem Regen von Geschossen überschüttet hatte, ohne eine Einwirkung auf das Gemüt des Kommandanten, der tapferen Besatzung und der Bürgerwehr erzielt zu haben, hob der Feind am 29. Oktober abends die Belagerung auf. Die Russen räumten ganz Pommern und Brandenburg und gingen teils nach Polen, teils nach Preußen in die Winterlager. Dohna gewann dadurch Zeit, mit seiner Schar nach Sachsen zu gehen und Leipzig von den Reichstruppen zu entsetzen.

So endete dieser Feldzug der Russen. Das Schicksal Pommerns war durch jene 700 Mann Landmiliz und einige Invaliden, sowie durch die ehrenfeste Gesinnung der Bürgerschaft einer kleinen Stadt gerettet worden, von deren Existenz man außerhalb der Grenzen Pommerns damals kaum etwas wußte.

Noch kläglicher verlief der Feldzug der Schweden in Pommern und Brandenburg. Wenn wir von Schweden in diesem Kriege sprechen, so müssen wir vor allem das Bild jener berühmten, durch Gottesfurcht, Mannszucht und Tapferkeit ausgezeichneten, von Freund und Feind hochgeachteten Armee Gustav Adolfs aus unserer Vorstellung auslöschen. Die jetzige schwedische Armee hatte eigentlich keinen Oberbefehlshaber; zwar führten sich ein Hamilton, ein Löwenhaupt u. a. unter diesem Titel ein, dieselben hatten aber nichts zu befehlen, was nicht der sogenannte „schwedische Reichsrat,“ d. i. ein Senatsausschuß, in Stockholm beschlossen hatte, und wieder der Reichsrat beschloß nichts, was nicht der französische Militärbevollmächtigte, Marquis Montalembert, vorher gut geheißen oder vielmehr Schlechtes geraten hatte. Die schwedischen Soldaten waren zwar ihrem Kerne nach tüchtige, brave Leute; aber sie hatten keine Verpflegungsanstalten, keine Bäckerei, keine Magazine, keine Feldbeamten, keine leichten Truppen und keinen Pontontrain. So lief denn die schwedische Kriegführung hauptsächlich auf Brandschatzungen und Erpressungen in den

brandenburgischen Grenzländern, in Preußisch-Pommern und der Uckermark hinaus.

Wir haben über den Feldzug der Schweden im vorigen Jahre vollständig geschwiegen und zwar aus dem Grunde, weil es eben nichts darüber zu berichten gab, es sei denn jenes Abenteuer einer schwedischen Division, welche von fünf brandenburgischen Postillonen in die Flucht geblasen wurde, eine Episode, die wir immerhin hier noch nachholen wollen.

Die Schweden waren (im September 1757) über die Peene vorgegangen und in die Uckermark eingedrungen. Sie hatten in der letzteren binnen sechs Wochen eine Kriegssteuer von 300000 Thalern ausgeschrieben, mehr als doppelt so viel, als Friedrich in einem ganzen Jahre daraus zog. Was Wunder, daß die Gelder nur langsam eingingen und daß die Landschaft noch mit 100000 Thalern im Rückstande blieb! Die Schweden beschlossen nun, diese Summe auf ihre eigene, gewaltsame Art einzutreiben.

Das schwedische Hauptquartier befand sich zu Prenzlau, in der Hauptstadt der Uckermark. Von hier entsandte der schwedische Obergeneral ein Detachement von einigen hundert Grenadieren und Dragonern nach dem Amte Zehdenick, südwestlich von Prenzlau, um die fehlende Summe zu erpressen. Der Marsch erfolgte in der Nacht, um Aufsehen zu vermeiden; indessen man hatte von dem Kommen der Schweden gehört, und fünf brandenburgische Postillone, die sich zufällig in der Gegend trafen, beschlossen, ihnen einen Streich zu spielen. Es waren entschlossene, herzhafte Jungen, hatten früher vielleicht selbst bei den Husaren gestanden und scharf einhauen, jedenfalls aber blasen gelernt. Sie holten ihre Rößlein und ihre alten Husarenjacken aus dem Stalle, ritten, jeder mit einem Posthorn und vielleicht einer alten Pistole aus dem Dreißigjährigen Kriege bewaffnet, dem Feinde entgegen und legten sich in einem Busche an der Landstraße in Hinterhalt.

Unterdessen marschiert das schwedische Detachement gemächlich, wie im tiefsten Frieden, auf derselben Landstraße gen Zehdenick. Plötzlich kracht's in ihrer Flanke; — ein Schuß, noch vier Schüsse, ein schwedischer Dragoner wird von einer Kugel gestreift und sinkt vom Pferde. Horch, Fanfarensignale! — das Posthorn nimmt an dem Munde der ehemaligen preußischen Husaren einen eigentümlichen Ton an, und in jenen Tagen hatte die preußische Fanfare einen ganz besonders scharfen und schneidigen Klang.

„Halt, Kameraden, wir sind verraten!“ ruft man bei den Schweden. „Horch, Fanfaren! — preußische Kavallerie! — Wie kommen die so plötzlich hierher? — Das kann nur Seydlitz sein! — Nein, es sind Husaren, ich habe

sie selber gesehen; sie liegen im Hinterhalt im Busch. Vielleicht Zieten? — Vielleicht gar — — wer weiß! — Jedenfalls warten wir Verstärkung ab. Oder, was strategisch noch richtiger, wir ziehen uns auf die Verstärkungen zurück! Das sicherste ist, wir machen kehrt!" — —

Und sie machten kehrt, Grenadiere nnd Dragoner, vor fünf brandenburgischen Posthörnern. In Prenzlau kommen sie wieder zu Atem. Da schmettert die schwedische Lärmtrompete durch die Straßen. „Die Preußen kommen! Zieten hat die Vorhut. Sie lagern im Busch an der Straße nach Zehdenick. Auf denn, zurück! Die Preußen sind schnell! — Und die 100000 Thaler? — Wir holen sie ein andermal. Auf Wiedersehen! Farewell, farewell!" —

Die schwedische Division bricht auf, zurück über die Peene. Ein Rückzug „aus strategischen Rücksichten" bis Stralsund, und die Uckermark ist für dieses Jahr befreit von den Schweden.

Unsere fünf Postillone kommen aus dem Busche hervor, werfen das Posthorn über die Schulter, setzen den Feuerhahn ihrer Steinschloß-Pistole in Ruhe, nehmen sich dann vor allem des verwundeten Schweden an; denn der Verwundete ist nicht mehr Feind, er ist nur der hilfsbedürftige Mensch — so steht es im preußischen Kriegsgesetz —, und unser Schwede ist glücklicherweise nur leicht verwundet, hat es vielleicht auch am wenigsten verdient und kann noch denselben Abend mit den fünf Schwägern-Postillonen ein Glas schwedischen Punsch trinken — das einzige Gute, was die Brandenburger während dieses Feldzuges von ihren nordischen Nachbarn gelernt haben — mit einem „Skål för Kong Frederik!" —

Auch im Jahre 1758 erschienen die Schweden in Prenzlau. General Hamilton wollte auf Berlin marschieren, während die Russen durch die Neumark vordrangen. Er hielt sich aber zu lange in Prenzlau auf, trat erst spät seinen Vormarsch gegen die Hauptstadt an, und nachdem der König mit den Russen fertig geworden war, sandte dieser den General von Wedell mit einem aus den Besatzungen verschiedener Plätze zusammengesetzten Detachement gegen die Schweden, die sich überall zurückzogen. Wedell ging über den Kremmer Damm; er kam in das Ländchen Bellin und fand das Städtchen Fehrbellin noch von den Schweden besetzt. Was, haben die Schweden die Lektion so schnell vergessen, die ihnen der Große Kurfürst hier erteilte? — denkt Wedell, überfällt den schwedischen Posten und nimmt den größten Teil der Mannschaft gefangen. Die feindliche Hauptarmee kam, überall von preußischen Husaren — und zwar diesmal von echten, nicht imitierten Husaren — umschwärmt, in trauriger Verfassung wieder bei Prenzlau an (18. Oktober), während General von Wedell zwei Meilen südlich der Stadt bei Suckow ein Lager bezog.

Das Unglück des Königs bei Hochkirch rief dann sowohl den General Dohna als ihn nach Sachsen. Wedell marschierte (28. Oktober) über Berlin ab, wo er sich mit Dohna vereinigte.

Nach dem gänzlichen Abzuge der Russen wandte sich General von Manteuffel von Stettin aus (9. November) gegen die Schweden und drängte sie über die Peene zurück, und als nun auch Dohna mit seinem Corps aus Sachsen zurückkehrte und sich durch Mecklenburg in der Richtung auf Stralsund bewegte, zogen sich die Schweden wieder völlig in diese Festung zurück.

Auf dem Schauplatz am Rhein wurde, seitdem Marschall Belleisle die Leitung des Kriegsministeriums und Contades den Oberbefehl an Clermonts Stelle übernommen hatte,* der Krieg von den Franzosen wieder mit mehr Nachdruck betrieben. Der Prinz von Soubise erhielt den Befehl, mit seinem durch 6300 Württemberger verstärkten Corps, es koste was es wolle, über Frankfurt a. M. in Hessen einzudringen. Der mit der Verteidigung von Hessen beauftragte Prinz von Ysenburg lieferte den Franzosen bei dem Dorfe Sandershausen (23. Juli) zwischen Minden und Kassel ein unglückliches Treffen, welches den Franzosen wieder möglich machte, sich im Hannöverschen auszubreiten. Der Herzog von Braunschweig sah sich genötigt, über den Rhein zurückzugehen und das eroberte Düsseldorf, sowie auch Kleve den Franzosen zu überlassen. Er nahm vorteilhafte Stellungen an der Lippe, um Hannover zu decken, stellte den Prinzen von Ysenburg an der Weser auf und übertrug dem General Oberg mit 9000 Mann die Deckung Hessens. Oberg wurde bei Lutternberg (10. Oktober) von überlegenen Feinden angegriffen und zum Rückzuge genötigt, wobei er viele Mannschaften und 28 Geschütze verlor. Ferdinand machte jedoch durch geschickte Märsche und Stellungen den Franzosen ein weiteres Vordringen unmöglich und verhinderte die Vereinigung der beiden Armeen von Contades und Soubise. Die Franzosen bezogen ihre Winterquartiere: das Hauptheer unter Contades zwischen der Maas und dem Rhein, die Truppen des Prinzen Soubise längs den Ufern des Rheins und Mains. Hessen wurde ganz von den Franzosen geräumt. Hier bezog der Prinz von Ysenburg seine Winterquartiere; der Herzog Ferdinand verlegte seine Truppen nach Westfalen und nahm sein Hauptquartier zu Münster.

Empörend war die Art und Weise, wie die Franzosen den Krieg führten. Sie wiederholten die Verwüstungsscenen aus den Raubkriegen Ludwigs XIV. in der Pfalz, und nicht den Ausschreitungen einzelner Trupps waren dieselben

---

* Vergl. S. 272.

zuzuschreiben, sondern es war auf eine vollständig systematische Verwüstung ganzer Landstrecken abgesehen. So schrieb der Kriegsminister Belleisle an den Marschall Contades (5. Oktober): „Sie müssen, mein Herr, ganz Westfalen in eine Wüste verwandeln, und in den Ländern an der Lippe und in Paderborn, als den fruchtbarsten Landschaften, muß alles bis auf die Wurzeln in der Erde ausgerottet werden."

Die Ausführung dieser Maßregeln im großen wurde zwar einerseits durch die Umsicht des Herzogs von Braunschweig, andererseits — es sei zu ihrem Lobe gesagt — durch die Abneigung ihrer eigenen Generale gegen eine solche barbarische Art der Kriegführung verhütet, welche den Namen der französischen Nation brandmarkte und die Deutschen mit Haß und Verachtung gegen sie erfüllte; aber an Ausschweifungen aller Art ließen es die Franzosen auf deutschem Boden nicht fehlen. Was konnte man auch anders erwarten von einer Armee, von welcher Clermont selbst bei seiner Übernahme des Oberbefehls in seinem Bericht an den König die nachfolgende Charakteristik entwarf: „Ich habe Ew. Majestät Armee in drei sehr verschiedene Haufen abgeteilt gefunden. Der eine ist über der Erde, aus Dieben und Marodeurs zusammengesetzt und in Lumpen gehüllt; der zweite ist unter der Erde und der dritte in den Hospitälern" — und er bat um Verhaltungsmaßregeln, ob er den ersten zurückführen oder so lange verziehen solle, bis er mit den beiden anderen Haufen vereinigt würde.

Dem gegenüber erfüllt es mit freudiger Genugthuung zu sehen, wie der Geist des preußischen Heldenkönigs nicht allein in dem Heere, das unter seinem unmittelbaren Befehle kämpfte, sondern auch auf den fernen Kriegsschauplätzen und nicht allein in den Kreisen seiner Generale und Offiziere, sondern auch in allen Kreisen bis zum gemeinen Grenadier oder Husaren herab sich Bahn brach und Geltung verschaffte. Die zeitgenössischen Geschichtschreiber führen dafür die Geschichte mancher hübschen Begebenheit als Zeugnis auf, wie z. B die Geschichte von jenem schwarzen Husaren, der als Gefangener in französische Hand gefallen war. Die preußischen schwarzen Husaren, welche einen Totenschädel an ihrer Kopfbedeckung auf der Stirn und in der Faust einen scharfen Säbel führten, welcher dieses «Memento mori!» oft schnell zur Wahrheit machte, waren von den Franzosen besonders gefürchtet, und es wurden damals von ihnen ebensoviele — wahre und erfundene — Geschichten erzählt, wie in einer viel späteren Zeit von den preußischen Ulanen. Unsere Geschichte aber trägt viele Wahrscheinlichkeit in sich und wir teilen sie deshalb hier in dem Gewande, welches ihnen die Volkspoesie jener Zeit gab, mit:

Der gefangene Husar 1758.

Ein preußischer Husar fiel in Franzosenhände;
Prinz Clermont sah ihn kaum, so fragt' er ihn behende:
„Sag' an, mein Freund, wie stark ist Deines Königs Macht?"
— „Wie Stahl und Eisen!" sprach der Preuße mit Bedacht.

„Nein, Du verstehst mich nicht," versetzte Clermont wieder,
„Ich meine nur die Zahl, die Menge Deiner Brüder."
Drauf stutzte der Husar und sah gleich in die Höh'
Und sprach: — „Soviel ich Stern' am blauen Himmel seh'!"

Der Prinz hört' ganz bestürzt, was dieser Preuße sagte,
Worauf er ihn zuletzt mit diesen Worten fragte:
„Freund, hat der König mehr dergleichen Leut' wie Du?"
— „Jawohl," sprach der Husar, „viel bess're noch dazu!

Ich bin der schlechteste von seinen Leuten allen,
Sonst wär' ich Euch gewiß nicht in die Händ' gefallen!"
Drauf reichte ihm der Prinz wohl einen Thaler blank,
Denselben nahm er zwar und ging mit seinen Gang.

Da sieht er ungefähr die Schildwach' so ganz hager
Und im Gesichte fast als wie der Tod so mager,
Derselben gab er flugs den großen Thaler hin
Und sprach: — „Mein guter Freund, so wahr ich Preuße bin —

Du brauchst ihn nötiger als ich und meine Brüder,
Drum geb' ich Dir das Geld von Deinem Prinzen wieder;
Denn unser König, der versorgt uns alle gut,
Drum lassen wir für ihn den letzten Tropfen Blut.

Ich hab' noch Geld genug, mein Roß hat Heu und Haber,
Und wenn ich keins mehr hab', was frag' ich nach dem Thaler!
Ich klopf' auf meine Tasch' und denk' mir was dazu
Und setz' mich auf mein Pferd und reit' mei'm König zu." —

So dachten Friedrichs Krieger, und so standen sie am Schlusse des dritten Kriegsjahres unbesiegt auf allen Schauplätzen, ob sie im Westen gegen die Franzosen, im Osten gegen die Russen oder in Schlesien gegen die Österreicher kämpften, siegreich, aber durch das Unglück in mancher Schlacht auch vor Selbstüberschätzung bewahrt, von Gefahren und Feinden rings umgeben, aber fest vertrauend auf ihre guten Waffen und auf ihres Königs heldenmütige Führung.

„Potz Mohren-, Blitz- und Kreuzelement,
Wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt! — —
Friderikus Rex, unser König und Held,
Wir schlagen den Teufel für Dich aus der Welt."

Das vierte Kriegsjahr 1759.

Prolog und Vorspiel. Drei Jahre hindurch hatte der Krieg gedauert, elf große Schlachten waren geschlagen worden. Ströme Blutes waren vergossen, Tausende von Menschen durch das Schwert oder die Kugel gefallen, andere zu Krüppeln gemacht worden oder an den Bettelstab herabgekommen; Städte und Dörfer waren in Asche gesunken, die Fluren und Felder in ihrer Nähe verwüstet und verheert. Nicht allein Friedrich, auch seine Gegner empfanden die Pflicht, für die Wiederherstellung des Friedens zu sorgen; aber wie die Grundlagen für denselben finden? — Es handelte sich ja nicht um den Gewinn oder Verlust von Land, nicht um streitige Rechtsansprüche, die durch Vermittelung hätten ausgeglichen werden können, auch nicht um dynastische Interessen, sondern es handelte sich um Principien, die sich gegenseitig ausschlossen und nicht miteinander zu versöhnen waren, und von denen der Sieg des einen den Untergang des anderen zur unmittelbaren Folge hatte. Maria Theresia wollte die von ihren Vorfahren geerbte, mit ihrer Hand auf ihren Gemahl, den deutschen Kaiser Franz I. von Lothringen-Toscana übertragene Macht des alten Hauses Habsburg-Österreich nicht um einen Titel schmälern, nicht einen anderen deutschen Staat ebenbürtig neben dem österreichischen aufkommen lassen. König Friedrich aber wollte für seinen, unter dem hohenzollernschen Scepter mächtig emporgewachsenen Brandenburgisch-Preußischen Staat die Bahn zu freier Entwickelung, unabhängig von Österreich, gesichert und offen halten und diesen deutsch-protestantischen Staat als deutsche Großmacht ebenbürtig neben Österreich anerkannt wissen. Er forderte Schlesien für Preußen nicht allein kraft der Rechtsansprüche seiner Vorfahren, sondern auch als ein Pfand der Anerkennung der Großmachtstellung Preußens durch Österreich.

Friedrich konnte nicht daran denken, Österreich aus seiner Großmachtstellung verdrängen zu wollen, sondern er konnte einhalten und Frieden schließen und sogar aus einem Gegner ein Bundesgenosse der Maria Theresia werden,

sobald er seine Forderungen für Preußen von Österreich erfüllt sah. Aber Maria Theresia wollte dem Könige von Preußen keinen Frieden gewähren, ohne daß seine Macht geschwächt war, in der sie eine fortwährende Bedrohung für die Machtstellung ihrer Staaten sah.

Es ist dem Geschichtschreiber und dem Philosophen nicht gegeben, in die Geheimnisse der göttlichen Weltregierung einzudringen. Dies aber scheint heute klar vor aller Augen, daß es nicht im Plane der waltenden Vorsehung liegen konnte, den Brandenburgisch-Preußischen Staat, dem noch eine große weltgeschichtliche Mission für die Zukunft vorbehalten war, untergehen zu lassen. Indem Friedrich für den Fortbestand dieses protestantischen Hohenzollernstaates als deutsche Großmacht seine und seines Volkes ganze Kraft einsetzt, erscheint er zugleich als der Vorkämpfer und Vertreter eines großen weltgeschichtlichen Princips.

Soweit es sich nur um diesen Principienstreit handelte, blieb derselbe eine Machtfrage zwischen Preußen und Österreich, die ihre endliche Lösung mit dem Schwerte finden mußte. Aber in diesen Kampf spielt noch ein anderer von principieller Bedeutung hinein, nämlich der Kampf zwischen England und Frankreich um die Vorherrschaft zur See und auf dem neuen Kontinente. „Auf demselben Blatte der Geschichte," sagt L. von Ranke, „das die heroischen Anstrengungen Friedrichs II., um den seiner Monarchie drohenden Untergang abzuwehren, bezeichnet, stehen auch die Handlungen geschrieben, welche das Übergewicht der Anglo-Amerikaner in der anderen Hemisphäre und die Eröffnung des Westens von Amerika für die Entwickelung und Thatkraft der germanischen Rasse begründen. Mit dem einen und dem anderen stehen die Ereignisse in dem oberen Deutschland in Zusammenhang." —

Die historische Stellung Friedrichs ist, daß er es den Engländern möglich macht, ihre gesamte Macht auf den Seekrieg zu werfen, zugleich aber sich selbst den Feindseligkeiten von Frankreich aussetzt. Indem aber die Franzosen ihre Stellung in Deutschland noch im Jahre 1758 behaupteten, nahmen die maritimen Ereignisse einen ganz anderen Lauf. Zu wiederholten Malen erfuhren die französischen Häfen und Küsten die Feindseligkeiten der Engländer, welche unter anderem die Anfänge der Befestigung von Cherbourg zerstörten. Sie waren im Mittelmeer wieder sehr mächtig geworden und machten den Franzosen den Besitz von Corsica streitig. In Nordamerika nahmen sie einen erfolgreichen Anlauf gegen das dortige Frankreich, d. h. Kanada. Sie eroberten Louisburg und verjagten die Franzosen aus dem Ohiobecken.

Die französische Nation war eines Krieges müde, der ihr nichts als Verluste und Schande brachte, und der Minister des Auswärtigen, Abbé **Bernis**,

gab dieser Stimmung nach. Er meinte, nach hergestelltem Frieden in Deutschland werde der König von Preußen seinen Einfluß anwenden, um England zu annehmbaren Bedingungen in den maritimen Streitigkeiten zu vermögen. Frankreich wollte den Frieden zwischen Preußen und Österreich, Preußen sollte — so meinte der Abbé Bernis — den Frieden zwischen Frankreich und England vermitteln. Die Bedingungen, welche Bernis vorschlug, waren derart, daß König Friedrich darauf hätte eingehen können; er forderte die Erneuerung des Dresdener Friedensschlusses. Aber Maria Theresia war weit entfernt, einen Frieden anzunehmen, der den König in seinem alten Besitzstande, insbesondere im Besitz von Schlesien, und Preußen in der von ihm errungenen Machtstellung gelassen hätte, und sie fand Unterstützung bei ihren Bundesgenossinnen, der Zarin Elisabeth und der Marquise von Pompadour. Die erstere erklärte, sie wolle ihren letzten Soldaten und ihren letzten Rubel verwenden, um den König von Preußen völlig zu demütigen, und in demselben Sinne sprach sich auf den Antrieb seiner mächtigen Buhlerin der König Ludwig XV. von Frankreich aus. Die Marquise von Pompadour ließ ihren bisherigen Günstling, den Abbé Bernis, und seine Friedenspläne fallen, und der Graf von Stainville, Herzog von Choiseul, ward mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut. In Choiseul, einem geborenen Lothringer, schien die Verbindung der Häuser Lothringen-Österreich und Bourbon vertreten. Nach seinem ersten Gespräch mit der Marquise von Pompadour erklärte Choiseul dem österreichischen Gesandten, daß Frankreich von allen Friedensgedanken Abstand nähme. Die Verträge von 1756 wurden mit einigen Modifikationen erneuert (März 1759) und die Fortsetzung des Krieges beschlossen.

König Friedrich brachte den Winter (1758/59) still und einsam in Breslau zu. Seine Aussichten in die Zukunft waren getrübt, und seine Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang des Krieges war erschüttert. Seine besten Generale, seine Schwerin, Winterfeldt, Keith, Moritz von Dessau waren auf dem Schlachtfelde gefallen; auch seine alten Soldaten waren aus der Armee geschieden, zum Teil tot, zum Teil in den Lazaretten. Ihr Geist hatte sich zwar auf den jungen Nachwuchs vererbt; aber es fehlte doch diesem an ihren Erfahrungen. Und woher sollte Friedrich endlich die Männer nehmen, die seine Schlachten schlagen sollten, da alle wehrhaften Männer bereits aus dem Lande herausgenommen und in seiner Armee waren. Auch die finanziellen Hilfsmittel des Landes waren erschöpft, und die englischen Subsidien reichten nicht aus, um den großen Bedarf der Armee zu decken. In dieser Notlage griff Friedrich zu einem — allerdings sittlich kaum zu rechtfertigenden Mittel: er ließ schlechtes,

Geld (mit einer Beimischung von Kupfer) prägen und zum vollen Werte auszugeben. Die Ausführung dieses nicht ganz sauberen Geschäftes übertrug er Berliner Juden, an der Spitze einem, Namens Ephraim. Die von ihm geprägten Thaler sahen ganz schön weiß und silberglänzend aus; aber das Volk unterschied doch bald die „Ephraimiten“ von den echten Thalern und dichtete auf jene einen Reim, ebenso schlecht wie die Thaler:

„Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim!“ —

Die durch die vielen Verluste während des Vorjahres, insbesondere durch denjenigen seiner geliebten Schwester Wilhelmine, tief niedergedrückte Stimmung Friedrichs ist besonders in einem Briefe zu erkennen, den er (zu Anfang des Jahres 1759) an den Marquis d'Argens schrieb. „In der Ferne“ — so schrieb er — „mag meine Lage einen gewissen Glanz von sich werfen: kämen Sie näher, so würden Sie nichts als einen schweren, undurchdringlichen Dunst finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sanssouci in der Welt giebt; der Ort sei, wie er wolle, für mich ist dieser Name nicht mehr schicklich. Kurz, mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig, verdrießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor; aber das sind Funken, die geschwind verlöschen, weil es ihnen an Glut fehlt, die ihnen Dauer geben könnte. Es sind Blitze, die aus dunkeln Wetterwolken hervorbrechen. Ich rede aufrichtig mit Ihnen; sähen Sie mich, Sie würden keine Spur mehr von dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann finden, dessen Haare grau werden, der die Hälfte seiner Zähne verloren hat, ohne frohen Sinn, ohne Feuer, ohne Lebhaftigkeit, — kurz, ebensowenig den ehemaligen, als es die Überbleibsel von Tuskulum sind, von denen die Architekten aus Mangel an Ruinen, welche die eigentliche Wohnung Ciceros andeuten könnten, so viele eingebildete Pläne entworfen haben. Das sind, mein Bester, die Wirkungen, nicht sowohl der Jahre, als der Sorgen; die traurigen Erstlinge der Hinfälligkeit, die uns der Herbst unseres Alters unausbleiblich mitbringt. Diese Betrachtungen, die mich sehr gleichgültig gegen das Leben machen, versetzen mich gerade in den Zustand, in welchem ein Mensch sein muß, der bestimmt ist, sich auf Leben und Tod zu schlagen; mit dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben kämpft man mutiger und verläßt diesen Aufenthalt ohne Bedauern.“ —

Friedrich mußte erwarten, in diesem Jahre 300000 Feinde im Felde gegen sich zu haben, denen er mit äußerster Anstrengung nur 150000 Mann entgegenzusetzen vermochte. Zum erstenmal sah er sich in diesem Feldzuge auf

die Defensive beschränkt. Er wollte abwarten, was seine Feinde gegen ihn unternehmen würden, um sich dann auf denjenigen zu werfen, der ihm für den Augenblick der gefährlichste wurde.

Noch im Winter, am Neujahrstage 1759, hatte Soubise die freie Reichsstadt Frankfurt a. M. mit französischen Truppen besetzt, um sich die Verbindung mit der anderen französischen Armee unter Contades sowie mit der Reichsarmee und den Österreichern zu sichern. Herzog Ferdinand wünschte die Franzosen aus der Frankfurter Gegend wieder zu vertreiben. Soubise war vom Oberbefehl ab- und nach Frankreich berufen worden, um sich an einer wichtigen Unternehmung — es galt eine Invasion in England — zu beteiligen. Der Herzog von Broglie erhielt den Oberbefehl der französischen Armee am Main, ca. 35000 Mann stark. Er bezog mit derselben eine gut gewählte Stellung bei Bergen, einem hochgelegenen Flecken, etwa eine Meile nördlich von Frankfurt. Herzog Ferdinand griff sie, ca. 30000 Mann stark, an (13. April 1759), vermochte jedoch nicht, Bergen zu nehmen. Die Franzosen behaupteten sich in ihrer Stellung hauptsächlich durch die Überlegenheit ihrer Geschütze. „Nicht geschlagen zu sein, das hielten sie damals für einen Sieg.“ Wie man in Frankfurt, wie insbesondere ein gewisser Rat Goethe über diesen Sieg dachte, das erzählt uns sein später so berühmt gewordener, damals zehnjähriger Sohn Johann Wolfgang im 24. Bande seiner Werke („Wahrheit und Dichtung“). Als Vater Goethe in seinem Hause die Treppe hinabging, begegnete er dem französischen Militärbeamten, der bei ihm einquartiert war und ihm mit strahlendem Antlitz zurief: „Sie werden uns und Euch zu diesem schönen Siege Glück wünschen,“ — worauf Vater Goethe, eben nicht in der Laune zu gratulieren, ihm antwortete: „Keineswegs, ich wollte, Sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen!“ — Ferdinand hatte 2500 Mann an Toten und Verwundeten und fünf Geschütze verloren und zog sich in den folgenden Tagen bis in die Wesergegenden zurück. Die Franzosen berechneten ihren Verlust auf ca. 1900 Mann. Die beiden französischen Armeen, unter den Befehl des Marschalls Contades gestellt, drangen jetzt wieder in Deutschland vor, vereinigten sich bei Marburg und rückten dann über die Weser. Minden fiel in ihre Hand. Wir überlassen es dem Herzoge Ferdinand, weiter mit ihnen fertig zu werden, und kehren zum König Friedrich zurück.

Der König zog (um Mitte März 1759) seine Hauptarmee aus den schlesischen Winterquartieren in Kantonierungen zwischen Schweidnitz und Löwenberg zusammen, während Prinz Heinrich sich in Sachsen konzentrierte, General

Fouqué mit einem besonderen Corps von 13000 Mann von Ratibor und Leobschütz aus Oberschlesien gegen Deville deckte und General Graf Dohna noch in Mecklenburg und Pommern kantonierte.

Österreich hatte zwar nach wie vor die Wiedergewinnung von Schlesien im Auge, mochte jedoch hierzu die eigenen Kräfte nicht bis zur äußersten Erschöpfung aufwenden, sondern rechnete auf die Mitwirkung seiner Verbündeten, insbesondere Rußlands. Rußland hatte sein Hauptaugenmerk auf die Gewinnung Danzigs, als des größten Ostseehafens, gerichtet. Es verging der ganze Winter, bevor es zur Aufstellung eines gemeinschaftlichen Feldzugsplans von Rußland und Österreich für das Jahr 1759 kam. Erst im April 1759 einigten sich die beiden Höfe dahin, daß die beiderseitigen Heere von Böhmen und Polen aus eine Vereinigung an der Oder anstreben sollten, um dann durch eine ganz unverhältnismäßige Übermacht die preußische Armee zu vernichten.

Wenn sonach der König auf eine abwartende Haltung, mitten inne zwischen der österreichischen und russischen Armee angewiesen war, bis eine von beiden ihm nahe kam und Gelegenheit zum Schlagen bot, so blieb er bis dahin auf Unternehmungen beschränkt, welche die Bewegungen der feindlichen Armeen verzögern und ihre Vereinigung hinausschieben konnten, insbesondere auf die Zerstörung der Magazine und Vorratskammern, welche die Operationen der feindlichen Armeen erleichtern sollten.

Die Russen hatten in Posen und an der Warthe Magazine mit dreimonatlichen Mundvorräten für 50000 Mann angelegt. Diese zu zerstören, entsandte der König bereits Ende Februar ein kleines Corps unter dem Generaladjutanten von Wobersnow von Schlesien aus. Das Unternehmen war mißlich, weil es in einem neutralen Lande, der Republik Polen, ausgeführt werden mußte, die der König August, Kurfürst von Sachsen, bisher vergeblich zum Kriege gegen Preußen zu bestimmen sich bestrebt hatte. Wobersnow versammelte sein Corps in Glogau (ca. 8000 Mann), marschierte (24. Februar) über die Oderbrücke geradeswegs nach Polen hinein, denselben Abend in die Gegend von Polnisch-Lissa und Reisen, etwa sechs Meilen nordöstlich von Glogau. In Reisen residierte einer jener vielen polnischen Könige, an denen die Republik Polen reich war, ein anmaßungsvoller Fürst Sulkowski, welcher trotz der Neutralität seines Vaterlandes auf eigene Hand eine Art Krieg gegen den König von Preußen führte, große Lieferungen für die russische Armee ausschrieb und selbst Truppen warb. General Wobersnow bemächtigte sich des für die Russen bei ihm angesammelten Proviants, seiner Leibwache und seiner Person selber. Die fürstlichen Haustruppen wurden gezwungen, preußische

Dienste zu nehmen, größtenteils in Garnisonregimenter gesteckt, und dem übermütigen Polacken ward in einer Festungskasematte von Glogau Zeit und Gelegenheit gegeben, über die Nichtigkeit aller irdischen Größe nachzudenken. Wobersnow rückte dann weiter nach Posen, zerstörte die russischen Magazine längs der Warthe und war anfangs März wieder in Glogau zurück, während die russische Armee in ihren Winterquartieren an der unteren Weichsel sich noch kaum zu regen begann. Der Republik Polen erklärte der König Friedrich, da sie den Durchmarsch der Russen gestatte, um ihn anzugreifen, so sei es billig, daß ihm, als dem angegriffenen Teile, das gleiche Recht zustehen müsse, gegen welche Logik die großmütigen Polacken nichts einzuwenden haben konnten; war doch die ganze Republik schon seit längerer Zeit nichts anderes als eine offene Heerstraße für die Nachbarn.

Ein zweites Unternehmen ähnlicher Art sollte General Fouqué, dessen Corps bis auf ca. 20000 Mann verstärkt war, von Oberschlesien aus gegen die österreichischen Magazine in Mähren ausführen. Fouqué fand seinen Gegner, General Deville, wachsam und in bedeutender Stärke in einer guten Stellung hinter der Morawa; das Unternehmen mußte zwar aufgegeben werden, hatte jedoch die Wirkung, daß die Aufmerksamkeit Dauns nach dieser Seite abgelenkt wurde und daß er, einen Einfall des Königs in Mähren erwartend, einen Teil seiner Truppen von der böhmisch-sächsischen Grenze zurück- und nach dieser Seite hinzog.

Mitte April ließ nun der Prinz Heinrich von Sachsen aus verschiedene Detachements über das Erzgebirge in Böhmen einrücken, welche den Österreichern durch Zerstörung ihrer sämtlichen Magazine auf dem linken Elbufer vielen Schaden zufügten. Demnächst konzentrierte sich Prinz Heinrich bei Zwickau (Anfang Mai) und führte einen Stoß nach Franken gegen die Reichsarmee, die, im Sammeln begriffen, überall ihre Zelte abbrach, ihre Magazine zum Teil selbst verbrannte und bis in die Nürnberger Gegend flüchtete. Prinz Heinrich, welcher auf diesem Zuge die Reichsvölker wieder einmal gründlich aufgestöbert und in Schrecken gesetzt, ihre Magazine zerstört, auch einige Kontributionen erhoben hatte (z. B. in Bamberg), stand Anfang Juni wieder an der sächsischen Grenze.

Während dieser Unternehmungen des kleinen Krieges hatte der König sein Hauptquartier in Landeshut und wartete auf den Aufbruch Dauns, der ihm bei Gitschin gegenüber lagerte, aber wenig von sich sehen ließ. Ende Juni verließ Daun Böhmen und bezog ein Lager bei Marklissa an der böhmisch-lausitzer Grenze, bereit, den Russen, wenn diese durch die Niederlausitz vor-

gingen, die Hand zu bieten. Der König bezog zur Deckung Schlesiens und Beobachtung Dauns das Lager von Schmottseifen mit dem Hauptquartier Dürings-Vorwerk. Vor seinem Aufbruch von Landeshut nach Schmottseifen ritt Friedrich selbst nach Böhmen hinein, um sich die Dinge näher anzusehen, und hielt Trautenau, an der böhmischen Ausmündung des Landeshuter Passes, einige Tage lang besetzt. Hier traf seine Vorhut auf Laudon, welcher dem Könige im Laufe des Jahres noch öfter begegnen wird und nicht zur guten Stunde. Der König schreibt darüber an den Prinzen Heinrich aus Reich-Hennersdorf (unterhalb Landeshut, im Passe), 9. Juli: „Meine Glückwünsche zu dem herrlichen Erfolge, den Sie gehabt haben! Ihre Gefangenen belaufen sich, wie ich höre, auf dreitausend; die Ausreißerei und Verwirrung in der Reichsarmee werden als enorm dargestellt: — jene Reichsleute werden zwei gute Monate brauchen, ehe sie wieder in der Lage sein werden, sich zu zeigen. Was uns selbst angeht, so kann ich Ihnen nichts als verächtliche Neuigkeiten mitteilen. Wir haben noch nicht einmal die beseligende Vision des Mannes mit dem Hut und dem geweihten Schwert* gehabt. Man amüsiert uns statt dessen mit Sieur Laudon, der uns vor zwei Tagen bei dem Galgen von Liebau die Ehre eines Besuches erwies. Er wurde mit aller nur erdenklichen Höflichkeit nach dem nahen Schatzlar zu hinweggeleitet, wo wir ihm einige Kanonensalven — — — nachschickten, und jedermann nach Hause zurückkehrte.“

Allmählich zogen die Bewegungen der Russen mehr und mehr die Aufmerksamkeit des Königs auf sich. Dieselben waren nämlich, nachdem ihr Magazin in Posen wieder gefüllt war, von der Weichsel her im Anmarsch durch Polen. Am 1. Juni erreichte der Vortrab der russischen Hauptarmee Posen. Der König befahl dem General Grafen Dohna, die Gegend von Stralsund zu verlassen, gegen die unthätigen Schweden nur eine schwache Heeresabteilung von 6000 Mann unter dem General von Kleist zurückzulassen und mit dem übrigen Teil seines Corps (ca. 18000 Mann) direkt gegen die Russen auf Landsberg a. W. zu marschieren. Unterwegs sollte noch der Generallieutenant von Hülsen von der Armee des Prinzen Heinrich aus dem sächsischen Voigtlande mit 9000 Mann zu ihm stoßen. Auch sandte der König den Generalmajor von Wobersnow als vertrauten Ratgeber in das Dohnasche Hauptquartier.

Der König erwartete von Dohna, daß er rasch und energisch vorgehen, die russischen Kolonnen womöglich einzeln und bevor sie Posen erreicht, an-

---

* Vergl. S. 314.

greifen und schlagen und das Magazin in Posen abermals zerstören solle. Diesen Erwartungen entsprach Dohna nicht. Er wartete zunächst in Schwerin acht bis zehn Tage auf das Eintreffen Hülsens und ward dann durch die teils ganz fehlenden, teils mangelhaften Verpflegungsanstalten bei dem Hülsenschen Corps in seinen Bewegungen aufgehalten. Endlich geboten in Polen die Rücksichten auf das neutrale Land, zur Schonung der Saaten nur auf den vorhandenen Straßen, statt auf mehreren breiten, parallelen Kolonnenwegen durch das Feld zu marschieren, was ebenfalls eine Verzögerung der Märsche zur Folge hatte. Die Russen gewannen ihm einen Vorsprung ab und besetzten Posen noch vor Dohnas Ankunft. Hier übernahm der General Graf Soltikow an Fermors Stelle den Oberbefehl der russischen Hauptarmee. Derselbe nötigte Dohna durch geschickte Flankenmärsche aus einer Stellung in die andere zurück, bis dieser endlich im Lager von Züllichau, nur noch eine Meile von der Oder, Halt machte, worauf Soltikow sich weiter südöstlich bei Schmöllen lagerte.

Bereits in Posen hatte Daun sich mit dem russischen Feldherrn dahin geeinigt, daß die Niederlausitz zur Vereinigung beider Heere bestimmt wurde. Während die Russen sich diesem Ziele bereits näherten, war Daun durch das Lager des Königs bei Schmottseifen festgehalten; denn da Daun außerhalb Böhmens keine Magazine hatte, so durfte er seine Verbindungen dorthin nicht preisgeben. Ein Abmarsch Dauns von Marklissa nach der Oder würde dem König freie Hand gelassen haben, ihn von Schmottseifen her völlig von Böhmen abzuschneiden. Da Daun dem Könige keine Schlacht liefern wollte, so beschloß er, zunächst die Ernte abzuwarten, nach welcher er auch ohne Magazine die Operationen in der Lausitz und den Marken aufnehmen zu können hoffte, und entsandte einstweilen die Generale Wehla, Laudon und später Hadik, um sich gegen Norden in der Lausitz auszubreiten und die Verbindung mit den Russen zu suchen.

Der König war mit den Operationen des Generals Grafen Dohna im hohen Grade unzufrieden und schrieb diesem von Dürings-Vorwerk, er sei „für ein so mühsames und verwickeltes Geschäft zu alt geworden; er möge lieber nach Hause gehen und etwas für seine Gesundheit thun“; er sandte den General von Wedell, um den Oberbefehl gegen die Russen zu übernehmen. Wedell war einer der jüngsten Generallieutenants der Armee, der ältere Bruder jenes „Leonidas“ Wedell,* der in der Schlacht bei Soor im zweiten Schle-

* Vergl. S. 61 die Anmerkung.

sischen Kriege gefallen war, und besaß des Königs besonderes Vertrauen. Um seine Stellung den älteren Generalen im Dohnaschen Corps gegenüber zu rechtfertigen, rüstete ihn der König mit der „Vollmacht eines römischen Diktators“ aus und gab ihm eine besondere Instruktion mit, in welcher er ihn für strengen Gehorsam und Disciplin in der Armee verantwortlich machte und ihm noch besonders einschärfte, „bei erster Gelegenheit den Feind nach Meiner Manier zu attackieren.“

Wedell traf am 22. Juli in Züllichau ein, worauf Dohna still und ohne Groll vom Schauplatze zurücktrat. Am folgenden Morgen ritt der Diktator auf die Höhen bei Züllichau zur Rekognoscierung und fand den Feind bereits in langen Kolonnen auf dem Marsche. Er schloß auf die Absicht des Feindes, den linken Flügel des preußischen Lagers in nordöstlicher Richtung auf Krossen und die Oderbrücke zu umgehen. Er eilte zurück und ließ seine Armee links abmarschieren, um dem Feinde die Straße nach Krossen zu verlegen. General von Manteuffel stieß bei Kay mit dem preußischen Vortrab auf die Spitze der russischen Kolonnen, griff dieselben sofort mit Energie an und warf sie zurück. Die Russen bildeten rückwärts ihre Schlachtordnung bei dem Dorfe Palzig, das Dorf und den Kirchhof mit Batterieen — etwa 70 Kanonen — besetzt. Manteuffel blieb ohne Unterstützung und mußte bis zur Mühle bei Kay zurückweichen, Hülsens Angriffe gegen Palzig und seinen ummauerten Kirchhof kamen zu spät und blieben erfolglos, um so mehr, da es unmöglich war, einen Sumpfstreifen, der sich vor der Front der russischen Stellung hinzog, mit Geschütz zu überschreiten und den Angriff der Infanterie durch Artilleriefeuer zu unterstützen. Wedell mußte sich mit einem Verlust von 7000 Mann, dreizehn Geschützen und vier Fahnen und Standarten nach Tschicherzig zurückziehen, ging hier (24. Juli) unverfolgt über die Oder und bezog ein Lager auf dem linken Thalrande der Oder bei Sawade, an der Straße von Züllichau nach Sorau. Zu den Gefallenen gehörte General von Wobersnow, ein ausgezeichneter Offizier, der bei Friedrich in hoher Achtung stand. Viele behaupteten, wenn er zum Diktator ernannt worden wäre statt Wedell, so wäre es besser gewesen.

Soltikows Verlust an Mannschaft war nicht geringer als der Wedells; aber er hatte seinen Zweck erreicht. Der Weg die Oder abwärts stand ihm offen, und seine Vortruppen rückten am folgenden Tage in Krossen ein. Trotzdem ging Soltikow nicht bei Krossen über die Oder, sondern wandte sich weiter die Oder abwärts nach Frankfurt, wo seine Vorhut eine Woche nach der Schlacht ankam (30. Juli).

Der König empfing die Nachricht von dem Unfall bei Kay am 24. Juli in Dürings-Vorwerk. Schnell gefaßt, entwarf er seine neuen Dispositionen.

Eine Vereinigung der Russen und Österreicher auf dem linken Oderufer wollte er um jeden Preis hintertreiben. Er war entschlossen, selbst den Russen entgegenzugehen und ihnen vor ihrer Vereinigung mit den Österreichern eine Schlacht zu liefern. Es fragte sich nur, ob er die Armee aus Schlesien oder aus Sachsen herausziehen sollte, um sich mit ihr gegen die Russen zu wenden. Der König entschied sich für die Preisgebung Sachsens.

Prinz Heinrich, der mit 28000 Mann bei Bautzen gestanden hatte, war von hier über Königswartha und Hoyerswerda aufgebrochen, um dem von Daun nach Norden gesandten Detachement Laudons beobachtend zur Seite zu bleiben (25. und 26. Juli). Jetzt erhielt er den Befehl, seine Armee nach Sagan zu führen und nur den mit 9000 Mann bei Bautzen zurückgelassenen Generallieutenant von Fink daselbst gegen den General Hadik stehen zu lassen, der mit 24000 Österreichern bei Löbau stand. Auch der Prinz Eugen von Württemberg, welchen der König mit einem kleinen Corps aus dem Lager von Schmottseifen nach Bunzlau und Löwenberg gegen die österreichischen Streifcorps detachiert hatte, erhielt den Befehl, in Sagan zur Armee des Prinzen Heinrich zu stoßen. Der Prinz sollte für seine Person von Sagan nach Dürings-Vorwerk eilen, um für den König im Lager von Schmottseifen den Oberbefehl zu übernehmen. Die bei Sagan vereinigte Armee, welche der König noch von der Hauptarmee bei Schmottseifen durch 20 schwere Geschütze unter Oberst von Moller verstärkte, wollte der König selbst kommandieren und mit dem General von Wedell gemeinsam gegen die Russen operieren.

Dem General von Wedell ließ der König den Befehl zukommen, die Oderlinie zu halten, die Brücken bis Frankfurt abzuwerfen, die Übergangsmittel dem Feinde zu entziehen, Kanonen, Munition und Lebensmittel aus Glogau an sich zu ziehen und sich so zu retablieren. Der König fügte diesem Befehl an den General von Wedell noch eigenhändig die Worte hinzu:

„Mir hat es geahnt, das Ding würde schief gehen, Ich habe es Ihm auch gesagt; denn die Leute waren verblüfft; — mehr nicht daran gedacht, sondern wo der Succurs am ersten zustoßen kann, um von neuem draufzugehen!" —

Kunersdorf. Am Sonntag den 29. Juli war Prinz Heinrich mit seiner Armee in und bei Sagan, ebenso der Prinz Eugen von Württemberg mit seinem Corps und alle übrigen Detachements, welche zu diesem Rendezvous befohlen waren. Am 29. Juli um Mitternacht kam der König in Sagan an und übernahm den Oberbefehl der vereinigten Armee. Er wünschte, die von Daun durch die Lausitz entsandten österreichischen Corps noch westlich der Oder zu schlagen, ehe sie die Verbindung mit den Russen erreicht hatten; wenn er

nur wüßte, wo diese Laudon und Hadik jetzt steckten! denn dieselben verstanden es, ihre Bewegungen stets hinter einer Wolke von Panduren zu verbergen, und suchten die Aufmerksamkeit des Königs durch geschickte Manöver und Scheinmärsche irre zu führen. Jedenfalls hatten sie noch den Bober, der bei Krossen zur Oder fließt, zu überschreiten, bevor sie die Vereinigung mit den Russen bewerkstelligen konnten. Der König marschierte deshalb von Sagan am 31. Juli den Bober abwärts nach Naumburg, vier Meilen nördlich von Sagan, und stieß hier auf ein schwaches österreichisches Detachement, das sich bei der Annäherung der Preußen in westlicher Richtung auf Sommerfeld zurückzog. Der König schlug infolge dessen am 1. August gleichfalls die Richtung nach Sommerfeld, drei Meilen westlich von Naumburg, ein, in der Hoffnung, hier auf Laudon zu stoßen, erfuhr jedoch, daß Laudon gestern (31. Juli) hier gewesen, aber bereits heute Morgen (1. August) weiter marschiert sei, wohin? — Der König mutmaßte nach Guben, das etwa fünf Meilen südwestlich von Krossen liegt, und schlug mit der Armee am 2. August die Straße nach Guben ein, erreichte Markersdorf, vier Meilen nordwestlich von Sommerfeld und ca. zwei Meilen südwestlich von Guben, und stieß hier auf einen österreichischen Train, welcher aber nicht der Richtung nach Nordosten, nach Guben und Krossen, sondern gerade der umgekehrten Richtung, auf Kottbus, folgte. Jedenfalls beschloß der König, den geheimnisvollen Train sofort anzugreifen; es wurden eine Menge Wagen und über 1000 Gefangene genommen; — aber es war nicht das Laudonsche Corps, sondern die Nachhut Hadiks, auf die der König gestoßen war. Laudon hatte in Guben (1. August) den größten Teil seines Fußvolks und alles schwere Gepäck an Hadik abgegeben und hatte dann mit der gesamten Reiterei (ca. 20000 Mann) von Guben eiligst den Marsch nach Frankfurt fortgesetzt, während Hadik mit dem Fußvolk und schweren Train nach der Lausitz zurückging, um sich hinter der Spree bei Spremberg aufzustellen. Dieser Sieg über die Hadiksche Nachhut (2. August) verschaffte also dem Könige die traurige Gewißheit, daß Laudon bereits einen nicht mehr einzuholenden Vorsprung vor ihm nach den Russen hin voraus hatte. Der König erteilte nun auch dem Generallieutenant von Fink die Ordre, heranzukommen, „um diese Leute zurückzujagen,“ entschloß sich also, Sachsen mit Ausnahme der festen Plätze, Dresden, Torgau und Leipzig, ganz preiszugeben, und ließ dem General von Wedell schreiben, „er (der König) marschiere in die Gegend von Müllrose und Hochwald, er werde sich da auf einen Posten setzen und soutenieren, bis Wedell heran sein würde; Wedell dürfe nicht zaudern, sondern solle eilen, solange er könne.“

Der König war entschlossen, direkt auf die Russen loszugehen und selbst unter ganz ungleichen Verhältnissen eine Schlacht mit ihnen aufzunehmen, um die Oderlinie zu halten und die Hauptstadt gegen die drohende Gefahr zu schützen.

Der König marschierte am 3. August nach Beeskow. Von hier schrieb er an den Grafen von Finckenstein in Berlin:

„Ich bin eben hier angekommen nach harten, schrecklichen Märschen; alles dies ist nicht zum Verzweifeln und ich glaube, der Lärm und die Unruhe, welche dies Getümmel verursacht hat, wird das Schlimmste davon sein. Zeigen Sie diesen Brief an jedermann, damit man weiß, daß der Staat nicht unverteidigt ist. Ich habe von Hadik über 1000 Gefangene gemacht. Alle seine Proviantwagen sind genommen. Fink wird ihn, wie ich glaube, im Auge behalten und Berlin gegen seine Versuche sichern. Dies ist alles, was ich sagen kann.

Morgen marschiere ich bis drittehalb Meilen von Frankfurt" (nach Müllrose), „Katte muß mir augenblicklich zweihundert Wispel Mehl und einhundert Bäcker nach Fürstenwalde schicken. Ich werde bei Wulkow lagern. Sechs Nächte lang habe ich kein Auge geschlossen. Adieu! F."

Wie es scheint, wird jetzt mehr und mehr die Gegend von Frankfurt an der Oder der Schauplatz wichtiger Begebenheiten und der Tummelplatz großer Heeresmassen. Begeben wir uns daher jetzt an diesen Mittelpunkt des kriegerischen Treibens selbst und vertrauen wir uns zu diesem Zwecke vorzüglich der Führung des trefflichen Johann Ludwig Kriele, seiner Zeit Pfarrer des Kirchspiels zu Kunersdorf, welcher das, was er in diesen Tagen als Knabe selbst erlebt und was er später von älteren Augenzeugen darüber erfahren, in einer interessanten Schrift mit lebensvoller Darstellung und genauer Lokalkenntnis niedergelegt hat.*

Am Sonntag den 29. Juli — demselben Tage, als König Friedrich in Sagan den Oberbefehl über die gegen die Österreicher und Russen operierende Armee übernahm — während des Gottesdienstes verbreitete sich in Frankfurt das Gerücht, daß die Russen im Anmarsch wären; ja einzelne Neugierige, welche hinauseilten, konnten bereits die russischen Vortruppen an der Krossener Straße, ganz nahe von Frankfurt, auf den sogenannten Judenbergen erblicken.

In Frankfurt stand damals ein Veteran, Major von Arnim, mit 400 Mann Landmiliz, zwei Kompanieen Invaliden, zwei Kanonen und einigen Husaren zur Besatzung. Arnim weigerte sich standhaft, die Stadt zu übergeben und traf seine Anstalten zur Verteidigung. „Um 11 Uhr ward die

* Johann Ludwig Kriele: Beschreibung der Schlacht bei Kunersdorf und Frankfurt. Berlin 1801.

Stadt zum drittenmal aufgefordert," erzählt Kriele. „Wie auch diesmal der Major von Arnim sich zu ergeben weigerte, größtenteils in der Absicht, seinen Truppen Zeit zu verschaffen, weiter fortzurücken, so ließen die Russen (vom Oderdamme her) die erste Bombe in die Stadt spielen. Diese schlug auf dem Hundehübel in dem Hause einer Bäckerwitwe Namens Thielicke ein, tötete die in der Thür stehende Eigentümerin, beschädigte das Haus sehr, zersprang aber, ohne zu zünden. Nun erfolgte die Aufforderung zum letztenmal unter der Androhung, daß einhundert Feuerkugeln bereit lägen, die Stadt in Brand zu schießen, wenn sie sich nicht ergeben würde. Der Magistrat und die Einwohner erklärten sich dazu bereit, der Major von Arnim wollte sich aber schlechterdings nicht ergeben, sondern verließ mit seinen übrigen Truppen die Stadt und nahm die Schlüssel von allen Thoren mit. Der Feind warf hierauf eine zweite Bombe in die Stadt, welche nahe bei der Oberkirche in das Amtshaus des Stadtmusikus zum Schornstein einschlug, diesen aussprengte und vieles im Hause selbst, ohne zu zünden, beschädigte. Dies setzte die sämtlichen Einwohner in den größten Schrecken, und man befürchtete ein ähnliches Bombardement, wie im vorigen Jahre zu Küstrin. Der Magistrat ließ durch die ganze Stadt Appell schlagen, schickte Deputierte an die russischen Chefs, unterwarf sich dem Schutze russisch-kaiserlicher Majestät und bat nochmals um förmliche Kapitulation, konnte aber weiter nichts als die Zusicherung erhalten, daß weder der Stadt noch der Bürgerschaft Leid widerfahren solle. — Die an einigen Stellen abgeworfene Brücke ward schleunigst wiederhergestellt, die Schlösser von den Zugbrücken und Thoren in Ermangelung der Schlüssel abgeschlagen und so den russischen Truppen der Eingang geöffnet. — Unter Anführung des Obristen von Bülow zog zuerst ein Bataillon Husaren und ein Regiment Grenadiere zu Pferde durch die Stadt, um die Landmiliz zu verfolgen. Gleich hinter ihnen her rückte an Infanterie ein Regiment Grenadiere und Musketiere in die Stadt, welche sich auf dem Markt en fronte gegen das Rathaus stellten, die Thore mit starken Wachen besetzten und so, bis zur Rückkunft jener Kavallerie, ruhig unter dem Gewehr stehen blieben. Nach einigen Stunden erhielt der Magistrat die Schlüssel der Stadtthore zurück und überreichte solche im Rathause dem zum Stadtkommandanten ernannten Obristen von Peutling. — Um 6 Uhr kehrten die der Landmiliz nachgesetzten Truppen zurück. Sie hatten mit derselben in der Gegend zwischen Kliestow und Boosen ein hitziges Gefecht gehabt, solche aber nach einem Verluste von dreißig Mann an Toten und Verwundeten, mit Kanonen und allem, was sie bei sich gehabt, gefangen genommen, dabei aber selbst ungleich mehr verloren." — —

Die nächstfolgenden Tage waren eine Zeit der Trübsal und angstvollen Spannung für die Bewohner Frankfurts. Am Tage nach Ankunft der Russen wurde dem Magistrat und der Bürgerschaft vom Generallieutenant von Villebois bei Feuer und Plünderung anbefohlen, noch denselben Tag eine Brandschatzung von 600000 Thalern — d. h. bei einer Bevölkerung von 12000 Seelen, die Frankfurt damals hatte, eine Kopfsteuer von durchschnittlich 50 Thalern — zu erlegen. Mit den dringendsten Vorstellungen gegen diese Auflage, welche die Kräfte und Mittel der Stadt bei weitem überstieg, wurde nichts erreicht als ein vierundzwanzigstündiger Aufschub.

Am 1. August erschien die ganze russische Hauptarmee unter General Graf Soltikow, ca. 75000 Mann stark, bei Frankfurt und lagerte sich auf der Kunersdorfer Feldmark auf dem rechten Oderufer von den Judenbergen bis westlich über Kunersdorf hinaus, in einer Ausdehnung von beinahe drei Meilen. Auf dem Rathause wurde der Anfang mit der Zahlung der Brandschatzung gemacht. Man hatte aber nicht mehr als 40000 Thaler aufgebracht, welche dem zur Empfangnahme bevollmächtigten Offizier übergeben wurden.

Am 3. August kam auch der Feldmarschallieutenant Laudon mit seinem ca. 18000 Mann starken Corps — größtenteils Reiterei — auf dem linken Oderufer bei Frankfurt an und ließ seine Truppen bei den Weinbergen oberhalb Frankfurt bis nach Tzschetzschnow hinauf lagern; er selbst nahm sein Quartier in der Gubener Vorstadt. In der Stadt durften die österreichischen Offiziere nur zu Fuß erscheinen, und die Requisitionen der Österreicher wurden von dem russischen Kommandanten verboten, weil die russische Armee der noch vorhandenen Lebensmittel selbst dringend bedürfe. Nur Laudons eigene Tafel wurde aus Frankfurt unentgeltlich mit allem versorgt.

Unterdessen wurde die Stadt wegen Auszahlung der geforderten Kontribution fortwährend geängstigt und bedroht. Die Pechkränze, mittels deren die Stadt in Brand gesteckt werden sollte, wurden auf öffentlichen Plätzen bereit gehalten, und die Kosaken sahen sich bereits mit gierigen Mienen die Häuser an, welche ihnen zur Plünderung überlassen werden sollten. Der Magistrat ward mit den Judenältesten auf dem Damm in einer Scheune eingesperrt. Es ward eine Hauskollekte veranstaltet; die Bürger gaben alle ihr Silbergerät her, und nachdem dies geschehen, wurden jene ihres Arrestes zwar entlassen, mußten jedoch Geiseln stellen, die für die Aufbringung des Restes der Kontribution haften sollten. Es waren dies von seiten des Magistrats der Hofrat Ungnade und der Senator Müller, von seiten der Kaufmannschaft und der Judenältesten die Kaufleute Schobert, Pinkus Moses Schlesinger und Juda

Herz Baer. Dieselben wurden bei der russischen Wagenburg am Tzschetzschnowschen Busch mehrere Tage und Nächte lang in der elendesten Lage schmachten gelassen. „Es wurde ihnen nicht einmal erlaubt, bei der brennendsten Sonnenhitze den Schatten eines Baumes zu suchen, viel weniger aus dem vorgezeichneten Kreise zu treten.“*

Am 8. August vereinigten sich eine Anzahl Generale und höherer Offiziere aus dem russischen sowie aus dem österreichischen Lager zu einem ländlichen Mittagsmahl in der anmutig gelegenen Fischerschen Mühle auf dem linken Oderufer nahe bei Kliestow.** Die Gäste hatten soeben an dem Tische Platz genommen, als ein Müllerbursche plötzlich bleich und atemlos hereinstürzte und stotternd vorbrachte: „Excellenzien, die Preußen kommen, preußische Husaren, sie sind schon da!“ — „Einfältiger Bursche,“ riefen mürrisch die älteren Herren, die sich schon auf den requirierten Kalbsbraten gefreut hatten, der in den Schüsseln dampfte, und sich ungern in der Mahlzeit stören ließen. „Wie kämen die preußischen Husaren jetzt plötzlich hierher durch die Luft geritten! Du redest im Traume, Bursche; pack Dich fort, paschol!“ — Dann lachten und scherzten sie weiter und hieben in den Kalbsbraten ein, als wären dies eben die preußischen Husaren. Aber einige von ihren Adjutanten hielten die Nachricht doch für wichtig genug, um einmal selbst nachzusehen; sie zogen ihre

* Die Stadt mußte endlich über den noch fehlenden Rest von 50000 Thalern einen Wechsel ausstellen, dessen Zahlung ihr später auf Verwendung des Reichskanzlers, Fürsten Woronzow, von der Kaiserin Elisabeth erlassen wurde. Kriele führt das Schreiben des Fürsten Woronzow an den Frankfurter Magistrat als ein Zeugnis für die „edle Großmut einer erhabenen feindlichen Regentin“ an. Es lautet:

„Hochedle, sehr werte Herren!

Wenn ich bis jetzt gesäumet habe, auf Ew. Hochedeln verschiedene an mich ergangene Schreiben zu antworten, so ist solches bloß deswillen geschehen, weilen meiner allergnädigsten Souveränin höchste Entschließung nicht eher erfolget ist. Jetzt aber, da Ihro Kaiserliche Majestät, die nach allerhöchstdero Großmut und Menschenliebe gewohnet sind, allen Notleidenden ihre Drangsale soviel wie möglich zu vermindern, sich durch die unterthänigsten Vorstellungen der Stadt rühren lassen, habe ich das Vergnügen, Ew. Hochedeln sowohl die mildeste Erlassung der an die hiesige Generalität den 1. nächstkommenden Maimonats zu bezahlende verschriebene 50000 Thaler, als auch die wirkliche Ausfertigung dieserwegen eines kaiserlichen Befehls hiermittelst anzukündigen, obwohl die geforderte Kontribution die Kräfte der Stadt bei weitem nicht übersteiget. Ich versichere übrigens, daß ich jederzeit mit aufrichtiger Gesinnung sein werde

Ew. Hochedeln

dienst- und freundwilligster

St. Petersburg, den 10. März 1760. C. Mich. Woronzow.

** Der Vorgang wird in der genannten Schrift über die Schlacht bei Kunersdorf von J. L. Kriele erzählt, der auch in betreff des anekdotischen Teils durchaus glaubwürdig erscheint.

Rosse aus dem Stalle und schwangen sich in den Sattel. Sie brauchten nicht gar weit zu reiten, da sahen sie durch Ferngläser und mit bloßem Auge auf den Kuppen hier rechts, dort links auf dem Felde rote und blaue Jacken und blitzende Säbel, und dort auf dem Hügel eine Figur, wie man sie damals öfters auf Papier, Holz und Erz im Bilde zu sehen bekam: auf einem kurzschwänzigen Schimmel ein Reiter mit scharf geschnittenem Profil, den Dreispitz auf dem Haupte und in der Rechten ein spanisches Rohr mit der Krücke. — „Hilf Himmel! der Müllerbursche hat recht, — das sind preußische Husaren, — das ist — —"

Der König hatte Wort gehalten. Er war am 4. August in Müllrose angekommen, hatte sich hier (6. August) mit dem Wedellschen Corps vereinigt und war darauf (7. August) bis in die Frankfurter Gegend vorgerückt. Die Armee bezog ein Lager zwischen Boosen und Wulkow auf der westlichen Seite der Oder, und der König ritt (8. August) seiner Gewohnheit gemäß zum Rekognoscieren vor über Wulkow und Kliestow hinaus bis in die Gegend von Fischers Mühle.

Verwünschter Müllerbursche! Warum konntest du nicht lieber mit deinem Esel Mehlsäcke zu Markte fahren! Daß dich der Kuckuck auch gerade an das Fenster unter dem Mühlendach führen mußte, um die preußischen Husaren zu erblicken und die Gäste in der Mühle unten zu warnen! Sonst hätten die preußischen Husaren hier vielleicht einen schönen Fang gemacht und das ganze Blutvergießen, von dem wir auf den nächstfolgenden Blättern zu berichten haben, hätte vielleicht nicht stattgefunden, oder es hätte doch, nachdem der größte Teil der feindlichen höheren Offiziere als Gefangene in preußische Hände gefallen, einen ganz anderen Ausgang genommen; indessen die Vorsehung bedient sich für ihre großen Pläne auch wohl eines armseligen Müllerburschen.

Die Scene in der Mühle hatte sich mit einem Schlage verändert. Die russischen und österreichischen Offiziere sprangen vom Mittagstische auf, warfen sich auf ihre Rosse und jagten spornstreichs nach Frankfurt zurück, während die preußischen Husaren schon vom Berge herabsprengten. Sie fanden in der Mühle nichts mehr vor als den unverzehrten Kalbsbraten, der nun natürlich seinen Weg zu den preußischen Husarenmagen nahm.

In der Stadt weckte die mit der Rückkehr der russischen Offiziere von ihrer Landpartie schnell wie ein Lauffeuer sich verbreitende Nachricht eine Empfindung, ähnlich dem Erwachen von einem schweren Alpdruck. Der gesunkene Mut der Bürger richtete sich noch einmal empor an dem freudigen Gefühle, daß ihr König käme als ihr Retter und Befreier und daß er mit seinen sieggewohnten Scharen die feindlichen Heere bald wieder aus ihren Mauern und von ihren Feldmarken vertreiben würde. Die Bürger erhielten das einge-

lieferte Silbergerät auf Befehl Soltikows wieder zurück; auch Pinkus Moses Schlesinger und Juda Herz Baer, sowie die übrigen Geiseln erhielten ihre Freiheit wieder und verbreiteten durch die Erzählung von den ausgestandenen Leiden noch nachträglich Schrecken und Grausen unter ihren Mitbürgern.

Im russischen Lager machte man sich auf den Angriff der Preußen gefaßt. Die beiden hervorragendsten Punkte der russischen Stellung, die Mühlberge auf dem rechten (östlichen) und die Judenberge auf dem linken (westlichen) Flügel wurden mit Redouten und Verhauen befestigt und mit schweren Batterieen gekrönt, die Front des Lagers in ihrer ganzen Ausdehnung von den Mühlbergen bis zu den Judenbergen durch eine zusammenhängende Reihe von Verschanzungen gedeckt. Das Dorf Kunersdorf im Centrum der Stellung wurde in Brand gesteckt, nur der ummauerte Kirchhof und das aus massiven Gehöften bestehende (zu Frankfurt gehörige) Rittergut blieben von den Flammen verschont. Am Großen Spitzberg, welcher sich etwa in der Mitte zwischen Kunersdorf und den Judenbergen erhebt, und vor der nächsten Batterie wurden Wolfsgruben angelegt. General Laudon ging mit seinem Corps von dem linken auf das rechte Oderufer über und lagerte bei dem Roten Vorwerk, nordwestlich der Judenberge und des Judenkirchhofs in der Niederung (10. August).

Der König hatte an demselben Tage, als wir ihn von fern auf einer Anhöhe bei der Fischersmühle erblickten, in seinem Hauptquartier zu Wulkow eine wichtige Nachricht empfangen, die Nachricht von einem glänzenden Siege, welchen der Herzog Ferdinand von Braunschweig am 1. August über die Franzosen unter Contades bei Minden erfochten hatte. Dem Neffen des Herzogs, dem tapfern jungen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, welchem wir in Zukunft noch auf manchem preußischen Schlachtfelde begegnen werden, war es durch geschickte Märsche gelungen, den französischen Marschall aus einer unangreifbaren Stellung hinaus in die Ebene zu locken, auf welcher die Schlacht sich ereignete. Durch diese siegreiche Schlacht wurde Hannover vor der Gefahr einer neuen Invasion durch die im Laufe des Sommers wieder vorgedrungenen Franzosen* gerettet. Wie erfreulich mußte diese Nachricht für den König in einem Augenblick sein, wo er selbst im Begriffe stand, einen entscheidenden Kampf gegen die vereinigten Armeen zweier verbündeten Mächte aufzunehmen, um seine Marken und seine Hauptstadt vor dem Einfall derselben zu schützen. Der König schrieb an den Grafen von Finckenstein aus:

---

* Vergl. S. 331.

„Wulkow, 8. August 1759.

Wenn Sie morgen feuern hören, wundern Sie sich nicht; es ist unser Frohlocken über die Schlacht von Minden. Ich glaube, ich werde Sie noch einige Tage in Spannung halten müssen. Ich habe viele Vorkehrungen zu treffen, ich finde große Schwierigkeiten zu bekämpfen — und es gilt, unser Vaterland zu retten, nicht es zu verlieren: ich muß sowohl vorsichtiger, als unternehmender sein, denn je. Kurz, ich will thun und unternehmen, was ich thunlich und möglich finde. Bei alledem sehe ich mich in der Notwendigkeit, zu eilen, um Hadiks etwaigen Absichten gegen Berlin Einhalt zu thun. Adieu, mon cher. In kurzem werden Sie entweder ein Tedeum haben oder ein De Profundis. F."

Am 9. August morgens wurden die Stadt Frankfurt und die beiden feindlichen Lager auf beiden Seiten der Oder durch ein lebhaftes Kanonieren aus der Gegend von Kliestow und Lebus her alarmiert. Anfangs glaubte jedermann, es sei ein Angriff des Königs auf das Laudonsche Corps, doch erfuhr man bald darauf die wahre Ursache des Feuers, nämlich das Viktoriaschießen für den Sieg bei Minden.

An demselben Tage kam der Generallieutenant von Fink mit seinem Corps bei Zeschdorf und Hohen-Jesar, eine Viertelmeile nördlich Wulkow, an. Derselbe war nach dem Abmarsche des Prinzen Heinrich aus dem Lager von Bautzen zur Deckung von Torgau gegen die heranrückende Reichsarmee abmarschiert, hatte jedoch sogleich bei seiner Ankunft in Torgau (3. August) den Befehl zur Vereinigung mit der Armee des Königs bei Frankfurt erhalten. Sein Marsch wurde durch tägliche Ordres des Königs beschleunigt, so daß er in den letzten neun Tagen bis zu seinem Eintreffen bei Frankfurt 37 Meilen marschiert war.

Die vereinigte preußische Armee zählte nach dem Eintreffen des Finkschen Corps ca. 48000 Mann mit 240 Geschützen, wovon nahezu die Hälfte Regimentsgeschütze (je zwei Drei- oder Sechspfünder per Bataillon). Die Gesamtstärke der bei Kunersdorf vereinigten russisch-österreichischen Armee belief sich auf ca. 80000 Mann, 12000 Mann Kosaken und 6000 Kroaten mit inbegriffen.

Während in der Nacht vom 10. zum 11. August unter dem Schutze der Avantgarde unter Generallieutenant von Seydlitz mittels der von Küstrin kommen gelassenen Pontons zwischen Reitwein und Göritz, $2^1/_2$ Meilen unterhalb Frankfurt, die Brücke über die Oder geschlagen wurde, marschierte die ganze Armee (am 10. August abends) aus dem Lager bei Wulkow in drei Kolonnen links ab. Die Infanterie ging mit Tagesanbruch (11. August) über die soeben fertig gewordene Brücke, die Kavallerie etwas oberhalb bei dem Dorfe Oetscher

durch eine Furt. Zur Deckung der Brücke und des zurückgelassenen Gepäcks blieb die Brigade des Generalmajors von Flemming an der Übergangstelle zurück.

Die Armee rückte darauf noch $1\frac{1}{2}$ Meile in der Richtung auf Bischofsee vor und nahm um 1 Uhr mittags (11. August) ihre Aufstellung: der rechte Flügel der Infanterie an das Dorf Leistow gelehnt, der linke das Dorf Bischofsee vor der Front, die Avantgarde an dem nördlichen Saume der Bischofseeer Heide; die Husaren von Kleist und von Puttkamer rechts neben der Avantgarde mit Feldwachen gegen das Hünerfließ vorgeschoben; die Reserve unter Generallieutenant von Fink zwischen Trettin und Leistow. Das Hauptquartier kam nach Bischofsee.

Der König begab sich von Bischofsee nach dem Trettiner Spitzberge zur Rekognoscierung. Ein Bauer aus Trettin überbrachte dem Könige, der an dem heißen Tage sehr an Durst litt, einen Trunk frischen Quellwassers in einem Kruge und ward mit einem Thaler belohnt. Der König behielt ihn bei sich, um sich einige Fragen bezüglich des Terrains beantworten zu lassen. Zu demselben Zwecke hatte der König den Major von Linden, der früher zu Frankfurt in Garnison gestanden, und zwei Förster aus der Umgegend bei seiner Rekognoscierung mitgenommen.

Der König sah vor sich gen Südwesten hin das russische Lager von den Mühlbergen bis zu den Judenbergen. Vor der nach Norden gerichteten Front des russischen Lagers zog sich ein kleiner Bach, das Hünerfließ, welches verschiedene Mühlen treibt — gerade südlich an dem Wege von Trettin nach Kunersdorf die Beckers-Mühle, weiter westlich die Große und die Kleine Mühle. Den südlichen Thalrand des Hünerfließes bildeten die Walkberge und die Mühlberge. Zwischen beiden bildete der Beckergrund, der sich von Beckers-Mühle südlich zieht, einen tiefen Einschnitt. Ein Verhau in dem Beckergrunde schützte den rechten Flügel der Russen auf dem Mühlberge. Dem König entging nicht, daß eine Kuppe der Walkberge, genannt die Pechstange, das Plateau der Mühlberge überhöhte. Über die Mühlberge fort sah der König den Turm, die Dächer und Bäume des brennenden Kunersdorf. Westlich von Kunersdorf und den Mühlbergen schien das Terrain sich zu ebnen; auch die Kuppe des Großen Spitzberges war kaum zu unterscheiden. Den Blick begrenzten von den Walkbergen an Waldhorizont, die Kunersdorfer Heide, die Kalkbusch-Eichen und die Grundheide, welche letztere im Südwesten mit einigen bewaldeten Kuppen an die Judenberge grenzte. Der nördliche Thalrand des Hünerfließes verflachte sich von Beckers-Mühle westlich zu einem nassen Brachland, das Elsbruch oder der Elsbusch genannt. „Der Elsbruch war (1759)“ —

nach Aussage der Landeseinwohner — „tief morastig, und obgleich es ein sehr heißer Sommer und die Oder an vielen Stellen zu durchwaten war, so blieb doch der Bruch naß und war nicht zu durchgehen, da sich unter den hohen, dickbelaubten Elsen das Wasser hielt.“ Von der Frankfurter Oderbrücke und der auf dem rechten Oderufer gelegenen Damm-Vorstadt führte ein Damm, welcher am nordwestlichen Ende der Judenberge einen tiefen toten Flußarm durchschnitt, nach dem rechten Thalrande der Oder hinauf. Da die Kommunikation aus dem russischen Lager nach Frankfurt, wo das Hauptquartier und die Generalität lag, nur auf diesen Damm beschränkt war, so hatten die Russen quer durch den unzugänglichen Henkerbusch, d. i. die westliche Fortsetzung des Elsbusches, von der Kleinen Mühle nach dem Roten Vorwerk einen etwa 400 Schritt langen Knüppeldamm angelegt, wovon den Landleuten nichts bekannt war. Der König sah rechts (südwestlich) vom Elsbusche in der Niederung das Rote Vorwerk und neben diesem Laudons Lager, darüber hinweg die Türme von Frankfurt.

„Sage mir,“ fragte der König den Mann mit dem Wasserkruge, „wenn Ihr von dem Roten Vorwerk drüben nach Kunersdorf gehen wollt, welchen Weg schlagt Ihr ein?“

„Ew. Majestät! Das geht nicht so geradezu,“ antwortete der Bauer mit seinem besten Wissen; „da liegt ja noch das Hünerfließ zwischen. Da blieben wir im Henkerbusch stecken. Da müssen wir erst nach der Vorstadt hinein und dann ganz da unten herum über den Damm . . . . . .“

„Hm, also nicht direkt?“

„Nein, Majestät! Das soll einer wohl bleiben lassen, wenn er auch derbe Stiefel an hat. Der Henkerbusch ist nicht zu durchschreiten, so wenig wie das Elsbruch.“

Der König wandte sich nun an seine anderen Begleiter, erhielt aber nur ungenügende Antworten; die beiden Förster waren verwirrt und widersprachen einander, und Major von Linden hatte die Gegend öfter als Jäger durchstreift auf dem Schnepfenstrich, denn als Stratege mit dem Feind im Sinne.

Auf diese Übersicht, die also nicht frei von Irrtümern war, begründete der König seine Disposition zum Angriff der russischen Stellung für den nächsten Tag, deren Hauptpunkte die folgenden waren:

1. Die Armee marschiert in zwei Kolonnen treffenweise links ab; der General von Seydlitz hat mit seiner Kavallerie die Spitze der zweiten Kolonne und des zweiten Treffens, der Prinz von Württemberg folgt mit seinen Kürassieren und den Husaren von Kleist auf den rechten Flügel des ersten Treffens.

2. Das Corps des Generallieutenants von Fink bleibt stehen und führt eine Demonstration gegen die Front der feindlichen Stellung aus, besetzt die Anhöhen von Bischoffsee und von Trettin mit Kanonen und mit Infanterie, „muß aber nicht eher anfangen zu attackieren, als bis unsere Armee anfängt zu feuern oder der Feind seine Front verändert und mouvements machen wollte, alsdann sucht er davon zu profitieren."

3. Der Angriff erfolgt mit Echelons vom rechten Flügel, d. i. mit refüsiertem linken Flügel, gegen den rechten Flügel und Rücken der russischen Stellung.

Nachdem die Russen sich überzeugt hatten, daß der König nicht von Frankfurt her und nicht von der Nordseite gegen sie anrücke, änderten sie ihre Front wie bei Zorndorf, nur mit mehr Geschick, so daß ihr bisheriger rechter (d. i. der östliche) nunmehr ihr linker Flügel wurde, und der rechte (westliche) Flügel auf den Judenbergen stand, General Laudon mit dem österreichischen Corps noch darüber hinaus als äußerster rechter Flügel; vor ihrer Front lag die Kunersdorfer Heide, im Rücken das Hünerfließ und das Elsbruch.

Nachdem die preußische Armee die erste Hälfte der Nacht ohne Feuer und Zelte zugebracht hatte, brach sie am 12. August, einem Sonntage, morgens 2 Uhr in der größten Stille auf und marschierte mit Ausnahme des Finkschen Corps der Disposition gemäß in zwei Kolonnen links (ostwärts) durch die Wälder ab, dem Anscheine nach in der Richtung auf Reppen, in Wahrheit aber mit der Absicht, an dem geeigneten Punkte sich rechts zu wenden und aus den Wäldern gegen die östliche Flanke der feindlichen Stellung vorzubrechen. Der Marsch der Armee durch den Wald ging nicht so schnell und so glatt von statten, als der König, getäuscht durch Lindens mehr weidmännische als militärische Beurteilung des Terrains, angenommen hatte. Die verschlungenen Wege, Wasserstreifen, sumpfige Lachen setzten dem Fortkommen größerer Infanteriemassen, insbesondere auch der mit zwölf Pferden bespannten Zwölfpfünder manche Schwierigkeiten entgegen. Der König entschloß sich deshalb, die Umgehung früher einzustellen und zum Angriff aufzumarschieren, als es anfänglich in seiner Absicht gelegen hatte. Demgemäß erhielt die Armee nach fünfstündigem Marsch — etwa 8 Uhr morgens — Befehl, mit dem rechten Flügel der Infanterie am Hünerfließ aufzumarschieren; die gesamte Kavallerie ward auf den linken Flügel beordert.

Während die Avantgarde auf dem linken Thalrande des Hünerfließes nach den Walkbergen vorgezogen ward, ließ der König zwei Batterieen, jede von zehn Zwölfpfündern — die eine auf der Pechstange, jetzt Kleistberg genannten Kuppe, die andere etwas weiter rückwärts am Waldessaume an der

Drossen-Frankfurter Straße — aufführen und das Feuer gegen die Verschanzungen und die russischen Batterieen auf den Mühlbergen eröffnen.

Gleichzeitig hatte auch der Generallieutenant von Fink von der Nordseite her mit der Ausführung der ihm befohlenen Demonstration begonnen und seine Batterieen auf dem Trettiner Spitzberge, sowie auf einer Anhöhe östlich desselben, nahe der Beckers-Mühle auffahren lassen, so daß um 1/2 11 Uhr vormittags 50—60 schwere Geschütze gegen die feindlichen Verschanzungen des östlichen Flügels in Thätigkeit waren. Die Russen beantworteten das Feuer vom Mühlberge her aus beinahe ebensovielen Geschützen, jedoch war die Wirkung der russischen Geschütze geringer als die der preußischen, weil ihre Batterieen fehlerhaft angelegt waren.

Nachdem durch eine halbe Stunde eine lebhafte Kanonade unterhalten war, befahl der König die Erstürmung des Mühlbergs durch Infanterie. Die acht Grenadierbataillone der Avantgarde traten in zwei Treffen unter den Generalmajors von Schenkendorf und von Lindstädt an, stiegen in den Beckergrund hinab und überstiegen den Verhau. Während die Granaten über ihre Köpfe wegflogen, formierten sich die vier Grenadierbataillone des ersten Treffens im toten Winkel unter den Verschanzungen zum Sturm, erstiegen den Abhang und traten in das Gesichtsfeld der auf nur noch einhundert Schritt vor ihnen liegenden Schanzen. Diese letzte Terrainstrecke war von dem mörderischen Kartätsch- und Gewehrfeuer der Schanzen bestrichen und bedeckte sich in wenigen Minuten mit mehr denn zweihundert Toten und Verwundeten. Die Überlebenden stürmten mit gefälltem Bajonett vorwärts, das zweite Treffen folgte. Nach einem kurzen, aber blutigen Handgemenge waren die Russen aus ihren Verschanzungen und Batterieen vertrieben, die Mühlberge erobert.

„Seit Zorndorf," sagt Tempelhof, der Geschichtschreiber des Siebenjährigen Krieges, der selbst als Feuerwerker bei der Artillerie an diesem Kampfe teilnahm, „war die Ansicht zur Geltung gekommen, daß die Russen eher sterben würden als weichen; hier war es anders. Das ganze Feld zwischen den Mühlbergen und Kunersdorf war mit unordentlichen Haufen Russen bedeckt, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß sie an manchen Orten wohl einhundert Mann hoch verwirrt durcheinander standen."

Wäre jetzt Seydlitz hier zur Stelle gewesen, oder hätte die preußische Artillerie schneller über die Verhaue hinweg auf das Plateau der Wolfsberge folgen können, so wäre die Niederlage der Russen auf diesem Flügel vollständig gewesen.

Es war 1 Uhr mittags. Gegen siebzig feindliche Geschütze, auch eine Fahne waren erobert. Dieser glorreiche Anfang berechtigte zu den glänzendsten Hoff-

nungen. Um diese Zeit fertigte der König den ersten Eilboten nach Berlin ab mit der Nachricht von dem siegreichen Fortgange der Schlacht, einer Nachricht, die in der Hauptstadt mit blasenden Postillonen feierlich verkündet und von der fieberhaft aufgeregten Bevölkerung mit Jubel und Frohlocken begrüßt ward. O hätte diesem Eilboten kein anderer folgen müssen! — —

Der ruhmvolle Kampf war bisher von der Avantgarde und dem Finkschen Corps fast allein geführt worden; denn auch Generallieutenant von Fink war, sobald das Feuer der russischen Batterieen auf den Mühlbergen verstummte, mit acht Bataillonen bei der Großen und Beckers-Mühle über das Hünerfließ defiliert und darauf in einem Treffen so aufmarschiert, daß der linke Flügel hinter der Avantgarde zu stehen kam, der rechte den nordwestlichen Abhang der Mühlberge hinunter bis an den großen Elsbusch reichte. Die Kavallerie des Finkschen Corps unter Generallieutenant von Schorlemer (Husaren von Puttkamer, Dragoner Alt-Platen und Krokow) defilierte ebenfalls über das Hünerfließ und blieb am Abhange der Mühlberge in mehreren Treffen hintereinander halten. — Später gelangte der rechte Flügel der Hauptarmee nach Durchschreitung des Beckergrundes und Übersteigung der Verhaue auf den Mühlberg und nahm dann seine vorläufige Aufstellung in einer Terrainmulde, die sich nördlich von Kunersdorf nach dem großen Elsbusch zieht. Der linke Flügel der Hauptarmee war noch im Kunersdorfer Walde zurück.

Während die Avantgarde warten mußte, bis auch der preußische linke Flügel von Süden her durch die Kunersdorfer Heide zu ihrer Unterstützung anrückte, kamen die Russen nach ihrer Verwirrung wieder einigermaßen zur Sammlung und suchten, in einer Aufstellung auf dem westlichen Rande des Kuhgrundes* dem preußischen Angriff neuen Widerstand entgegenzusetzen.

* Der Kuhgrund ist ein bis zu 40 Fuß tiefer Terraineinschnitt, der sich nordwestlich von Kunersdorf nach dem großen Elsbusch zieht, gewissermaßen die Fortsetzung einer Sumpf- und Seelinie, die sich aus den Sümpfen der Kunersdorfer Heide entwickelt, zwischen dieser und dem Dorfe drei Seen, den Faulen, den Blanken und den Dorfsee bildet und vermutlich in früherer Zeit durch diesen Einschnitt seinen Abfluß in das Oderthal suchte. Zur Zeit der Schlacht war der Kuhgrund bereits trocken, aber wegen seiner steilen Ränder, namentlich in seinem unteren Teile, ein schwer zu überschreitendes Terrainhindernis. Auch die genannte Seelinie südlich Kunersdorf setzt dem Vorrücken geschlossener Truppenmassen in dieser Gegend Schwierigkeiten entgegen und beschränkt dasselbe auf das Defilee zwischen dem Blanken und Dorfsee, der sich in das Dorf hinein erstreckt, oder auf die Passage des Dorfes, da die nördliche Spitze des Dorfsees nur ca. 500 Schritt von der oberen (südlichen) Ausmündung des Kuhgrundes entfernt ist. Auf dieser Paßenge führt die Landstraße von Drossen quer durch das Dorf, unmittelbar an dem Kirchhofe vorüber nach Frankfurt. 300—400 Schritt westlich des Kuhgrundes zieht sich ein anderer, etwas weniger scharfer Terraineinschnitt, der tiefe Weg genannt, in derselben Richtung nach dem Elsbusche hin.

Gegen den Kuhgrund versuchten nun die Grenadierbataillone der Avantgarde vorzudringen, blieben jedoch längere Zeit ohne Unterstützung und vermochten trotz wiederholter Sturmangriffe nicht, den jenseitigen Thalrand zu gewinnen.

Auch die Finksche Infanterie, die von dem nordwestlichen Abhange der Mühlberge vorwärts drängte, stieß zwischen dem Kuhgrunde und dem tiefen Wege auf hartnäckigen Widerstand und erlitt durch das Feuer der die Niederung bestreichenden russischen Batterie auf dem westlichen Rande des tiefen Weges schwere Verluste.

Wenn auf dem Schlachtfelde, wo die großen Schicksale der Völker und Staaten entschieden werden, auch das Los des einzelnen unsere Teilnahme in Anspruch nehmen darf, dann verdient es ein edler deutscher Mann, der die stille sinnige Beschäftigung des Dichters mit dem Waffendienste in König Friedrichs Heer vereinigte, daß wir hier seiner letzten Lebensmomente gedenken. Das ist Ewald von Kleist, der Sänger vom „Frühling."

Auf dem linken Flügel des Finkschen Corps kämpfte das Infanterieregiment von Hausen, bei welchem E. von Kleist als Major ein Bataillon befehligte. Das Regiment hatte am Vormittage bereits an der Eroberung von drei Batterieen teilgenommen; auch Kleist war dabei an der rechten Hand verwundet worden, so daß er den Degen in der linken halten mußte. Als jetzt das Regiment gegen die feindliche Batterie auf dem Westrande des tiefen Weges vorrückte, fiel der Kommandeur, und Kleist als Ältester übernahm das Kommando. Er rief die Fahnen des Regiments zu sich, wies einem Fahnenjunker den Weg und führte das Regiment bis auf dreißig Schritt an die Batterie heran. Hier ward ihm durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert. Fallend rief er seinen Leuten zu: „Kinder, verlaßt Euern König nicht!"*

* Der schwer verwundete Major von Kleist ward an den Elsbusch, nahe dem Kuhgrunde getragen. Ein Chirurg, der ihn verbinden wollte, ward durch einen Schuß am Kopfe neben ihm tot niedergestreckt. Kleist blieb hilflos in seinem Blute liegen. Bald kamen Kosaken, zogen ihn nackt aus und warfen ihn in den Sumpf. Hier fanden ihn in der Nacht einige menschlich denkende russische Soldaten, brachten ihn ins Trockene, legten ihn an ihrem Wachtfeuer aufs Stroh, bedeckten ihn mit einem Mantel und setzten ihm einen Hut auf. Sie gaben ihm Brot und Wasser. Als sie ihn verließen, warfen sie ihm noch ein Geldstück auf den Mantel, allein am Morgen kamen wieder Kosaken und nahmen ihm alles ab. Wieder nackt und bloß lag er bis zum Mittag, dann gab er sich einem vorübergehenden russischen Offizier zu erkennen, der sich seiner teilnehmend annahm und für einen Wagen sorgte. Äußerst entkräftet kam Kleist am Abend nach Frankfurt, wo er in dem Hause des Professors Nikolai Aufnahme fand. Hier wurde er gehörig verbunden und sorgfältig gepflegt. Kleist war ruhig und selbst heiter im Umgang mit Gelehrten und Offizieren, die ihn besuchten. Alle Bemühungen der Ärzte blieben erfolglos. Am 24. August morgens 2 Uhr verschied er. Am 26. August ward er bestattet; zwölf russische Grenadiere trugen den Sarg, der Magistrat, die Professoren und die Studierenden sowie eine große Anzahl russischer Offiziere geleiteten ihn zu Grabe.

Nicht an der Stelle, wo Kleist die Todeswunde empfing, sondern weiter links wurde die Wendung gegeben. Friedrichs linker Flügel kam endlich im Südosten von Kunersdorf aus dem Walde heraus. Ein Regiment des ersten Treffens rückte sogleich gegen den Kunersdorfer Kirchhof vor und nahm denselben nach kurzem Gefecht. Die Russen räumten die Trümmer des abgebrannten Dorfes, und die nachrückenden preußischen Brigaden gewannen jetzt einen offenen Durchgang von 500—600 Schritt Breite zwischen dem Dorfsee und dem steilen Teile des Kuhgrundes durch die Dorftrümmer auf das Angriffsfeld jenseit derselben. Die russischen Verschanzungen, welche auf demselben lagen, wurden überstiegen und niedergetreten, die kleinen Batterieen in ihren vorspringenden Winkeln genommen und auch die Verteidiger des Kuhgrundes in ihrer rechten Flanke bedroht und unter großen Verlusten zum Rückzuge bis nach dem tiefen Wege und weiter genötigt. So wandte sich auch dieser Kampf nach den langen und blutigen Anstrengungen der Preußen entschieden zu ihren Gunsten; ihre Feinde waren zum zweitenmal geworfen, aus Kunersdorf und dem Kuhgrunde vertrieben.

Etwa 1500 Schritt südwestlich von Kunersdorf erhob sich der mit einer starken russischen Batterie gekrönte Große Spitzberg, von welchem eine Terrainwelle anhob, die sich in nördlicher Richtung bis zum Westrande des tiefen Weges fortsetzte. Diese bot den fliehenden Feinden Schutz und Deckung. In dieser Position sammelte der russische Obergeneral alles, was er an geschlagenen und was er noch an frischen Truppen hatte, zum letzten verzweifelten Kampfe.

Noch eine letzte blutige Anstrengung, und das Tagewerk ist gethan und der Sieg der Preußen unwiderruflich, — so hoffte Friedrich. Aber die Kräfte seiner Preußen waren dem Sinken nahe; die Gluthitze des Augusttages und die Ermüdung nach dem vorangegangenen Nachtmarsche drückten schwer auf die Truppen. Einige der erfahrensten Generale äußerten Zweifel, ob mit so ermüdeten Truppen noch ein Erfolg erreicht werden könne, und rieten dem Könige, von einem weiteren Angriff abzustehen. Auch Seydlitz, dem sonst kein Wagestück zu kühn, keine Schwierigkeit zu groß dünkte, sprach die Meinung aus, daß für einen Tag genug geschehen sei und daß der Feind am folgenden Tage von selber abziehen würde. Der König kannte wohl das Bedürfnis seiner Truppen nach Ruhe; aber er glaubte, mit einem halben Siege nicht genug gethan zu haben, und traute seinen Preußen mehr zu, als was sonst in Menschenkräften stand. Deshalb hörte er nicht auf die Stimme der Generale, die ihm rieten, vom Kampfe abzulassen, sondern er wandte sich an solche, deren entgegengesetzte Ansicht er voraus kannte: „Was meint Er, Wedell, die Scharte von Züllichau ist noch nicht ausgewetzt?“ — Der besiegte Diktator gedachte

zornig seiner Niederlage. „Befehlen Ew. Majestät, so wird es geschehen.“ — „Vorwärts denn, zum Angriff auf die Batterieen! Allons, messieurs!“

Und vorwärts geht es wieder durch die Dorftrümmer von Kunersdorf und durch das Netz von Seen auf dem linken Flügel, vorwärts gegen die russischen Batterieen auf dem Spitzberge, in den Kartätschenhagel und das knatternde Kleingewehrfeuer hinein. Aber die Begeisterung, welche die Erstürmer der Mühlberge am Morgen beseelte und auf die Höhe des Heldentums erhob, ist erloschen; sie fragen nicht mehr nach dem stolzen Ruhme, zu siegen oder zu sterben fürs Vaterland, sie sehnen sich nach dem Ende des Kampfes. Auch der König wünscht das Ende des Kampfes; aber er will und kann es sich nur denken als einen Sieg. Er ist unter den Seinigen, mitten im Feuer, sammelnd, belebend. Ein Pferd ist unter ihm erschossen, ein zweites bricht schwer getroffen unter ihm zusammen. Der Flügeladjutant von Götzen fängt ihn auf und giebt ihm sein Pferd. Man bittet und beschwört den König, sein Leben nicht so den Kugeln auszusetzen. Seine Antwort ist kurz und trocken: „Wir alle müssen hier jedes Mittel versuchen, um die Schlacht zu gewinnen; ich muß hier so gut wie jeder andere bei meiner Pflicht ausharren.“ Sie harrten alle aus bei ihrer Pflicht, bis sie zusammenbrachen — sei es, von Kugeln getroffen, sei es unter der Last des Tages, die ihre Kniee beugte, mit zitterndem Gebein: Es ist nicht möglich, es geht nicht mehr! — Hier und da zeigt sich noch ein Aufflackern des preußischen Siegesmutes und der Siegeshoffnung des Königs: Schau, die Batterie dort wird von den Russen geräumt. Nun vorwärts, den Hügel erstürmt, ehe sie Zeit haben, das Geschütz abzufahren! Noch einmal dringen die Preußen vor, da nahen von der anderen Seite neue feindliche Heerscharen, die bisher nicht im Kampfe gewesen sind. Es ist Laudon, der mit seinen 18000 Österreichern von dem westlichen Flügel der Russen, vom Roten Vorwerke her den für ungangbar gehaltenen Hohlen Grund, seitdem Laudonsgrund genannt, am Fuße der Judenberge überschritten hat und dessen vorderste, noch kampfesfrische Scharen den Preußen in der Besetzung der von den Russen verlassenen Batterie zuvorkommen. Alle Anstrengungen der preußischen Infanterie, sie ihnen streitig zu machen, sind vergeblich.

Da gedachte der König des Mannes, der ihn bei Zorndorf gerettet: „Seydlitz, versuche Er es, attackier' Er!“ — Seydlitz, dessen Kavallerie seit einigen Stunden südöstlich Kunersdorf nahe dem Kleinen Spitzberg, jetzt Seydlitzberg genannt,*

* Das Terrain des Schlachtfeldes ist seitdem durch die Kultur und durch die Einflüsse von Wind und Wetter vollständig verändert. Wo damals unzugängliche Brüche waren, liegen jetzt wohlbestellte Ackerflächen. Manche Sandhügel sind vollständig weggeweht worden; so z. B. ist

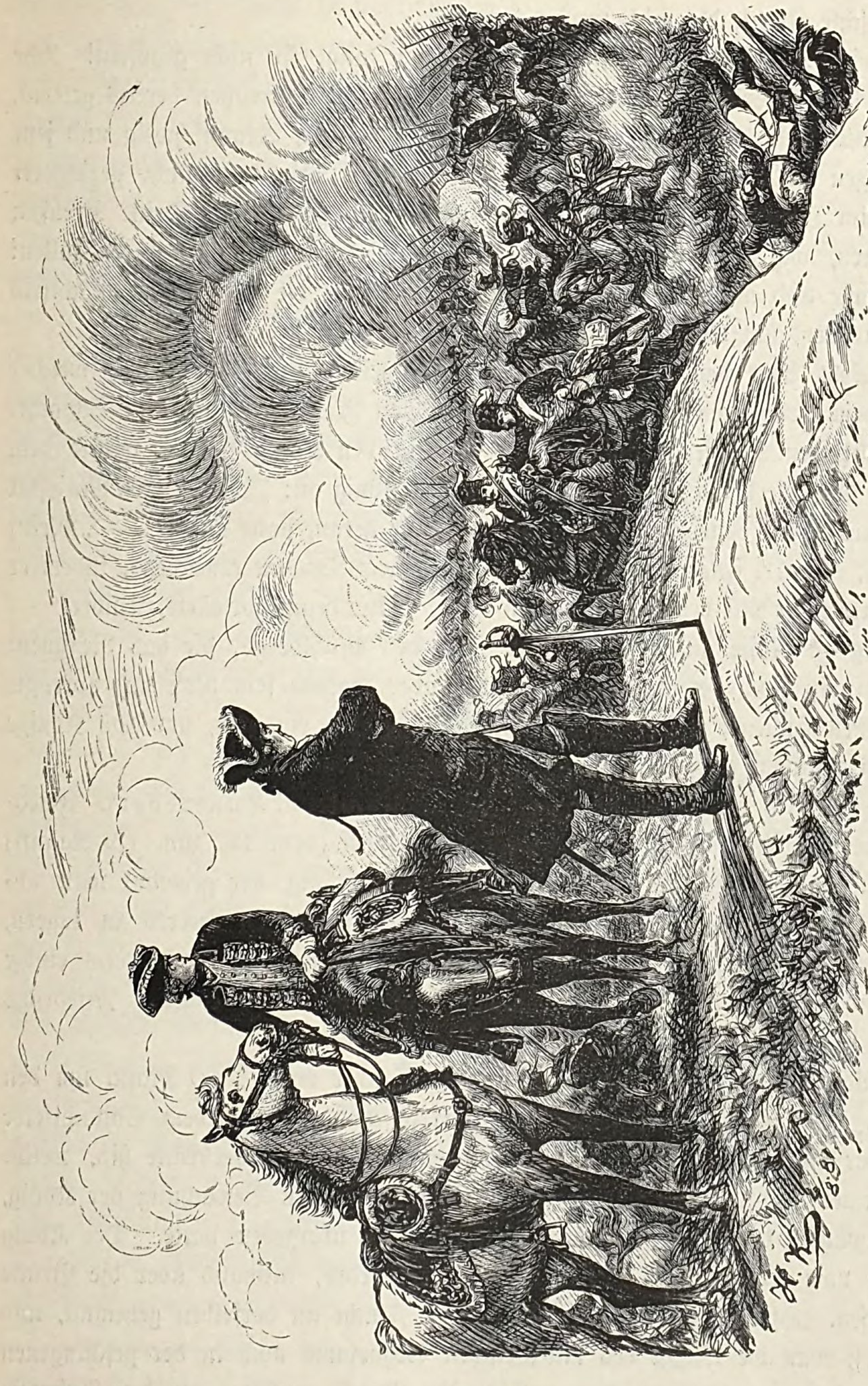
hielt, versuchte es. Er ging über die Seendefileen vor und marschierte jenseit derselben zur Attacke auf; aber er sah keinen würdigen Gegner, mit dem im wilden, wogenden Kampfgetümmel sich zu messen dem tapfern Seydlitz eine Lust und eine Wonne war. „Vorwärts, mein Seydlitz!" befiehlt der König. Vorwärts denn, auf die Batterieen! Den Abhang des Hügels hinan, in den Kartätschenhagel hinein, da stürzen die Reiter in die Wolfsgruben, Seydlitz stürzt schwer verwundet und wird eiligst aus dem Kampfgewühl getragen; denn schon nahen österreichische Kavallerieregimenter unter Laudons eigener Führung, um aus der üblen Lage der preußischen Kavallerie Vorteil zu ziehen.

Es ist 5 Uhr nachmittags, eine Stunde des Kampfes wieder verflossen. Vergebenes Ringen! Österreichische und russische Truppen, hier Dragoner und Grenadiere zu Pferde, dort Tschujugewsche Kosaken und Infanteriemassen rücken von allen Seiten gegen die ermatteten Preußen vor. Noch hören sie des Königs Stimme herrschend, ermahnend, bittend: „Kinder, verlaßt Euern König, Euern Vater nicht!" Dem hereinbrechenden Flutschwall vermag die heldenmütigste Tapferkeit keinen Damm entgegenzubauen. Durch die gestählten Herzen der Preußen geht eine Empfindung, wie das Herannahen des Todeskampfes. Sie kämpfen nicht mehr für den Sieg; denn dieser, ob er ihnen gleich vor einer Stunde sicher deuchte, ist durch keine menschliche Anstrengung mehr zu erringen; rückwärts, so langsam wie möglich; aber immer weiter rückwärts treibt sie der allgemeine Strom; sie kämpfen nur noch für ihres Königs, ihre eigene und ihre Fahnenehre. Ehrenfest und ehrenschwer hält das Regiment von Lestwitz noch die letzte Höhe der Mühlberge, bei der die Schlacht am Morgen siegreich begonnen ward und bei der sie jetzt um Sonnenuntergang unglücklich endet.

Zu den letzten Preußen, die noch auf dem Schlachtfelde standen, gehörte der König. Den Degen vor sich in den Sand gebohrt, die Arme verschränkt, so stand er allein auf einem Hügel, während ein Page in seiner Nähe das Pferd hielt. Sein Rock war von Kugeln durchlöchert, eine Kugel war an dem goldenen Etui abgeprallt, das er in der Westentasche trug. Starr und verwundert blickte der König auf die unter ihm wogende Flucht der Preußen. Es schien, als wollte er diesen Anblick, diesen Tag nicht überleben. Voll tiefen Unmuts drängten sich über seine Lippen die Worte: «N'y a-t-il donc

---

die genaue Lage des Großen Spitzberges kaum noch genau zu bezeichnen. Hier und dort halten noch die Namen die Erinnerung an den Schlachttag und die Kämpfer aufrecht, so der Seydlitzberg (Kleine Spitzberg), der Finkberg (früher Trettiner Spitzberg), der Kleistberg (nach dem Kommandeur des Husarenregiments, nicht nach dem Dichter, früher Pechstange), endlich die Laudonsberge und der Laudonsgrund (früher die Judenberge und der Hohle Grund).



Friedrich der Große bei Kunersdorf.

pas un bougre de boulet qui puisse m'atteindre?» (Giebt es denn keine verwünschte Kugel, die mich treffen kann?)

Nein, König, die Kugel, die Dich treffen kann, ist nicht gegossen! Wie sie für das Vaterland sterben sollen, das haben Deine Preußen bereits gelernt, das haben Deine Schwerin, Winterfeldt, Keith, Dessau, Braunschweig und jene unzähligen anderen mit nicht berühmten Namen, aber mit nicht geringerer Treue im Herzen bewiesen. Aber Du sollst leben, König, um Deine Preußen zu lehren, wie sie die schwerste Niederlage überleben und überwinden sollen!

Nahe und näher zeigten sich feindliche Kosaken, die noch das Schlachtfeld durchstreiften, um Gefangene und Beute zu machen.

„Seht dort den König!“ rief der Rittmeister von Prittwitz, welcher mit einem Trupp von etwa vierzig Husaren von Zieten noch auf dem Schlachtfelde mit den Kosaken plänkelte. Er ritt an den König heran, winkte dem Pagen, das Pferd vorzuführen und redete den König an: „Wollen Ew. Majestät nicht das Pferd besteigen? Der Feind ist nahe heran, ganz nahe!“ — „Meint Er das, Herr?“ fragte der König, wie aus einem Traume erwachend, indem er den Rittmeister mit den großen Augen maß. „Nun denn, vorwärts, Kinder!“ — Er stieg zu Rosse und ritt nach der Höhe des Mühlbergs, die das Regiment von Lestwitz noch besetzt hielt. Prittwitz aber wandte sein Roß und sprengte mit seinen Husaren wieder den verfolgenden Kosaken entgegen, um dem Könige Zeit zu schaffen, einen Vorsprung vor ihnen zu gewinnen. —

Friedrich und Preußen nach der Schlacht bei Kunersdorf. Friedrich übernachtete nach der Schlacht bei Kunersdorf (vom 12. zum 13. August) in dem Dorfe Ötscher, rechts der Oder. Der König, der gewohnt war, als ein mächtiger Kriegsfürst in der Mitte seines siegreichen Heeres zu lagern, fand sein Unterkommen in einer armseligen Dorfhütte, in der bereits einige verwundete Offiziere, noch unverbunden, auf dem Stroh lagen. Friedrichs nächste Sorge war das Schicksal dieser Unglücklichen.

Während der Nacht sammelten sich zu Ötscher etwa 3000 Mann um den König. Der größte Teil seiner Armee irrte noch zwischen dem Schlachtfelde und der Oder. Der allgemeine Strom ging nach der Oderbrücke hin, welche die Armee in der Nacht vorher überschritten und deren Bewachung der König, wie erwähnt, dem Generalmajor von Flemming übergeben hatte. Der König schickte vom Schlachtfelde diesem Offizier die Ordre, niemand über die Brücke zu lassen. Hierdurch wurde der Strom der Flucht an derselben gehemmt, und so groß war die Macht des militärischen Gehorsams noch in der geschlagenen Armee, daß eine Schildwache am Ende der Brücke genügte, um den Andrang

der fliehenden Haufen zu hemmen: „Im Namen des Königs, halt!" — Niemand wagte, die Brücke zu überschreiten.

Des Königs Stimmung in jener Nacht zu Ötscher war eine furchtbare. Die Last des Schicksals seines Staates, das er auf seine Schultern genommen, drückte ihn nieder und beugte seine Kniee, und er hatte noch nicht die Kraft in sich gesammelt, um sich aufs neue titanenhaft erheben zu können. Er verzweifelte an der Möglichkeit, sein Vaterland zu erretten. Er hatte keine Armee mehr, um sie dem Vordringen der russischen und österreichischen Heere, deren Vereinigung er nicht zu hindern vermochte, entgegenzusetzen. Der Weg durch die Marken nach Berlin stand den Russen offen. Die schwachen Streitkräfte, die Friedrich unter dem Prinzen Heinrich im Lager von Schmottseifen und unter dem Generallieutenant Grafen Schmettau in Dresden zurückgelassen hatte, genügten nicht, um Schlesien und Sachsen noch länger zu behaupten. Friedrichs Feinde brauchten ihm jetzt nur den „Gnadenstoß" — «coup de grâce», wie Friedrich es nannte, — zu geben und konnten ihren Teilungsplan gegen die preußische Monarchie, den Staat der Hohenzollern, durchsetzen.

Aus dieser düstern, fast verzweifelten Stimmung des Königs gingen seine Erlasse aus jener Dorfhütte zu Ötscher hervor, darunter zunächst ein Schreiben des Königs an den Grafen von Finckenstein (in Berlin):

„Ich griff den Feind heute morgen um 11 Uhr an, wir schlugen ihn zurück bis nach dem Judenkirchhof* bei Frankfurt. Alle meine Truppen waren im Feuer und haben Wunder gethan; aber dieser Kirchhof (?) kostete uns entsetzlich viele Menschen. Unsere Mannschaften gerieten in Verwirrung. Ich sammelte sie dreimal wieder; endlich wurde ich selbst beinahe gefangen genommen und mußte das Schlachtfeld verlassen. Mein Rock ist von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde wurden unter mir getötet; — mein Unglück ist, daß ich noch am Leben bin. Unser Verlust ist sehr beträchtlich. Von einer Armee von 48000 Mann habe ich in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, nicht 3000 Mann. Alles flieht, und ich bin nicht mehr Herr meiner Mannschaften. In Berlin werdet Ihr wohlthun, an Eure Rettung zu denken. Dies ist ein furchtbarer Schlag, ich werde ihn nicht überleben. Die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein als die Schlacht selbst. Ich habe keine Hilfsquellen mehr und, die Wahrheit zu gestehen, ich halte alles für verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Leben Sie wohl für immer! («Je ne survivrai point à la perte de ma patrie. Adieu pour jamais!») F."

* Ein Mißverständnis, welches auf einer Verwechselung des Judenkirchhofs mit dem Großen Spitzberge beruht.

Wir stellen uns den Eindruck vor, welchen dieses Schreiben, sowie die Unglücksnachricht, mit welcher der letzte Kurier vom Schlachtfelde abgefertigt worden, am Hofe und auf die Bevölkerung der Hauptstadt hervorbrachte, deren Mauern noch von dem Jubel über die kurz vorher verkündigten Siegesbotschaften wiederhallten: „Über 50000 Menschen auf dem Schloßplatze und in den angrenzenden Straßen, hier- und dorthin stürmend, in Qual der Erwartung, in abwechselndem Taumel der Freude und des Schreckens und Wehes; oft genug die entgegengesetzten Paroxysmen in verschiedenen Gruppen, und Leute, die von Verzweiflung zermalmt sind, Leuten begegnend, die vor Freuden in die Luft springen.“ Am folgenden Tage flüchteten die Königin und der Hof nach Magdeburg.

Noch größer war der Kontrast entgegengesetzter Eindrücke in der Oderstadt Frankfurt, an deren Thore der Kampf unmittelbar pochte. Der König hatte dem General von Wunsch, welcher mit drei Freibataillonen und den Husaren von Malachowski in der Aufstellung bei Lebus zurückgeblieben war, den Befehl gesandt, während der Schlacht am linken Oderufer gegen Frankfurt vorzurücken, um den Russen den Rückzug über die dortigen Brücken zu versperren. General von Wunsch kam in den Nachmittagsstunden, als die Schlacht noch günstig für die Preußen stand, vor Frankfurt an, sprengte ein Thor, nahm einige hundert Russen gefangen, die aber später wieder freigegeben wurden, da sich erwies, daß dieselben nur als Sauvegarden gegen Plünderung in der Stadt zurückgeblieben waren, und besetzte die stehende Oderbrücke und den Packhof mit Bataillonskanonen. Die Kavallerie stellte sich südlich der Stadt an der Karthause den Schiffbrücken gegenüber auf. Die gegen die Brücken anprallenden russischen Haufen wurden durch das Feuer leicht zurückgewiesen. Aber die Expedition des Generals von Wunsch, welche bei einem Siege des Königs so folgenschwer geworden wäre, blieb ohne Einfluß auf den Gang der Schlacht. Das Verstummen des Kanonendonners vom Schlachtfelde her und die von neuem erfolgende Aufforderung zur Übergabe der Stadt kündigten dieser den Sieg der Russen an. General von Wunsch verließ während der Nacht um 2 Uhr die Stadt, welche nun von den Russen aufs neue mit unerschwinglichen Kontributionen geplagt wurde.

Geistige Aufregung und körperliche Anstrengung hatten die Gesundheit des Königs dermaßen angegriffen, daß er nicht mehr die Freiheit zu den ernsten Entschließungen besaß, welche die gefährdete Lage des Staates erforderte. Deshalb erklärte er den Prinzen Heinrich zum Generalissimus der Armee und übertrug dem Generallieutenant von Fink den Oberbefehl der bei Kunersdorf geschlagenen Armee.

Das Schreiben an den Prinzen Heinrich ist verloren gegangen. Wahrscheinlich ist der Feldjäger von Hadiks leichten Truppen gefangen worden, und der Brief niemals an seine Adresse gekommen. Der Übertragung des Oberbefehls über die geschlagene Armee war eine „Instruktion vor den General Fink“ (aus Ötscher, 13. August) beigefügt, welche folgendermaßen lautete:

„Der General Fink kriegt eine schwere Kommission; die unglückliche Armee, so ich ihm übergebe, ist nicht mehr im stande, mit den Russen zu schlagen. Hadik wird nach Berlin eilen, vielleicht Laudon auch. Geht der General Fink diesen beiden nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken. Bleibt er an der Oder stehen, so kriegt er den Hadik diesseits; indessen ich glaube, daß, wenn Laudon nach Berlin wollte, solchen könnte er unterwegs attackieren und schlagen. Solches, wo es geht, giebt dem Unglück einen Anstand und hält die Sachen auf; Zeit gewonnen ist sehr viel bei diesen desperaten Umständen. Die Zeitungen aus Torgau und Dresden wird ihm Cöger, mein Sekretär, geben; er muß Meinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, den ich zum Generalissimus bei der Armee deklarieret, von allem berichten. Dieses Unglück ganz wiederherzustellen, geht nicht an; indessen, was Mein Bruder befehlen wird, muß geschehen; an meinen Neveu muß die Armee schwören.

Dieses ist der einzige Rat, den ich bei denen unglücklichen Umständen zu geben im stande bin; hätte ich noch Ressourcen, so wäre ich dabei geblieben.

Friedrich.“

Am 13. August übersiedelte der König nach **Reitwein** auf dem linken Oderufer.

Noch unter dem unmittelbaren Eindrucke der erlittenen Niederlage (wahrscheinlich in Reitwein, 14. August) verfaßte der König ein Schreiben an den Generallieutenant von Schmettau, Gouverneur von Dresden, welches verhängnisvolle Folgen hatte. Es hieß darin:

— — „Sollten die Österreicher etwas gegen Dresden versuchen, so werden Sie zusehen, ob Sie Mitel haben, Sich zu behaupten und, wenn diese fehlen, wird es Ihnen obliegen, daß Sie eine **günstige Kapitulation** zu erhalten suchen, — nämlich freien Abzug mit der ganzen Besatzung, den Geldern, Magazinen, dem Hospital und allem, was wir in Dresden haben, entweder nach Berlin oder irgendwo sonst hin, um sich mit einem meiner Truppencorps zu vereinigen.“ — —

Die Verluste der Preußen ließen sich in den ersten Tagen nach der Schlacht noch nicht übersehen. Sie beliefen sich, wie sich später ergab, auf:

	85	Offiziere,	5963	Mann tot,
	425	„	10676	„ verwundet,
	38	„	1316	„ vermißt.
Gesamtverlust der Preußen:	548	Offiziere,	17955	Mann.

Unter den Gefallenen befand sich der Generalmajor von Puttkamer, Chef des weißen Husarenregiments; verwundet waren von höheren Offizieren die Generallieutenants von Fink, von Wedell, von Itzenplitz (gestorben), von Seydlitz, Prinz Eugen von Württemberg, von Hülsen; die Generalmajors von Stutterheim, von Klitzing (gestorben), von Spaen und von Platen.

An Trophäen verlor die Armee 26 Fahnen und 2 Standarten, sowie 172 Geschütze.

Es war ein schlechter Trost für die geschlagene Armee, daß die Verluste der Russen nicht viel geringer waren, nämlich 559 Offiziere und ca. 13000 Mann an Toten und Verwundeten, — „was Ew. Majestät nicht überraschen wird," berichtet Soltikow an seine Zarin, „da Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen teuer verkauft." Dazu kamen noch die Verluste des österreichischen Corps mit 118 Offizieren, 2100 Mann, so daß der Gesamtverlust der Russen und Österreicher denjenigen der Preußen beinahe erreichte.

Bis zum 13. August mittags sammelte sich die preußische Armee wieder bis zur Stärke von ca. 12000 Mann; sie passierte nachmittags vier Uhr, nur von Kosaken besehen, die Oderbrücke und nahm das daselbst zurückgelassene Gepäck mit. Sogleich nach erfolgtem Oderübergange wurde die Brücke abgebrochen. Die Kähne der Schiffbrücke wurden zum Transport der Verwundeten nach Küstrin und weiter nach Stettin benutzt, wohin namentlich die zahlreichen schwerverwundeten Generale, unter ihnen Seydlitz und der Prinz von Württemberg, sich begaben. Alle Leichtverwundeten blieben bei der Armee.

Während der König mit dem General von Fink sein Hauptquartier im Schlosse zu Reitwein nahm, schlug die Armee das Lager zwischen Podelzig und Reitwein an der Frankfurt-Küstriner Straße auf. Nachdem auch der General von Wunsch mit seinem Detachement in diesem Lager eingetroffen war, zählte die Armee im ganzen ca. 20000 Mann, so daß die Regimenter jetzt wieder als schwache Bataillone formiert werden konnten.

Vier Tage lang dauerte die verzweifelte Stimmung des Königs; dann fand der königliche Held sich in sich selber wieder. Den Adjutanten des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, welcher vor der Schlacht bei Kunersdorf mit der Siegesnachricht von Minden in sein Lager gekommen war und welchen

der König in der Erwartung entscheidender Ereignisse bisher hier zurückgehalten hatte, entließ er jetzt mit den Worten: „Es thut mir leid, daß die Antwort auf eine so gute Botschaft nicht besser hat geraten wollen; indessen, wenn Sie auf Ihrem Rückwege noch gut durchkommen und Daun nicht schon in Berlin und Contades in Magdeburg finden, so können Sie dem Herzog Ferdinand versichern, daß nicht viel verloren ist.“ Fragen wir, woher der König diese Zuversicht in der bedrängten Lage des Staats schöpfte, so ist die Antwort schwer zu finden. Zur Herbeiführung der großen, weltgeschichtlichen Entscheidungen wirken indessen auch eine Reihe von Umständen mit, welche sich der menschlichen Vorausberechnung entziehen, und welche wir deshalb als „Zufälligkeiten“ zu bezeichnen pflegen. Auf solche „zufällige“ Einwirkungen durfte aber König Friedrich um so eher rechnen, da die Handlungen seiner Gegner sich nicht nach einem gemeinsamen großen Ziele richteten und von keiner höheren sittlichen Idee getragen waren, vielmehr jede der Preußen feindlichen Mächte ihre besonderen dynastischen und politischen Interessen verfolgte. Während Rußland und Österreich noch über die Friedensbedingungen unterhandelten, die sie ihrem besiegten Gegner diktieren wollten, und während ihre beiden Oberfeldherrn noch zögerten, ihm den erwarteten „Gnadenstoß“ zu geben, fand König Friedrich die volle Schnellkraft seines Geistes wieder.

So schrieb der König am 17. August aus dem Lager bei Madlitz, an der Straße nach Fürstenwalde, wohin die Armee am Tage zuvor aus dem Lager von Reitwein aufgebrochen war, an den General von Wunsch ein Billet folgenden Inhalts:

„Mein lieber Generalmajor von Wunsch! Sein Brief vom 16. an Generallieutenant von Fink kam hier pünktlich an: und für die Zukunft hat Er, da ich jetzt von meiner Krankheit genesen bin, Seine Berichte direkt an mich selbst zu adressieren. F.“

An den Marquis d'Argens schrieb der König aus Madlitz, 16. August 1759:

„Wir sind unglücklich gewesen, mein lieber Marquis, aber nicht durch meinen Fehler. Der Sieg war unser und würde sogar vollständig gewesen sein, als unsere Armee die Haltung verlor und im unrechten Augenblicke das Schlachtfeld verließ. Der Feind ist heute auf dem Marsche nach Müllrose, um sich mit Hadik zu vereinigen. Die russische Infanterie ist beinahe völlig vernichtet. Alles, was ich von meinen eigenen Trümmern habe sammeln können, beläuft sich auf 32000 Mann; mit diesen rücke ich vor, um dem Feinde die Straße zu verlegen und entweder unterzugehen oder die Hauptstadt zu retten. Ihr werdet das nicht Mangel an Entschlossenheit nennen. — Für den Aus-

gang kann ich nicht stehen. Wenn ich mehr Leben hätte als eines, würde ich sie alle für mein Vaterland opfern — —"

Am 18. August führte Friedrich seine Armee in das Lager von Fürstenwalde zur unmittelbaren Deckung Berlins. Hier blieb er zwölf Tage lang ungestört. Er zog Truppen, Kriegsgerät und Verpflegung aus Berlin heran und ließ den Generalmajor von Kleist mit seinem Corps aus Pommern über Berlin zu seiner Verstärkung herankommen. Das kernige Pommerland mußte in dieser Zeit der höchsten Bedrängnis für den Preußischen Staat einstweilen zusehen, wie es mit seinen Landmilizen und seinem tapfern Heyde, dem Helden von Kolberg, sich allein der Schweden erwehren könne. So stand der König zehn Tage nach der Schlacht bei Kunersdorf im Lager zu Fürstenwalde mit seiner wieder bis auf 33000 Mann gebrachten Armee bereit, den Feinden, wenn sie weiter gegen Berlin vordrangen, noch einmal eine Schlacht zu liefern.

Der König vermutete, daß Daun sich mit den Russen vereinigen würde, um auf Berlin zu marschieren, und er forderte den Prinzen Heinrich im Lager von Schmottseifen auf, wenn Daun auf Guben marschiere, sich in Eilmärschen über Beeskow mit ihm, dem Könige, zu vereinigen. Er zweifelte nicht, daß es dem Stolz der Maria Theresia schmeicheln würde, wenn ihre Truppen Berlin einnähmen und daß Daun so handeln würde, schon „aus Eitelkeit und um die Ehre zu haben, Mich zu vernichten"; indessen der vorsichtige Feldherr bedachte die Schwierigkeiten, die er haben würde, Berlin zu behaupten, und daß alsdann die beste Gelegenheit, in Schlesien etwas auszurichten, vorübergehen würde. Schlesien bildete nach wie vor den Angelpunkt der österreichischen Interessen. Der russische Feldherr aber zog die großen Verluste in Betracht, die seine Armee, der Kern der gesamten russischen Kriegsmacht, in zwei Schlachten an Mannschaft und Kriegsgerät erlitten hatte, und glaubte nun erst abwarten zu können, daß die Österreicher etwas thaten, bevor er seine Armee den Verlusten einer neuen Schlacht aussetzte, deren Ausgang bei der Kriegskunst des Königs und der Tapferkeit seiner Truppen immerhin noch zweifelhaft blieb. So verging ein Tag nach dem andern, ohne daß die Feinde etwas Entscheidendes gegen den König oder gegen die Hauptstadt zu unternehmen wagten.

Daun hatte während der Ereignisse bei Frankfurt von Marklissa aus eine Bewegung nach Norden durch die Gegend von Sagan gemacht und lagerte am 13. August in der Gegend von Priebus. Hier erhielt er die Nachricht von Soltikows großem Siege bei Kunersdorf und gleichzeitig die Aufforderung, selbst die Offensive gegen den König zu ergreifen. Soltikow aber lagerte zwei Meilen südlich von Frankfurt auf den Weinbergen am linken Oderufer bei

Lossow. Seine Munition, seine Vorräte gingen zu Ende, und er wollte, im Bewußtsein seiner beiden Siege, es gern den Österreichern überlassen, den letzten Schlag zu thun. Vergebens bestürmte ihn Daun, den geschlagenen König vollständig niederzuwerfen; vergebens stachelte der österreichische Bevollmächtigte, Graf Montalembert, seinen Ehrgeiz, daß er es nicht Daun und den Österreichern überlassen solle, einen Krieg zu beendigen, in welchem die russischen Waffen die Hauptsache gethan hätten. Am 22. August hatten die Feldherrn der verbündeten Armeen, Soltikow und Daun, beide von einem auserwählten Gefolge begleitet, eine Zusammenkunft in Guben. Wir können uns die Begegnung dieser beiden Männer und ihre halb militärische, halb diplomatische Unterhaltung wohl vorstellen, wenn wir auch nicht zu den auserwählten Zeugen gehörten: der Russe vornehm, steif, zugeknöpft, mit dem Gefühl einer gewissen Überlegenheit und im Bewußtsein seiner beiden frischen Siegeskränze Züllichau und Kunersdorf; — der Österreicher höflich, bittend, fast dringend, aber doch ängstlich bedacht, sich und seiner Kaiserin nichts gegen diesen Russen zu vergeben, im Kopfe eine Welt von hochfliegenden Plänen, für die er die Zustimmung und Mitwirkung seines Verbündeten zu erlangen wünscht; er vermag sie jedoch nicht wie dieser durch das Gewicht seines persönlichen Ansehens zu unterstützen; denn die Lorbeeren von Kollin und Hochkirch unter seiner geweihten päpstlichen Mütze fangen bereits an zu welken.

„Ew. Excellenz haben da einen herrlichen Sieg erfochten, würdig der großen und schönen Armee, welche Ihro Majestät, die erhabene Bundesgenossin meiner Kaiserin, unter Ihren erleuchteten Oberbefehl gestellt hat.“

„„Er hat auch schwere Opfer gekostet, Excellenz! — Noch einen solchen Sieg, und ich kann selbst mit der Nachricht davon nach Petersburg gehen, den Stab in meiner Hand. Wir Russen pflegen das Blut nicht zu schonen — —““

„Dafür werden Ew. Excellenz auch den unsterblichen Ruhm in der Geschichte erlangen, diesen ketzerischen Reichsfürsten endlich niedergeworfen und gedemütigt und diesen verderblichen Krieg, welcher schon so viel Blut kostete, beendigt zu haben.“

„„So weit sind wir noch nicht, Excellenz! Der letzte Schlag gegen den König von Preußen bleibt noch zu thun, und ich überlasse diese Ehre gerne denen, welchen wir durch unsere beiden letzten Siege den Vorsprung abgewonnen haben.““

„Während Ew. Excellenz in der Mark Brandenburg vordrangen, haben unsere Truppen einen Teil von Sachsen erobert und Schlesien behauptet. Unsere Manöver und Operationen standen im Einklange mit Ihrem unsterblichen Siege. Excellenz, wir dürfen uns die Früchte dieses schönen Sieges nicht entgehen lassen.

Gehen Sie jenem Könige zu Leibe und halten Sie ihn von uns fern, bis Schlesien und Sachsen, die wir schon halb wiedererobert haben, ganz unser sind."

„„Meine Armee hat ihren Proviant aufgezehrt. Meine Munition, meine Vorräte befinden sich noch weit zurück in Posen. Ich muß auf meine Operationsbasis zurückgehen —""

„Excellenz! Ich stehe für die Verpflegung Ihrer Armee. Ich werde die fehlenden Brotportionen für die russischen Soldaten herbeischaffen; unterstützen Sie dagegen unsere Operationen in Sachsen und Schlesien. Torgau, Leipzig, Wittenberg sind bereits in unsern Händen. Binnen einer Woche wird Dresden fallen. Halten Sie uns jenen König fern; warten Sie in der Lausitz den Proviant ab, den ich Ihnen aus Böhmen zuführen lasse. Dann lassen Sie uns vereinigt vor Glogau rücken und mit der Einnahme dieser Festung, mit der Wiedereroberung Schlesiens diesen Feldzug beschließen, den schönsten und erfolgreichsten, dessen sich jemals ein Feldherr zu rühmen hatte!"

„„Gut! Ich werde Ihre Operationen in Schlesien unterstützen; aber vergessen Sie die Bedingung und Ihr Versprechen nicht, Excellenz! — Kein Brot, kein Russe!""

So ungefähr mag die Unterredung der beiden Feldherrn in Guben ihrem Hauptinhalte nach gelautet haben. Frohlockend schied Daun von dem russischen Feldherrn in dem Bewußtsein, einen Sieg über seinen Verbündeten davongetragen zu haben. Jetzt noch einen Sieg über den Gegner, und die Kaiserin Maria Theresia war wieder Herrin von Schlesien!

Am 28. August brach Soltikow mit den Russen aus dem Lager bei den Weinbergen am linken Oderufer auf, aber nicht gegen Berlin, wie der König erwartet hatte, sondern nach Süden, nach Müllrose, dann weiter nach Lieberose. Der König folgte diesen Bewegungen der Russen über Müllrose bis in die Gegend von Lieberose und Waldau (30. August). Hier schlug er ein Lager auf, mit dem Spreewald im Rücken, in welchem er die nächsten vierzehn Tage (bis 15. September) ruhig blieb.

Die Hauptstadt war von der Gefahr einer Besetzung durch die Russen befreit, und König Friedrich schrieb: „Dieses Glück ist ein miracle für das Haus Brandenburg!" — —

Der Fall von Dresden. Da der König vor seinem Abmarsche gegen die Russen seine sämtlichen Truppen, mit Ausnahme der Besatzungen in den festen Plätzen, aus Sachsen zurückgezogen hatte, so schien dem Prinzen von Pfalz-Zweibrücken die Gelegenheit günstig, um jetzt in Sachsen einen Einfall zu machen. Die Reichsarmee hatte sich von den Schlägen, mit welchen der

Prinz Heinrich sie im Frühjahr in Franken aufgeschreckt hatte, wieder erholt und rückte zu Anfang des August mit ihren leichten Truppen gegen Halle und Halberstadt an, um die Städte im nordwestlichen Sachsen zu besetzen, während österreichische Hilfscorps am rechten Elbufer abwärts marschierten. Die erste Unternehmung der Reichsarmee war gegen Leipzig gerichtet, welches, zur Verteidigung wenig eingerichtet, von dem Befehlshaber, General Hausen, unter der Bedingung freien Abzuges für die Besatzung übergeben wurde (7. August). Auch Torgau und Wittenberg waren auf einen längeren Widerstand nicht vorbereitet und kapitulierten unter gleichen Bedingungen (15. bezw. 23. August). Bei der Belagerung von Torgau ereignete sich ein eigentümlicher Vorfall, bei welchem der preußische Kommandant, Oberst von Wolfersdorf, eine außerordentliche Entschlossenheit und Geistesgegenwart bekundete. Wolfersdorf hatte drei Stürme glänzend zurückgeschlagen; dann willigte auch er, da er kein Pulver mehr und auf keinen Entsatz zu hoffen hatte, in die Kapitulation, welche der Befehlshaber der Reichstruppen, Fürst von Stolberg, ihm anbot. Am 15. August morgens um 8 Uhr marschierte die Besatzung über die Elbbrücke und durch die vor derselben befindliche Schanze mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen aus, zwischen zwei feindlichen Bataillonen, die unter dem österreichischen General Luzinski auf beiden Seiten der Straße Spalier bildeten. Der Prinz von Stolberg hielt mit großem Gefolge vor der Schanze, um den Ausmarsch der Besatzung anzusehen. Als das Bataillon Grolman herankam, welches zum großen Teil aus Sachsen bestand, die bei Pirna (1756) in die preußische Uniform gesteckt worden waren, rief der Generaladjutant des Prinzen von Stolberg wie ein Herold mit lauter Stimme: „Wer ein braver Sachse, wer gut kaiserlich gesinnt oder von der Reichsarmee ist, der trete heraus; Se. Durchlaucht werden ihm Schutz verleihen.“ Der Ruf wurde von den übrigen Offizieren wiederholt und verfehlte seine Wirkung nicht. Das Bataillon löste sich beinahe ganz auf; die Leute liefen aus dem Gliede und versteckten sich hinter den Kroaten oder hinter den Palissaden des Schanzengrabens. Oberst von Wolfersdorf sprengte herbei, zog sein Pistol und donnerte: „Ich werde jeden totschießen, der aus Reihe und Glied tritt, und ich fordere alle Offiziere, Jäger und Husaren auf, das Gleiche zu thun. Einen Dukaten für jeden Verräter, den Ihr niederschießt!“ — In demselben Augenblicke machte er auch schon seine Drohung war, andere Offiziere folgten seinem Beispiel, und es gab für einige Minuten eine unbeschreibliche Scene. „Das wird nicht gut gehen,“ stotterte der Prinz von Stolberg verlegen, „ich bitte Sie, Herr Oberst, lassen Sie diese guten Leute laufen!“ — Statt

jeder Antwort wandte sich Wolfersdorf zu dem nächstfolgenden, dem Bataillon Hofmann, und kommandierte: „Bataillon halt, Front! Zum Chargieren fertig!" — Im Augenblicke knackten einige hundert Flintenhähne. Darauf wandte Wolfersdorf wieder die Stirn gegen den Prinzen und rief: „Durchlaucht, Artikel 9 unseres Abkommens lautet: «Alles Desertieren ist streng verboten; kein Deserteur soll weder auf kaiserlicher, noch auf preußischer Seite angenommen werden.» Da Ew. Durchlaucht die Kapitulation nicht halten, so bin ich auch nicht weiter daran gebunden. Ich werde also Sie mit Ihrem ganzen Gefolge gefangen nehmen, in die Stadt zurückgehen und meine Verteidigung von neuem beginnen. Belieben Ew. Durchlaucht, sogleich dort in die Schanze zu reiten, oder ich werde anlegen und Feuer geben lassen." — Der Prinz stutzte um so mehr, da auch General von Luzinski ihm mit ernster Miene erklärte: „Allerdings, Durchlaucht, die Kapitulation muß gehalten werden in allen Punkten." Der Prinz gab alle Außreißer wieder heraus und erklärte sich zu jeder Genugthuung bereit. Wolfersdorf setzte ungehindert seinen Marsch nach Wittenberg und weiter nach Potsdam fort. „Die Ehre, eins der schönsten Beispiele der Verteidigung und des Betragens eines Befehlshabers gegeben zu haben," sagt Tempelhof, „war sein Begleiter."

Nun rüstete sich der Prinz von Zweibrücken zu seiner Hauptthat und rückte, nachdem er etwa die Hälfte der Reichsarmee zur Deckung der nordwestlichen Landschaften Sachsens und zur Besatzung der genannten Plätze zurückgelassen hatte, mit der anderen Hälfte von Westen her gegen Dresden vor, während gleichzeitig der österreichische General Macquire, der auch die übrigen österreichischen Corps in Sachsen an sich zog, sich von Osten her mit 12000 Österreichern der sächsischen Hauptstadt näherte. Dauns Bestreben war, zu verhindern, daß der König oder der Prinz Heinrich wieder in Sachsen eindringen und die Belagerung Dresdens durch die Reichsarmee stören möchten. Deshalb sahen wir ihn bei jener Zusammenkunft mit Soltikow in Guben seine Beredtsamkeit aufbieten, damit letzterer nicht aus Verpflegungsrücksichten nach Polen zurückgehen möchte, und deshalb hatte er seine Stellung an der schlesisch-sächsischen Grenze genommen, von Marklissa über Lauban, Naumburg a. B., Priebus bis gegen Müllrose und Lieberose, wo General Hadik die Verbindung mit den Russen hielt. Jedoch war mit der Belagerung und Einnahme von Dresden keine Zeit zu verlieren, weil man die Schnelligkeit und Geschicklichkeit kannte, mit welcher der König seinen Angelegenheiten gerade, wenn diese recht mißlich standen, oft eine andere Wendung zu geben wußte.

General Macquire traf am 26. August auf den Höhen von Neustadt-

Dresden ein, während die Reichsvölker über Meißen im Anmarsch waren und am 29. August in das Lager vor Dresden rückten mit dem linken Flügel an der Elbe. Das Belagerungsgeschütz schwamm aus der Pirnaer Gegend die Elbe herab und wurde in den ersten Tagen des September bei Loschwitz ausgeladen.

Kommandant von Dresden war der brave Generallieutenant Graf von Schmettau, welcher noch dieselbe entschlossene und feste Haltung zeigte, wie vor einem Jahre. Wenn es für den Soldaten eine stolze und freudige Genugthuung ist, den Willen des Königs, dem er dient, zu dessen Zufriedenheit treu und pünktlich zu erfüllen, so mochte dieses Gefühl bei den Soldaten eines solchen Königs, wie Friedrich der Große war, um so lebendiger sein, und Friedrich der Große pflegte an seine Offiziere, namentlich an die höheren Führer, keine geringen Anforderungen zu stellen. Er wollte seine Befehle nicht nur dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste nach ausgeführt sehen. Am 25. August erhielt Schmettau jene Botschaft aus des Königs dunkeln Tagen nach der Schlacht bei Kunersdorf,* in welcher der König ihm bei der unglücklichen Lage des Staates empfahl, falls er in Dresden bedrängt werde, eine „günstige Kapitulation," nämlich „freien Abzug mit der ganzen Besatzung, den Geldern, den Magazinen" 2c. nachzusuchen, um sich mit dem Truppencorps des Königs zu vereinigen. Schmettau wußte nichts davon, daß der König einige Tage später (aus dem Lager von Fürstenwalde, 25. August) einen zweiten Brief an ihn abgefertigt hatte des Inhalts, daß „die Behauptung Dresdens von der höchsten Bedeutung sei, daß für den Fall einer Belagerung sich Entsatz auf dem Wege befinde und daß er (Schmettau) sich bis aufs äußerste verteidigen müsse;" er wußte nichts davon, daß General von Wunsch (bereits am 24. August) vom Könige aus dem Lager von Fürstenwalde in Marsch gesetzt war, um den Besatzungen in den bedrängten sächsischen Plätzen Hilfe zu bringen, und daß er auch den General von Fink zu gleichem Zwecke bestimmt hatte. General von Schmettau hatte für seine Handlungsweise keine andere Richtschnur, als jene erste Instruktion des Königs aus Reitwein und seine eigene militärische Ehre. Seine Verantwortung war um so größer, weil in Dresden große Vorräte angesammelt waren und eine Kasse mit etwa sechs Millionen barem Bestande sich befand, die unter allen Umständen gerettet werden mußten. Die Besatzung bestand nur aus 3700 Mann, nicht vom besten Material, so, daß er sich auch im äußersten Falle auf sie hätte verlassen können

---

* Vergl. S. 359.

(großenteils angeworbene Sachsen, österreichische Überläufer und Gefangene, die in preußische Uniform gesteckt worden waren).

Am 26. August morgens gegen 7 Uhr erschien ein kaiserlicher Oberst als Parlamentär in Dresden, um die Stadt im Namen des Prinzen von Zweibrücken zur Übergabe aufzufordern mit der Drohung, daß der Prinz die gesamte Besatzung über die Klinge springen lassen werde, wenn der Kommandant es zum ernsthaften Angriffe kommen lasse. Auch ließ er diesen an eine angemessene Behandlung des in Dresden anwesenden sächsischen Kurprinzen und seiner Familie erinnern. Schmettau gab zur Antwort, daß er fest entschlossen sei, sich bis auf den letzten Mann zu wehren; was die Familie des Kurfürsten betreffe, so wisse er sehr wohl, wie er mit Personen ihres Ranges umzugehen habe.

In den nächsten Tagen eröffnete der Feind sein Artilleriefeuer, zunächst aus Feldgeschützen, welches Schmettau lebhaft erwiderte. Schmettau zeigte dem Feinde eine Miene von eiserner Festigkeit; aber in seinem Innern sah es doch anders aus. Nachdem die Kanonade einige Tage gedauert hatte, lud der General Macquire den Kommandanten zu einer Zusammenkunft auf der Elbbrücke ein und bot ihm eine ehrenvolle Kapitulation an, wenn er die Stadt sogleich übergeben wolle. Schmettau lehnte die Übergabe entschieden ab, wünschte jedoch die Bedingungen zu hören, die ihm der Belagerer im äußersten Falle gewähren würde. Beide schlossen endlich einen Waffenstillstand auf vierundzwanzig Stunden, während welcher Zeit Schmettau die Bedingungen aufsetzen sollte, die nach seiner Ansicht schlechterdings die Grundlage für eine etwaige Kapitulation bilden könnten. Schmettau that dies und übersandte die Bedingungen durch den Hauptmann Kollas in das österreichische Hauptquartier. Macquire las dieselben, fand die Forderungen viel zu hoch und völlig unannehmbar und wiederholte auf sein Ehrenwort die Versicherung, daß, wenn der Kommandant die Stadt nicht übergebe, seine Kroaten die ganze Besatzung niederhauen sollten. „Die Besatzung wird dies abwarten," sagte der Hauptmann Kollas und begab sich zurück. Schon am folgenden Morgen (4. September) schien Macquire anderen Sinnes geworden; denn er sandte wieder einen Parlamentär und ließ sich die Artikel zur nochmaligen Durchlesung ausbitten. Der Kommandant legte die Papiere so versiegelt, wie sie waren, auf den Tisch und bemerkte dem Parlamentär, daß er an diesen Bedingungen unabänderlich festhalten müsse.

Am 4. September abends hatten Macquire und Schmettau mit Gefolge noch eine Zusammenkunft auf der Brücke. Macquire erklärte sich bereit, die Bedingungen, wie sie Schmettau aufgesetzt, zu bewilligen; er hatte die Unterschrift des Prinzen von Zweibrücken noch nicht einholen können, verbürgte sich

aber auf sein Ehrenwort dafür, daß derselbe mit den Bedingungen einverstanden sei und daß diese ohne Chikane gehalten werden sollten: „Ich bin nicht im stande, falsch oder mit Chikane zu handeln.“ Schmettau glaubte dem „Ehrenmanne,“ und so ward die Kapitulation um 9 Uhr abends von beiden Teilen unterzeichnet. Der Hauptinhalt war, daß „die Garnison mit allen militärischen Ehrenbezeigungen, Ober- und Untergewehr, klingendem Spiel u. s. w. frei abmarschieren und nach Berlin gehen, die bei den Bataillonen stehende Artillerie und Munition, alles königliche Gewehr, alle zur königlichen Armee gehörige Bagage, Montierungsstücke und alle anderen Gerätschaften, besonders die Pontons und alles, was preußischen Unterthanen und Bedienten gehörte u. s. w. mitnehmen, auch kein Überläufer von den kaiserlichen Truppen angenommen, sondern daß jeder wieder ausgeliefert werden sollte.“

Auf diese Bedingungen hin übergab Schmettau die Stadt und rüstete sich zum Abzuge. Die Elbbrücke und das Pirnaische Thor wurden sogleich dem Feinde eingeräumt und mit kaiserlichen Truppen besetzt. Als der zweite Kommandant, Oberst Hofmann, dies erfuhr, ritt er nach der Hauptwache und machte dem wachthabenden Offizier, Hauptmann von Sydow, die härtesten Vorwürfe, daß er dies zugegeben habe, ohne vorher seine Genehmigung einzuholen: „Rufen Sie sofort Ihre Mannschaft unter das Gewehr und begleiten Sie mich, um die Brücke wieder zu säubern!“ Sydow zögerte, Folge zu leisten; Hofmann zog ein Pistol; in demselben Augenblicke ward er bereits von zwei Kugeln aus den Flintenläufen der Wachtmannschaften getroffen; er gab noch in der Nacht seinen Geist auf. Wir bemerken schon hier, daß der König, als er zugleich mit der Meldung von der Kapitulation Schmettaus auch Nachricht von diesem Vorfall erhielt mit dem Zusatze, Hofmann wäre betrunken gewesen, wie die Wachtmannschaften zu ihrer Entschuldigung behaupteten, darauf erwiderte: „Ich denke wie Hofmann. Wenn er betrunken war, so ist es schade, daß der Gouverneur und die ganze Besatzung es nicht auch waren, damit sie zu derselben Meinung gekommen wären, wie er.“

Als Schmettau das Pirnaische Thor den Österreichern öffnete, empfing er durch einen Spion den zweiten Brief des Königs mit der Weisung, Dresden bis aufs äußerste zu halten. Das Herz wollte dem alten Soldaten brechen, und noch Schwereres stand ihm in den nächsten Tagen bevor. Es war vielleicht ein Fehler Schmettaus, daß er sein Augenmerk zu ausschließlich auf die Stadt selbst, zu wenig auf das, was außerhalb derselben vorging, richtete. Hätte er Kundschafter im Lande gehabt, so würde er erfahren haben, daß die Hoffnung auf Entsatz doch nicht so eitel war, wie er glaubte.

Generalmajor von Wunsch war am 24. August dem Befehle des Königs gemäß aus dem Lager von Fürstenwalde aufgebrochen und über Berlin nach Jüterbogk marschiert, wo der Oberst von Wolfersdorf mit der ehemaligen Besatzung von Torgau sein kleines Corps verstärkte (26. August). Er bemächtigte sich der kurz vorher von der Reichsarmee genommenen Plätze Wittenberg (28. August) und Torgau (31. August) nach kurzem Widerstande, nachdem er den Besatzungen ähnliche Bedingungen gewährt hatte, wie diese vorher von dem Reichsheer erhalten hatten, und wandte sich dann nach dem von der Reichsarmee (Prinz von Zweibrücken) und den Österreichern (General Macquire) schwer bedrängten Dresden, in der Hoffnung, dem General Grafen Schmettau noch rechtzeitig Hilfe zu bringen, was auch unbedingt der Fall gewesen wäre, wenn er sich von Jüterbogk direkt gegen Dresden hätte wenden dürfen und der König nicht vorher die Wegnahme von Wittenberg und Torgau befohlen hätte.

Die Kunde, daß General von Wunsch mit seinem Corps von Torgau nach Dresden im Anmarsch sei, war es eben, die den Prinzen von Zweibrücken veranlaßte, die schon abgebrochenen Kapitulationsverhandlungen mit Schmettau wieder aufzunehmen, wogegen dieser schwerlich zur Kapitulation auch unter den günstigsten Bedingungen geneigt gewesen wäre, wenn er in dem von allen Seiten eng eingeschlossenen Dresden geahnt hätte, daß Wunsch ihm bereits nahe sei.

Die Kapitulation war soeben unterzeichnet, als sich General von Wunsch (5. September) noch vor Tagesanbruch von Großenhain, vier Meilen von Dresden, in Marsch setzte. Er warf die von Macquire ihm entgegengesandten Detachements zurück und ließ den General Macquire zur Übergabe der Neustadt auffordern. Dieser bat sich eine kurze Bedenkzeit aus. Vergebens suchte Wunsch, sich in dieser Zeit Nachricht aus der Altstadt Dresden zu verschaffen. Der Tag verging, ohne daß er eine Nachricht erhielt und ohne daß man einen Kanonenschuß, weder aus der Stadt noch von den Belagerern hörte. Aus dieser Stille schloß Wunsch, daß der Kommandant bereits kapituliert habe, und da er zugleich die Nachricht erhielt, daß der Feind von neuem gegen Torgau anrücke, wo er nur eine schwache Besatzung zurückgelassen hatte, so verließ Wunsch wieder die Umgegend von Dresden, um nach Torgau zu eilen. Dresden war und blieb verloren. Die feierlich zugesicherte Kapitulation ward den Preußen fast in allen Punkten gebrochen. „Ohne alle Chikane, auf meine Ehre!“ hatte Macquire versichert. Als jetzt Schmettau mit seinen Geschützen und Vorräten abziehen wollte, da hieß es: „So war es nicht gemeint. Die Festungsgeschütze gehören zur Festung und müssen darin bleiben, und bei den Uniformvorräten wollen wir doch untersuchen, was davon kurfürstlich-sächsisch

und von den Preußen bei ihrer Besitznahme Dresdens mit Beschlag belegt ist — —" So ging es in allem, und als endlich das widerwärtige Geschäft beendigt war und Schmettau (am 8. September morgens 5 Uhr) von Dresden „mit allen Ehren," wie es ausbedungen war, abziehen wollte, über die Elbbrücke durch die Neustadt, da erschallte plötzlich wieder aus den Reihen der Österreicher, die auf der ganzen Länge des Weges zu beiden Seiten Spalier bildeten, wie bei Torgau, der verräterische Ruf: „Wer ein braver Sachse, ein braver Österreicher oder Reichsmann ist, der komme zu uns! Wir werden ihn beschützen!" — Man riß die preußischen Soldaten mit Gewalt aus den Gliedern heraus. Die Offiziere, welche diesem Unfuge steuern wollten, wurden beschimpft, gestoßen und mißhandelt. „Schießt sie tot, die Ketzer, die Hunde!" so schrie man, „gebt Feuer auf die Kanaillen!" — Schmettau selbst scheint bei dieser abscheulichen Scene nicht gegenwärtig gewesen zu sein. Sein nachträglicher, heftiger Protest blieb unberücksichtigt.

Die Nachricht von dem Falle Dresdens und der Bericht über die Vorgänge bei der Übergabe erfüllte des Königs Herz mit tiefem Unwillen. König Friedrich besaß bei aller Heldengröße nicht den Edelmut, welcher die Schuld von dem Unglück trennt und selbst dem Schuldigen vergiebt. Ein unglücklicher General durfte nicht auf eine milde Beurteilung des Königs hoffen. Friedrich wußte, daß er für seine Handlungen vor der Geschichte allein die Verantwortung trage, und er wollte nicht seinen Untergebenen noch einen Teil ihrer Verantwortlichkeit abnehmen. Ihm dünkte, daß das Schicksal mit ihm oft hart und unerbittlich streng verführe; unerbittlich streng war auch er in seinem Urteile über die Generale, die sich eines Fehlers schuldig gemacht hatten. „Ihr seid wie alle andern," schrieb Friedrich an Schmettau (aus Waldau, 10. September), „wenn der Augenblick kommt, Festigkeit zu zeigen, laßt Ihr es daran fehlen." Er vergaß, welcher Anteil der Schuld an diesem Unglücksschlage auf ihn selbst fiel. Hätte Friedrich zu der Zeit, als die Belagerung von Dresden bevorstand, in seinem gewohnten Stile an den Kommandanten geschrieben: „Ich fordere von Ihm Dresden oder Seinen Kopf!" — der alte Schmettau würde wohl gewußt haben, was er zu thun hatte; aber jene Instruktion aus des Königs dunkeln Tagen nach der Schlacht bei Kunersdorf hatte ihn irre und zweifelhaft gemacht. Er war vor allem bedacht, dem Könige die Kasse mit ihrem bedeutenden Barbestande zu retten, und wenigstens dies war ihm gelungen, wenn auch der Platz verloren ging. Schmettau führte den Rest der Dresdener Besatzung dem Befehl des Königs gemäß nach Wittenberg. Er ward für seine Person nach Berlin beordert — zu müßigem Warten;

denn er erhielt kein Kommando wieder und trat dem Könige niemals mehr unter die Augen. Er starb 1775.

In Wahrheit war die militärische Lage der Dinge in Sachsen auch nach der Übergabe von Dresden für Preußen noch nicht verzweifelt, ja Friedrich hoffte, noch in demselben Jahre Dresden wiederzunehmen. Er schrieb an seinen Bruder, den Prinzen Ferdinand, der sich aus Gesundheitsrücksichten nach Berlin zurückgezogen hatte, aus:

„Waldau, 10. September 1759.

Seit meinem letzten Briefe hat Dresden kapituliert an demselben Tage, als Wunsch Macquire an den Scheunen schlug.* Wunsch ging nach Torgau zurück, welches St. André mit 14000 Reichstruppen wiederzunehmen beabsichtigte; auch ihn schlug Wunsch, nahm alle seine Zelte, Kessel, Tornister und Gerätschaften, 300 Gefangene, sechs Kanonen und einige Standarten. Fink ist dabei, sich mit Wunsch zu vereinigen; sie werden gegen den Prinzen von Zweibrücken marschieren und Dresden wiedernehmen. Ich hoffe in kurzem alle diese Leute um Dresden zu versammeln und unser eigenes Land von ihnen zu befreien: das, scheint mir, wird das Ende des Feldzuges sein. — Viele Empfehlungen an den Prinzen von Württemberg und an alle unsere verwundeten Generale; ich hoffe, Seydlitz ist jetzt außer Gefahr. — — — Ein paar grausame Monate liegen noch vor mir, ehe dieser Feldzug beendet ist. Innerhalb dieser Zeit wird Gott weiß was für ein Resultat sich ergeben."

Schon am 6. September hatte der König den Generallieutenant von Fink mit ca. 6000 Mann aus dem Lager von Waldau detachiert, um den Oberbefehl in Sachsen zu übernehmen und, zusammen mit Wunsch, Dresden zu entsetzen. In Großenhain erfuhr General von Fink (9. September) durch den österreichischen Offizier von der Eskorte der von Dresden abgezogenen preußischen Besatzung, welcher für diese hier Quartier machen wollte, daß Dresden kapituliert habe. Fink wandte sich darauf nach Torgau, vereinigte sich daselbst mit Wunsch, eroberte Leipzig wieder (13. September), machte die Besatzung gefangen, lieferte den Österreichern unter Hadik ein glückliches Gefecht bei Korbitz, nahe bei Meißen, südlich der Elbe (21. September), und zeigte den Österreichern und Reichsvölkern, daß sie trotz der Einnahme von Dresden noch nicht Herren in Sachsen wären.

Während dieser Ereignisse in Sachsen war Feldmarschall Daun in Marklissa, später in Triebel damit beschäftigt, den Proviant für die Russen durch

---

* Am 5. September, dem Tage nach der Übergabe, griff Wunsch die nördliche Vorstadt von Dresden an und forderte Macquire zur Übergabe der Neustadt auf. (Vergl. S. 370.)

die Lausitz herbeizuschaffen, — eine schwere Aufgabe, da der Prinz Heinrich, der ihm bei Sagan gegenüberstand, mit scharfem Auge seine Bewegungen verfolgte. In den ersten Tagen des September brach Prinz Heinrich von Sagan auf, um einen Streich gegen die Daunschen Magazine in der Lausitz und in Böhmen zu führen; er schob den General von Stutterheim in die Zittauer Gegend vor, welcher ein Magazin in Friedland nahm (9. September). Die Vorräte aus dem Zittauer Magazin wurden auf Wagen verladen und nach Böhmen geschafft, jedoch unterwegs von Stutterheim eingeholt und, was nicht vorher von den Österreichern verbrannt war, ebenfalls weggenommen. Der zur Deckung der Magazine bei Zittau stehende General Deville hatte sich bei dem Anmarsch des Prinzen Heinrich nach Görlitz gezogen, weil ihm die Behauptung des dortigen Magazins wichtiger schien. Auf die Nachricht von dem Vordringen des Prinzen Heinrich nach Böhmen eilte Daun aus der Triebeler Gegend herbei, ließ die Vorräte des Görlitzer Magazins einpacken und nach Bautzen bringen. Da er um dieselbe Zeit aus Sachsen die Nachricht von dem Vordringen der Generale von Fink und von Wunsch erhielt, so schien die Behauptung Sachsens ihm für jetzt die wichtigste Aufgabe. Er ging deshalb mit seiner ganzen Armee nach Bautzen (12. bis 18. September). Er schien zu besorgen, daß der König, wenn jetzt die Russen verabredetermaßen zur Belagerung von Glogau nach Schlesien abmarschieren würden, nicht diesen folgen, sondern sich gegen Dresden und die Reichsarmee wenden würde, und beschloß deshalb, bei Bautzen stehen zu bleiben, bis die Absichten des Königs sich aufgeklärt haben würden.

Die russische Armee marschierte (15. September) aus dem Lager von Lieberose nach Guben. Als jedoch ihr Oberfeldherr — jetzt Feldmarschall Soltikow — erfuhr, daß Daun, anstatt gegen den Prinzen Heinrich vorzugehen und diesen zu verhindern, Glogau zu Hilfe zu kommen, sich nach Bautzen gewandt habe, war er so ärgerlich, daß er die Absicht aussprach, die gemeinschaftlichen Operationen mit ihm aufzugeben und auf das rechte Oderufer zurückzugehen, um zugleich Proviant und andere Armeebedürfnisse aus Polen heranziehen zu können.

Daun erschrak, als er von der Absicht des russischen Feldherrn, nach Polen zurückzukehren, hörte. Trotz Kunersdorf und Dresden, trotz der Franzosen am Rhein, der Reicher in Sachsen und der Schweden in Pommern schien ihm die Macht des Preußenkönigs noch immer so furchtbar, daß er die russische Hilfe nicht entraten zu können glaubte. Er lud Soltikow dringend zu einer neuen Zusammenkunft in Bautzen ein, aber Soltikow verhielt sich kühl und ablehnend. „Erst soll mir Daun den zugesagten Proviant schicken," beharrte er, „früher

bin ich nicht für ihn zu sprechen.“ Endlich gelang es dem diplomatischen Geschick und der Rhetorik des französischen Militärbevollmächtigten Grafen Montalembert, ihn dahin zu bringen, daß er wenigstens einen General als Stellvertreter zu der Beratung schicken möchte. Soltikow sandte den General Romanzow in das Hauptquartier Launs zu Teichnitz bei Bautzen, wo sich um dieselbe Zeit auch der Befehlshaber der Reichsarmee, Prinz von Zweibrücken, einfand (15. September); aber er gab seinem Bevollmächtigten sehr bestimmte Instruktionen, eine Art Ultimatum, mit. Lieferung des versprochenen Proviants sowie des Belagerungsgeschützes und Stellung von 10000 Mann österreichischer Hilfsvölker zu dem Laudonschen Corps, — unter diesen Bedingungen wollte Soltikow sich dazu verstehen, diesseits der Oder zu bleiben und zunächst auf Christianstadt am Bober vorrücken; aber er erklärte zugleich, daß, „wenn er nicht, so wie es ihm der General Laudon versprochen hätte, daselbst auf vierzehn Tage Mehl und Fourage fände, er nicht einen Schritt weiter gehen würde.“ Mit schwerem Herzen bewilligte Daun die Forderungen — er mußte es wohl thun, wenn er Soltikow einigermaßen bei gutem Willen erhalten wollte — und befahl dem General Campitelli, sogleich mit dem versprochenen Hilfscorps über Muskau zur russischen Armee und zur Vereinigung mit dem Laudonschen Corps aufzubrechen. —

Das Brettspiel der Feldherrn. Die nächstfolgende Kriegsperiode bringt keine großen taktischen Entscheidungen, keine blutigen Schlachten, sie bietet aber ein hohes Interesse durch die Märsche und strategischen Operationen der vier Feldherrn, König Friedrich, Prinz Heinrich, Soltikow und Daun, wie das Spiel gewandter Meister auf dem Vierschachbrett, von denen je zwei ohne vorangegangene Abrede sich über einen gemeinsamen Plan und ein bestimmtes Ziel verstehen, bis einer von den vieren in die Enge getrieben und das Schach und Matt dem Könige erfolgt.

Der Russe zog an, von Lieberose nach Guben an der Oder (15. September). König Friedrich folgt aus dem Lager von Waldau über Lübben und Vetschau (16. September) nach Kottbus (17. September). Prinz Heinrich behauptet seine feste Stellung bei Görlitz und der Landskrone. Daun deckt seine Vorratshäuser bei Bautzen. Soltikow entschließt sich, mit Laudon über Starzeddel (18. September) und Sommerfeld (19. September) auf Christianstadt am Bober vorzurücken (21. September), wo er den österreichischen General Campitelli mit seinem Hilfscorps, aber nicht den von den Österreichern erwarteten Proviant vorfindet. „Du drohest meinem Turme, willst Glogau nehmen?“ denkt der König, „den Turm will ich decken,“ und zieht über Forsta

(19. September) und Sorau (20. September) nach Sagan (21. September) — ein Meisterzug; denn durch ihn eröffnet er sich nicht allein die Verbindung mit dem Prinzen Heinrich, sondern er setzt sich auch in die Lage, Glogau zu decken und die Absichten der Russen gegen diese Festung zu vereiteln. Prinz Heinrich aber, der erfahrene Spieler, — der einzige, der nach Meister Friedrichs eigenem Urteil in diesem ganzen blutigen Brettspiel nicht einen Fehler gemacht hat, — findet den Augenblick günstig, zu rochieren, d. h. er wechselt seine Stellung; um Daun vom Könige abzulenken und diesem die Freiheit zu schaffen, seine Operationen gegen die Russen, unbeengt durch die Rücksichten auf Daun, fortzusetzen, führt er seinen berühmten Marsch aus von Görlitz-Landskrone über Rothenburg, Klitten auf Hoyerswerda (24. und 25. September) beinahe zwölf Meilen in fünfzig Stunden mit einer nur dreistündigen Rast bei Klitten. General Lentulus, der schweigsame Schweizer, führt die Vorhut auf diesem Zuge des Prinzen Heinrich, Major Graf von Kalkreuth begleitet ihn als Adjutant und bildet sich in dieser Schule zum künftigen preußischen Feldmarschall vor. — Daun besinnt sich lange, was dieser Zug zu bedeuten habe; er geht nach Görlitz, über die Neiße, sieht sich von den Hügeln bei Moys — uns traurig bekannt als Todesstätte des treuen Winterfeldt — nach seinem Gegner, dem Prinzen Heinrich, um, sieht nichts, denkt bei sich: „Er ist abgezogen, dem Könige zu Hilfe gegen die Russen, vielleicht nach Glogau!" — und kehrt zu seinen Vorratshäusern nach Bautzen zurück (26. September) — ein Fehlzug. Soltikow zieht weiter über Langhermsdorf (22. September) und Freystadt (23. September), bedroht Glogau. „Halt!" ruft der König, „der Turm soll gedeckt werden," eilt von Sagan über Suckau herbei (23. September) und besetzt die Höhen von Zöbelwitz, Baunau und Milkau zwischen dem Paß von Neustädtel und Groß-Glogau: „Bis hierher und nicht weiter!" (24. September). — Prinz Heinrich schlägt bei Hoyerswerda (25. September) —, überfällt und schlägt das hier am weitesten nach Norden vorgeschobene Detachement Dauns unter General Wehla, nimmt den General mit ca. 1800 Mann gefangen und wirft den Rest des Corps mit einem Verlust von ca. 600 Toten über den Elsterfluß in die Wälder zurück. Daun erkennt jetzt die Absicht seines Gegners und rochiert gleichfalls —, aber zu spät; er bricht von Bautzen über Bischofswerda und Hartha auf (28. September) und bezieht eine feste Stellung bei den Türmen und Wällen der sächsischen Hauptstadt Dresden (29. September), den rechten Flügel bei Kesselsdorf, den linken bei Pesterwitz, Dauns Hauptquartier. — Soltikow sieht seinen Zug nach Glogau durch den Gegenzug des Königs nach dem Paß von Neustädtel vereitelt. „Versuchen wir es denn

auf eine andere Weise!" denkt er, läßt bei Carolath Brücken über die Oder schlagen, geht mit seiner ganzen Armee (in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober) über und beginnt seine Operationen auf dem rechten Oderufer gegen Breslau: „Nun hüte die Königin!" Der König, im Lager bei Glogau (2. Oktober), erkennt die Absicht des Gegners: „Wie, Du willst Breslau nehmen, in Schlesien Winterquartiere beziehen? — Nein, für Dich ist Schlesien nicht bestimmt! — Vorwärts denn, meine Bauern, rettet die Königin!" Er läßt bei Köben eine Pontonbrücke über die Oder schlagen (in der Nacht vom 7. zum 8. Oktober), führt seine ganze Armee hinüber in das Lager bei Sophienthal (8. Oktober) und verlegt den Russen abermals den Weg.

In dem Brettspiel der viere war ein auffallender Unterschied zu erkennen. Während nämlich zwei der Partner, der König und sein Bruder, Prinz Heinrich, ohne vorherige Abrede sicher und planmäßig nach einem bestimmten, gemeinsamen Ziele vorgingen, war solche Übereinstimmung zwischen den beiden anderen Partnern, Soltikow und Daun, keineswegs vorhanden; vielmehr walteten unter denselben Mißverständnisse und Zwiespaltigkeiten vor. Schon als Soltikow bei seiner Ankunft in Christianstadt die ausbedungenen Vorräte an Lebensmitteln u. s. w. nicht vorfand, wiederholte er seine alte Drohung, nach Polen zurückzugehen. „Haben Ew. Excellenz Geduld," beschwor ihn Daun, „Proviant zu senden war bisher unmöglich; aber unser Hof wird Ihnen gerne Geld schicken zur Anschaffung der benötigten Lebensmittel, so viel Geld, als in den österreichischen Kassen irgend vorhanden ist." — „Meine Soldaten essen kein Geld," brummte der Russe verächtlich, „ich werde nach Krossen marschieren und den Zufuhren entgegengehen, die ich aus Polen kommen lasse, weil die Österreicher ihr Wort nicht halten," und er wäre in der That umgekehrt, wenn nicht der gewandte Franzose Montalembert ihn gleichsam an den Rockschößen festgehalten hätte.

Als er aber auch bei seiner Ankunft vor Glogau weder Proviant, noch die nötige Belagerungsartillerie von den Österreichern vorfand, da ließ sich Soltikow durch nichts mehr halten. Sein Unmut wurde noch gesteigert durch seine Mißerfolge gegenüber dem Könige, der ihm in allen seinen Unternehmungen stets um einen Zug zuvorkam, und durch die Nachricht, daß Daun, anstatt den Prinzen Heinrich anzugreifen, sich nach Dresden zurückgezogen habe. Als Laudon bei Soltikow anfragte, welches die Bestimmung seines Corps in der nächsten Zeit sein würde, erhielt er die Antwort: „Machen Sie damit, was Sie wollen; ich werde nach Posen marschieren." Gesagt, gethan! Am 24. Oktober ging die russische Armee bei Herrnstadt über die schlesisch-polnische Grenze, noch ihre letzten Schritte durch Brandspuren bezeichnend. Zwölf brennende

Dörfer und die in Flammen aufgehende Stadt Guhrau ließen den Weg erkennen, den sie genommen. Das Städtchen Herrnstadt war von einem preußischen Freibataillon besetzt, welches General Laudon (22. Oktober) vergeblich zur Übergabe auffordern ließ. Am folgenden Tage (23. Oktober) ließ Feldmarschall Soltikow die Aufforderung wiederholen mit der Drohung, im Weigerungsfalle die Stadt unfehlbar in Asche zu legen. Der Kommandant antwortete, er habe Befehl von seinem Könige, sich bis auf den letzten Mann zu wehren, wenn auch die Russen nach ihrer löblichen Gewohnheit mit der Stadt ebenso umgehen sollten, wie sie es mit anderen gemacht hätten. Nunmehr ließ Soltikow die Stadt an mehreren Stellen in Brand schießen; allein das Feuer wurde gelöscht, und das Freibataillon behauptete seinen Posten. Der russische Feldherr, noch mehr erbittert, gab Befehl, gegen Abend das Feuer zu verdoppeln, und ruhte nicht eher, bis er die unglückliche Stadt in vollen Flammen stehen sah. Das tapfere Bataillon aber behauptete sich noch in den Trümmern. Dies war die letzte That der russischen Barbaren auf preußischem Boden in diesem Feldzuge. Sie marschierten über Triebusch und Punitz (26. Oktober), dann über Gostyn und Schrimm jenseits der Warthe und Weichsel in die Winterquartiere.

Der Russe hatte die Partie aufgegeben, und nun wäre der König am liebsten seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, zu Hilfe gezogen, um in den sächsischen Ebenen seinem alten Gegner Daun ein Schach und Matt zu sagen; aber da gesellte sich zu seinen vielen Feinden und Feindinnen noch eine neue, gegen welche König Friedrich mit seiner Kriegskunst und seinen Kanonen nichts auszurichten vermochte. Die „Gicht“ — so hieß die neue Feindin — ist wohl für jeden, der ihre Bekanntschaft — sei es als Bundesgenossin, sei es als offene Feindin — machte, eine Plage; sie war doppelt qualvoll für den König in einer Zeit, als dieser seiner ganzen und vollen Thatkraft bedurfte. Da er weder ein Pferd besteigen, noch das Fahren aushalten konnte, so ward er schon auf den letzten Märschen an der Oder von seinen Kriegern in einer Sänfte getragen. In Köben finden wir den königlichen Kriegsherrn nach dem Abmarsche der Russen, in Pelze gehüllt, gebeugt und blaß, auf dem Krankenlager inmitten seiner Generale, die er zur Empfangnahme der Befehle um sich versammelt hat. „Messieurs!“ so redete der König trotz der Schmerzen, die ihn quälten, sie in festem, fast heiterem Tone an, „ich habe Sie hierher berufen, um Ihnen meine Dispositionen bekannt zu machen und Sie zugleich zu überzeugen, daß die Heftigkeit meiner Krankheit mir nicht gestattet, mich der Armee persönlich zu zeigen. Versichern Sie meinen braven Soldaten, daß, obgleich ich diese Campagne hindurch viel Unglück gehabt habe, ich doch nicht eher ruhen werde, als

bis alles wiederhergestellt ist. Sagen Sie ihnen, daß ich mich auf ihre Bravour verlasse, und daß mich nichts als der Tod von meiner Armee trennen soll.“

Darauf traf der König unter den heftigsten Schmerzen mit voller Ruhe und Klarheit alle Anordnungen, welche die militärische Lage der Dinge erforderte. Er entsandte einige Detachements, um die Bewegungen Laudons zu beobachten, der nach der Trennung von Soltikow über Kalisch, Czenstochau und Krakau, dann an der oberschlesischen Grenze entlang ging. Mit dem größeren Teile des Heeres, ca. 13000 Mann, brach General von Hülsen aus den Odergegenden nach Sachsen zur Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich auf. Der König ließ sich von seinen Soldaten in einer Sänfte nach Glogau bringen, um hier seine Genesung abzuwarten. —

Der Finkenfang bei Maxen und der Schluß des Feldzuges. Der König nahm sich nicht die Zeit zu seiner Wiederherstellung. Er wollte Dresden noch vor Schluß des Jahres wieder in seinen Händen sehen, und es drängte ihn, auf dem Schauplatze, wo die nächsten Entscheidungen zu erwarten waren, selbst den Oberbefehl zu übernehmen. Am 10. Oktober verließ er Glogau und begab sich zu seiner Armee in Sachsen.

Prinz Heinrich und Feldmarschall Daun standen um diese Zeit einander im Meißener Lande gegenüber. Nachdem Daun eine Zeitlang vergebens versucht hatte, den Prinzen Heinrich, der ihn so unerwartet aus seiner Ruhe aufgestört hatte, wieder aus Sachsen herauszumanövrieren, schien er jetzt willens, Sachsen dem Prinzen zu überlassen und seine Winterquartiere in Böhmen zu nehmen. Nur die Rücksicht auf Dresden, die einzige Siegesfrucht dieses Feldzuges, hielt ihn noch zurück und verzögerte seine Schritte. Daun stand in diesen Tagen (7. bis 13. November) im Lager zu Heinitz, eine Meile südöstlich von Meißen, während der Prinz Heinrich, jetzt verstärkt durch die Armee, die der König unter v. Hülsen aus Schlesien zu ihm hatte stoßen lassen, in der Gegend von Lommatzsch, zwei Meilen westlich von Meißen, lagerte mit dem Hauptquartier in dem Schlosse von Hirschstein, etwa eine halbe Meile westlich Lommatzsch.

Hier traf der König am 13. November ein. Er war hohen Mutes und stolzer Hoffnung voll. Wie er nach dem Unglückstage von Kollin seine großen Siegestage von Roßbach und Leuthen gehabt hatte, so hoffte er, auch diesen unglücklichen Feldzug noch mit einem glänzenden Erfolge, mit der Wiedereroberung von Dresden zu beschließen.

Am 14. November brach Daun mit seiner Armee ostwärts gegen Dresden hin auf. Der König folgte ihm unmittelbar. Er selbst ritt bei der Vorhut, welche die feindliche Nachhut von dem Corps des Generals Sincere noch ein-

holte, als sie das Defilee bei Meißen passieren wollte. Es kam zu einem heftigen Gefecht bei dem Dorfe Korbitz, demselben Orte, wo zwei Monate vorher (21. September) die Generale Fink und Wunsch mit dem österreichischen General Hadik zusammengetroffen waren.* Mit Genugthuung sah Friedrich seine Preußen auch hier mit der alten Tapferkeit kämpfen. Er schrieb aus seinem nächsten Hauptquartier Krögis, an der Meißen-Freiberger Straße, an d'Argens (15. November):

„Gestern** traf ich bei der Armee ein, und Daun machte sich davon. Ich bin ihm so weit gefolgt und werde ihm weiter folgen bis an die Grenzen von Böhmen. Unsere Maßregeln sind von der Art, daß er aus Sachsen nicht ohne beträchtliche Verluste entkommen wird. Der gestrige Tag kostete ihm 500 Mann, die hier in Krögis zu Gefangenen gemacht wurden. Jede seiner Bewegungen wird ihm ebenso viele kosten."

In demselben stolzen Tone war auch eine „Ode an Fortuna" verfaßt, die der König in diesen Tagen an d'Argens sandte.

Durch das Gefecht bei Korbitz war er in der Ansicht bestärkt worden, daß Daun an nichts anderes denke als an seinen Rückzug nach Böhmen, und er war entschlossen, ihn nicht so billigen Kaufes ziehen zu lassen. Die Erinnerung an die Vorgänge bei der Kapitulation von Torgau und Dresden war hier in ihm vielleicht lebendiger aufgestiegen und trug dazu bei, seine Stimmung zu erbittern.

Der König ließ den Feind nach dem Gefecht bei Korbitz durch den General von Wunsch verfolgen, welcher ihn jedoch nicht mehr einholte, und entwarf für den General von Fink, welcher mit seinem Corps (ca. 12000 Mann) bei Nossen bereits in der linken Flanke des Feindes stand, den Befehl, über Freiberg und Dippoldiswalde, ganz um diese linke oder westliche Flanke des Feindes herum, nach Maxen, $2^1/_2$ Meilen südlich von Dresden, zu marschieren, um sich hier in der Felsengegend, welche die Vorhalle zu dem Pirnaer Felsenlabyrinth bildet, im Rücken des Feindes festzusetzen, seine Verbindungen mit Böhmen zu bedrohen, ihm die Pirnaer Gegend zu versperren und ihn vielleicht zu einem weiten Umwege über die Lausitzer Berge zu nötigen. Ein stolzer Plan, welcher Dauns Heer dem Untergange nahe bringen konnte! — Aber wie nun, wenn Daun sich doch Zeit nahm zu seinem Rückzuge nach Böhmen, wenn er sich bei Dresden noch einmal festsetzte und dann vielleicht mit seinen ganzen Kräften über das dreimal schwächere Finksche Corps herfiel! Diese Bedenken mochten dem erfahrenen General von Fink vielleicht im Geiste

---

* Vergl. S. 372.

** Eigentlich wohl „vorgestern"; aber das Gefecht bei Korbitz war am 14. November.

aufsteigen, als er sich nach Empfang der Ordre, nachmittags um 3 Uhr, in das Hauptquartier des Königs begab, um sich von demselben zu verabschieden. Er fand keine besonders gnädige Aufnahme; denn der König glaubte ihn schon in der Ausführung seiner Befehle auf dem Marsche nach Dippoldiswalde-Maxen begriffen.

„Hat Er meine Ordres nicht erhalten?" redete der König ihn an.

„Sehr wohl, Ew. Majestät! Aber — Ew. Majestät halten zu Gnaden — —"

„So mache Er, daß Er fortkommt! Er weiß, daß ich keine Diffikultäten leiden kann!"

Und der arme Fink machte, daß er fortkam, wie einer, dem das Urteil unabänderlich gesprochen ist und der die Thore seines Gefängnisses bereits offen sieht.

Fink marschierte über Freiberg (15. November) nach Dippoldiswalde (16. November); er ließ bei dem Passe von Dippoldiswalde ein Detachement zur Unterhaltung seiner Verbindung mit Freiberg und zu seiner Aufnahme, falls er durch die Übermacht des Feindes zum Rückzuge gezwungen würde, zurück und wandte sich nach Maxen, in dessen zerklüfteter Hügelgegend bei den Ortschaften Maxen, Tronitz und Dohna, gerade auf der Verbindungslinie Dauns mit Böhmen, er sein Lager bezog.

Gleichzeitig mit Fink hatte der König auch den General von Kleist, genannt der „grüne Kleist" nach seinem grünen Husarenregiment, über Augustusburg und Marienberg nach Böhmen detachiert, um die feindlichen Magazine in Saatz, Teplitz und Aussig zu zerstören.

Dem Feldmarschall Daun waren diese Unternehmungen in seinem Rücken nichts weniger als angenehm; er fiel sogleich auf Dresden zurück und nahm seine Stellung südlich von Dresden, hinter dem Plauenschen Grunde (17. November).

Dieser jetzt von rüstigen Wanderern so gern besuchte Grund ist eine Thalkluft zwischen schroffen Felsen und hohen Bergen, durch welche ein kleiner Bach, die Weistritz, sich den Weg zur Elbe nach Dresden gewühlt hat. Am südlichen Ausgange liegt das freundliche Dorf Plauen, bei welchem die einschließenden Felsen zu beiden Seiten, links (östlich) bis Nieder-Haslich und Possendorf, rechts (westlich) bis Würgwitz und Kesselsdorf zurücktreten.

Der Grund zieht sich noch weiter fort bis Potschappel, an den meisten Stellen nicht über 300 bis 400 Schritt breit. Zwischen Potschappel und Dippoldiswalde liegt eine Wildnis von Thalschluchten und Hohlwegen, die sich nach Osten bis Maxen, Dohna und weiter bis Pirna fortsetzt.

Auf dem südöstlichen Rande des Plauenschen Grundes hatte Daun mit ca. 27000 Mann eine sichere und feste Stellung genommen, seine Kavallerie

auf der Ebene zwischen Dresden und Plauen, sein Hauptquartier in Dresden, aber in seinem Rücken belästigt durch das Finksche Corps bei Maxen, in der Front vor sich die Hauptarmee des Königs, welche (18. November) bis Wilsdruff vorrückte und die Vorhut unter Zieten bis Kesselsdorf vorschob, so daß die Zietenschen Husaren in die Thalschlucht des Plauenschen Grundes hinunter und zu den Österreichern nach dem jenseitigen Rande hinüberschauten. In Wilsdruff erhielt der König von Fink die Meldung, daß er die Stellung bei Maxen eingenommen und Dippoldiswalde besetzt habe. Er antwortete: „Gut, aber noch besser wäre es, wenn Ihr das ganze Corps zusammenzöget, damit Ihr Euch im stande befindet, den Feind mit mehrerem Nachdruck zu empfangen. Überdies können die wenigen Bataillone bei Dippoldiswalde bald über den Haufen geworfen werden, weil der Feind — wenn er etwas unternimmt — gewiß mit einer starken Macht ankommen wird.“

Ob Fink, welcher von seiner Stellung aus eine andere Ansicht von seiner Lage haben mußte, recht daran that, diesem Ratschlage des Königs buchstäblich Folge zu leisten? — Er that es, zog das Detachement von Dippoldiswalde zurück und öffnete damit dem Feinde selbst das Angriffsthor auf seine Stellung.

Am 18. November sandte der König an Fink einen Bericht, den er von Zieten aus Kesselsdorf erhalten hatte. Derselbe lautete:

„Ew. Königlichen Majestät überschicke anbei einen von den Österreichern desertierten Korporal. Dieser sagt aus, daß Sincere mit dem Corps der Reserve zwar mit der Armee marschiert, aber eine Stunde hinter derselben bis gegen Dippoldiswalde sich gewendet. Der General Brentano, welcher mit seinem Corps — so wie er gestern im Daunschen Hauptquartiere, welches in der Dresdener Vorstadt in der Gräfin Moschinska Garten sei, erfahren — hätte gestern in Döhlen sein sollen, sei aber, wie er dahin gekommen, nicht mehr dort gewesen, und habe es geheißen, daß er schon nachmittags um 3 Uhr gegen Maxen zu marschiert sei.

Kesselsdorf, den 18. November 1759. Zieten.“

Das Anschreiben des Königs lautete:

„Mein lieber Generallieutenant von Fink! Ich überschicke Euch hierdurch in Einlage den Rapport des Generals Zieten, aus welchem Ihr alles ersehen werdet, und überlasse dieses alles Euern Dispositionen und nötigen Anstalten. Ich bin Euer wohlaffektionierter König. F.“

Eigenhändig hatte der König noch hinzugefügt:

„Er wird entweder mit den Reichern oder mit Sinceren einen Gang haben.“

Fink sah wohl, daß es auch noch einen dritten Fall gab, den der König nicht erwähnte, nämlich, daß er von allen beiden, von den Reichern und Sincern zugleich angegriffen werden könnte, und sah auch, daß es für ihn noch eine Möglichkeit gab, sich aus dem Netze, mit welchem der Feind ihn mehr und mehr umspannte, herauszuziehen, nämlich den Rückzug über den jetzt noch offenen Paß von Dippoldiswalde nach Freiberg. Indessen ein solcher Ausweg entsprach weder der Sinnesweise Finks, noch den Erwartungen, welche der König in ihn setzte, wie jene eigenhändige Nachschrift des Königs: „Er wird .... einen Gang haben!" deutlich erkennen ließ. Er beschloß also, stehen zu bleiben und zu schlagen, wenn auch bei der großen Übermacht des Feindes ohne Aussicht auf Erfolg. Alle Meldungen, die Fink in der nächstfolgenden Zeit an den König schickte, wurden vom Feinde aufgefangen, der bereits alle Zugänge besetzt hatte.

Daun traf unterdessen mit ungewöhnlicher Thätigkeit alle Vorkehrungen, um ein Corps zu Grunde zu richten, das ihn so sehr einengte und ihm die Verbindung mit Böhmen abzuschneiden drohte. Er verständigte sich mit dem Prinzen von Zweibrücken, daß dieser über Dohna dem General Fink in den Rücken fallen solle, während er ihn über Dippoldiswalde in der Front angreifen würde. Da der Paß von Dippoldiswalde von Fink nicht verteidigt war, so wurde er von den Österreichern unter Daun — obschon unter großen Mühseligkeiten, da die Wege durch Schneeregen und Glatteis in sehr üblem Zustande waren — am 20. November morgens erstiegen und besetzt. Darauf wurde der Angriff gegen die Finksche Stellung bei Maxen von drei Seiten gleichzeitig — von Daun über Dippoldiswalde und Reinhartsgrimma, von Sincere und Brentano über Tronitz, von der Reichsarmee über Dohna — eröffnet.

Die Preußen fochten mit gewohnter Tapferkeit; aber die Feinde hatten außer ihrer beinahe vierfachen Übermacht für sich die Vorteile der Stellung auf dominierenden Anhöhen, während jene zum Teil im Grunde standen, und des umfassenden konzentrischen Angriffs. Das feindliche Feuer war ganz auf einen Punkt gerichtet. Das mitten unter den preußischen Reihen liegende Dorf Maxen wurde von den Angreifern in Brand geschossen. Der Rückzug war den Preußen abgeschnitten. Es fehlte ihnen endlich, nachdem man den ganzen Tag gefeuert und alle Patronen verbraucht hatte, an Pulver. Finks Lage, als die Nacht hereinbrach, war eine verzweifelte; aber der tapfere General, der auf so vielen Schlachtfeldern Proben seiner Kriegserfahrung und seines hohen Mutes abgelegt hatte, ließ auch jetzt den Mut nicht sinken. Er versammelte während der Nacht seine Generale um sich und teilte ihnen seinen Entschluß mit: „sich durchzuschlagen oder unterzugehen." Im Nordosten bei Dohna, wo General

von Wunsch den ganzen Tag über die Angriffe der Reicher siegreich zurückgewiesen hatte, war noch eine Hoffnung, daß der Durchbruchsversuch gelingen könnte. General von Wunsch sollte mit der Kavallerie Bahn brechen; aber es gab keinen ungestümen, wilden Todesritt, — die ermüdeten und abgelaufenen Pferde kamen in den durch Schnee und Glatteis fast unzugänglich gewordenen Pässen nur langsam vorwärts oder brachen zusammen. Der Morgen brach an, die Daunschen Kanonen begannen von neuem zu feuern, und Fink mußte sich auch von der Unmöglichkeit des Durchbruchs überzeugen. Er sah keine Wahl mehr, als völlige Vernichtung oder — Gefangenschaft. Fink bedachte, daß er durch die Übergabe in Gefangenschaft das Leben so vieler braver Männer erhalte und bei der großen Anzahl österreichischer Kriegsgefangener, die sich in preußischen Händen befanden, dem Könige immer noch die Möglichkeit lasse, durch Auswechselung seine Gefangenen zu befreien und von neuem in seine Armee einzustellen. Er entschloß sich mit Selbstüberwindung und mit schwerem Herzen, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten. Aber Daun wollte von keiner anderen Bedingung hören, als von Gefangengebung des ganzen Corps. Vergebens versuchte General Fink, wenigstens den General von Wunsch von der Kapitulation ausgenommen zu sehen, da dieser ja ein abgesondertes Corps kommandiert hätte und mit seiner Kavallerie schon zum Teil fortmarschiert wäre; aber Daun bestand darauf, daß auch Wunsch zurückbeordert werden und umkehren müsse. So erfolgte denn der Abschluß dieser unglücklichen Kapitulation von Maxen (21. November), derzufolge das gesamte Finksche Corps das Gewehr strecken mußte.

Die Zahl der gefangenen Mannschaften wurde von den österreichischen Berichten übertrieben auf ca. 15000 angegeben. Das anfänglich im ganzen 12000 Mann starke Finksche Corps war durch die vorangegangenen Märsche und Gefechte bereits bedeutend geschwächt, so daß die ganze Infanterie (nach Tempelhof) nur noch 2836 Mann zählte; 71 Geschütze, 24 Standarten und 96 Fahnen fielen den Österreichern zur Beute. Die Zahl der gefangenen Offiziere betrug 537, darunter acht Generale und einige der ausgezeichnetsten Heerführer der Preußen, wie Jakob Wunsch, der sich vom württembergischen Fähnrich (1737—1739) in Friedrichs Armee zu einem der ersten preußischen Generale emporgeschwungen und sich durch seine Schwabenstreiche seinen Feinden gefürchtet gemacht hatte, auch Mosel, der im vorigen Jahre jenen von den Österreichern überfallenen Transport nach Olmütz geleitet hatte,* endlich Wolfers-

* Vergl. S. 266.

dorf, der bei Torgau durch sein rechtzeitiges: „Bataillon halt, Front! Zum Chargieren fertig!“ den Reichsgeneral Prinzen von Stolberg mit seinem ganzen Stabe wegen des Bruchs der Kapitulation in Prison geschickt hatte,* — sie alle schritten jetzt finstern Mutes, von ihren so oft besiegten Feinden bewacht, nach dem Großen Garten von Dresden, wo ihnen zunächst der Lagerplatz angewiesen ward, — schwere, fast unersetzliche Verluste für den König in diesem vierten Kriegsjahre, in welchem die Heerführer anfingen selten zu werden.

Vor allen verdient der brave General von Fink gewiß die Teilnahme der Gerechten. Er hatte alles gethan, was nur ein General in einer so mißlichen Lage zu thun vermochte; er hatte vom Morgen bis zum Abend heldenmütig gefochten und dem Feinde Fuß für Fuß des Bodens streitig gemacht und endlich, als kein anderes Mittel mehr blieb, sich mit Entsagung der schweren Pflicht unterzogen, für seine Mannschaften, um nicht nutzlos ihr Leben zu opfern, eine Kapitulation mit dem Feinde zu unterhandeln. Dennoch war die Kapitulation eines Armeecorps auf offenem Felde in der preußischen Kriegsgeschichte eine so unerhörte Thatsache, daß sie allgemeines Staunen in der Welt hervorrief und sowohl den König als die ganze Armee mit tiefstem Schmerze erfüllte. Der Spott der Feinde über den „Finkenfang von Maxen,“ über die Niederlage der Preußen in „ihren kaudinischen Engpässen“ drückte den Stachel davon nur tiefer ins Herz, und wir können dem Könige keine Härte vorwerfen, wenn er nach geendigtem Kriege den aus der österreichischen Gefangenschaft zurückkehrenden General von Fink vor ein preußisches Kriegsgericht stellen ließ, welches unter Zietens Vorsitz ihn zu einer einjährigen Festungsstrafe verurteilte, nach deren Abbüßung Fink in dänische Dienste ging. (Er starb 1766.)

Aber schwerlich konnte der König sich selbst von aller Schuld an der Katastrophe von Maxen freisprechen. Es lag in des Königs energischer und offensiver Natur, daß er mitunter auch zu viel wagte, daß er zu sehr auf sein Glück und auf die Fehler seiner Feinde baute. Aber nicht dieser Rechenfehler ist es, den wir ihm zur Last legen; wir fragen, warum der König seinen General in seiner äußerst gefährdeten Lage nicht unterstützt, warum er nicht, vielleicht noch am Tage von Maxen, den Feldmarschall Daun durch einen Angriff auf die linke Flanke seiner Stellung verhindert habe, sich mit seiner Armee gegen Fink zu wenden und ihm das schwere Schicksal zu bereiten? — Allerdings waren seit mehreren Tagen keine Meldungen von Fink mehr bis zum Könige durchgedrungen. Dennoch mußte der König durch die Vorhut Zietens und durch

---

* Vergl. S. 366.

seine ausgesandten Streifparteien von der mißlichen Lage Finks und dem Aufbruche Dauns gegen ihn Kenntnis haben.

Wir finden in den vorhandenen Geschichtswerken (von Tempelhof, Retzow, Archenholtz u. a.) keine Aufklärung hierüber. Möglich, daß der König für sein Verhalten Gründe gehabt, die sich unserer Beurteilung entziehen, möglich auch — und so scheint es uns —, daß er sich hier eines Fehlers schuldig gemacht habe. Wir haben in unserer vaterländischen Geschichte kein Dogma von der Unfehlbarkeit unserer Könige. Unsere Ehrerbietung vor ihnen wird nicht verringert, wenn wir auch unsere Hohenzollernkönige menschlich irren sehen; aber unsere Bewunderung für sie wird gesteigert, wenn wir sie ihre Irrtümer und Fehler glänzend und glorreich wieder gut machen sehen.

Dem Unglück von Maxen folgte noch ein anderes. General Diereke, derselbe, welcher im ersten Kriegsjahre sich aus dem brennenden Zittau durchgeschlagen,* stand mit 3000 Mann unweit Meißen am linken Elbufer und wurde vom Könige zurückberufen. Die Elbe ging mit Eis, und es waren nur wenige Fahrzeuge zum Übersetzen vorhanden; diese wurden, nachdem ein Teil der Abteilung übergesetzt war, von den Österreichern, die unter General Beck mit überlegener Macht angriffen, aufgefangen und zertrümmert. Nach einem blutigen Gefechte fiel Diereke mit allen den Seinigen, die noch nicht über den Fluß gesetzt waren (ca. 1400 Mann), in österreichische Gefangenschaft.

Der sonst so behutsame Daun kam jetzt, durch diese Erfolge gehoben, aus dem Plauenschen Grunde hervor und erwartete, daß Friedrich mit seiner geschwächten Armee vor seinen überlegenen Kräften das Feld räumen würde. Aber Friedrich dachte nicht daran, sondern stellte sich in Schlachtordnung ihm gegenüber und wies ihm mit Kanonenkugeln den Rückweg, so daß Daun wie ein Besiegter wieder in seine feste Stellung hinter dem Plauenschen Grunde zurückging. Von ganz Sachsen, welches Daun durch diesen Feldzug wiedererobert zu haben glaubte, besaß er nichts mehr als Dresden und den Plauenschen Grund.

Der König gönnte Daun auch nicht einen Schritt mehr. Er behauptete sich bis in den Winter hinein in dem festen Lager von Wilsdruff. Der Winter war dieses Jahr außergewöhnlich streng. Die Lagerzelte waren eingefroren und die Leinwand hart wie Bretter. Täglich rückten vier Bataillone ins Lager zur Ablösung, der übrige Teil der Armee kantonierte in den nächsten Dörfern. In den Zelten legten sich die Soldaten übereinander, um sich gegenseitig vor Kälte zu schützen, und Brennholz zu den Wacht- und Kochfeuern war in diesem

---

* Vergl. S. 194.

Winter ein sehr gesuchter Artikel. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig sandte dem Könige ein Hilfscorps von 12000 Mann unter dem Erbprinzen, welches bis Mitte Februar in Sachsen blieb; aber die große Kälte, die mit Schnee und Glatteis bedeckten Wege machten alle Operationen unmöglich. Erst nach Neujahr ließ der König seine Truppen in die Winterkantonierungen einrücken und nahm sein Hauptquartier in Freiberg: „Wir haben uns in dieses armselige Häuschen zurückgezogen, Daun hat ein Gleiches gethan, und dieser unheilvolle Feldzug («cette campagne infernale») hat, wie alle Dinge, wirklich sein Ende erreicht.“

So schloß dieses vierte Kriegsjahr, unglücklicher als alle früheren dieses dritten Schlesischen Krieges. Der König hatte viele und schwere Unfälle in demselben erlitten und war für Momente nahe daran, alles verloren zu geben. Eins aber bleibt dabei tröstlich und erhebend: Der König hat niemals, auch in den schwersten Lagen des Vaterlandes nicht, daran gedacht, den Frieden durch eine Abtretung von Land und Leuten zu erlangen. Hätte er dies gewollt, wie leicht wäre es ihm geworden, durch die Abtretung eines Teiles von Ostpreußen an Rußland, oder von Schlesien an Österreich, oder von Kleve an Frankreich für sein übriges Land den Frieden zu erlangen. Aber wir finden auch nicht eine Spur von Friedensanerbietungen des Königs in diesem Sinne. Alle seine Lande, sowohl die rote Erde Westfalens, wie der Dünensand der Küsten Pommerns und Ostpreußens, hatten gleichen Anspruch auf seinen königlichen Schutz, standen dem hohenzollernschen Scepter und dem Herzen des Königs gleich nahe, und dieses stolze Bewußtsein stärkte das Gemeingefühl und die Vaterlandsliebe aller Preußen, und aus diesem schöpfte Preußens Volk und Heer nach den schwersten Niederlagen antäenhaft immer wieder neue Kraft.

Preußen hatte keine Mittel mehr zur Aufbringung der schweren Kriegssteuern, es hatte keine Männer mehr, um die Opfer, welche die blutigen Schlachten und Anstrengungen des Heeres forderten, zu ergänzen; aber Preußen hatte noch seinen König, den kein Sturm zu beugen, kein Ungemach zu schrecken vermochte, und mit diesem Könige stand oder fiel das ganze stolze Preußen, der Königsbau der Hohenzollern.

Das fünfte Kriegsjahr 1760.

Kriegs- und Friedensaussichten. Das Jahr 1760 begann unter den traurigsten Aussichten für Preußen. Die preußische Staatsverwaltung gewährte zwar die erforderlichen Hilfsmittel für einen kurzen Krieg; aber für eine Reihe von Feldzügen hatte sie nicht die notwendige und unentbehrliche Nachhaltigkeit. Der alte Schatz war verbraucht. Der Jude Ephraim that zwar mehr als seine Schuldigkeit bei dem eingeführten Münzverschlechterungssystem; aber dieses lähmte den inneren Verkehr. Die außerordentlichen Kriegssteuern, zu denen insbesondere Sachsen, Mecklenburg und die Anhaltischen Fürstentümer herangezogen wurden, reichten bei weitem nicht aus für die Bedürfnisse des Staats. Die Pensionen wurden nicht ausgezahlt, man behielt auch die Gehälter inne, alles Geld floß in die Kriegskasse zusammen. Das ganze Staatsleben war davon abhängig, wie die Würfel des Krieges fallen würden.

Die Werbungen im Inlande reichten nicht mehr aus, um die Lücken in der Armee wieder zu füllen, um so weniger, da die Feinde sich weigerten, den Austausch der Gefangenen — wie er in den vorangegangenen Kriegsjahren üblich gewesen — für die Folge fortzusetzen. Es wurde über das ganze Deutsche Reich ein förmliches Werbesystem für die preußische Armee ausgebreitet. Die Werbung war nicht allein Offizieren anvertraut, sondern fahrenden Abenteurern, die sie als ein Geschäft betrieben und dabei nicht gerade reell verfuhren. Der preußische Oberst von Colignon, „ein zu diesem Geschäft von der Natur geschaffener Mann" — wie Archenholtz sagt —, hatte eine förmliche Fabrik von Patenten eingerichtet, durch welche er jungen Leuten, Kaufmannsdienern, Studenten u. s. w. Offizierstellen in den preußischen Regimentern verlieh. Ungeratene Söhne entliefen ihren Vätern oder Brotherren, um sich solche Patente zu kaufen, eilten dann nach Magdeburg, wiesen ihre Patente vor und wurden hier unerbittlich als gemeine Rekruten eingestellt. Da half kein Widerstreben, — der preußische Korporalstock that das übrige.

Daß auf diese Weise der Wert der Armee sinken mußte, ist natürlich; dennoch wurde auch dieses schlechte Material allmählich verbessert und veredelt. „Allerdings" — sagt der spätere preußische General von Tempelhof — „war ein großer Unterschied zwischen der gegenwärtigen Armee und derjenigen, welche die Schlachten bei Prag, bei Roßbach und Leuthen gewonnen hatte; allein so schlecht war sie doch in der That nicht, wie sie verschiedene Schriftsteller machen wollen. Die Regimenter, die der Prinz Heinrich in Schlesien unter seinen Befehlen hatte, bestanden noch aus alten, versuchten Soldaten, und eine Menge der darin befindlichen Ausländer hatte den preußischen Geist angenommen. Viele der achtzehnjährigen, aus den Kantons gehobenen märkischen und pommerschen Bauernjungen hatten zwar noch keinen Feind gesehen; aber es fehlte ihnen doch nicht an Mut, und sie thaten es bei jeder Gelegenheit den ältesten Kriegern gleich. Dies war die Wirkung des Nationalgeistes, die Begierde, an dem Ruhm des preußischen Soldaten teilzunehmen, die selbst auf die Gesinnungen der Ausländer Einfluß hatte. Wenn man — und dies kann man gewiß nicht — dem gemeinen Mann nicht alles Gefühl von Ehre absprechen will, wenn er so edler Gesinnungen und Handlungen fähig ist als der Offizier, so wird man sich leicht überzeugen, daß der Ausländer und, wenn man will, selbst der Überläufer nach und nach die Gesinnungen des Regiments, bei dem er dient, und den Geist der Armee annimmt, von der er sich als einen Teil betrachtet. Die Erzählungen so vieler gewonnenen Schlachten, die Beschreibungen des Mutes und der Standhaftigkeit nach erlittenen tödlichen Niederlagen, der Unerschrockenheit bei dem Anblick so vieler und so sehr überlegener Feinde machten überall in ganz Deutschland und bei entfernten Nationen einen solchen Eindruck, daß man den preußischen Soldaten als einen Soldaten von höherer Art ansah. Man zog Parallelen zwischen ihm und den Soldaten anderer Mächte, wog ihre Verdienste gegeneinander ab, fand den Ausschlag größtenteils auf seiner Seite und dachte sich ihn als das Muster aller Krieger. Daß dies das allgemeine Urteil im Reiche, in England, Frankreich, Italien &c. war, wußte selbst der Vagabunde, auch der Überläufer so gut wie ein anderer, und dies bewog viele, sehr viele, solange sie in preußischen Diensten waren, brav zu sein. Daher erhielt die preußische Armee sich während des langwierigen Krieges im ganzen immer bei dem Ruhme, mit dem sie ihn eröffnete."

Diese Betrachtungen eines alten und erfahrenen Soldaten Friedrichs des Großen, denen wir in jeder Beziehung beipflichten, mögen uns das Wunder erklären, wie der König mit einem Heere, das nicht ein nationales genannt

werden konnte, das aber von seinem Geiste erfüllt war, solche Großthaten vollbringen und solche Erfolge erringen konnte.

Auch in anderer Beziehung war Friedrichs militärische Lage weit übler als in den früheren Kriegsjahren. Die starke Stellung, in welcher Friedrich früher seine Angriffe vorbereiten konnte, war durchbrochen. In dem System von festen Plätzen, auf welche er dieselbe stützte, nämlich: Magdeburg, Stettin, Glogau, Breslau, fehlte jetzt der wichtige Platz Dresden. Dadurch war der Besitz von Sachsen unsicher, die Verbindung von Sachsen mit der Lausitz und Schlesien, sowie die Mark Brandenburg selbst bedroht. Die Vereinigung der russischen und österreichischen Armeen auf schlesischem Boden war auch durch eine Schlacht, welche bei Friedrichs Mindermacht immer ein Wagnis war, nicht mehr zu verhindern.

Friedrich betrieb mit gewohnter Energie seine Rüstungen für den nächsten Feldzug und handelte, wie es die Notwendigkeit gebot; aber sein Herz war von Gram und Sorgen beschwert. Nur seine Vertrauten ahnten, wie es in diesem aussah.

Zu dem englischen Gesandten, Sir John Mitchell, äußerte Friedrich eines Abends (im Lager zu Schlettau, 23. Mai): „Die Schwierigkeiten, welche ich in dem letzten Feldzuge zu bekämpfen hatte, waren endlos: eine solche Menge von Feinden stritt gegen mich; Pommern, Brandenburg, Sachsen, die Grenzen von Schlesien wurden alle bedroht und oft genug zu derselben Zeit. Wenn ich einer völligen Vernichtung entging, muß ich das hauptsächlich dem Unverstand meiner Feinde zuschreiben, die solche Vorteile gewannen, aber nicht die Fähigkeit besaßen, sie auszunutzen. Die Erfahrung heilt die Menschen oft von ihren Fehlern: ich kann nicht erwarten, im Laufe dieses Feldzuges durch ein ähnliches Benehmen von ihrer Seite Nutzen zu ziehen; urteilen Sie danach, ob es ein leichter Feldzug sein wird, mon cher!“ —

An den Grafen Algarotti in Bologna schrieb Friedrich (aus Freiberg i. S., 10. März 1760):

„Es ist gewiß, daß wir im letzten Feldzuge nur Unglück gehabt und daß wir uns fast in der Lage der Römer nach der Schlacht von Cannä befunden haben; zum Glück für uns könnte man in gleicher Weise auf unsere Feinde das Wort des Barkas zu Hannibal anwenden: «Zu siegen verstehst du, aber nicht den Sieg zu benutzen!» — Um mein Unglück voll zu machen, plagte mich gegen Ende des Feldzuges ein heftiger Anfall von Gicht, welcher beide Beine und die linke Hand ergriffen hatte. Alles, was ich thun konnte, war, mich fortzuschleppen, um Betrachter unserer Niederlagen zu sein. Ich muß es bekennen, wir haben eine furchtbare Welt gegen uns; wir haben die äußersten Anstrengungen nötig, um ihr zu widerstehen, und man darf sich nicht wundern,

wenn wir oft eine Schlappe erleiden. Der irrende Jude, wenn er jemals existiert hat, führte kein so irrendes Leben, wie das meinige ist. Man wird zuletzt wie die fahrenden Komödianten, die keinen Herd, keine Heimat haben; wir ziehen durch die Welt, um unsere blutigen Tragödien da aufzuführen, wo unsere Feinde uns eben erlauben, die Bretter aufzuschlagen. Wir armen Thoren! Nur einen Augenblick haben wir zu leben, und diesen verbittern wir uns selbst; wir gefallen uns darin, die größten Werke der Industrie und der Zeit zu vernichten und ein trauriges Andenken unserer Verwüstungen und all des Unheils zu hinterlassen, das wir angestiftet haben."

Zuweilen leuchtete wohl ein Schimmer von Friedenshoffnungen durch die von neuem sich türmenden Kriegswolken hindurch, und die Uneinigkeit von Friedrichs Gegnern über die durch den Kampf zu erreichenden Ziele schien diesen Hoffnungen einige Nachhaltigkeit zu geben. Die Zarin Elisabeth verlangte, daß ihr ganz Ostpreußen in dem zu erwartenden Friedensschlusse zugesichert würde. Der Wiener Hof erinnerte nun wohl den Petersburger daran, daß Frankreich nicht so weit gehen würde, das Land, auf welches sich die preußische Königskrone gründe, dem Könige zu entziehen. Als jedoch (im März 1760) der russische Hof einen Traktat vorschlug, nach welchem Österreich sich anheischig machen sollte, das Schwert nicht eher in die Scheide zurückzuführen, als bis Rußland des dauernden Besitzes von Preußen versichert wäre, wies der österreichische Gesandte dies nicht von der Hand, sondern forderte nur die entsprechende Verpflichtung, daß auch Rußland die Waffen nicht niederlegen dürfe, bis Schlesien und Glatz wieder an Österreich gelangt wären. Was lag auch Maria Theresia daran, ob Preußen, für dessen Germanisierung das Haus Österreich nichts gethan hatte, dem deutschen Namen verloren und an Rußland überging, wenn sie nur Schlesien wiedererhielt! Sie lebte nun einmal der Überzeugung, daß Österreich nicht allein nicht zu seinem alten Range aufsteigen, sondern auch in sich selbst zu keiner ruhigen Entwickelung gedeihen werde, solange die preußische Krone demselben mächtig gegenüberstehe, zumal wenn ein Friedrich II. sie trage. Politik und Religion, Haß und Ehrgeiz wirkten hierbei zusammen; das Vergangene, welches zur Feindseligkeit berechtigte, und die Zukunft, welche man den Nachfolgern sichern wollte. Es war daran gedacht worden, Preußen an den Thronfolger in Rußland, Peter, zu überlassen, der dafür sein Holstein-Gottorpsches Erbe, Holstein, an Dänemark abtreten sollte, um diese Macht für die große Allianz zu gewinnen. Der Gedanke war in Rußland gefaßt, aber von Peter abgelehnt worden; Maria Theresia nahm ihn wieder auf. Indessen war den Franzosen das Anerbieten gemacht, sich für ihre

Verluste zur See durch Eroberungen in Deutschland zu entschädigen. Sie waren damals in Oberdeutschland im Übergewicht. Broglie hatte Kassel wieder genommen und behauptete sich in Hessen. Die Franzosen machten Ansprüche auf Mainz. Auch die oberdeutschen Fürsten, die sich zuweilen auf die Seite von England geneigt hatten, fügten sich jetzt in eine erniedrigende Abhängigkeit von Frankreich. Der Wiener Hof kannte und duldete die Zugeständnisse derselben an Frankreich. „Wie kann man Konzessionen dieser Art nicht allein machen, sondern hervorrufen und doch zugleich das deutsche Kaisertum verwalten wollen?" ruft L. von Ranke.* Eigentlich in dem Siebenjährigen Kriege hat Österreich sich des deutschen Kaisertums in seiner Idee entäußert. Unangegriffen, um einen verlorenen Besitz wiederzuerwerben, setzte es alle nationalen Interessen hintenan. Noch war Preußen weit entfernt davon, die höchste Gewalt in Deutschland ergreifen zu können, oder auch nur zu wollen. Es ist wohl so, daß Friedrich thatsächlich das deutsche Interesse vertrat; das geschah doch nur, indem er das eigene, das preußische, wahrnahm.

Auch der Minister Choiseul riet der Kaiserin Maria Theresia, sich mit der Erwerbung von Glatz zu begnügen, wenn Friedrich sie als Preis des Friedens gewähren wolle. Davon hing großenteils der allgemeine Friede ab. Aber was gehörte nicht dazu, um Friedrich auch nur zur Abtretung von Glatz zu vermögen!

Auch die Friedensverhandlungen zwischen Versailles und Westminster führten zu keinem Resultate. England stellte im Bewußtsein seiner Siege und bedeutenden Eroberungen jenseit des Oceans hohe Forderungen und hielt mit ehrenhafter Treue an der Bedingung fest, daß Preußen ohne irgendwelche Verkürzung an Land und Leuten in den Frieden mit eingeschlossen würde. Der Haß der den König Ludwig XV. beherrschenden Maitresse gegen König Friedrich war aber noch nicht abgekühlt; sie hielt allen Warnstimmen nur das ebenso frivole, als verhängnisvoll prophetische Wort entgegen: «Après nous le déluge!» (Nach uns die Sündflut!) So wurde statt des ersehnten Friedens das kriegerische Bündnis zwischen den drei Mächten Frankreich, Österreich und Rußland, oder richtiger — da es sich ja doch nur um dynastische Interessen und persönliche Leidenschaften handelte — zwischen den drei Frauen: der Pompadour, der Kaiserin Maria Theresia und der Zarin Elisabeth gegen König Friedrich nur fester geschlossen. Nicht minder verharrten Schweden und die im Solde Frankreichs stehenden deutschen Fürsten bei dem Bunde, dessen

* L. von Ranke: „Zur Geschichte von Österreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg," ein treffliches Werk des berühmten Historiographen, dessen Benutzung von dem Herrn Verfasser uns gütigst gestattet wurde.

Seele, wie bisher, mit ihrem starken und festen Willen die Kaiserin Maria Theresia blieb.

Als Friedrich die Friedensverhandlungen zwischen England und Frankreich, auf die er seine Hoffnungen für Wiederherstellung des allgemeinen Friedens setzte, scheitern sah, schrieb er an den Herzog Ferdinand von Braunschweig: „Wir laufen große Gefahr, ohne Hilfe dem Untergange geweiht zu sein, und die innere Güte unserer Truppen nimmt zusehends ab. Sie können nur unsere Grabschrift machen."

In der That: unglücklich hatte der vorjährige Feldzug geendet; wenn der bevorstehende noch unglücklicher endete, so war er die Grabschrift der preußischen Monarchie und des hohenzollernschen Königtums. —

Vorspiel. Das Regiment von Manteuffel bei Neustadt und General von Fouqué bei Landeshut. Die Gegner Friedrichs hatten für das Jahr 1760 seine Vernichtung beschlossen; nur über die Wege, wie dieses Ziel am nächsten zu erreichen sei, waren sie verschiedener Ansicht, weil jede der Mächte ihre besonderen Interessen im Spiele hatte. Rußland wünschte, die Eroberung Preußens zu sichern und an der Ostseeküste vorzudringen; eine neue Belagerung Kolbergs, bei welcher eine schwedisch-russische Seemacht und eine ausschließlich russische Landmacht zusammenwirken sollten, um die bisher unbesiegte kleine Festung am Ostseestrande zu Falle zu bringen, dies war es, was Soltikow zunächst beabsichtigte. Frankreich aber und sein Bevollmächtigter Montalembert drangen dahin, daß die Russen Stettin belagern möchten. Der König von Polen bat um die Vollendung der Befreiung Sachsens, und Kaiserin Maria Theresia dachte an nichts als an die Eroberung von Schlesien. Ihre Vorstellungen und Bitten, unterstützt durch Schmeicheleien, Bestechungen und Versprechungen, drangen endlich auch bei dem russischen Hofe durch. Soltikow sollte mit dem russischen Hauptheer nach Schlesien vorrücken und Breslau belagern, wozu Österreich das nötige Belagerungsgeschütz aus Böhmen zu schicken versprach; ein kleineres Corps sollte nach Pommern streifen und gemeinsam mit den Schweden eine zweite Belagerung Kolbergs unternehmen. Feldmarschall Daun behielt den Oberbefehl der österreichischen Hauptarmee, sowie der Reichsvölker in Sachsen. Dagegen sollte General Laudon mit einer besonderen österreichischen Armee in Schlesien in Gemeinschaft mit den Russen operieren. Es war Maria Theresias eigene Wahl, daß sie an Stelle des zögernden Fabius Daun den kleinen, unternehmenden Schotten, der bei Olmütz und Hochkirch und besonders noch im Vorjahre bei Kunersdorf im österreichischen Heere und Volke sich einen gefeierten Namen gemacht, an die Spitze

ihrer Armee in Schlesien stellte, und ihre Wahl war auf keinen Unwürdigen gefallen.

König Friedrich übernahm für sich in diesem Jahre als Hauptaufgabe die Verteidigung von Sachsen und überließ es dem Prinzen Heinrich, die Russen fernzuhalten. Pommern mußte auch dieses Jahr sich selbst schützen, und der wackere Heyde in Kolberg hatte den Sturm der verbündeten Russen und Schweden abzuwehren.

Der Prinz Heinrich nahm sein Hauptquartier in Sagan. General von Fouqué bewachte den wichtigen Paß von Landeshut an und hatte seine Posten unter Generallieutenant von der Goltz weit hinaus in das Gebirge, ostwärts über Neisse bis gegen Jägerndorf vorgeschoben. General Laudon, der auf der anderen Seite des Gebirges, 32000 Mann stark, in Mähren lag, beschloß, diese vorgeschobenen Posten zurückzudrängen, vielleicht auch, bei gutem Glücke, einen oder den anderen derselben aufzuheben. General von der Goltz war auf der Hut und zog seine am weitesten vorgeschobenen Posten hinter die Grenze gegen Neisse zurück. Zu diesen gehörte auch das Infanterieregiment von Manteuffel in Neustadt (zwischen Jägerndorf und Neisse), von dem wir hier eine kurze und rühmliche Episode zu berichten haben.

Du kennst noch, verehrter Leser, dieses tapfere pommersche Regiment von dem Vorabend und der Schlacht bei Leuthen* und kennst auch die derbe, hanebüchene Art der Pommern, die nicht viel reden, sondern lieber dreist zuschlagen und jedenfalls halten, was sie versprechen. General von der Goltz aber ist derselbe, welcher dem verstorbenen Prinzen August Wilhelm nach dem Unfall von Zittau auf der Wiese von Bautzen jene unangenehme Botschaft des Königs auszurichten hatte („Se. Majestät lassen Ew. Königlichen Hoheit sagen“ 2c.).**

Das Regiment von Manteuffel hatte nun in der Ausführung jenes Befehls des Generals von der Goltz in der Morgendämmerung (des 15. März) Neustadt verlassen und war auf dem Marsche nach Neisse begriffen, da zeigten sich auf den umliegenden Höhen feindliche Reiter. Vier österreichische Regimenter (ca. 4000—5000 Mann) waren hinter den Höhen aufgestellt und hatten das preußische, kaum 2000 Mann starke Regiment fast umzingelt. Ein feindlicher Offizier als Parlamentär mit einem Trompeter sprengte an den General von der Goltz heran und forderte ihn in höflicher Weise im Namen des Generals Laudon zur Übergabe auf, da dieser über ein bedeutend überlegenes Corps befehle. General von der Goltz dankte ebenso höflich, und das Regiment setzte seinen Marsch auf der geraden Straße nach Neisse ruhig fort. Da sah es

---

* Vergl. S. 227 u. f. — ** Vergl. S. 195 u. f.

plötzlich nahe bei Buchelsdorf ein fünftes österreichisches Regiment quer über die Straße hin aufgestellt und ihm den Weg sperren. Gleichzeitig näherte sich noch einmal der Parlamentär mit seinem Trompeter und wiederholte seine frühere Aufforderung an den General von der Goltz, diesmal jedoch mit dem Zusatz der Drohung, daß im Ablehnungsfalle die Mannschaften sämtlich bis auf den letzten Mann niedergemacht werden sollten. Der General bat den Offizier, sich die Antwort von den Mannschaften selbst zu holen. Er führte ihn vor die Front des Regiments und redete darauf dieses an:

„Soldaten! Dieser Herr hier kommt, um Euch unter ehrenvollen Bedingungen zur Ergebung aufzufordern. Der Feind ist ihrer 5000 stark und Ihr — nun Ihr wißt ja selber, wieviel jeder von Euch wert ist. Ergebt Ihr Euch zu Gefangenen, so sollt Ihr eine gute Behandlung zu erwarten haben und auch Euer ganzes Gepäck behalten. Verweigert Ihr die Übergabe, so sollt Ihr alle bis auf den letzten Mann niedergehauen werden. Das sagt uns dieser Herr hier. — Nun will ick Jug fragen, leiwen Landslüde," setzte er nach einer kurzen Pause in heimatlicher Mundart hinzu, „wat seggt Ji nu dortau? Wat wollt Ji dorbi dauhn?"

„„Wir woll'n ihm wat schieten,"" brummten einige tiefe Baßstimmen zwar vernehmlich, aber nicht lauter, als der Respekt auf die Frage des hohen Vorgesetzten gestattete. Als aber dieser sein vergnügt schmunzelndes Antlitz zeigte und ihnen beifällig zunickte, da brüllte der ganze volle Chorus kräftig und einstimmig nach: „„Wir woll'n ihm wat schieten, Excellenz!"" in so festem und bestimmtem Tone, daß an dem Ernst und der Aufrichtigkeit ihrer Willensmeinung kein Zweifel blieb und daß der österreichische Parlamentär entsetzt sein Roß und seinen Rücken wandte und spornstreichs davonjagte, als ob es hinter ihm bereits losginge.

Bald darauf stürmten die vier feindlichen Kavallerieregimenter zur Attacke an. Das Regiment von Manteuffel schloß sich zu Vierecks um seine Fahnen, erwartete stehenden Fußes mit gefälltem Bajonett kaltblütig den Angriff und gab dann aus nächster Nähe seine todbringenden, krachenden Salven, worauf die Reiter schleunigst zur Flucht sich wandten. Dann setzten die Vierecks mit schlagenden Tambours ihren Weg auf der Straße fort und brachen sich im Sturmschritt Bahn durch die Feinde. Noch sechsmal wiederholten die Feinde ihre Angriffe, stets mit demselben Erfolge, zuletzt in dem Engpasse zwischen Siebenhufen und Steinau. Als die preußischen Vierecks auch diesen durchschritten hatten, stand Laudon von weiteren Angriffen ab, und die Pommern erreichten mit verhältnismäßig geringen Verlusten (35 Tote und ca. 100 Ver-

wundete und Gefangene) das Ziel. Der Feind hatte mehr als das Dreifache verloren. So hatten die Pommern ihr Versprechen erfüllt.

Einen schweren Stand hatte General von Fouqué bei Landeshut. Gegen Ende Mai brach General Laudon östlich von Landeshut in Schlesien ein. Fouqué war der Meinung, daß seine Absichten gegen Schweidnitz, vielleicht gegen Breslau selbst gerichtet seien, verließ den Paß von Landeshut und eilte in die Ebene hinab, um gegen Laudon zu manövrieren. Laudons wahre Absicht war aber nur, Fouqué von diesem Posten abzuziehen und gegen Glatz vorzurücken, um diese Festung einzuschließen. Der König, der diese Absicht Laudons durchschaute, schrieb unwillig an Fouqué: „Ich dank es Euch mit dem Teufel, daß Ihr meine Berge verlassen habt! Schafft mir meine Berge wieder, es koste, was es wolle!" — Fouqué, der „Ritter ohne Furcht und Tadel," Großmeister des Bayardordens aus des Königs glücklicher Rheinsberger Zeit,* las tief verletzt diese Sprache seines königlichen Freundes. Die Stellung bei Landeshut zu behaupten, wären 40000 Mann erforderlich gewesen; Fouqué hatte nur wenig über 10000 Mann und eine vierfache Übermacht unter dem geschicktesten aller österreichischen Generale, unter Laudon, gegen sich; aber er war entschlossen, den Willen des Königs zu erfüllen. Er sammelte seine Generale um sich (16. Juni), las ihnen den Befehl des Königs vor und fügte hinzu: „Es scheint also, meine Herren, daß wir Landeshut wieder nehmen müssen. Laudon wird dann zunächst mit seiner Hauptmacht gegen uns heranrücken, und wir müssen dann als wahre Preußen so lange aushalten als möglich, an keine Übergabe in offenem Felde denken, sondern, auch wenn wir geschlagen werden, uns bis auf den letzten Mann verteidigen. Im Falle eines Rückzuges werde ich unter den Letzten sein, die das Feld verlassen, und sollte ich das Unglück haben, einen solchen Tag zu überleben, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nie wieder ein preußisches Schwert aus der Scheide ziehen werde."** Am folgenden Tage kam Fouqué wieder nach Landeshut, vertrieb die Österreicher aus dem Passe und meldete dem Könige: „Ew. Majestät Wille soll hier ausgeführt werden, solange ein Mann von uns am Leben ist."

Am 23. Juni morgens 2 Uhr rückte Laudon mit dreifacher Übermacht und von drei Seiten her gegen Fouqué vor. Fouqué verteidigte eine Höhe

---

* Vergl. I. S. 414.

** So nach der Lebensbeschreibung Fouqués von seinem Enkel und nach Stenzels Geschichte des Siebenjährigen Krieges. L. von Ranke bezweifelt die Richtigkeit des Wortlauts dieser Rede, führt jedoch an, daß Fouqué (16. Juni) an König Friedrich geschrieben habe: „J'espère que la fortune nous secondera, quoique le cas soit fort douteux."

nach der anderen, solange eine Verteidigung möglich war, bis nur noch eine übrig war, auf welcher der General selber sich befand. Laudon ließ den preußischen Befehlshaber, wie in einer Festung, förmlich auffordern, sich zu ergeben; aber der Furcht- und Tadellose gedachte der Inschrift auf dem Bayardorden: „Vive qui ne se rend pas!“ und gab mit Kugeln die Antwort. Die Stadt Landeshut war von den Österreichern genommen, fast alle Patronen waren verfeuert, da schickte Fouqué seine ganze Kavallerie bis an den Bober voraus, bildete aus den Trümmern seines Fußvolks ein Viereck und bahnte sich mit dem Bajonett einen Weg. Er gelangte mit seiner kleinen Schar über den Bober, ward aber jetzt von verschiedenen Seiten von den österreichischen Kavalleriemassen angefallen. Fouqué selbst wurde gefährlich am Kopfe verwundet und stürzte zugleich mit seinem unter ihm totgeschossenen Pferde zu Boden. Viele seiner Soldaten umringten ihn, um ihn zu schützen —, sie sanken um ihn und neben ihm. Schon hatte ein feindlicher Dragoner den Säbel zum Todesstreich gegen ihn erhoben, da warf der getreue Reitknecht Trautschke sich über den Körper seines Herrn und fing mit seinem Leibe die Streiche auf, die jenem galten, indem er aus vollen Kräften schrie: „Wollt Ihr denn den kommandierenden General töten?“ — Da sprengte der Kommandeur des österreichischen Dragonerregiments, Oberst Voit, herbei, rettete ihn und empfing den Degen des Helden, den dieser nie wieder zog. Er hatte sein Gelübde ritterlich und treu gehalten. Die österreichischen Offiziere, hohe wie niedrige, wetteiferten, ihm ihre Hochachtung zu bezeigen. Der Oberst Voit ließ sein Paradepferd herbeiführen und bat ihn, es zu besteigen. „Ich würde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute beflecken,“ sagte Fouqué ablehnend. Voit erwiderte: „Es wird unendlich gewinnen, wenn es mit dem Blute eines Helden gefärbt wird.“

600 Preußen waren bei den preußischen Thermopylen von Landeshut geblieben, 1800 verwundet worden. Die Reiterei und ein kleiner Teil des Fußvolks, ca. 1500 Mann, hatten sich durchgeschlagen und erreichten glücklich Breslau. Fouqué wurde mit 4000 Mann zu Kriegsgefangenen gemacht.* Die Österreicher zählten an 3000 Tote und Verwundete.

So war das Thor von Schlesien nach rühmlicher Verteidigung gesprengt. Die nächste Folge war die Umschließung und Belagerung von Glatz. —

König Friedrich in Sachsen. König Friedrich brach im Jahre 1760 erst spät aus den Winterquartieren in der Freiberger Gegend auf. Am 25. April

---

* Fouqué wurde nach dem Frieden Gouverneur von Glatz und General der Infanterie und starb 1773.

verließ er die Kantonierungen bei Freiberg und bezog ein festes Lager weiter nördlich, die Linke bei Meißen und an der Elbe, die Rechte bei dem Dorfe Katzenhäuser, das Centrum und Hauptquartier in Schlettau. Ihm gegenüber standen Daun und Lacy zum Schutze Dresdens auf beiden Ufern der Elbe. Von hier aus erließ er (11. Juni) jene gebieterische Ordre an Fouqué, die verlassene Stellung im Passe bei Landeshut wieder einzunehmen und bis auf den letzten Mann zu behaupten. Doch Friedrich war nicht willens, seinen General und Ritter des Bayardordens im Stiche zu lassen. Am liebsten wäre er mit seiner ganzen Armee ihm zu Hilfe geeilt, wenn ihn nur diese Daun und Lacy dazu hätten kommen lassen.

In der Nacht vom 14. zum 15. Juni überschritt der König unterhalb Meißen die Elbe, und am folgenden Tage lagerte er sich bei Broschwitz, wo die Straße nach Großenhain und nach Radeburg sich gabelt. Eine Meile südlich von letzterem Orte, bei Bernsdorf, lagerte das Corps Lacys, der sein Hauptquartier in Moritzburg, einem Lustschlosse des Kurfürsten von Sachsen, hatte. Gegen Lacy beschloß der König, demnächst zum Angriff überzugehen, um ihn zu schlagen, sich den Weg nach Schlesien zu öffnen und den General Fouqué aus seiner schwierigen Lage zu befreien. Als er jedoch (19. Juni morgens) gegen Bernsdorf vorrückte, war Lacy ihm wieder entwischt und hatte sich nach Reichenberg näher an Daun herangezogen, der seine rechte Flanke durch den Marsch des Königs bedroht glaubte. Eine Woche lang lagerte Friedrich hier dem vereinigten Heere von Daun und Lacy gegenüber, da die feste Stellung und Übermacht des Feindes einen Angriff nicht ratsam erscheinen ließ. Da verkündigte ihm (25. Juni) das Freudenfeuer im feindlichen Lager die Niederlage Fouqués bei Landeshut.

Der König mußte eilen, Glatz zu retten. Daun und Lacy blieben ihm aber auf seinem Marsche nach Schlesien fortwährend zur Seite und im Rücken und hemmten seine Schritte. Während der König durch Lacy aufgehalten wurde, gelang es Daun, ihm einen Vorsprung abzugewinnen und Bautzen vor ihm zu erreichen (4. Juli). Die Möglichkeit, Glatz zu entsetzen, war damit dem Könige abgeschnitten. Dieser faßte nun geschwind einen anderen Plan. Er kehrte plötzlich um und warf sich mit seiner ganzen Macht auf Lacy, der schleunigst auf Dresden zurückging. Friedrich folgte ihm und beschloß, sofort zum Angriff auf Dresden überzugehen.

Am 10. Juli kam Lacy wieder bei Dresden an und vereinigte sich hinter dem Plauenschen Grunde mit den Reichsvölkern des Prinzen von Zweibrücken. Der König lagerte in der Nacht vom 10. zum 11. Juli auf dem rechten Elbufer in Dauns alter uneinnehmbarer Stellung bei Reichenberg.

Der Prinz von Zweibrücken mit Lacy wollten es nicht vor den Mauern von Dresden noch zur offenen Feldschlacht kommen lassen. Er warf noch 10000 Mann zur Verstärkung der Besatzung nach Dresden und zog sich bis an den Rand der Pirnaer Felsgegend zurück. Der König ließ unterhalb Dresden bei Kaditz eine Schiffbrücke über die Elbe schlagen, ging mit der Armee über, führte sie um die West- und Südseite von Dresden herum und bezog ein Lager auf der Südostseite, bei Gruna, hinter dem Großen Garten. Der Prinz von Holstein-Beck blieb mit einem kleinen Corps auf dem rechten Elbufer vor der Neustadt Dresden, bei dem Weißen Hirsch.

In der Nacht vom 13. zum 14. Juli wurden Batterieen gebaut. Das Belagerungsgeschütz wurde noch von Magdeburg erwartet; aber bereits am Sonntag den 14. Juli morgens sechs Uhr begann die Beschießung mittels 25pfündiger Haubitzen. Die Bestürzung der Bevölkerung Dresdens, welcher noch die Schrecken der vorjährigen Belagerung im frischen Gedächtnis waren, war groß. Derselbe österreichische General Macquire, welcher Dresden im vorigen Jahre belagert hatte, erklärte jetzt als Gouverneur der Hauptstadt, daß er sie bis auf den letzten Mann verteidigen würde; er hoffte noch immer, daß der König aus Achtung für die kurfürstliche Residenz von dem Bombardement Abstand nehmen würde. Aber der zürnende Preußenkönig wollte keine Rücksichten mit einem Reichsfürsten nehmen, der sich seinen erbittertsten Feinden im Reiche beigesellt hatte, und ließ seine ultima ratio reden. Das Bombardement nahm an Heftigkeit zu, nachdem (18. Juli) das schwere Geschütz aus Magdeburg eingetroffen war. Das Feuer wütete entsetzlich in der Stadt und in den Vorstädten; viele der vornehmsten Straßen brannten von einem Ende bis zum anderen nieder; stolze Paläste sanken in Trümmer, und die alte Pracht der Residenzstadt ward vernichtet.

Als Daun, nachdem er schon über Görlitz hinaus auf dem Marsche nach Schlesien war, von der Umkehr des Königs hörte, hatte auch er sich nach Dresden zurückgewandt. Am 19. Juli erschien er zum Entsatz auf dem rechten Elbufer und eröffnete sich eine Verbindung mit der Neustadt; es war hohe Zeit, daß er eintraf. So entschlossen auch Macquire in der Verteidigung ausharrte, so schienen doch die Sorge des sächsischen Hofes für seine Residenz und das Elend der Bevölkerung endlich Einfluß auf seine Haltung zu erlangen. Am 19. Juli, dem einzigen Tage, wurden allein 1400 Bomben und Stückkugeln in die Stadt geschleudert; es brannte an allen Ecken. An Löschen wurde nicht mehr gedacht; auch fehlte es an Wasser zum Löschen, da die Belagerer das Röhrwasser abgeschnitten hatten. Aber seit diesem Tage wurde der Erfolg des Bombardements immer zweifelhafter. Daun hatte das schwache Corps von

Holstein-Beck zum Rückzuge auf das linke Elbufer genötigt und dadurch die Nordseite von Dresden freigelegt. Die verstärkte Besatzung der Altstadt unternahm mehrfache Ausfälle, bei welchen die Österreicher hin und wieder einige Vorteile erreichten, die Preußen aus den Laufgräben vertrieben, Geschütze vernagelten und Gefangene machten.

Des Königs Stimmung ward immer finsterer und zorniger. Das empfanden auch seine Krieger, die mit allen ihren Anstrengungen keine Siegesfrucht für ihn zu erringen vermochten; das empfand insbesondere das Regiment Bernburg bei einer Strafe, die der König über dasselbe verhängte.

In der Nacht vom 21. zum 22. Juli unternahm der Feind einen starken Ausfall aus Dresden von der Süd- oder Plauenschen Seite her unter Anführung des Generals Nugent. Das Regiment Bernburg, welches die Laufgrabenwache hatte, begegnete diesem Ausfall mit gewohnter Tapferkeit, warf die Feinde zurück und nahm ihnen einige Hundert Gefangene ab, darunter den General Nugent selber. Plötzlich brachen auch 4000 Mann frische Truppen von der Daunschen Armee von einer anderen Seite vor. Das Regiment Bernburg sah sich zwischen zwei Feuer genommen, stutzte und, da es keine Unterstützung erhielt, ergriff es die Flucht, die Batterie, die es zu decken hatte, den Österreichern überlassend, bis endlich Verstärkung ankam, worauf die Batterie aufs neue erobert und der Feind zurückgetrieben wurde.

Der König fand das Verhalten des Regiments Bernburg bei diesem Gefechte tadelnswert und bestrafte es damit, daß er den Soldaten ihre Seitengewehre abnehmen, den Offizieren und Unteroffizieren die Tressen vom Hute abschneiden ließ. Man fand diese Strafe mehr hart als gerecht. Der König wollte damit seinen Kriegern das lebendige Bewußtsein einprägen, wie in dieser gefahrvollen Lage des Vaterlandes jedes auch nur augenblickliche Stutzen ein Vergehen gegen die kriegerische Ehre und eine Verletzung der dem Könige und Vaterlande schuldigen Pflichten sei. In den Annalen der preußischen Kriegsgeschichte war diese Strafe jedoch etwas Unerhörtes, und der alte Dessauer, der langjährige Chef dieses einst so berühmten und tapferen Regiments, würde sich noch im Grabe umgedreht haben, wenn er davon erfahren hätte. Sämtliche Offiziere des Regiments reichten tiefgebeugt ihren Abschied ein, welcher ihnen jedoch vom Könige nicht gewährt wurde. Schön war der Schmerz des Regiments, schöner noch waren die Anstrengungen desselben, um sich Genugthuung zu verschaffen und die verlorenen Ehrenzeichen zurückzuerwerben, wovon wir weiter unten hören werden.

Die Hoffnung, Dresden wiederzunehmen, wurde für den König immer

geringer. Auch aus der Ferne gingen üble Nachrichten ein. Prinz Heinrich, der von Sagan aufgebrochen und über Frankfurt nach Landsberg marschiert war, meldete von dort dem Könige die Annäherung der Russen; er schrieb (26. Juli): „Ich soll die Russen von Frankfurt fern halten, Glogau decken und eine Belagerung von Breslau verhindern! Das alles zusammen ist eine überwältigende Aufgabe, die ich von Herzen gern jemandem überlassen will, der befähigter dazu ist als ich."

Ihm antwortete der König (29. Juli): „Ich habe mit Schmerz gesehen, daß Sie Sich alles von der schwarzen Seite vorstellen. Ich bitte Sie in Gottes Namen, mein teuerster Bruder, die Dinge nicht in ihrer schwärzesten und schlimmsten Gestalt aufzufassen; das ist es, was Ihren Geist mit einer Unschlüssigkeit erfüllt, die so beklagenswert ist. Fassen Sie lieber einen Entschluß, was für ein Entschluß es auch sein möge; aber beharren Sie dabei und führen Sie ihn aus mit Ihrer ganzen Stärke. Ich beschwöre Sie, zu einem festen Entschlusse zu kommen, lieber zu einem schlechten, als zu gar keinem. Was menschenmöglich ist, will ich thun; weder an Sorgfalt, noch an Erwägung, noch an Anstrengung soll es fehlen, um den Erfolg meiner Pläne zu sichern. Das übrige hängt von den Umständen ab." — —

An demselben Tage (29. Juli) erhielt der König zuerst durch das Viktoriaschießen der Österreicher die Nachricht der (am 26. Juli erfolgten) Übergabe von Glatz. Verrat, die Umtriebe der Jesuiten, die Unfähigkeit des Kommandanten (eines Piemontesen Namens d'O, der nach dem Kriege von dem preußischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt, vom Könige zu lebenslänglicher Festungsstrafe begnadigt wurde), dies alles wirkte zusammen, um diese Festung, von der Friedrich einen längeren Widerstand erwartet hatte, so früh den Österreichern in die Hände zu spielen. Der König wußte sich bald zu fassen. „Mag es denn sein!" rief er, „wenn Friede wird, müssen sie es uns doch wiedergeben. Wir müssen nach Schlesien gehen, damit wir nicht alles verlieren."

In der folgenden, einer sehr stürmischen und regnerischen Nacht (zum 30. Juli) wurde die Belagerung von Dresden, welche den Preußen 1478 Tote und Verwundete gekostet hatte, aufgehoben. Der König zog sich mit seiner Armee nach Meißen. Aus Schlesien kam die Nachricht, daß die Heere sowohl Laudons als Soltikows sich der Hauptstadt Breslau näherten und daß ersterer bereits die Belagerung eröffnet habe. Die Katastrophe des blutigen Kriegsdramas schien hereinzubrechen.

Es erfüllt unsere Seele mit Furcht und Mitleid, wenn wir den Helden des preußischen Kriegsdramas jetzt nach fünfjährigen, fast übermenschlichen Anstren-

gungen trotz der Überlegenheit seines Geistes und trotz mancher herrlichen Erfolge der Ungunst des Schicksals und der Überzahl seiner Feinde fast erliegen sehen. Aber noch war das letzte Wort nicht gesprochen, der letzte Kampf nicht gekämpft.

Liegnitz. Die Wiedereroberung Schlesiens war die Aufgabe, welche den Siegern von Kunersdorf, dem Feldmarschall Soltikow und dem General Laudon, für das Kriegsjahr 1760 gestellt war, und wir haben gesehen, mit welchem Eifer Laudon sich dieselbe angelegen sein ließ. Sogleich nach der Einnahme von Glatz (26. Juli) eilte Laudon, sich Breslaus zu bemächtigen. Er bewog auch Soltikow, seine Schritte dahin zu lenken.

In Breslau stieß jedoch der Sieger von Landeshut und Glatz auf einen unerwarteten Widerstand. Kommandant von Breslau war der General von Tauenzien, ein rechter Kriegsheld, von dem Lessing bezeichnend sagte: „Wenn der König so unglücklich wäre, daß er die Schar seiner Getreuen unter dem Schatten eines Baumes versammeln könnte, dann würde Tauenzien gewiß noch unter diesen letzten sich befinden.“ Die Besatzung bestand nur aus 3000 Mann, größtenteils Invaliden, und die Werke befanden sich in schlechtem Zustande; auch waren noch 9000 österreichische Kriegsgefangene in der Stadt zu bewachen. Nur auf die ca. 1000 Mann starke königliche Leibgarde, die seit Kollin hier Quartier hatte, konnte Tauenzien sich unter allen Umständen verlassen. Zu Anfang der Belagerung versammelte Tauenzien die Offiziere dieser auserlesenen Truppe und kündigte ihnen an, für den Fall, daß die Stadt ohne Entsatz bliebe und bei der Schwäche der Besatzung vom Feinde mit stürmender Hand genommen werden sollte, würde er auf den Wällen noch einen Abschnitt machen und sich mit der Garde hinter diesem noch bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen, welcher Vorsatz von den Offizieren mit Begeisterung begrüßt ward.

Am 31. Juli erschien Laudon mit 50000 Mann vor Breslau und forderte den Kommandanten zur Übergabe auf. Im Weigerungsfalle drohte er mit einem furchtbaren Massacre, bei welchem „nicht das Kind im Mutterleibe geschont werden“ solle. Kaltblütig erwiderte Tauenzien auf die letzte Drohung, dies könne auf seine und auf die Haltung seiner Besatzung von keinem Einflusse sein, da weder er, noch einer seiner Soldaten Aussicht habe, ins Kindbett zu kommen. Am folgenden Tage (1. August) begann das Bombardement der Stadt.

Prinz Heinrich, welcher mit 35000 Mann einige Meilen von Glogau die Russen beobachtete, war unterdessen auf die Nachricht von der Gefahr, welche der schlesischen Hauptstadt drohte, schnell auf die linke Seite der Oder gegangen und eilte ihr in Gewaltmärschen zu Hilfe. Jetzt machte Laudon den letzten Versuch, den Kommandanten zur Übergabe zu bewegen. Der abgesandte

kaiserliche Oberst Rouvroi wies auf die Gefahr hin, welche der Stadt von den Russen drohte, und bot ihm die ehrenvollsten Bedingungen. Tauenzien erwiderte: „Ich habe keinen Begriff von der Ehre eines Kommandanten, der eine Festung übergiebt, ehe Bresche geschossen ist. Unerlaubt ist's, die Belagerung einer Stadt mit dem Ruin ihrer Einwohner anzufangen. Der Brand hat meine Gesinnungen nicht geändert, vielmehr befestigt." — „Wenn das ist," versetzte Rouvroi, „so werden wir sogleich förmlich die Laufgräben eröffnen." — „Das habe ich schon längst erwartet," sagte Tauenzien, und so schieden sie voneinander.

Die Laufgräben wurden jedoch nicht eröffnet; vielmehr hob Laudon die Belagerung auf und ging nach Kanth, drei Meilen südwestlich von Breslau nach Schweidnitz hin, zurück (3. August), und als drei Tage darauf (6. August) Soltikow mit seinen 70000 Russen eine Meile nordöstlich von Breslau, bei Groß-Weigelsdorf und Hundsfeld, eintraf zu dem verabredeten Rendezvous mit Laudon unter den Mauern von Breslau, fand er nicht diesen dort, sondern die Vorhut des Prinzen Heinrich, der an demselben Tage auf dem linken Oderufer bei Alt-Oder eintraf und sich dort verschanzte.

Unterdessen war auch der König, die Gefahr erkennend, welche für Breslau und Schlesien drohte, von Meißen aufgebrochen (1. August) und befand sich auf dem Marsche nach Schlesien, indem er zur Deckung Sachsens und zum Schutze der Kurmark gegen die Reichsarmee und die Österreicher nur ein schwaches Corps unter Generallieutenant von Hülsen im Lager zu Strehla zurückließ. Noch einmal galt es für ihn, wie vor drei Jahren mit jenem berühmten Marsche von Roßbach nach Leuthen, Breslau zu retten und Schlesien zu befreien, aber diesmal unter ungleich schwierigeren Verhältnissen. Denn kaum hatte Daun von dem Aufbruch des Königs Kunde erhalten, so verließ auch er sein Lager bei Bischofswerda und hing sich an ihn, wie sein Schatten, immer zur Seite, immer zu seiner Rechten, d. h. südlich, das Heer des Königs begleitend oder demselben auf der Landstraße eine kurze Strecke vorausmarschierend, während gleichzeitig Lacy sich ihm an die Fersen hing und ihm in der Entfernung von einem Tagemarsch folgte. „Der Feldmarschall," erzählt der König in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges, „wußte seine Märsche und Bewegungen so geschickt denen des Königs anzupassen, daß beide Armeen fast immer zusammen marschierten. Ein Fremder, der den Marsch dieser verschiedenen Heere beobachtet hätte, würde sich leicht geirrt und geglaubt haben, daß alle einem und demselben Herrn gehörten. Er würde die Armee des Feldmarschalls Daun für die Vorhut, die des Königs für das Hauptcorps und die des Generals Lacy für die Nachhut gehalten haben." Der Marsch wurde für

die Armee des Königs noch dadurch erschwert, daß Daun alle Brücken über die verschiedenen Gewässer, welche dieselbe überschreiten mußte, hatte zerstören, alle Waldwege verhauen, die Landstraßen verderben lassen. „Nur einem Friedrich ist es gegeben," sagt Tempelhof, „unter solchen Verhältnissen zu marschieren: zwischen zwei feindlichen Armeen, die ihm an Stärke gleich sind, während eine dritte ihn weiter voran erwartet." Trotz aller Schwierigkeiten ging der Marsch dank den trefflichen Anordnungen des Königs ohne Unfall und in solcher Eile von statten — von Meißen über Dallwitz (3. August), Königsbrück, Kamenz —, daß der König am 7. August Bunzlau am Bober erreichte (zwanzig Meilen in fünf Tagen), während Daun um dieselbe Zeit in der Gegend von Löwenberg ankam. Je weiter der König seinen Marsch nach Schlesien hinein fortsetzte, desto gefahrvoller wurde seine Lage, da er nun bald auch das Eingreifen der Laudonschen Armee erwarten mußte, wenn es auch dem Prinzen Heinrich gelang, ihm die Russen vom Leibe zu halten. Wie ernst übrigens dieser Prinz seine Lage ansah, das geht aus einem Schreiben desselben aus Lissa (5. August) hervor, in welchem er den König bat, ihn von einem Kommando zu entheben, dessen Pflichten ferner zu erfüllen er sich außer stande sehe. Ihm antwortete der König aus Bunzlau (9. August): „Es ist nicht schwer, mein lieber Bruder, Leute zu finden, die dem Staate in bequemen und glücklichen Zeiten dienen; gute Bürger sind aber diejenigen, welche in kritischer und unglücklicher Zeit ihre Dienste nicht versagen. Dauernder Ruhm stützt sich auf Ausführung schwieriger Dinge; je mehr sie dies sind, desto mehr ehren sie. Ich glaube darum nicht, daß es Dir ernst mit dem sei, was Du mir schreibst. Sicherlich können wir beide für den Ausgang bei der jetzigen Lage der Dinge nicht verantwortlich sein; aber sobald wir alles gethan haben, was wir vermögen, wird unser eigenes Gewissen und die Welt uns Gerechtigkeit widerfahren lassen." Nach zweitägiger Ruhe in Bunzlau führte Friedrich seine Armee weiter in der Richtung nach Goldberg und Liegnitz, während Daun aus der Löwenberger Gegend südlich um Goldberg herum marschierte und auf dem rechten Ufer der Katzbach blieb.

Friedrichs Hauptstreben war, an dem rechten Flügel der Daunschen Armee vorbeizukommen, um den Weg nach Breslau und die Verbindung mit der Armee des Prinzen Heinrich zu gewinnen. Dem stand jedoch Laudon entgegen, welcher bereits Parchwitz und Umgegend besetzt hatte. Einen Angriff gegen die Österreicher konnte Friedrich nicht unternehmen, da schon jedes der beiden feindlichen Heere einzeln ihm an Zahl überlegen war, nämlich Daun mindestens ca. 60000 Laudon ca. 35000 Mann, dagegen der König nur 30000 Mann. Eine große

Schwierigkeit bildete für Friedrich noch die Rücksicht auf die Verpflegung seiner Armee, welche ihm die dringende Notwendigkeit auferlegte, sich mit seinen Magazinen, d. h. mit einer der schlesischen Festungen, Breslau, Schweidnitz oder Glogau, in Verbindung zu setzen, da die vorhandenen Brotvorräte bei der Armee nur noch bis zum 16. August reichten. Der Weg nach Breslau war dem König durch Laudon gesperrt. Durch einen Marsch nach Glogau würde er zwar die Verpflegung seiner Armee sichergestellt, den Prinzen Heinrich jedoch in die Lage gebracht haben, sich gegen die Russen und Österreicher gleichzeitig wehren zu müssen, und ihn so der Vernichtung ausgesetzt haben. Der König suchte nun den linken Flügel der Österreicher zu umgehen, um sich den Weg nach Schweidnitz zu öffnen und zugleich Daun seine eigenen Zufuhren, die er über Landeshut und Glatz erhielt, abzuschneiden. Um dies zu verhindern, sandte Daun den General Lacy in die Gegend von Bolkenhain. Die mehr als dreifache Überlegenheit der feindlichen Heere nötigte den König, oft seine Stellung zu verändern, um dem Feinde auszuweichen und sich durch Thätigkeit und Wachsamkeit gegen dessen Unternehmungen zu sichern; dabei aber blieb er den feindlichen Scharen immer ganz nahe zur Seite, um sie zu verhindern, sich gegen den Prinzen Heinrich zu wenden, der die Russen beobachtete.

Es ist zu verwundern, weshalb Daun zögerte, die peinliche Lage des Königs zu benutzen und ihn mit seiner dreifachen Übermacht anzugreifen. Indessen Daun wartete noch auf die Hilfe der Russen, bevor er etwas Entscheidendes wagte, und Soltikow war in seiner Verstimmung gegen Daun gar nicht geneigt, ihm diese Hilfe zu leisten. Er hoffte täglich, die Nachricht von einer Schlacht und von einem Siege Dauns über den König von Preußen zu erhalten, und hatte schon seine Anstalten getroffen, um die geschlagene Armee an der Oder zu empfangen und zu verfolgen; statt dessen erhielt er jetzt von Daun die Aufforderung, die Russen über die Oder zu führen, um sich einem etwaigen Marsche des Prinzen Heinrich zur Unterstützung des Königs zu widersetzen. Soltikow wies diese Zumutung entrüstet zurück und drohte, daß, wenn der König nicht geschlagen oder mindestens bis an den Bober zurückgedrängt würde, auf ein Vorgehen der russischen Armee nimmermehr zu rechnen wäre. Dennoch ließ sich Soltikow durch Laudons persönliche Vermittelung endlich dazu bewegen, ein Corps von 24000 Mann unter dem Generallieutenant Grafen Tschernischew bei Auras über die Oder zu schicken und bei Groß-Bresa (gegen Neumarkt hin) gegen den Prinzen Heinrich aufzustellen (14. August), um diesen von einer etwaigen Diversion nach der Katzbach hin, die übrigens keineswegs im Plane des Prinzen lag, zurückzuhalten. Nachdem er auch nach dieser

Seite hin sich gesichert hatte, glaubte Daun zum Angriff gegen den König vorgehen zu können.

Der König hatte seinen Versuch, sich eine Verbindung mit Schweidnitz zu eröffnen, wegen der Aufstellung Lacys bei Bolkenhain aufgegeben. Preußische Husaren hatten bei dem Marsche des Königs in Goldberg die gesamte Bagage Lacys erbeutet, auch ein hübsches, artiges Tiroler Mädchen, das nach des Mädchens Aussage zu Lacys Gefolge gehörte, als Gefangene mitgeführt. Der König befahl jedoch, ihm beides, sein Feldgerät sowohl wie das Mädchen, unberührt zurückzuschicken. Nur eine große, sauber gezeichnete Karte von allen österreichischen Lagern aus den Jahren 1758 und 1759 behielt der König von der Beute zurück. Als Lacy auch um diese Karte ansuchte, erfolgte die Antwort, er solle sie haben, sobald sie abgezeichnet sein würde.

Am 13. August bezog Friedrich mit der Armee das Lager auf einem Höhenzuge, welcher drei Viertelmeilen südwestlich von Liegnitz hinter den Dörfern Schimmelwitz und Schmochwitz ansteigt, der sogenannten „Siegeshöhe," welche seit 1860 mit einem Denkmale gekrönt ist, über welchen die Goldberger Straße nach Liegnitz führt, der linke Flügel an die westliche Vorstadt von Liegnitz, Dänemark, gelehnt. Das Hauptquartier des Königs befand sich in dem (damals) letzten (westlichsten) Hause an der rechten (nördlichen) Seite der Goldberger Vorstadt, dem Hospitalgebäude zu St. Nikolaus, welches von den sogenannten Blaumännern und deren Pflegern bewohnt wurde.*

Kaum hatten die Truppen des Königs die Zelte aufgeschlagen, so gewahrte man auch schon den Anmarsch der österreichischen Hauptarmee unter Daun, welche längs des rechten Ufers der Katzbach dem Marsche der Preußen zur Seite geblieben war. Daun lagerte sich mit dem Hauptteile seiner Armee auf ungefähr eine Meile von dem preußischen Lager, mit seinem Hauptquartier in Hochkirch, eine Meile südlich von Liegnitz; Laudon bei Koischwitz, eine Meile südöstlich von Liegnitz gegenüber dem preußischen linken Flügel, durch die Katzbach von demselben getrennt; Lacy mit dem österreichischen linken Flügel bei Prausnitz, drei Viertelmeilen östlich von Goldberg und zwei Meilen südwestlich von Liegnitz, beinahe im Rücken des preußischen Lagers.

---

* Jetzt ist es ein ärmliches Wirtshaus und führt den Namen „Friedrichsruhe." Die Aufschrift auf einer Tafel über dem Bett in einem Zimmer: „Hier schlief Friedrich II. in der Nacht zwischen dem 14. und 15. August 1760" ist nicht genau, weil der König nur einige Stunden des Nachmittags (13. August) hier ruhte, während der Nacht aber, wie wir hören werden, an anderer Stelle weilte. (Vergl. Kutzen: Gedenktage deutscher Geschichte, der Tag von Liegnitz, Breslau 1860.)

Der König erkannte, und eine Rekognoscierung, welche Daun am 14. August
gegen das preußische Lager von den umliegenden Höhen unternahm, be-
stärkte ihn in der Annahme, daß Daun jetzt zu einem Angriff auf seine
Stellung entschlossen sei. Er kannte auch das Mißliche seiner Lage; aber er
hatte keine Wahl mehr, als auch diesen Kampf, den er als eine ihm auferlegte
Notwendigkeit betrachtete, zu kämpfen. Wir finden den König in diesen Tagen
fern von jener mit Geringschätzung des Feindes verbundenen Selbstüberhebung,
die ihn bei Hochkirch sein Lager unmittelbar unter den Augen und den Kanonen
des Gegners aufschlagen ließ, auch fern von jenem starken Eigenwillen, der
wohl großen Geistern eigen ist, der ihn aber bei Kunersdorf mit seinen er-
matteten Truppen auf der völligen Durchführung des Kampfes bestehen ließ
und statt der von ihm verlangten Vernichtung des Gegners seine eigene Nieder-
lage herbeiführte; wir finden ihn vielmehr in einer klaren, durch die Unglücks-
fälle der beiden letzten Jahre geläuterten Stimmung, gefaßt auf den unglück-
lichen Ausgang des ihm bevorstehenden ungleichen Kampfes, aber auch wachsam
und bereit, jede günstige Gelegenheit, jeden Fehler seiner Feinde wahrzunehmen,
um womöglich noch einen Umschlag und eine glückliche Wendung der Dinge
herbeizuführen, und die Erde selbst, auf der er die entscheidende Schlacht
— vielleicht die letzte dieses ereignisreichen und langen Krieges — kämpfen
sollte, die Nähe zweier Schlachtfelder, auf denen er dereinst unverwelkliche Lor-
beeren brach — Hohenfriedberg und Leuthen —, erfüllte ihn mit freudigem
Kampfesmut; ja auch die beiden Türme des Klosters drüben, das sich auf der
Wahlstatt der alten Mongolenschlacht erhob, erinnerten ihn an einen Fürsten,
der wie er den Herzogshut von Schlesien getragen, der hier für deutschen
Glauben und deutsche Bildung gegen die Übermacht der eingefallenen fremden
Horden ruhmvoll gekämpft hatte und als ein christlicher deutscher Held gefallen
war.* Und ein Kampf für deutsche Freiheit, deutschen Glauben war es ja
auch, zu dem Friedrich sich jetzt anschickte, wenn auch er selber damals die
letzten hohen Ziele kaum erkannte, welche die Vorsehung ihm, seinem Hause
und seinem Preußenvolke gestellt und zu deren Herbeiführung sie ihn zu ihrem
Werkzeuge erkoren hatte. In seiner ernst gehobenen Stimmung fand der König
die volle Freiheit des Geistes, die Klarheit des Entschlusses und die Sicherheit
des Handelns, welche ihm allein noch die Möglichkeit einer Befreiung aus seiner
mißlichen Lage ließen. „Wenn wir ein Mittel finden, uns zu verbinden, so
verzweifele ich nicht an unseren Angelegenheiten," schrieb der König an den

* Vergl. S. 99.

Prinzen Heinrich noch aus Liegnitz, 13. August; „aber dies ist eine Vorbedingung, die ich für durchaus notwendig halte in der Lage, in der wir uns befinden; indessen ich vermag nicht in Abrede zu stellen, daß ich für mich eine große Zahl Schwierigkeiten zur Ausführung dieses Vorhabens sehe."

Im Südosten, Süden und Südwesten war der König von den Armeen Laudons, Dauns und Lacys umstellt. Von der Aufstellung einer vierten Armee (Tschernischews) auf dem linken Oderufer bei Groß-Bresa wußte der König selbst noch nichts, wohl aber von der Anwesenheit der russischen Hauptarmee unter Soltikow auf dem rechten Oderufer bei Auras. Seine Lebensmittel waren beinahe aufgezehrt. Jede Stunde mehrte die Gefahr, daß die Gegner ihm auch noch die letzte Straße nach Norden, den Rückzug nach Glogau, aus dessen Magazinen seine Armee die Verpflegung bezog, nehmen und ihm das gleiche Schicksal, wie dem General Fink bei Maxen bereiten würden. „Der Sack ist offen," spotteten sie, „in welchem der König und seine ganze Armee gefangen sind; man braucht ihn eben nur zuzuschnüren." — „Sie haben so unrecht nicht," sagte der König, als ihm dieses geflügelte Wort der Österreicher zu Ohren kam; „ich denke aber ein Loch in den Sack zu machen, welches sie Mühe haben sollen zu flicken." —

Auszuweichen vermochte der König nicht mehr der Schlacht, welche die Österreicher, nach der Rekognoscierung Dauns (14. August) zu schließen, vielleicht schon für den folgenden Tag (15. August) ihm zu liefern beschlossen hatten. Der König griff nun zu dem einfachen Mittel, sich den Angriffsplan Dauns zu denken, welchen dieser nach seiner Ansicht und seiner auf früheren Erfahrungen von der Eigentümlichkeit dieses Feldherrn beruhenden Mutmaßung auf Grund jener Rekognoscierung wahrscheinlich entworfen hatte, und seine Gegenanstalten gegen denselben zu treffen. Zu diesem Zwecke faßte er den genialen Entschluß, seine Stellung zu wechseln und das bisherige unsichere Lager seiner Armee südwestlich von Liegnitz mit einer anderen Stellung nordöstlich von Liegnitz auf den Pfaffendorfer Höhen am linken Ufer der Katzbach zu vertauschen. Diese Stellung gewährte ihm zugleich den Vorteil, daß sie näher an Parchwitz war, über welches seine Verbindungsstraße zum Prinzen Heinrich ging und im Notfalle einen leichteren Rückzug nach Glogau gestattete.

Bald nachdem Daun seine Rekognoscierung beendigt hatte, ritt der König mit seinen Generalen durch Liegnitz über das Schwarzwasser, einen kleinen Fluß, der sich bei Pfaffendorf mit der Katzbach vereinigt, nach den Pfaffendorfer Anhöhen: „Hier, meine Herren, ist unser Rendezvous für heute nacht; hier werden wir den Feind erwarten, falls er uns morgen früh angreifen sollte. Die sämtlichen Wagen der Armee werden noch heute, im Laufe des

Nachmittags auf dem Töpferberg (nördliche Vorstadt von Liegnitz) aufgefahren, um den Marsch unserer Kolonnen nicht aufzuhalten. Die leeren Wagen werden sogleich nach Glogau zurückgeschickt, um Proviant für die Armee abzuholen. Dorther" — der König wies in der Richtung auf Jeschkendorf und Koischwitz — „haben wir den Angriff der Armeeabteilung des Generals Laudon zu erwarten. Die Dörfer Bienowitz und Panten" — auf dem linken Uferrande der Katzbach an der Straße nach Parchwitz, der Verbindung mit dem Prinzen Heinrich — „müssen von unserem linken Flügel — meine Generale von Schenkendorff und von Bülow — in der Morgenfrühe besetzt und unter allen Umständen gehalten werden. Unser rechter Flügel — mein General von Zieten — muß Front gegen Westen und Südwesten, gegen das Schwarzwasser und die Katzbach nehmen, um den Angriff des Feldmarschalls Daun und des Generals Lacy zurückzuweisen, wenn dieser, wie zu erwarten, über Waldau zur Wirkung kommen sollte, hoffentlich nicht früher, als bis der Weitermarsch nach Parchwitz für die Armee gesichert ist. Ich werde mich bei dem linken Flügel" (welcher bei dem Vormarsch nach Parchwitz die Vorhut bildet) „aufhalten. Bon soir, messieurs!"

So ungefähr lautete die Disposition des Königs, welcher nach diesem Rekognoscierungsritte mit den Generalen nachmittags 4 Uhr in sein Haus in der Goldberger Vorstadt zurückkehrte, um eine kurze Ruhe zu halten. In das Gebiet der Fabel verweisen wir unbedingt die durch viele Geschichtsbücher laufende Erzählung, wonach der König seine Disposition begründet habe auf den Bericht eines österreichischen Offiziers Namens Wiese, eines Irländers von Geburt, der betrunken im preußischen Hauptquartier angekommen sein, den König dringend zu sprechen begehrt und diesem den Daunschen Angriffsplan verraten haben soll. Es ist mindestens zweifelhaft, daß der vorsichtige Daun seinen Angriffsplan einem solchen dunkeln Ehrenmanne anvertraut habe, und es ist unglaublich, daß der König seine Dispositionen nach den Aussagen eines verächtlichen Menschen, der zuvor — so wird erzählt — durch eine ihm vom Könige verordnete Warm- und Kaltwasserkur erst nüchtern gemacht werden mußte, eingerichtet habe. Der König konnte jedenfalls seinem eigenen Scharfblick und Urteil und seinem Genius mehr vertrauen als den Erzählungen eines Überläufers von dem vermeintlichen Angriffsplane Launs.

Gegen 8 Uhr abends brachen die preußischen Truppen aus ihrem Lager südwestlich Liegnitz auf und marschierten in mehreren Kolonnen teils durch die Goldberger Vorstadt und die Vorstadt Dänemark, sowie durch die Straßen der Stadt, welche, ebenso wie die Fahrwege des Lagers, um jedes Geräusch der rollenden Geschützräder zu vermeiden, mit Stroh belegt waren, teils auf Land-

wegen nordwestlich um die Stadt herum nach dem befohlenen Rendezvous auf den Pfaffendorfer Höhen.

Die Feuer in dem alten Lager wurden durch zurückgelassene Mannschaften unterhalten und die Retraite in gewohnter Weise daselbst geschlagen, damit die Österreicher nichts von dem Aufbruche der Preußen und der Veränderung ihrer Stellung merken sollten.

Auch im österreichischen Lager brannten die Wachtfeuer in gewohnter Weise und wurde um Mitternacht die Scharwache von den sämtlichen Tambours geschlagen — zur Täuschung der Preußen; denn in der That befanden sich die sämtlichen österreichischen Corps um Mitternacht im Anmarsch gegen das verlassene Lager der Preußen. Die Idee, welche Dauns Plan zum Angriff der Armee des Königs zu Grunde lag, war, ihr den Weg nach der Oder zum Prinzen Heinrich und ebenso auch den Rückzug — sowohl in der Richtung nach Hainau und Bunzlau gegen den Bober hin, wie nach der Festung Glogau — abzuschneiden, in der That ein furchtbarer Plan, zu dessen Ausführung Daun über genügende Streitkräfte verfügte. Die Hauptarmee Dauns sollte in schräger Linie gegen die rechte Flanke der (alten) preußischen Stellung vorrücken; die Vortruppen, hauptsächlich leichte Truppen, unter den Generalen Beck und Ried sollten bei Tagesanbruch gegen und über die Katzbach vorgehen und verschiedene Scheinangriffe gegen Liegnitz und gegen die Front der preußischen Stellung richten, um den König zu verhindern, seine Stellung zu verändern und den Angriffen Lacys und Laudons zu begegnen. Lacy sollte sich während des Vorgehens der Hauptarmee links halten und über Waldau in den Rücken des Königs vorgehen, um ihm den Rückzug nach dem Bober abzuschneiden. Endlich Laudon war die Aufgabe gestellt, bei der Furtmühle von Bienowitz, anderthalb Meilen nordöstlich von Liegnitz, über die Katzbach zu gehen, die Pfaffendorfer Höhen in der linken Flanke des Königs zu besetzen und diesem somit sowohl den Marsch nach Parchwitz, als die Straße nach Glogau, d. i. die letzte Verbindungs- und Rückzugslinie, zu verlegen. Um Mitternacht (vom 14. zum 15. August) waren die sämtlichen österreichischen Corps zur Ausführung dieses Planes in Marsch gesetzt.

„Es war eine ungemein schöne Sommernacht,“ erzählt Archenholtz, welcher dieser Schlacht beiwohnte (abweichend von anderen Berichten, die von einer finsteren und nebeligen Nacht sprechen); „der gestirnte Himmel zeigte kein Wölkchen, und kein Lüftchen wehte. Niemand schlief. Die Soldaten hatten sich mit ihrem Gewehr im Arm gelagert; allein sie waren munter, und da sie nicht singen durften, unterhielten sie sich mit Erzählungen. Die Offiziere gingen spazieren, die Heerführer

ritten herum, um alles Nötige zu beobachten. Der König saß auf einer Trommel* in der Nähe eines Feuers vor der Front des Grenadierbataillons Rathenow, dem äußersten Bataillon des linken Flügels, als bei der ersten Morgendämmerung der Major von Hundt, von einem Rekognoscierungsritte zurückkehrend, heransprengte und hastig fragte: „Wo ist der König? Wo ist der König?" —

„Was giebt's? Was ist los?" rief der König, wie aus dem Schlafe auffahrend.

„Ew. Majestät, der Feind ist da!"

„Was, der Feind? Hat Er Gespenster gesehen, Major?"

„Nein, Ew. Majestät, hol' mich der Teufel! Ich habe den Feind gesehen —, Regiment «Grün-Laudon», drüben in Bienowitz; meine Husaren waren bis fünfundzwanzig Schritt an ihn heran. Drüben hinter der Katzbach und nach Panten zu stehen noch mehr. Sie sind kaum vierhundert Schritt von hier entfernt —"

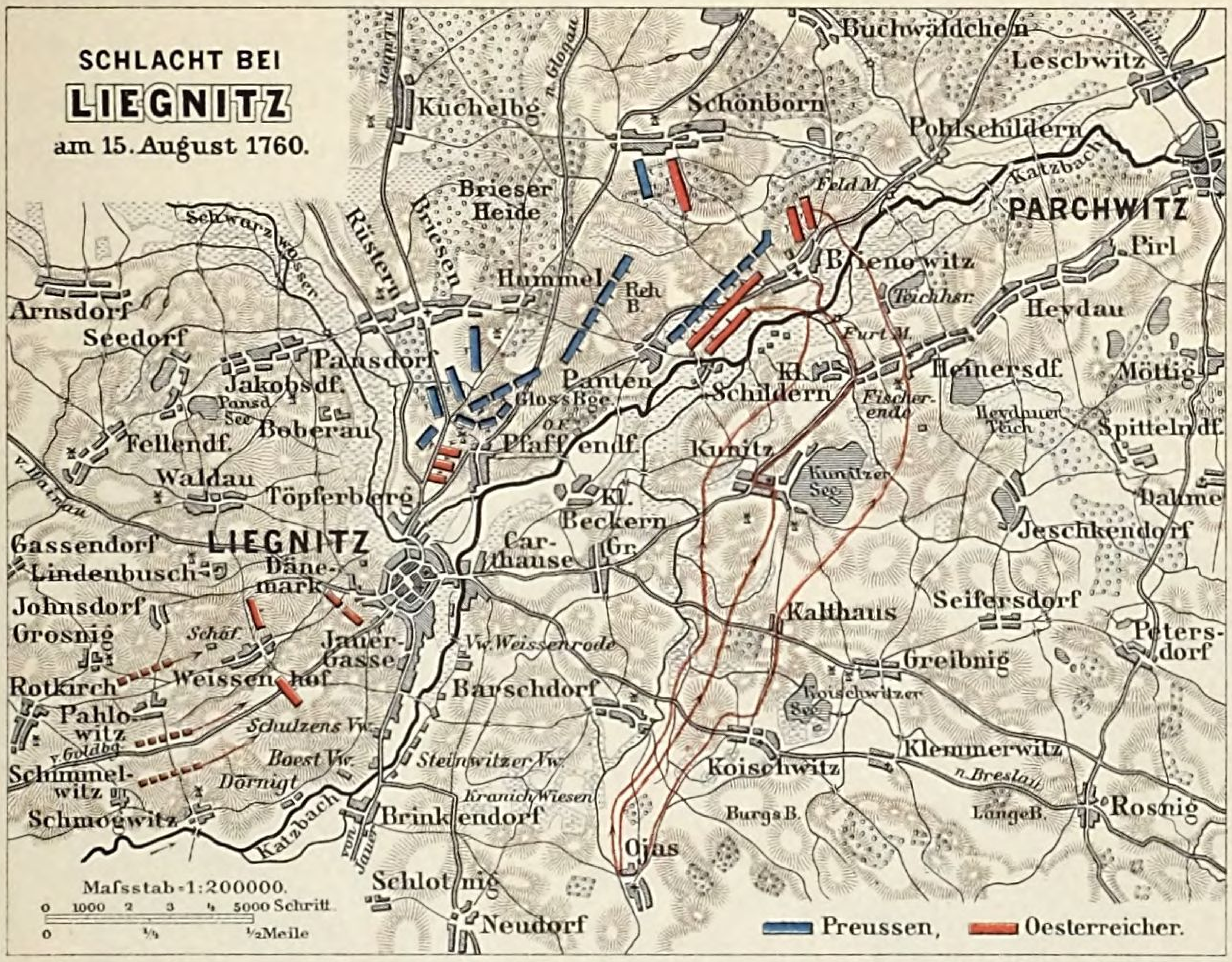
„Nun denn, zu Pferde, meine Herren!" wandte sich der König an sein Gefolge, indem er selbst sein Pferd bestieg, und dann wieder zu dem Major: „Halt' Er den Feind solange als möglich auf!"

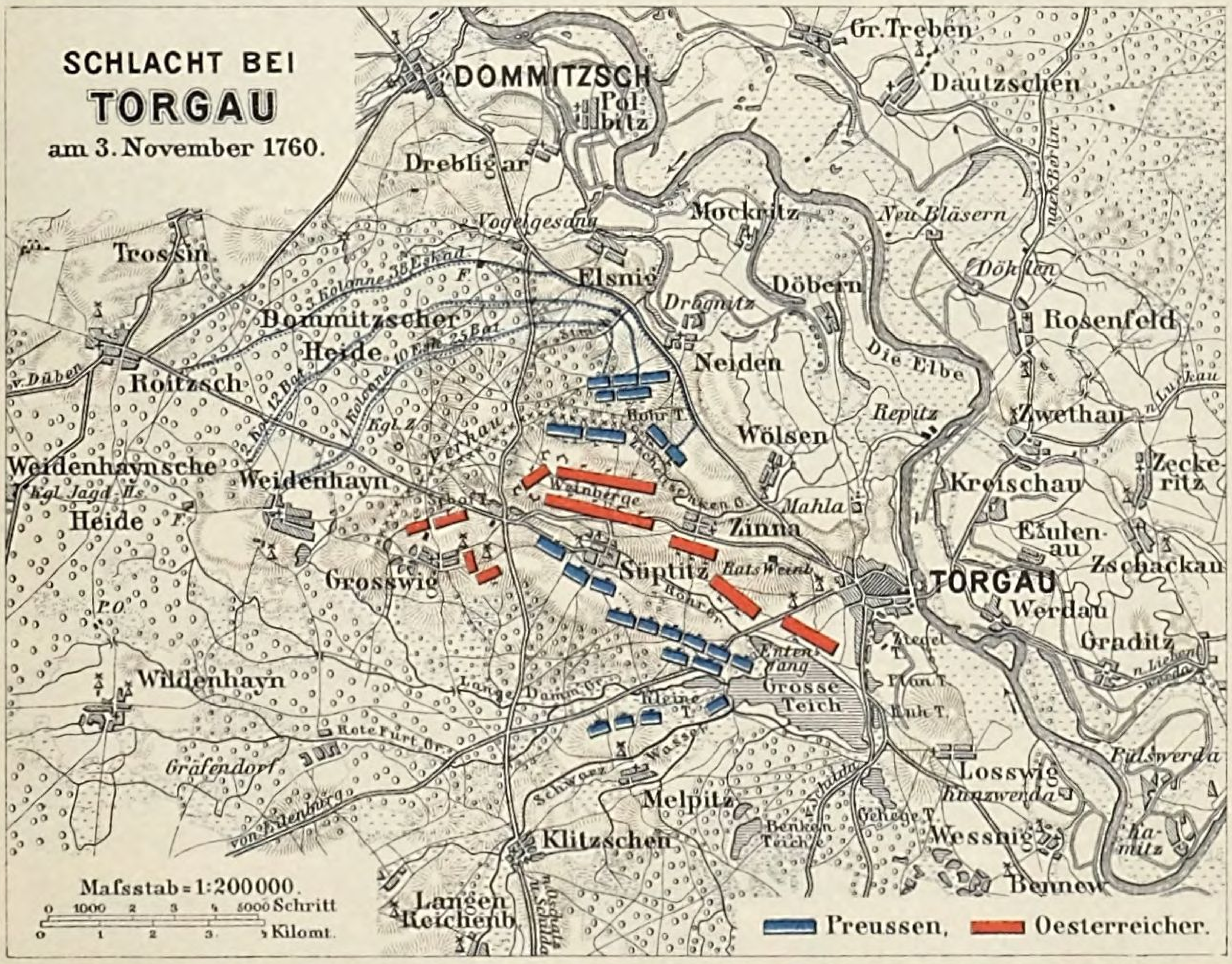
„An die Gewehre!" schallte das Kommando vom linken Flügel her von Bataillon zu Bataillon weiter, und nach wenigen Minuten waren die Bataillone des linken Flügels in Marsch gesetzt, um dem herannahenden Feinde zu begegnen. Der König war dem Husarenmajor noch eine kurze Strecke vorwärts gefolgt; dann hielt er das Roß an und rief dem mit seiner Brigade in der Richtung auf Panten vorrückenden General von Schenkendorff zu: „Brigade linksum!" — Darauf, als der General von Schenkendorff ihm näher gekommen war und neben ihm hielt, beugte sich der König im Sattel vor und zeigte mit seinem Stock auf eine runde Hügelkuppe, deren dunkle Umrisse sich gegen das eben aufdämmernde Licht des Morgens abgrenzten: „Dorthin die schwere Batterie! Die Höhe wird der Stützpunkt unseres linken Flügels und Seiner Aufstellung werden!" Der König bezeichnete die Kuppe des Rehberges, zu welcher das nordöstlich von Liegnitz und Pfaffendorf allmählich ansteigende Terrain gegenüber Panten sich erhebt. „Und nun vorwärts, dem Feinde an den Leib! Wie wird's gehen, mein lieber Schenkendorff?"

„Ich werde einmal die Bursche fragen, Ew. Majestät!" antwortete dieser und wandte sich an die soeben herankommenden Grenadierbataillone seiner Brigade. „Nun, Grenadiere, was meint Ihr, werdet Ihr als ehrliche Kerls Eure Schuldigkeit thun?"

---

* Auch dies ist wohl ein Irrtum des Erzählers Archenholtz, der hier an ein Lied des „preußischen Grenadiers" anknüpft: „Auf einer Trommel saß der Held" ꝛc., welches aber bereits nach der Schlacht bei Lobositz entstanden ist. (Vergl. S. 153.)





Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

„Gewiß, gerne," riefen die mutigen Krieger. „Wenn Sie uns anführen, dann soll der Teufel die Feinde holen!"

Laudon, welcher dem erhaltenen Auftrage gemäß mit seinem Corps in drei Kolonnen bei der Furtmühle und in der Nähe derselben auf zwei von ihm geschlagenen Brücken über die Katzbach gegangen war und zwischen den



König Friedrich am Wachtfeuer vor der Schlacht bei Liegnitz.

Dörfern Bienowitz und Panten — wie er glaubte, gegen den Rücken der Preußen, die er noch in ihrem alten Lager jenseits Liegnitz wähnte — im Vorrücken war, stieß jetzt völlig unerwartet auf die schnell gebildete preußische Schlachtfront. Auf der Stelle befahl er den Aufmarsch seiner Truppen.

Die ersten Kanonenschüsse unterbrachen die Stille des Morgens. General von Schenkendorff — derselbe, welcher bei Kunersdorf mit der Erstürmung des Mühlbergs die Schlacht eröffnete — wurde, als er soeben die Aufstellung seiner Brigade bei dem Rehberge zu beiden Seiten der schweren Batterie

ordnete, schwer getroffen und sank unter dem gleichfalls verwundeten Pferde. Eine Kartätschkugel hatte ihm die Kinnlade zerschmettert.

Laudon machte wiederholte Anstrengungen, in dem ungünstigen, ansteigenden Terrain zwischen den Dörfern Panten, Bienowitz und Schönborn, welches nur Raum zur Entwickelung von fünf Bataillonen in der Front nebeneinander gewährte, vorwärts zu gelangen, indem er seinen rechten Flügel durch immer neue Bataillone verstärkte und die preußische linke Flanke zu umfassen versuchte. Ein Angriff der österreichischen Kavallerie, die auf dem äußersten rechten Flügel zwischen Bienowitz und Pohlschildern über die Katzbach gegangen und bis Schönborn, fast in den Rücken der preußischen Stellung vorgerückt war, hatte anfangs Erfolg; die österreichische Kavallerie trieb das ihr in Eile entgegengeworfene preußische Dragonerregiment Krokow bei der Infanterie des linken Flügels nördlich vom Rehberge vorbei, stieß jedoch hier auf das zweite Treffen der preußischen Infanterie unter General von Bülow, welches sich auf Befehl des Königs soeben anschickte, den preußischen linken Flügel zu verlängern, und wurde zur Umkehr genötigt, worauf fünfzehn Schwadronen Kürassiere — die Regimenter Markgraf Friedrich, das Leibregiment und die Seydlitz-Kürassiere — die Verfolgung übernahmen und die Österreicher in die Sümpfe hieben.

Friedrich hatte sogleich bei dem ersten Angriffe Laudons geschlossen, daß es auf einen allgemeinen Angriff abgesehen sei, und demgemäß dem General von Zieten die Ordre geschickt, sich mit dem rechten Flügel in der Defensive zu halten. Er selbst ging jetzt mit den Bataillonen des linken Flügels zum Angriff gegen Laudon über. Eine halbe Stunde hindurch wurde von beiden Seiten ein stehendes Feuergefecht unterhalten. Während die preußischen Bataillone ihre volle Ordnung bewahrten, begann die Ordnung in den österreichischen Bataillonen sich allmählich zu lockern; sie wichen zurück. Diesen Augenblick benutzte die preußische Kavallerie, insbesondere die Seydlitz-Kürassiere und das Leibregiment, um gegen die zurückweichende Infanterie zur Attacke vorzubrechen und eine Menge Gefangene zu machen. Die österreichischen Regimenter Toscana, Starhemberg und Waldeck wurden fast vollständig außer Gefecht gesetzt.

Laudon versuchte aufs neue, die geschlagenen Bataillone wieder zu sammeln, und zog frische Kräfte zu ihrer Unterstützung heran.

Durch das Linksziehen der preußischen Bataillone, veranlaßt durch das Bestreben Laudons, die preußische linke Flanke zu umfassen, war in der preußischen Schlachtordnung gegenüber dem Dorfe Panten eine beträchtliche Lücke entstanden, welche den Österreichern ein leichtes Eindringen gestattete. Dergleichen kritische Momente kommen in vielen Schlachten vor, gehen aber meistens

schnell vorüber. Ihre geschickte Benutzung entscheidet oft über den Ausgang der Schlacht. Wenn die österreichischen Unterführer die Geistesgegenwart und Entschlossenheit ihres Generals Laudon gehabt hätten, so hätte dieser Moment eine für die Preußen ungünstige Wendung der Schlacht herbeiführen können. Während aber die österreichischen Anführer noch zögerten, durch Panten zum Angriff vorzubrechen, erkannte der Major von Möllendorf, Kommandeur des dritten Bataillons Garde, unser alter Bekannter von Leuthen und Hochkirch („Vorwärts, ein anderer Mann!"), die drohende Gefahr, drang in das Dorf ein, steckte dasselbe in Brand und trieb die Österreicher mit Verlust von vielen Geschützen und Gefangenen hinaus.

Der bedeutend verstärkte rechte Flügel der Österreicher leistete noch immer nachhaltigen Widerstand gegen den Angriff der Preußen, obgleich auch der König seinen linken Flügel durch einige Bataillone aus der Heeresabteilung Zietens hatte verstärken lassen. Laudon wollte die Hoffnung, auf dem linken Ufer der Katzbach festen Fuß zu fassen, nicht aufgeben. In einem Augenblick, als ihm der preußische linke Flügel bloßgegeben und ohne Unterstützung erschien, ließ er seine Kavallerie aus ihrer gedeckten Aufstellung nördlich von Bienowitz plötzlich gegen denselben zur Attacke vorbrechen. Die preußische Infanterie wurde überrascht. Die vereinzelten Trupps wurden übergeritten und teils niedergehauen, teils zu Gefangenen gemacht, auch einige Fahnen von den Österreichern erobert.

Dort, auf dem äußersten linken Flügel der Preußen, standen noch zwei ungebrochene Vierecks, durch ihre feste und entschlossene Haltung ein ruhmwürdiges Beispiel tapferen Ausharrens gebend. Das waren die zwei Bataillone des Regiments Bernburg, das der König in den Tagen der Belagerung Dresdens so schwer mit seinem Zorne gestraft hatte.* Kaltblütig und entschlossen hielten sie das Bajonett und die eherne Stirn dem ungestümen Ansturm der feindlichen Kavallerie entgegen. Dann krachten die Salven. Tote Reiter und Rosse bedeckten das Gefild. Die Gewalt des Reiterangriffs war gebrochen. Jetzt aber gingen die beiden Bataillone in geschlossener Linie mit gefälltem Bajonett selbst zum Angriff gegen die Kavallerie vor, im Sturmschritt und in unerschütterlicher Haltung, als schritte ihr alter Zuchtmeister, Fürst Leopold, selber ihnen voran, leibhaftig, mit Bart und Zopf, und flucht' und wetterte wie ehedem: „Himmelkreuzmillionen Donnerwetter, Schwerenot! Was, Säbel und Tressen vom Hut verlieren? Ihr Schwerenöter, vorwärts! Rettet die verlorene Ehre! Vorwärts, sag' ich Euch, und ging's in der Hölle Rachen!" —

* Vergl. S. 399.

Und sie schritten vorwärts durch Kugelregen und Pulverdampf, trieben die feindliche Kavallerie in die Sümpfe, rissen die Reiter von den Rossen und stachen sie nieder. Dieses heldenmütige Beispiel riß auch die anderen mit sich fort. Da verlor der Feind die Lust am weiteren Kampfe. Auch das Fußvolk wandte den Rücken und drängte den Brücken der Katzbach zu, oder barg sich hinter schützenden Baumgruppen an ihrem Ufer. Laudon deckte seinen Rückzug durch eine schwere Batterie und durch die Aufstellung seines Grenadierregiments „Grün-Laudon" auf der Höhe von Bienowitz. Um 6 Uhr morgens war die Schlacht verloren, und die aufgehende Sonne beleuchtete das preußische Siegesfeld.

Noch konnte der König die Folgen des Sieges nicht absehen. Eines aber war es, das ihn in eine gehobene Stimmung versetzte. Nach den vielen Unglücksschlägen der letzten Jahre war ihm oft der finstere Gedanke aufgestiegen, daß auch der alte tapfere Siegesmut seine Kriegerscharen verlassen haben könnte. Heute hatte er seine Preußen wieder kämpfen sehen, wie an den schönsten Tagen seines und ihres Ruhmes, wie bei Hohenfriedberg, Roßbach, Leuthen. Er hatte sie wiedererkannt, seine alten Preußen, und sich in ihnen. Das hob und stärkte sein Selbstvertrauen.

Als der König am Morgen nach der Schlacht die Front seiner Kriegerscharen entlang ritt und ihnen Dank und Lob spendete, wie sie es verdient, da sah er auf dem linken Flügel das Regiment Bernburg stehen, ohne Säbel an der Seite, ohne Tressen am Hute, aber doch mit ebensoviel Ehre im Leibe, wie die bravsten seiner Regimenter. Er hielt das Pferd an vor der Front des Regiments und rief den Soldaten freundlich zu: „Ich danke Euch, Kinder! Ihr habt Eure Sache brav gemacht, sehr brav! Ihr sollt auch Eure Ehrenzeichen wieder haben, alles!" Da trat der Flügelmann der Leibkompanie, Namens Fauser, ein alter Schnurrbart, der schon so manche Schlacht mitgemacht, vor und sagte: „Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen. Ew. Majestät sind doch nun wieder unser gnädiger König?" Friedrich antwortete, indem er dem Sprecher gerührt auf die Schulter klopfte: „Ja, Kinder, und alles sei vergeben und vergessen bis auf den heutigen Tag, den ich nie vergessen werde!"

Das ist die Geschichte des Regiments Bernburg. Kommt, junge Leser, die ihr dem Vaterlande mit den Waffen dient oder dienen wollt, und lernt daraus, in welcher Weise ihr dies zu thun habt; nicht allein, indem ihr den Trieben des von edelm Selbstgefühl gehobenen, von schönem Ehrgeiz und Ruhmbegierde geschwellten Herzens folgt, sondern mehr noch, indem ihr euern Willen einem höheren unterwerfen lernt, erfüllt ihr eure Pflichten gegen das

Vaterland! Das Regiment Bernburg, welches durch einen überaus harten Machtspruch des Königs die äußeren Ehrenzeichen an seiner Uniform verloren hatte, gewann eine höhere Ehre wieder, indem es sich gehorsam dem Willen des Königs unterwarf und bei der nächsten Gelegenheit wieder heldenmütig Blut und Leben für den erzürnten König und das geliebte Vaterland einsetzte.

König Friedrich setzte die Verfolgung des geschlagenen Corps Laudons nicht über die Katzbach hinaus fort. Er hatte noch keine Nachrichten von seinem rechten Flügel, von der Heeresabteilung des Generals von Zieten, und er wußte, daß die feindliche Hauptarmee unter Daun nur wenige Stunden vom Schlachtfelde stand. Hören wir nun zunächst, was Daun in dieser Zeit that, während der König mit dem linken Flügel seiner Armee Laudon schlug.

Daun und Lacy waren, dem Angriffsplan des Feldmarschalls gemäß, am 14. August abends beim Anbruch der Dunkelheit aus ihren Lagern aufgebrochen, um den König in seiner rechten Flanke und im Rücken anzugreifen. Der Hauptteil der Armee rückte unter Dauns persönlicher Führung in mehreren Kolonnen an die zum Übergang über die Katzbach bestimmten Stellen und brachte daselbst die Nacht unter dem Gewehr zu. Nur leichte Truppen unter den Generalen von Beck und von Ried wurden noch am späten Abend über den Fluß vorgeschoben, um das Dorf Schimmelwitz auf dem rechten Flügel des (alten) preußischen Lagers anzugreifen. Sie fanden dasselbe aber zum größten Erstaunen Dauns unbesetzt. Jetzt erst erkannte Daun, daß die Preußen ihr Lager verlassen und eine andere Stellung eingenommen hatten, wodurch sein ganzer Angriffsplan gekreuzt war. Bei Morgengrauen des 15. August besetzten die Daunschen Truppen die Höhen südwestlich von Liegnitz, wo vorher die Preußen gestanden hatten. General Zieten stand unterdessen auf den Pfaffendorfer Höhen bereit, den Feind, sobald er zum Angriff vorrücken sollte, mit Nachdruck zu empfangen. Daun hatte, bevor er sich zum Angriff gegen Zieten entwickeln konnte, noch das Schwarzwasser und die Stadt Liegnitz zu passieren, welche er durch die leichten Truppen des Generals Ried besetzen ließ. Alle Zugänge zu der Stellung der Preußen lagen unter dem Feuer ihrer Batterieen. Insbesondere hatte Zieten auf einer scharf gegen die Stadt und gegen Pfaffendorf vorspringenden Anhöhe, der Galgsberg genannt, eine schwere Batterie placiert, welche eine große Wirkung hatte. Ein Versuch Dauns, einen Teil seiner Kavallerie über die Brücke bei der Vorstadt Töpferberg übergehen zu lassen, verunglückte vollständig, da er sie ohne Unterstützung der anderen Waffen ließ. Zieten ließ gerade so viel Reiter übergehen, als er für gut hielt, und ließ dann zwanzig Schwadronen zur Attacke gegen die über-

gegangene Kavallerie vorbrechen, worauf diese in Auflösung über die Brücke zurückstürzte und viele Gefangene verlor.

Auch der Angriff Lacys, der über Waldau in den Rücken der preußischen Stellung erfolgen sollte, blieb in den Sümpfen des Schwarzwassers stecken. Nur zwei österreichische Husarenregimenter setzten durch eine Furt bei dem Dorfe Rüstern und brachten für einige Augenblicke die königliche Bagage in Gefahr, die nicht weit von dort bei Hummel aufgefahren war. Der englische Gesandte Sir John Mitchell und der preußische Kabinettsrat Eichel fürchteten dabei in Gefangenschaft zu geraten und verbrannten in aller Eile alle wichtigen Papiere. Doch kam ihnen noch rechtzeitig Hilfe.

Unter diesen Umständen und da er in den Morgenstunden auch die Meldung von Laudons Niederlage empfing, hielt Daun es für geraten, alle weiteren Angriffsversuche aufzugeben und sich in seine alte Stellung zurückzuziehen. Der ganze großartige Angriffsplan Dauns war damit gescheitert.

Die Verluste der Preußen in der kaum dreistündigen Schlacht betrugen:

12	Offiziere,	763	Mann	an Toten,
74	„	2415	„	„ Verwundeten,
10	„	242	„	„ Gefangenen.

Im ganzen: 96 Offiziere, 3420 Mann.

Auch hatten die Preußen bei dem österreichischen Kavallerieangriff auf ihrem linken Flügel eine Standarte und zehn Fahnen verloren.

Die Österreicher verloren im ganzen 86 Offiziere und ca. 6000 Mann an Toten und Verwundeten, ferner ca. 10000 Mann an Gefangenen, sowie 82 Kanonen, 23 Fahnen und Standarten.

Eine üble Folge der Schlacht für die Österreicher war die eintretende Spannung zwischen ihren beiden berühmtesten Generalen. Laudon hatte unter den zu seinen Ungunsten veränderten Verhältnissen alles gethan, was man von einem so thätigen und umsichtigen Führer erwarten konnte. Sowohl er als seine Offiziere schoben die Schuld an der erlittenen Niederlage auf die ausgebliebene Unterstützung Dauns. In der That war Dauns Stern bedeutend im Sinken, und auch er mußte jetzt die Eitelkeit des Ruhmes und die Wandelbarkeit der Volksgunst erfahren. Der vor einem Jahre vom Papste mit einem geweihten Hute beschenkt worden, konnte jetzt statt dessen eine Schlafmütze über die Ohren ziehen; denn als die Frau Feldmarschall durch die Wiener Straßen nach der Hofburg zur Kaiserin fuhr, wurde ihre Staatskarosse halb von Nachtmützen gefüllt, welche das Wiener Volk hinaufwarf zur Aner-

kennung des bis zur Schlafmützigkeit gesteigerten kunktatorischen Talents ihres Gemahls.

Die Kaiserin Maria Theresia richtete an Laudon einen Trostbrief folgenden Inhalts:

„Lieber Freiherr von Laudon! Obgleich der 15. dieses ein unglückseliger Tag vor mich gewesen ist, weil es dem Feinde gelungen hat, einer decisiven Schlacht zu entgehen, nur mit Eurem unterhabenden Corps anzubinden und sich den Weg nach Breslau zu eröffnen, andurch aber seine verteilte Macht zu vereinigen und solche zwischen die meinige und russische Armee zu stellen, so vermindert doch dieser widrige Ausschlag nicht im mindesten die großen Verdienste, so Ihr und auch alle Generals, Offiziers und Gemeine (die unter Eurem Kommando gefochten) erworben habet; vielmehr lasse ich Eurer genauen Befolgung des erhaltenen Auftrags, wie inngleichen Euren klugen und auf der Stelle ergriffenen Anstalten, Herzhaftigkeit und Vorsicht alle Gerechtigkeit widerfahren, und Ihr könnet auf mein Wort sicher glauben, daß ich solches in gnädigstem Andenken erhalten werde. Nicht minder gereichet mir die von Euch einberichtete und versicherte heldenmütige Tapferkeit meiner Generalität, Offiziers und Truppen zum größten Troste und inniglichsten Vergnügen. Solche rechtschaffene Kriegsmänner verdienen mit Recht das größte Lob und meine vollkommenste Gnade, wie ich denn darauf bedacht sein werde, ihr Wohlverhalten bei Gelegenheit danknehmig zu erkennen. — Diese meine Gesinnung habt Ihr in meinem Namen dem ganzen unter Eurem Kommando gestandenen Corps behörig erkennen zu machen, und ich setze in die göttliche Verfügung das vollkommene Vertrauen, daß meine Armee annoch in dieser Campagne die Gelegenheit erhalten werde, ihre Revanche rechtschaffen zu nehmen und die Welt zu überzeugen, daß meine Truppen am 15. dieses nur in der Zahl,* nicht aber in der Herzhaftigkeit und dem tapfern Verhalten von dem Feinde übertroffen worden. Wie ich nun auf Euren treuesten Eifer und ersprießlichsten Dienste sicheren Staat machen kann; als verbleibe Euch auch mit Kaiserl. Königl. und Landfürstl. Gnaden wohl gewogen Maria Theresia."

Freudige Genugthuung atmete dagegen der Armeebefehl des Königs Friedrich am Tage der Schlacht:

„Se. Majestät lassen allen Offiziers von der ganzen Armee danken vor die heute bezeigte Bravour und vor den Eifer, mit welchen sie für das Haus

* In diesem Punkte scheint die Kaiserin falsch unterrichtet; denn es kämpften in der Schlacht selbst 16000 Preußen gegen 32000 Österreicher, die der General Laudon befehligte, also gegen die doppelte Übermacht.

Preußen gefochten haben. Der Flecken des Bernburgschen Regiments soll von heute an auf immer vergessen sein. Se. Majestät wollen ihnen in Breslau die Tressen selbst wiederkaufen und ihnen ihre Pallasche wiedergeben lassen, und damit die Herren Offiziers von der ganzen Armee wissen und sich imprimieren können, daß, wenn sich jemand distinguieret, er auch in allen Stücken distinguieret wird, so lassen Se. Majestät hierdurch folgende Avancements und Begnadigung bekannt machen: — — —"

Der Generallieutenant von Zieten wurde zum General der Kavallerie ernannt; die Generallieutenants Graf von Wied und von Bülow erhielten den Schwarzen Adlerorden u. s. w. u. s. w.

Seine wahre Bedeutung erhielt der Sieg bei Liegnitz erst durch die Art, wie der Sieger denselben benutzte. Noch lag für Daun die Möglichkeit vor, dem Könige auf der Straße nach Breslau den Vorsprung abzugewinnen und sich mit dem über die Oder vorgeschobenen russischen Corps des Generals Tschernischew zu vereinigen. Um dies zu verhindern, brach der König noch am Vormittage (15. August) vom Schlachtfelde nach Parchwitz auf. Zieten blieb noch auf den Pfaffendorfer Höhen stehen, um für die Fortschaffung der Verwundeten, Gefangenen und eroberten Kanonen zu sorgen, und folgte dann am Abend in derselben Richtung.

Der König wünschte zunächst, das Corps des Generals Tschernischew zu entfernen, welches noch zwischen ihm und dem Prinzen Heinrich bei Groß-Brehsa stand und die Vereinigung der beiden Armeen hinderte. Er bediente sich zu diesem Zwecke einer Kriegslist. Er schrieb nämlich ein Billet an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, und übergab dasselbe einem Bauern zur Bestellung, jedoch mit der geheimen Weisung, sich von den russischen Vorposten fangen zu lassen und diesen das Schreiben herauszugeben. Der Inhalt lautete:

„Ich benachrichtige Dich, mein lieber Bruder, daß ich soeben einen großen Sieg davongetragen habe. Mehr als 15000 Österreicher sind auf dem Schlachtfelde geblieben; mehrere Generale sind tot, und Laudon ist tödlich verwundet; ich habe 105 Kanonen gewonnen und werde den Marschall Daun nicht einholen können, der sich mit gewaltigen Schritten gegen Böhmen hin rettet. Ich ermahne Dich, von diesem günstigen Augenblick Gewinn zu ziehen; ich werde auch über die Oder setzen, und wir werden die Russen bis auf den letzten Mann vertilgen."

Ob der Bauer sich dieses Auftrages geschickt entledigt und das Schreiben auf den russischen General die gewünschte Wirkung hervorgebracht hat, genug — die Thatsache war, daß Tschernischew noch denselben Abend über die Oder zurückging und daß Friedrich am folgenden Tage den Weg nach Breslau frei fand. Friedrich führte seine Armee (16. August) in ein Lager bei Neumarkt

und ließ zur Herstellung seiner Verbindung mit dem Prinzen Heinrich bei Auras eine Brücke über die Oder schlagen. Am 17. August verlegte der König sein Hauptquartier nach Schloß Hermannsdorf, $1^{1}/_{2}$ Meile von Breslau. Hier blieb er vierzehn Tage lang und gab auch seiner Armee einige Zeit Ruhe, um sich von ihren Anstrengungen zu erholen, sich mit Lebensmitteln zu versehen und zu neuen Kämpfen zu rüsten. Die Österreicher zogen sich gegen Striegau in das Gebirge zurück. Daun hatte es jetzt auf eine Belagerung von Schweidnitz abgesehen. Die Russen blieben jenseit der Oder und entfernten sich sogar weiter von ihr. Bei ihnen gewannen jetzt wieder die Rücksichten auf die Verpflegung und auf die Verbindung mit ihren Magazinen in Polen die Oberhand. Der König fand es daher genügend, sie durch ein Corps von 10000 Mann unter General von der Goltz beobachten zu lassen. Er zog den Rest der Armee des Prinzen Heinrich an sich und nahm mit seiner vereinigten Armee wieder die Operationen gegen Daun im Gebirge auf. Der Prinz Heinrich erkrankte und begab sich nach Breslau.

Des Königs Stimmung um diese Zeit spiegelt sich am klarsten in einem Briefe an d'Argens (aus Hermannsdorf, 27. August 1760), der aber niemals in dessen Hände gelangte, sondern von Österreichern oder Kosaken aufgefangen ward. Derselbe lautete:

„Zu anderen Zeiten, mein lieber Marquis, würde die Affaire vom 15. den Feldzug entschieden haben; gegenwärtig bedeutet sie nichts als eine dem Feinde beigebrachte Schramme. Es wird noch eine Hauptschlacht nötig sein, um unser Schicksal zu entscheiden. Allem Anschein nach liefern wir sie bald, und dann werden wir frohlocken können, wenn der Ausgang uns günstig ist. Indessen danke ich Ihnen für Ihre Teilnahme an meinem gegenwärtigen Erfolge. Es bedurfte vieler List und Anstrengung, um bis dahin zu kommen. Reden Sie mir nichts von Gefahren; das letzte Treffen kostete mir nur einen Rock und ein Pferd,* und damit ist der Sieg nicht zu teuer erkauft. — In meinem ganzen Leben habe ich mich noch nie in so übler Lage befunden als in diesem Feldzuge. Glauben Sie mir, noch immer gehören Wunder dazu, wenn ich alle Schwierigkeiten überwinden soll, von denen wir bedroht sind. Ich werde ganz gewiß meine Pflicht thun; aber, mein lieber Marquis, vergessen Sie nicht, daß ich nicht über das Glück gebiete und daß ich bei meinen Plänen zu viel dem Zufall überlassen muß. Es sind Herkulesarbeiten, die ich vollenden soll und das

---

* Der König hatte in der Schlacht bei Liegnitz einen leichten Prellschuß erhalten, durch den sein Rock zerrissen ward. Auch wurde ein Pferd ihm unter dem Leibe erschossen.

in einem Alter, wo meine Kräfte nachlassen, meine Kränklichkeit zunimmt, und — um die Wahrheit zu gestehen — auch die Hoffnung, der letzte Trost der Unglücklichen, mir zu fehlen anfängt. Sie kennen die Umstände nicht genug, um sich eine klare Vorstellung von den Gefahren zu machen, die den Staat bedrohen. Ich kenne und verschweige sie. Ich behalte alle Besorgnisse für mich und teile der Welt nur die Hoffnungen und die wenigen guten Nachrichten mit, die ich ihr geben kann. Gelingt mir der Schlag, den ich im Sinne habe, dann, mein lieber Marquis, wird es Zeit sein, sich der Freude hinzugeben; aber bis dahin wollen wir uns mit nichts schmeicheln, damit nicht eine unerwartete üble Nachricht uns zu sehr niederschlagen möchte. — Ich lebe hier wie ein militärischer Kartäuser-Mönch, endlose Geschäfte und, wenn diese besorgt sind, einige Erholung in den schönen Wissenschaften, die mich trösten, wie jenen berühmten Konsul, den Vater des Vaterlandes und der Beredsamkeit. Ob ich diesen Krieg überleben werde, weiß ich nicht; aber sollte es geschehen, so bin ich fest entschlossen, den Rest meines Lebens in Einsamkeit, im Schoße der Philosophie und der Freundschaft zu genießen. — Noch weiß ich nicht, wo wir unsere Winterquartiere nehmen werden. Mein Haus in Breslau ist bei dem Bombardement zerstört worden. Unsere Feinde mißgönnen uns alles, sogar das Licht und die Luft zum Atmen. Indessen werden sie uns doch einen Platz lassen müssen, und wenn er sicher ist, so wird es mir eine wahre Freude sein, Sie wieder bei mir zu haben. — Nun, mein lieber Marquis, was ist aus dem Frieden" (Englands) „mit Frankreich geworden? Sie sehen, Ihre Landsleute sind blinder, als Sie glaubten. Sie verlieren ihr Kanada und Pondichery, um der Königin von Ungarn und der Zarin von Rußland gefällig zu sein. Gebe doch der Himmel, daß Prinz Ferdinand sie für ihren Eifer belohnen möge. Die Unschuldigen müssen darunter leiden, die armen Offiziere und Soldaten, nicht die Choiseuls und die — — — Doch Geschäfte rufen mich ab. Adieu, lieber Marquis, ich umarme Sie. F."

Die Russen vor Kolberg und in Berlin. Es war ein hartes Ringen in diesem fünften Jahre des großen Kampfes, den Preußen um sein Dasein kämpfte. Von allen Seiten stürmten die Feinde gegen die Grenzen des Staates an, als wollten sie die Festigkeit des Gefüges erproben, welches der Große Kurfürst und seine Nachfolger, die Hohenzollernkönige, ihrem Staate gegeben hatten. Aber der Preußische Staat bestand diese Probe und bewies durch seine Widerstandskraft die Berechtigung und die Notwendigkeit seiner Existenz unter den ersten Mächten Europas. Nicht allein unter den Augen Friedrichs, sondern auch in den entfernteren Provinzen, überall bekundete sich jener edle Bürger-

sinn, welcher alle Schichten des preußischen Volkes durchdrungen hatte und welchem Friedrich in einem Briefe an d'Argens (September 1760) Ausdruck gab mit den Worten: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht thue und für mein Vaterland kämpfe."

Der Plan der Gegner Friedrichs war durch seinen Liegnitzer Sieg in Verwirrung geraten, die schon für sicher gehaltene Vereinigung der Österreicher mit den Russen vereitelt worden. Auch die Unternehmung gegen Schweidnitz mußte Daun aufgeben, als der König, nachdem er den Hauptteil der Armee des Prinzen Heinrich an sich gezogen, sich gegen ihn wandte, ihm nahe auf den Leib rückte und ihn immer tiefer in das Gebirge hineindrängte. „Diese Maßregel, dem Feinde nahe unter die Augen zu rücken," sagt Archenholtz in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges, „die der König oft gebrauchte, setzte die österreichischen Feldherren gewöhnlich in Verwirrung, veränderte ihre Pläne und machte sie in ihren Unternehmungen unschlüssig. Eine solche Dreistigkeit, wodurch man sich über alle gebräuchlichen Regeln wegsetzte, erzeugte überdies noch andere Vorteile; allein seit Cäsars Zeiten hatte kein Heerführer in Europa sich dieses trefflichen Mittels bedient, bis Friedrich, die Thaten dieses größten Römers, den er selbst für seinen Meister in der Kriegskunst erkannte, unablässig studierend, es auch bei seinen Feldzügen anwandte. Es war auch jetzt von großer Wirkung; denn Daun gab alle seine Entwürfe für die gegenwärtige Zeit auf, verkroch sich bei all seiner Übermacht in das Gebirge und war nur auf die Erhaltung seines Heeres bedacht."

Feldmarschall Soltikow hatte durch das letzte Mißgeschick Dauns vollends die Lust verloren, seine Operationen mit denjenigen der Österreicher zu kombinieren. Er selbst wurde krank, und General Fermor führte die Armee einige Märsche die Oder abwärts, preußischerseits von dem General von der Goltz, der mit 12000 Mann bei Glogau stand, beobachtet.

Dagegen planten die Russen für dieses Jahr noch einen Hauptschlag in Pommern. Kolberg, die kleine Festung an der Persantemündung, die ihnen schon vor zwei Jahren so kräftigen Widerstand geleistet,* sollte diesmal von der Land- und Seeseite zugleich angegriffen werden. Am 23. August zeigte sich ein russisches Kavalleriecorps vor Kolberg, und drei Tage später tauchten am Horizonte Segel an Segel auf. Eine Flotte von 45 Schiffen, darunter 26 Linienschiffe, unter dem Admiral Mischoukow legte sich auf der Kolberger Reede vor Anker. Hierzu stieß noch eine schwedische Eskadre von sechs Linien-

* Vergl. S. 319 u. f.

schiffen und zwei Fregatten. Aber nicht die großen Kolosse, sondern drei kleine, unansehnliche Bombardierprahme, jeder mit zwei Mörsern schwersten Kalibers bewaffnet, denen ihr geringer Tiefgang gestattete, sich nahe an das Ufer zu legen, waren es, die der Stadt den meisten Schaden zufügten. Am 28. August eröffneten diese Schiffe ihr Feuer auf die Stadt. Bald traf jeder Schuß mit furchtbarer Sicherheit. „Nach jedem Knall hatte man eine halbe Minute Zeit zu seufzen, mit jeder Sekunde wurde das Heulen stärker, hoch in der Luft schien sich die Bombe noch einen Augenblick zu besinnen, wo sie sich herabstürzen solle, und dann war es Zeit für die Gefährdeten, mit Mose am Roten Meere zu schreien.“ —

Inzwischen hatte General Demidow die Ausschiffung von ca. 10000 Mann Landtruppen in der Nähe des Stadtwaldes bewerkstelligt (bis 8. September) und sich der Hafenschanze nach tapferer Verteidigung bemächtigt. In der Nacht zum 12. September wurde der zweite Laufgraben eröffnet und mit einer Mörser- und einer Haubitzbatterie besetzt. Auf einen furchtbaren Bomben- und Granatenregen, mit dem von hier aus die Stadt überschüttet wurde, folgte eine kurze Unterbrechung und die Aufforderung an den Kommandanten zur Übergabe mit der Mahnung, er möge an das Schicksal der Stadt denken, wenn die Festung mit Sturm genommen werden müßte. Der wackere Heyde gab zur Antwort, „er werde nach preußischer Pflicht und Ehre die Festung verteidigen, und da es sich um die Erhaltung der ganzen Provinz handele, so könne er auf die Einwohner keine Rücksicht nehmen.“

Die Laufgräben rückten immer näher an die Festung heran. Der dritte Laufgraben war eröffnet, die Breschbatterieen begannen ihr Zerstörungswerk. Der Mut der Besatzung und der Bürgerschaft blieb unerschüttert, ob auch die meisten Häuser bereits in Trümmern lagen.

Für den 18. September erwartete man den Sturm. Da mischte sich plötzlich um 1 Uhr mittags in das gleichmäßige, dumpfe Brüllen der russischen Mörser von weither Kanonendonner und bald auch das Knattern von Gewehrfeuer. Von den Türmen und von den Wällen flog die kaum geglaubte freudige Kunde durch die Stadt, daß die Erlösung herannahe. Ohne auf die feindlichen Kugeln zu achten, eilten die Bewohner auf die Wälle; sie sahen Kosaken über das Feld fliehen und preußische Reiterei über Sellnow in schnellem Anmarsch, dahinter einen langen in Staub gehüllten Zug, anscheinend eine Heersäule.

Sobald der König durch die Schlacht bei Liegnitz wieder etwas freie Hand bekommen, dachte er auch an sein treues Kolberg und befahl dem kühnen Reitergeneral Paul Werner, von dem kleinen Corps des Generals von der Goltz, zum Entsatz der Festung zu eilen. Werner brach mit den sieben Schwadronen

seines Husarenregiments und drei Bataillonen Infanterie am 5. September von Glogau auf und zog, unterwegs verstärkt durch zwei Bataillone aus Stettin und eine Schwadron Baireuth-Dragoner, in Gewaltmärschen über Krossen, Landsberg und Schievelbein gegen Kolberg. Friedrich hatte ihm für die achtundvierzig Meilen sechzehn Tage Zeit gegeben, ihm genügten dreizehn Tage. Am 18. September erschien er an der Jestiner Brücke und ging sofort mit dem Säbel in der Faust zum Angriff gegen die Belagerer vor.

Die Russen hatten an die Möglichkeit eines Entsatzes nicht gedacht; daher war Werners kleine Heerschar (ca. 5000 Mann) vermögend, solchen Schrecken unter ihnen zu verbreiten, daß sie nicht allein sofort die Belagerung aufhoben, sondern auch mit der größten Übereilung davonflohen. Ein Teil rettete sich zu Schiffe, der andere entfloh landeinwärts. Von dem übereilten Rückzuge zeigte der Strand die Spuren. Neben der großen anderen Beute waren zweiundzwanzig metallene Geschütze zurückgelassen. Werner machte einige hundert Gefangene, und nun zeigte er sich als Sieger am Ufer der Ostsee. Der Schrecken bemächtigte sich auch der Seeleute, sie glaubten sich auf ihren Kriegsschiffen vor den preußischen Husaren nicht sicher. Die Flotte lichtete die Anker und stach in die hohe See.

Der Kolberger Dichter Ramler feierte diese Befreiung seiner Vaterstadt in einer Ode, in welcher er Kolberg mit der Jungfrau Andromeda vergleicht, die, an einen Felsen am Strand des Meeres gefesselt, dem Meeresungeheuer geopfert werden soll, aber durch Perseus befreit wird. Die Patrioten ließen zum Andenken der kühnen That eine Denkmünze prägen. Die Vorderseite zeigt das Brustbild Werners oder Heydes, die Rückseite zeigt die Andromeda-Kolberg mit dem Kolberger Wappenschilde, von welcher Perseus-Werner mit dem preußischen Adlerschilde ein aus der See steigendes Ungeheuer abwehrt, dazu die Überschrift: „res similis fictae.“ (Die Thatsache ist der gedichteten ähnlich.)

Der König schenkte einige dieser goldenen und silbernen Denkmünzen an Heyde und Werner —, welch ein schöner Lohn für die beiden schlichten Helden, die nach keinem anderen, lauten Ruhm in der Geschichte verlangen: Sie haben ihre Pflicht erfüllt und für das Vaterland gekämpft! —

Soltikow oder vielmehr Fermor, der an seiner Statt den Oberbefehl der russischen Hauptarmee führte, fühlte, angestachelt durch Daun und den Grafen Montalembert, die Notwendigkeit, irgend etwas zu thun, um den russischen Feldzug nicht ganz resultatlos zu schließen und die Schlappe, welche die Russen vor Kolberg erlitten, vor der Welt vergessen zu machen. Ein Streifzug nach Brandenburg und womöglich nach Berlin, das war es, was jetzt im Petersburger Kabinett und im russischen Hauptquartier geplant wurde. General

Tschernischew sollte mit 20000 Mann aus der Gegend von Sagan durch die Mark Brandenburg gerade auf Berlin losgehen, General Lacy mit 15000 Österreichern zu gleichem Zweck aus Schlesien aufbrechen. Die russische Hauptarmee sollte mit 20000 Mann als Reserve nach Frankfurt nachrücken.

In der preußischen Königstadt war noch Kommandant derselbe General von Rochow, der vor drei Jahren den Besuch der Österreicher unter Hadik daselbst erlebt hatte. Die königliche Familie, das Direktorium, die Archive u. s. w. befanden sich noch in Magdeburg, wohin sie im vorigen Jahre nach der Schlacht bei Kunersdorf geflüchtet waren. Außer Rochow waren in Berlin zufällig noch einige andere Generale gegenwärtig, die hier ihre Kunersdorfer Wunden ausheilen ließen, darunter General von Seydlitz. Auch der alte Feldmarschall Lehwald hatte sich seit dem Unfall bei Groß-Jägerndorf hierher zurückgezogen. Diese ehrenwerten Herren mit zerschossenen Gliedern, aber mit gesunden preußischen Herzen bestärkten den Kommandanten in seinem Entschlusse, nachdrücklichen Widerstand zu leisten, und waren selbst entschlossen, wenn es notwendig werden sollte, auf die Bresche zu treten. Sie hielten es nicht unter ihrer Würde, jeder die Verteidigung eines Thores der Hauptstadt oder einer vor dem Thore aufgeworfenen Schanze zu übernehmen. Alles ergriff die Waffen, sogar Invaliden und Kranke. Auch die Bevölkerung war guten Mutes.

Am 3. Oktober erreichte der General Graf Totleben mit der russischen Vorhut, ca. 3000 Mann, die Umgegend von Berlin und nahm Stellung vor dem Halleschen Thor, d. i. der Südwestseite der Stadt. Er ließ den Kommandanten zur Übergabe und die Stadt zur Zahlung einer Kriegssteuer von vier Millionen Thalern in „gutem, altem Gelde, nicht Ephraimiten," auffordern. Als Rochow die Übergabe ablehnte, begann Totleben um 3 Uhr nachmittags vom Kreuzberge und den benachbarten Hügeln aus das Bombardement. Die Flammen brachen an verschiedenen Orten aus, wurden aber wieder gelöscht und die Stürmenden mutig zurückgeschlagen. „Das edle Beispiel ruhmgekrönter Feldherren, die hier ihres Ranges und Alters uneingedenk, als Untergeordnete dienten, stählte den Mut eines jeden Streiters und ersetzte die fehlende Anzahl Soldaten." Am folgenden Tage kam der Prinz Eugen von Württemberg, welcher mit 5000 Mann in Pommern gegen die Schweden stand, der Hauptstadt zu Hilfe, nachdem seine Truppen, wenigstens teilweise, acht bis neun Meilen an einem Tage marschiert waren. Sie wurden in Berlin mit Jubel empfangen. Die Bürgerschaft schaffte in der Geschwindigkeit eine Menge Ochsen und anderes Schlachtvieh an, die nebst vielen hundert Tonnen Bier und Branntwein unter den Kriegern zur Verteilung kamen. Am 5. Oktober griff der

Prinz Totleben an und trieb ihn bis Köpenick zurück. Nun wäre auch Tschernischew ohne Kampf zurückgegangen, wenn nicht wieder die Beredsamkeit des französischen Bevollmächtigten, Grafen Montalembert, ihn gehalten hätte.

Während Totleben, durch Tschernischew verstärkt, abermals vor Berlin erschien und Lacy sich mit einer den Österreichern ungewohnten Geschwindigkeit, um den Russen bei dem Einzuge in Berlin nicht den Vortritt und den Hauptanteil an der Beute zu lassen, der Hauptstadt näherte, kam auch dieser Hilfe durch den General von Hülsen, der einstweilen Sachsen ohne Verteidigung ließ und mit seinen 9000 Mann am 7. Oktober in Berlin eintraf, so daß die Stärke der Besatzung jetzt bis auf 14000 Mann stieg. Hülsen und der Prinz von Württemberg überlegten nun, ob sie es vor den Thoren der Hauptstadt zum Kampfe kommen lassen sollten. Hätten sie es nur gethan, so war Berlin gerettet; denn auch König Friedrich hatte (bereits 7. Oktober) seinen Marsch aus Schlesien angetreten und befand sich im vollen Anzuge zur Rettung seiner Hauptstadt. Indessen die Erwägung, daß ihre Macht doch zu schwach sei, um eine offene Stadt von solchem Umfange zu verteidigen und den vereinigten Corps von Tschernischew und Lacy (zusammen 35000 Mann) auf offenem Felde eine Schlacht zu liefern, und daß im Falle eines unglücklichen Ausgangs derselben die Hauptstadt wahrscheinlich einer Plünderung preisgegeben worden wäre, bestimmte sie, nach Spandau zurückzugehen und es der Stadt zu überlassen, möglichst günstige Bedingungen für die Übergabe nachzusuchen. Die Stadt sandte noch in der folgenden Nacht (vom 8. zum 9. Oktober) mehrere ihrer angesehensten Bürger in das Hauptquartier des Generals Totleben, um mit ihm wegen der Kapitulation zu unterhandeln.

General Totleben war ein geborener Deutscher. Er hatte früher selbst bei König Friedrich Schutz gefunden, als er aus Holland, wo er im Staatsdienste bis zum Generalmajor avanciert war, mit einer schönen und reichen holländisch-westindischen Erbin, mit der er sich insgeheim verheiratete, vor den Nachstellungen des erklärten Liebhabers derselben und seiner zahlreichen Freunde nach Berlin flüchtete. Der König war sogar bereit, beim Ausbruch des dritten Schlesischen Krieges ihn als Oberst in seine Dienste zu stellen. Da jedoch Totleben ein Patent als Generalmajor, wie er es in Holland gehabt, verlangte, worauf Friedrich nicht einging, so zerschlugen sich diese Unterhandlungen, und Totleben wurde Russe; er war jedoch noch dankbar der angenehmen Tage eingedenk, die er einst in Berlin verlebt, und ließ daher jetzt eine Milde walten, die mit den sonstigen Gewohnheiten der Russen in auffallendem Widerspruch stand. Zu dem guten Einvernehmen der Berliner Bürgerschaft mit dem feind-

lichen Befehlshaber trug insbesondere ein Berliner Bürger, Namens Gotzkowsky, bei, welcher echten deutschen Bürgersinn, edeln Freimut und Biederkeit mit hochherziger Vaterlandsliebe verband und durch ein sehr bedeutendes Vermögen sich in der Lage befand, seinen Mitbürgern und seiner Vaterstadt in großmütigster Weise zu helfen. Bei den Russen hatte der Name Gotzkowskys einen guten Klang; denn er hatte sich bereits durch die Großmut, mit welcher er sich nach der Schlacht bei Zorndorf der russischen Offiziere, als viele von diesen, darunter auch Tschernischew, in den Kasematten von Küstrin als Kriegsgefangene saßen, annahm, gerechte Ansprüche auf ihre Dankbarkeit erworben. Dieser bei Freund und Feind hochgeachtete wackere Bürger und Menschenfreund befand sich jetzt mit der Abordnung des Berliner Magistrats im Hauptquartier Totlebens und war es vor allen, welcher Totleben bewog, der Stadt mildere Bedingungen zu gewähren, als man erwarten durfte. Statt der Kriegssteuer von vier Millionen Reichsthalern, welche er anfangs gefordert hatte, begnügte er sich jetzt mit zwei Millionen und mit 200000 Thalern als Geschenk an die Truppen für die Schonung der Stadt. Auch war er bereit, nicht nur das alte, sondern auch das damals gangbare neue, d. i. ephraimitische Geld in Zahlung zu nehmen. Nun zog Totleben am 9. Oktober in die Hauptstadt ein.

Einige Tage später kam auch Lacy in Berlin an. Sehr unzufrieden mit den milden Bedingungen der Kapitulation und verdrießlich, daß diese ohne ihn abgeschlossen war, ließ er die russische Wache am Halleschen Thor mit Gewalt vertreiben und dasselbe von seinen Truppen besetzen, bezog Quartiere in der Friedrichstadt und verfuhr mit der größten Willkür gegen Personen und Eigentum. Seine Kroaten plünderten nach Herzenslust in der Stadt, und Totleben ließ mehrmals auf dieses räuberische Gesindel Feuer geben, um Lacy zu veranlassen, dasselbe besser im Zaume zu halten.

Die Forderungen, welche nicht die Zarin Elisabeth, sondern vielmehr ihre Verbündeten, Österreicher und Franzosen, an Totleben stellten, um ihren Haß und ihre Wut gegen den König von Preußen an seiner Hauptstadt auszulassen, waren so barbarischer Art, daß Totleben sich sträubte, dieselben zu erfüllen. So wurde von ihm verlangt, daß er das Zeughaus, eine Zierde der Hauptstadt und ein Meisterwerk der modernen Baukunst, in die Luft sprengen sollte. Die Folgen einer solchen Maßregel, die Wirkung der Sprengmasse hier in dem volkreichsten Stadtteile in der Umgebung von Palästen und in der Nähe des königlichen Schlosses wären unberechenbar gewesen. Lacy bestand auf der Ausführung; aber die Vorsehung selbst schien es nicht zugeben zu wollen. Eine Abteilung russischer Soldaten, welche nach dem Pulvermagazin geschickt

war, um das Pulver zur Sprengung des Zeughauses abzuholen, vernachlässigte dabei die Vorsichtsmaßregeln so, daß das Magazin Feuer fing und mit allen, die darin beschäftigt waren, in die Luft flog. Dieser Zufall rettete das Zeughaus und wandte großen Schaden von der Stadt, da man jetzt kein Pulver mehr übrig hatte. Man begnügte sich, es auszuräumen und alles, was man nicht daraus fortbringen konnte, zu zerschlagen, zu verbrennen, oder ins Wasser zu werfen.

Wenn die Österreicher in Berlin schlimmer hausten als die Russen, so wurden sie in Charlottenburg durch die Sachsen noch weit übertroffen. Im königlichen Schlosse daselbst wurden die kostbaren Zimmergeräte zertrümmert, die Spiegel- und Porzellangefäße in Stücke zerschlagen, die Tapeten in Fetzen zerrissen, die Gemälde mit Messern zerschnitten, die Fußböden, Seitenwände und Thüren mit Beilen zerhauen; auch die Kapelle wurde ausgeplündert und die Orgel in derselben zerbrochen. Auch die Sammlung wertvoller Kunstwerke aus dem goldenen Zeitalter der Blüte Griechenlands, welche der König aus dem Nachlasse des Kardinals Polignac erstanden und als einen Hauptschmuck des Schlosses und Gartens hier aufbewahrte, wurde von diesen modernen Vandalen zerstört, die Steinbilder nicht nur verstümmelt, sondern, um ihre künftige Wiederherstellung unmöglich zu machen, vollständig zerstampft und zermalmt. Als Friedrich nach dem Frieden diese Verwüstung sah, rief er aus: „Die Unmenschen! Aber konnten sie diese Schönheiten wohl schätzen? — Man muß ihnen vergeben.“

Die Lage Preußens um diese Zeit (Oktober 1760) war eine furchtbar ernste. Fast alle Provinzen des Preußischen Staates waren von feindlichen Heeren überschwemmt. Preußen hielten die Russen besetzt und betrachteten es als erobertes Land, das sie nicht wieder herauszugeben gesonnen waren. Durch Pommern rückten die Schweden gegen die Mark vor. In Norddeutschland hatten die Franzosen festen Fuß gefaßt uud behaupteten sich im hannöverschen und hessischen Gebiete trotz der geschickten Bewegungen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und der rühmlichen Gefechte, welche sein Neffe, der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand, dem Marschall Broglie bei Korbach (10. Juli) und bei Emsdorf (16. Juli), sowie der Herzog Ferdinand bei Warburg (31. Juli) lieferten. In Kursachsen waren die Reichstruppen im Besitze der Elbe und hatten nach dem Abzuge Hülsens auch die Plätze Torgau, Wittenberg und Leipzig wieder besetzt. In Schlesien stand Daun in den Bergen noch immer mit einem an Zahl überlegenen Heere dem Könige gegenüber, und Laudon rüstete sich zur Belagerung von Kosel. In der Hauptstadt und dem Mittelpunkte der preußischen Staaten schaltete der Feind. Österreicher und Russen dachten in Berlin und der Provinz Brandenburg ihre Winterquartiere

zu nehmen. Wohl konnten Friedrichs Gegner wähnen, daß der Krieg beinahe beendigt und daß der Zeitpunkt gekommen wäre, ihren alten Teilungsplan der preußischen Monarchie ins Werk zu setzen. Da veränderte sich mit einem Schlage die gesamte Kriegslage. Das Wort: „Der König kommt!“ fuhr wie ein elektrischer Schlag durch alle Heere. Die Schweden hemmten ihren Vormarsch, Tschernischew, Totleben und Lacy verließen eiligst die Umgegend von Berlin, die russische Hauptmacht zog sich über die Oder zurück. Der Löwe hatte durch seine Wüste gebrüllt.

Der König hatte Daun in dem Berglande zwischen Schweidnitz und Glatz bereits sehr in die Enge getrieben und dessen Lebensmittelstraßen in seine Gewalt gebracht. Auf die Nachricht von der Gefahr, in der seine Hauptstadt schwebte, ließ er Daun los und wandte sich zum Schutze derselben. Bereits in Groß-Muckro hinter Guben erfuhr der König (15. Oktober), daß die Russen in Berlin gewesen wären und daß die viertägige Fremdherrschaft in Berlin (9. bis 12. Oktober) ihr Ende erreicht hatte, gleichzeitig aber auch, daß Daun sich nach Sachsen gewandt habe, welches jetzt für ihn verloren schien. In Sachsen hatte der König keinen einzigen Platz, kein Magazin mehr. Die Kaiserin Maria Theresia machte es Daun in einem besonderen Kabinettschreiben (23. Oktober) zur Pflicht, Sachsen, insbesondere auch Leipzig und Torgau, unter allen Umständen zu behaupten und, wenn es nötig sein sollte, dafür eine Schlacht zu wagen. Der König aber war ebenso fest entschlossen, dieses für seine Kriegführung so wichtige Land nicht fahren zu lassen. Hierzu war der König auch noch durch andere Rücksichten getrieben. Die Russen standen noch bei Landsberg a. d. W. und warteten nur auf die Fortschritte ihrer Bundesgenossen, um abermals in die Kurmark Brandenburg einzudringen und, mit den Österreichern gemeinschaftlich, daselbst ihre Winterquartiere aufzuschlagen. Dadurch wäre der König mit seiner Hauptarmee von Berlin, von Pommern, von Schlesien, überhaupt von allen seinen Staaten und von allen seinen Hilfsquellen vollständig abgeschnitten worden.

„Wir kämpfen für die Ehre und für unser Vaterland, ungeschreckt durch die Überlegenheit unserer Feinde,“ schrieb der König in diesen Tagen an den Prinzen Heinrich. „Mein Wahlspruch ist, siegen oder sterben; in allen anderen Lagen lassen sich Mittelwege denken, in der meinigen giebt es keinen!“ —

Sieg oder Untergang! — So hieß die Losung für König Friedrich und für Preußen. Eine große Schlacht mußte darüber entscheiden, und Friedrich war bereit dazu.

Torgau. Am 12. Oktober war Berlin seine ungebetenen Gäste los geworden. Auf die erste Nachricht, daß der König komme, hatten sich die Russen östlich nach der Oder, die Österreicher südwestlich nach der Elbe entfernt.

Der König, welcher (am 15. Oktober) in Groß-Muckro bei Guben anlangte, setzte nun nicht den direkten Marsch nach Berlin fort, sondern wandte sich zunächst nach Lübben, wo er seiner Armee einige Rasttage gab. Er sandte seine Kavallerie unter General von Krockow voraus, um Lacy zu verfolgen, der mit seinem Corps über Jüterbogk und Jessen in der Richtung auf Torgau marschierte, jedoch mit solcher Eile, daß er nicht mehr eingeholt werden konnte.

Die Reichsarmee (ca. 35000 Mann) unter dem Prinzen von Pfalz-Zweibrücken lagerte noch bei Wittenberg.

Feldmarschall Graf Daun war bald nach dem Könige ebenfalls aus dem schlesischen Gebirge aufgebrochen und befand sich zu derselben Zeit, als der König in Lübben rastete, im Lager zu Lißkow bei Kamenz unweit Bautzen. Auch er näherte sich der Elbe, und es schien unzweifelhaft auf eine Vereinigung aller dieser Heerteile auf dem linken Elbufer abgesehen. Der König beschloß, diese Vereinigung durch einen schnellen Angriff zu vereiteln.

Die Generale von Hülsen und Prinz von Württemberg hatten (15. Oktober) ein Lager bei Buckow, zwischen Ziesar und Görtzke, bezogen, um Magdeburg näher zu sein, wo die königliche Familie und die Staatsminister sich befanden. Sie erhielten jetzt vom Könige den Befehl, die Elbe bei Magdeburg zu überschreiten und auf dem linken Ufer des Stromes gegen Dessau vorzurücken. Proviant, Brückenmaterial und schweres Geschütz sollten unter der notwendigen Bedeckung von Magdeburg aus auf der Elbe stromaufwärts geführt werden.

Der König erschien am 23. Oktober vor Wittenberg, worauf der Prinz von Zweibrücken mit der Reichsarmee schleunigst das Feld und die Festung räumte und auf das linke Elbufer zurückging. Der König ging nun bei Roslau mittels einer Pontonbrücke über den Strom (26. Oktober) und nahm sein Lager unweit Dessau, woselbst er sich mit dem Corps der Generale von Hülsen und Eugen von Württemberg vereinigte.

Die Reichsarmee war durch den Elbübergang des Königs bewogen worden, ihre Stellung bei Pratau, gegenüber Wittenberg, zu verlassen und in südlicher Richtung auf Düben abzumarschieren. Daun hatte über Ortrand und Cosdorf bei Mühlberg (21. Oktober) die Elbe erreicht und sich darauf in Torgau (23. Oktober) mit Lacy vereinigt.

Der König, welcher im Lager bei Dessau (26. Oktober) Nachricht von dem Elbübergange Dauns erhielt, schloß daraus, daß etwa bei Düben die Ver-

einigung der Daunschen mit der Reichsarmee stattfinden solle; er ging (27. Oktober) nach Kemberg, hielt hier Rasttag (28. Oktober) und formierte sein Heer in Aussicht auf eine nahe bevorstehende Schlacht. Er rückte darauf (29. Oktober) in Erwartung einer Schlacht gegen Düben vor. Die Reichsarmee war jedoch keineswegs zur Schlacht bereit, sondern vielmehr bestrebt, sich der Schlacht so schnell als möglich zu entziehen. Sie marschierte deshalb von Pratau, gegenüber Wittenberg, ohne Aufenthalt bis Leipzig zurück und begann sich daselbst zu verschanzen. Daun war in der Absicht, sich mit den Reichstruppen zu vereinigen, von Torgau nach Eilenburg marschiert (26. Oktober), er mußte jedoch diese Absicht aufgeben, als er erfuhr, daß dieselben bereits auf dem Marsch nach Leipzig begriffen seien, und führte sein Heer in die feste Stellung auf den Höhen von Süptitz und Großwig, westlich von Torgau, zurück (27. Oktober); Lacy hatte sich an demselben Tage bei Schilda aufgestellt.

Der König, welcher am 29. mittags mit seiner Armee Düben erreichte, fand hier statt einer feindlichen Armee in Schlachtordnung, wie er erwartet hatte, nur einige hundert Kroaten vor, welche größtenteils gefangen genommen wurden. Die Armee bezog das Lager auf beiden Seiten der Mulde. Am 30. Oktober rückte der König gegen Eilenburg vor, abermals in der Erwartung, hier den Feind zur Annahme der Schlacht bereit zu finden, da die Meldung bei ihm eingelaufen war, daß die Daunsche Armee nahe bei Eilenburg lagere; doch hatte dieselbe dieses Lager, wie wir wissen, bereits einige Tage zuvor verlassen und sich auf den Süptitzer Höhen bei Torgau aufgestellt.

Während der König so die Spur der Daunschen Armee vollständig verloren hatte, erhielt er (30. Oktober) sichere Nachricht von dem Abmarsch der Reichsarmee nach Leipzig und entsandte den Generalmajor von Linden mit einem kleinen Corps zur Verfolgung derselben. General von Linden fand die Reichsarmee nicht mehr in Leipzig. Er mußte sich mit der unblutigen Besitznahme dieses Platzes und mit dem kleinen Triumphe begnügen, dabei etwa vierhundert Kroaten zu Gefangenen gemacht zu haben.

Der König erhielt im Lager zu Eilenburg (1. November) durch Linden die gewisse Nachricht, daß die Reichsarmee im vollen Rückzuge über Borna, Altenburg und Weißenfels begriffen und allem Anscheine nach für diesen Feldzug abgethan war. Weniger glaubhaft schien ihm die Meldung, die er an demselben Tage durch den grünen Kleist über die Stellung der Österreicher auf den Süptitzer Höhen erhielt. Vielmehr neigte er zu der Annahme, die durch die Aussage der Landleute Bestätigung fand, daß Daun bereits auf den Höhen von Schilda, eine Meile südlich von Torgau stehe, und trat daher am 2. November

in vier Kolonnen den Marsch gegen Schilda an. Unweit dieses durch die vorgeblichen Streiche seiner Bürger im Volksmunde berühmten Städtchens stieß der grüne Kleist, welcher die Vorhut führte, auf eine feindliche Kavallerieabteilung von ca. 1000 Mann, bei welcher sich auch die beiden sächsischen Ulanenregimenter befanden. Kleist griff sie mit seinen Husaren an und warf sie mit Verlust von nahezu der Hälfte an Toten, Verwundeten und Gefangenen in die Flucht, in der Richtung auf Torgau. Durch die Gefangenen, unter denen sich auch der Oberst von Tschammer vom Dragonerregiment des Grafen Bathiani befand, erfuhr man mit Bestimmtheit, daß Daun mit der Hauptarmee auf den Höhen von Süptitz, Zinna und Großwig, westlich Torgau, das Corps Lacys bei Mockrehna, eine Meile weiter gegen Westen stehe.

Diese Stellung auf den Süptitzer Höhen war Daun sehr wohl bekannt. Prinz Heinrich hatte sie im vorigen Herbst gewählt, um sich gegen seine überlegenen Gegner in Sachsen zu behaupten, und Daun hatte wochenlang davor gelegen, ohne etwas ausrichten zu können und war endlich abgezogen in der Überzeugung, daß sie unangreifbar sei. Was damals der Prinz Heinrich geleistet, das glaubte jetzt auch Daun zu können, zumal da seine Armee derjenigen des Königs um nahezu ein Drittel überlegen war (64000 Österreicher gegen 44000 Preußen).

Was man im Volke „die Süptitzer Höhen" nennt, ist eine plateauartige Erhebung mit breitem Rücken, die sich von ihrer höchsten Kuppe, einige hundert Schritte nördlich von Süptitz, in ostsüdöstlicher Richtung bis zu der flachen Anhöhe am linken Elbufer hin, auf welcher Torgau steht, etwa eine halbe Meile weit erstreckt. In einer Einsattelung dieses Höhenrückens halbwegs zwischen Süptitz und Torgau liegt das Dorf Zinna. Östlich von Zinna schwillt die Hochfläche sehr allmählich zu dem Ratsweinberge an, der mit seinem nördlichen steilen Abfall den linken Thalrand der Elbe bildet (und auf seiner Kuppe gegenwärtig das wichtige Fort Zinna trägt). Der südliche Abfall der Süptitzer Höhen ist steil und — in der Zeit, von welcher wir reden, noch mehr als in der unserigen — mit Wein bebaut. Am südlichen Fuße der Höhen entlang zieht sich ein Bach, der Röhrgraben, eigentlich eine offene Wasserleitung, welche bestimmt ist, das nötige Trinkwasser zur Löschung des Durstes der Einwohner Torgaus — soweit derselbe überhaupt mit Wasser zu löschen ist — von den oberen reinen Quellen in den Süptitzer Höhen aufzufangen und mittels Röhren auf dem Grunde dieses am Fuße der Höhen hinsickernden Rinnsals abwärts gen Torgau zu führen. Der Bach selber fließt, nachdem er das Süptitzer Hölzchen (oberhalb Süptitz) verlassen hat, durch

den tiefer gelegenen Teil dieses Dorfes, in östlicher Richtung zum Großen Teich, einem der mit Schilf und Rohr bewachsenen Teiche und Pfühle, welche der Südseite von Torgau vorliegen. Er ist für größere Truppenmassen gar nicht und für einzelne Infanteristen nur an einigen Stellen zu passieren, letzteres z. B. bei dem Süptitzer Hölzchen; hier befinden sich zwischen den Schafteichen zwei mit Rohr und Gestrüpp bewachsene und schwer aufzufindende Dämme, die in der Schlacht eine Rolle spielen werden. Zwischen Süptitz und dem Großen Teiche gab es zur Zeit der Schlacht nur den einen brauchbaren Übergang auf der Leipzig-Torgauer Landstraße.

Nach Nordwesten hin senken sich die Süptitzer Höhen allmählich in die Dommitzscher Heide hinein, eine gegen Westen und Nordwesten meilenweit ausgedehnte Waldung, welche von verschiedenen Wildbahnen und Wegen nach allen Richtungen hin durchschnitten wird. Nach Norden senkt sich der Höhenzug allmählich in mehreren sanften, terrassenförmigen Absätzen gegen das Dorf Neiden und den aus der Dommitzscher Heide zur Elbe fließenden Strilbach. Vor der Mitte des Höhenrückens, etwa eine Viertelmeile nördlich, liegt eine quellige Wiesenfläche, der sogenannte Röhrteich, dessen südlicher Abfluß, der Zscheitschkengraben, das Dorf Zinna mit Wasser versorgt, dann sich nach Osten wendet und über Wölsau zur Weinske, einem toten Arme der Elbe, läuft. Oberhalb Zinna ist der Zscheitschkengraben nur in unmittelbarer Nähe des Dorfes in einer sandigen Furt zu durchschreiten; östlich von Zinna, wo die Ränder flach und sandig werden, bietet er den Truppenbewegungen kein erhebliches Hindernis mehr dar.

Diese von Natur feste Stellung war vom Prinzen Heinrich vor einem Jahre noch durch die Mittel der Befestigungskunst, namentlich durch mehrere Schanzen und Geschützdeckungen auf den Höhen verstärkt worden. Die Annäherung von Nordwesten und Norden her durch die Dommitzscher Heide war ebenfalls noch von dieser Zeit her durch einen starken Verhau gesperrt, der nördlich von Großwig (eine Meile westlich von Torgau, gegen Düben hin) im Bogen durch die Dommitzscher Heide bis zum Röhrteich lief und alle Zugänge aus der Heide nach der Stellung sperrte.

Auf diesen Höhen, die Front nach Süden, nach Schilda gerichtet, stand Feldmarschall Daun, den rechten Flügel hinter den Schafteichen, den linken nördlich von Zinna zurückgebogen, das Corps des Prinzen zu Löwenstein bis auf die Höhen westlich von Großwig vorgeschoben. Das Corps Lacys war aus der Gegend von Mockrehna gegen Torgau zurückgezogen und stand von Zinna bis zur Einfachen Vorstadt von Torgau und dem Großen Teiche,

sowie bei dem Dorfe Loßwig zwischen dem Großen Teich und der Elbe. Seine Vorposten standen mit dem Haupttrupp an der Leipzig-Torgauer Straße, die Postenlinie über Klitschen und Melpitz bis zur Elbe. Zur Sicherung der rechten Flanke und des Rückens der Armee stand das Chevauxlegersregiment St. Ignon in der Dommitzscher Heide. Die bollwerkartig verschanzten Anhöhen mit einer starken Artillerie bespickt, beide Flanken gesichert, alle Zugänge gesperrt, so pochte Daun, den Schlüssel von Sachsen in fester Hand, auf die Unangreifbarkeit seiner Stellung, oder — falls dieser Preußenkönig dennoch die Verwegenheit haben sollte, sie anzugreifen — auf ihre Uneinnehmbarkeit und auf den gewissen Sieg.

Anders waren die Resultate, zu denen König Friedrich durch die genaue Rekognoscierung dieser Stellung, wozu er sich von seinem Lager bei Schilda aus am 2. November wohl die Zeit genommen haben wird, gelangte. Wir denken uns, daß er dabei ungefähr die nachfolgenden Betrachtungen anstellte:

„Gute Artilleriepositionen —, Infanterie in gesicherter Aufstellung auf den Höhen, verschanzt und vergraben —, Hindernis vor der Front —, beide Flanken wohl angelehnt —, alle Anforderungen der Theorie erfüllt! In Summa: eine gute Stellung! Es wird sie wohl liegen lassen, wer sie nicht angreifen muß! — — Aber wir müssen! Und ist sie denn in der That so unangreifbar, wie es scheint? Gegen West und Nordwest breitet sich Waldland und macht eine gedeckte Annäherung bis in den Geschützbereich möglich. — Die Stellung ist gut für ein Corps, das sich längere Zeit gegen eine feindliche Übermacht behaupten muß; für eine Armee von 60000 Mann — oder wieviel zählt jener doch? —, die hier eine Schlacht schlagen will, hat sie zu wenig Tiefe, zu wenig inneren Raum; sie gestattet keine freie Entwickelung und Bewegung für größere Truppenkörper, auch kein Vorbrechen zur Offensive im geeigneten Augenblick; es fehlen die Ausfallsthore. Verwirrung, die auf einem Punkte erzeugt ist, wird sich bald auch anderen mitteilen. Und wie sieht es denn mit der Rückzugslinie aus? Der Feind hat nur einen Rückzug: über Torgau und über seine dort geschlagenen Schiffbrücken oder allenfalls auf dem linken Elbufer abwärts über Koswig und weiter. Also jedenfalls ein Abzug aus der Flanke — ein gefährliches Manöver, das leicht zur Vernichtung des ganzen Heeres führen könnte! — Freilich ein Vorteil, der erst zur Geltung kommt, wenn der Feind geschlagen ist. Item: wir müssen ihn schlagen!“

Ihn schlagen, aber wie? — Das war das Problem, das König Friedrich sich gestellt hatte. Die sonst angewandten Mittel seiner Kriegskunst, etwa der Angriff in schiefer Schlachtordnung, schienen hier, wo die Flanken die Haupt-

stärke der feindlichen Stellung bildeten und die zum Angriff vorgehenden Echelons durch das unzugängliche Erdreich vor der Front und durch das Artilleriefeuer von den Höhen schon auseinander gerissen und erschüttert wurden, ehe sie zur eigentlichen Thätigkeit gelangen konnten, zu versagen. Ein Angriff gegen die Front stieß auf gleich unübersteigliche Schwierigkeiten, gleichviel ob der Feind seine Front nach Süden behielt oder — bei einem Angriff von Norden her — sie nach Norden wandte. Aber wie nun, wenn der Angriff zugleich von Süden und Norden her, zugleich gegen Front und Rücken der feindlichen Stellung erfolgte, wenn dadurch beim Feinde Verwirrung hervorgerufen und dieser auf seine einzige Rückzugslinie geworfen wurde? Auf diese Weise konnte das feindliche Heer, von allen Seiten umstellt und angegriffen, genötigt werden, die Waffen zu strecken. Dies hätte freilich eine Teilung der Armee des Angreifers in zwei gesonderte Heerteile erfordert, deren rechtzeitiges Zusammenwirken, wie die Erfahrung lehrt, eine sehr schwierige und wenig gesicherte Sache ist, zumal wenn der Gegner die Entschlossenheit besitzt, um gegen einen der beiden getrennten Heerteile, sobald er die Teilung und den Plan des Angreifers erkannt hat, mit seiner mehr als doppelten Übermacht die Offensive zu ergreifen. Aber wenn der König in den Mitteln der Taktik und in seinem eigenen Genius nicht die ausreichende Hilfe fand, dann baute er wohl auch auf die Fehler, die der Gegner, nach seiner Kenntnis von dessen Eigentümlichkeiten, wahrscheinlich machen würde. Und diesmal irrte er sich wenigstens nicht, wenn er mit Bestimmtheit annahm, daß Daun — wenn er die Schlacht überhaupt annahm — keinen Ausfall aus seiner vorteilhaften Position unternehmen würde.

Dies waren die leitenden Gedanken für die Disposition,* welche der König am Abend des 2. November in seinem Hauptquartier zu Schilda an die Generale ausgab. Freilich konnte die Disposition sich nur über die einleitenden Maßregeln und die ersten Momente der Schlacht erstrecken. Von dem ersten

* Die Disposition des Königs für die Schlacht bei Torgau bietet den bloß theoretischen Kritikern manche Angriffspunkte, und sie ist — auch von Kennern und Meistern der Kriegskunst, u. a. von Napoleon I., vielfach scharf getadelt worden. Es zeigt jedoch, wie wenig der Korse Napoleon unseren preußischen Friedrich zu beurteilen verstand, wenn jener mit Bezug auf die Schlacht bei Torgau sagt: „Dans cette bataille Frédéric a violé les principes, soit dans la conception du plan, soit dans son exécution: c'est de toutes les batailles celle où il a fait les plus de fautes, et la seule où il a montré aucun talent.“ (In dieser Schlacht hat Friedrich die (taktischen) Principien verletzt, sei es in dem Entwurf der Disposition, sei es in deren Ausführung: es war von allen Schlachten diejenige, in der er die meisten Fehler gemacht, und die einzige, in der er kein Talent gezeigt hat.) Unsere obige Darstellung kommt zu einem anderen Resultat.

Kanonenschuß an kommt es darauf an, daß die Heerführer und Offiziere — jeder in seinem Kreise und jeder auf seine Weise — in den Ideengang und Plan des Feldherrn selbstthätig eingreifen und daß die Truppen sich als ein tapferes und zuverlässiges, nie versagendes Werkzeug in seiner Hand bewähren. So gelangt dann die lebendige Kraft jedes einzelnen Gliedes des großen Heeres zu ihrer Bethätigung und Bedeutung, von dem Feldherrn, der seinen Kommandostab über das Ganze schwingt, bis zu dem Tambour herab, der mit seinen Schlägeln den Sturmschritt der vorrückenden Infanterielinien im einförmigen Takte begleitet. Das wußte wohl König Friedrich, und er wußte auch, daß die vorzüglichsten Dispositionen des Feldherrn, die Einsicht der Führer und die hingebendste Tapferkeit seiner Truppen noch nicht den Sieg zu sichern vermochten, wenn nicht ein Höherer dort oben seinen Segen dazu giebt.

Dennoch schien der König von freudiger Siegeszuversicht erfüllt, als er zu seinen Generalen sprach: „Ich verlange keinen einzigen Rat, meine Herren, sondern ich habe Ihnen nur zu sagen, daß ich morgen die Armee des Feldmarschalls Daun angreifen werde. Daun steht zwar in einer festen Stellung, indessen, wenn wir ihn schlagen, so wird seine Armee nach meiner Disposition entweder in die Elbe gesprengt oder gefangen und dadurch der Krieg, dessen wohl jedermann überdrüssig ist, mit einem Schlage beendigt werden."

Es folgte die mündliche Disposition: General der Kavallerie von Zieten mit dem rechten Flügel: 21 Bataillone, 54 Eskadrons und 48 schwere Geschütze (zusammen ca. 16000 Mann), sollte von Süden her gegen die feindliche Stellung manövrieren; die übrigen Truppen oder der linke Flügel, unter des Königs speciellem Befehl: 42 Bataillone, 73 Eskadrons, 104 schwere Geschütze (zusammen ca. 28000 Mann), sollten in drei Kolonnen, links abmarschiert, durch die Dommitzscher Heide vorgehen, in der Gegend von Neiden auf die Ebene debouchieren und sich dort zum Angriff der feindlichen Stellung von Norden her in Schlachtordnung formieren, wobei die drei Kolonnen ebensoviel Treffen — das erste unter dem General der Infanterie Markgrafen Karl, das zweite unter Generallieutenant von Hülsen, das dritte (fast nur Kavallerie) unter dem Generallieutenant Prinzen von Holstein-Gottorp — zu bilden hatten. Bei der ersten Kolonne befanden sich die zehn Grenadierbataillone der Brigaden von Syburg und von Stutterheim, ferner die Brigaden von Ramin, von der Gablentz und von Butzke (zusammen 15 Bataillone) und das zehn Eskadrons starke Husarenregiment von Zieten. Eine vierte Kolonne, aus den Munitionstrains und den blauen Wagen der Armee mit gehöriger Bedeckung bestehend, sollte am weitesten links, d. i. vom

Feinde abgewandt, geführt und die Wagen in der Gegend von Roitzsch (vier Meilen westlich von Torgau) aufgefahren werden. Am 3. November $6^1/_2$ Uhr morgens, also mit Tagesanbruch, sollten die sämtlichen Kolonnen, mit Ausnahme des Zietenschen Heerteils, aus dem Lager aufbrechen und sich in Marsch setzen, Zieten vorderhand noch stehen bleiben, um die anderen für ihren bedeutend weiteren Weg den nötigen Vorsprung gewinnen zu lassen. „Er, Zieten," wandte sich der König leise zu diesem, „kommt morgen zu mir in den Wagen, um Seine besondere Instruktion zu empfangen und alles Nähere mit mir zu beraten!"

„Unser linker Flügel wird morgen den Feind attackieren," fuhr der König in seiner Disposition fort, „weswegen die Generale darauf sehen müssen, daß die Bataillone aneinander hangen, um sich zu rechter Zeit unterstützen zu können. Die Treffen bleiben alle 250 Schritt auseinander. Die Obersten von Dieskau und Möller müssen Wurfgeschütze und Kanonen auffahren lassen, die Attacke zu erleichtern. Sobald der Feind von den Höhen geworfen worden, so muß eine schwere Batterie sogleich allda aufgefahren werden, und die Bataillone müssen sich wieder formieren. Wenn Kavallerie gefordert wird, muß nicht ein ganzer Flügel zugleich anprallen, sondern so viel, als das Terrain zuläßt, damit sie agieren können. — Se. Majestät verlassen sich übrigens auf die Bravheit Ihrer Offiziere und zweifeln nicht, daß nicht ein jeder alles anwenden solle, um einen kompletten und vollständigen Sieg über den Feind zu erfechten." —

Um des Königs entschlossene Stimmung kennen zu lernen, mit welcher er dieser Entscheidungsschlacht entgegenging, dürfen wir einen Brief nicht übergehen, den er wenige Tage vorher (29. Oktober) an d'Argens richtete. Derselbe lautete:

„Sie schätzen das Leben als ein Epikuräer, und ich betrachte den Tod als ein Stoiker. Nie werde ich den Augenblick sehen, wann ich gezwungen sein könnte, einen unrühmlichen Frieden zu schließen. Eher werde ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben lassen. Ich habe gehandelt und handele noch jetzt im Einklange mit jener inneren Stimme des Gewissens und der Ehre, welche alle meine Schritte lenkt; meine Handlungen werden stets diesen Grundsätzen entsprechen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine reifen Mannesjahre meinem Vaterlande geopfert, glaube ich das Recht erworben zu haben, über mein Alter zu verfügen. Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole es: nie wird meine Hand einen demütigenden Frieden unterzeichnen. Ich bin entschlossen, noch in diesem Feldzuge alles zu wagen, um entweder zu siegen oder ein rühmliches Ende zu finden." —

Am 3. November morgens zogen die drei Heersäulen sowie die Trainkolonne auf verschiedenen Straßen durch den Wald. Der König fuhr bei der ersten (inneren) Kolonne, welche der Markgraf Karl befehligte. Im Wagen neben ihm saß der General der Kavallerie von Zieten und begleitete ihn wenigstens auf der ersten Strecke Weges — etwa bis zur Poststraße von Leipzig-Eilenburg nach Torgau. Er wird unterwegs nochmals vom Könige die Weisung erhalten haben, mit seinem Heerteile diese Straße bis in die Gegend südlich Süptitz zu verfolgen, dann vor der Südseite der Süptitzer Höhen eine solche Stellung zu nehmen, daß er einmal das feindliche Heer in seiner Stellung zu fesseln vermochte, zugleich aber die Rückzugslinie des Feindes bedrohte und ein Ausweichen desselben nach Süden hin zu hindern vermochte.

Die Kolonnen vom Heerteile des Königs marschierten auf parallelen Wegen — die erste Kolonne, bei welcher der König sich befand, auf dem inneren, die folgenden in immer weiteren Bogen, zuerst einige Stunden gerade nordwärts; sie wandten sich dann an einem bestimmten Punkte — die erste Kolonne etwa am Ausgange von Weidenhain, die zweite und dritte nördlich davon — nach Osten durch die Dommitzscher Heide und tauchten bei Neiden aus dem Walde auf.

Die Vorhut Zietens, dessen Heerteil erst eine Stunde nach dem Aufbruch des Königs das Lager verließ, stieß bei der roten Furtbrücke (an der Leipzig-Torgauer Straße) auf den ersten, ernsteren Widerstand. Als Zieten die Aufstellung des Lacyschen Corps hinter dem Röhrgraben, zwischen Zinna und dem Großen Teiche erkannte, nahm er seinen Marsch nicht nach Süptitz, weil sonst seine rechte Flanke durch die Aufstellung Lacys gefährdet war, sondern gegen Torgau und ließ seinen Heerteil Lacy gegenüber am rechten (südlichen) Uferrande des Röhrgrabens in Schlachtordnung aufmarschieren, wobei sich von beiden Seiten eine heftige Kanonade entspann.

Auch die Heersäulen des Königs stießen bereits auf ihrem Anmarsch bei Weidenhain und in der Dommitzscher Heide auf feindliche Abteilungen. Das österreichische Chevauxlegersregiment St. Ignon geriet im Walde zwischen die preußischen Kolonnen und samt ihrem Führer, dem Grafen St. Ignon, und allen Offizieren in preußische Gefangenschaft. Durch diese Rencontres erhielt Daun Aufschluß, aus welcher Richtung er den Hauptangriff des Königs zu erwarten habe, und wandte nun die Front seiner Treffen nach Norden, so daß der rechte Flügel seines ersten Treffens sich nördlich von Zinna an den Zscheitschkengraben lehnte, während der linke hakenförmig zurückgebogen und durch eine Schanze gedeckt war, welche den zwischen den Schafteichen hinauf-

führenden Damm beherrschte. Die eigentliche Front des ersten Treffens stand entlang des Kammes der Süptitzer Höhen und war durch sechs Infanterieregimenter gebildet und durch mehrere schwere Batterieen verteidigt. Da der Feldmarschall Daun von dem Anmarsche Zietens Kenntnis hatte, so ließ er das zweite Treffen Front gegen den Röhrgraben machen. Die österreichische Schlachtstellung bildete nun ein hohles Viereck, dessen östliche, nach Torgau gekehrte Seite offen war. Schon auf dem Marsche im Walde hatte der König die Kanonade von dem Zietenschen Heerteil herüberschallen hören und daraus geschlossen, daß Zieten bereits in lebhaftem Gefecht begriffen wäre, während sie in der That nichts zu bedeuten hatte als das erste Zusammentreffen Zietens mit Lacy. Der König aber nahm daraus Anlaß, den Marsch um so mehr zu beeilen.

Es war gegen $^1/_2$2 Uhr nachmittags, als die Spitze der ersten Kolonne den Wald passiert hatte und nordwestlich von Neiden auf das freie Feld debouchierte; die beiden anderen Kolonnen waren um diese Zeit wegen ihres weiteren Weges noch weit im Walde zurück. Der stark wehende Südwind trieb dem Könige den Knall jedes einzelnen Schusses zum Ohr und ließ ihm das Gefecht Zietens um so heftiger erscheinen. Er brannte vor Ungeduld, Zieten Hilfe zu bringen, bevor er von der österreichischen Übermacht erdrückt würde. Gleichzeitig gingen dem Könige Meldungen zu, daß österreichisches Geschütz und Fuhrwerk über die Torgauer Elbbrücken abgefahren würde, — Meldungen, von deren Richtigkeit — wenigstens teilweise — der König selbst sich durch sein Fernglas überzeugen konnte. Es waren die Bagagewagen, welche der vorsichtige Daun nach dem rechten Ufer voraussandte. In der Umgebung des Königs entstand jedoch hierdurch die Täuschung, daß Daun sich dem Angriff des Königs durch den Rückzug über die Elbe entziehen wolle und gerade deshalb von Zieten lebhaft angegriffen würde. Der König hatte bereits seine Adjutanten ausgeschickt, um den Marsch der beiden anderen Kolonnen im Walde zu beschleunigen. Die Sorge, daß Daun, auf dessen Vernichtung er es abgesehen hatte, ihm entgehen könne, bewog ihn jedoch, den sofortigen Aufmarsch der soeben aus dem Walde sich herauswindenden ersten Kolonne und den Angriff der Grenadiere auf die Süptitzer Höhen zu befehlen, ohne das Eintreffen der beiden anderen Kolonnen abzuwarten. Da die Kolonnen links abmarschiert waren, so erfolgte die Entwickelung zur Front durch successives Einschwenken der Abteilungen vom linken Flügel, — eine Evolution, die zwar reglementsmäßig, aber doch auf dem Schlachtfelde ungewöhnlich ist und auch nicht ohne einige Unordnung ausgeführt wurde. Dieser Aufmarsch geschah unter heftigem Kanonenfeuer von den Süptitzer Höhen herab. Der Schall

wurde durch das Echo im Walde noch vervielfacht und steigerte sich zu einem furchtbaren Getöse, wie es auch von den ältesten Generalen in keiner Schlacht noch vernommen ward. Friedrich selbst wandte sich zu dem General von Syburg: „Was für ein höllisches Feuer! Hat Er schon jemals eine solche Kanonade gehört? — Ich nie.“ Die feindlichen Geschosse rissen große Äste zu Boden, wodurch verschiedene Mannschaften verwundet wurden. Ein mächtiger, alter Eichenast stürzte unmittelbar vor dem Könige krachend nieder und erschlug zwei Grenadiere vor seinen Augen. Dies veranlaßte den König, vom Pferde zu steigen und seine Grenadiere zu Fuß in die Ebene zu führen. Sobald die zehn Bataillone der beiden Grenadierbrigaden formiert waren, rückten sie zum Angriff vor. Sie überstiegen den Verhau an den Lücken und lichten Stellen und gelangten in das vollständig freie Terrain und in den Bereich des heftigsten Kartätschfeuers von den Höhen. Mit unerschrockenem Mute gingen die Grenadiere, diese auserlesenen Kerntruppen des preußischen Heeres, gegen die Süptitzer Höhen vor. Sie wußten es wohl, daß sie nicht ausersehen waren, die Lorbeeren des Sieges zu pflücken, sondern nur, vermöge der ihnen vorzugsweise vor allen übrigen Truppen innewohnenden heldenmütigen preußischen Tapferkeit, die Bahnbrecher zum Siege für die nachfolgenden zu werden, wie es in den Kriegsliedern des preußischen Grenadiers heißt:

„So werfen wir den Gegner nieder,
Im Tod noch stürzend über ihn,
Wenn über uns die frischen Glieder
Zum Siege für den König zieh'n!“ —

Nach kurzer Zeit lagen neun Zehntel dieser Kerntruppen tot oder verwundet auf der Wahlstatt. Die beiden Brigadekommandeure, Generale von Stutterheim und von Syburg, waren verwundet, 68 Offiziere, unter ihnen vier Bataillonskommandeure, tot oder verwundet.

Mit Schmerz sah der König diese furchtbare Niederlage seiner Grenadiere. Vor einer halben Stunde noch hielten an seiner Seite zwei edle Jünglinge. Wilhelm und Friedrich, Grafen von Anhalt, Enkel des alten Dessauers, der älteste und der jüngste von vier Söhnen des Erbprinzen Wilhelm Gustav; zwei dem Alter nach zwischen ihnen stehende Brüder waren bereits auf dem Felde der Ehre gefallen, Graf Leopold bei Liegnitz, Graf Gustav bei Breslau. Als die Brigade von Stutterheim gegen die Süptitzer Höhen vorrückte, sprengte Graf Wilhelm an die Spitze seines Bataillons Anhalt, um das Kommando desselben zu übernehmen. Jetzt näherte sich dem Könige ein Adjutant mit einer leisen Meldung. Der König zuckte schmerzlich zusammen, dann wandte

er sich an den jüngeren Grafen Friedrich von Anhalt und sprach zu ihm mit ruhigem und gefaßtem Tone, aber mit gepreßtem Herzen: „Alles geht heute schlecht, meine Freunde verlassen mich; soeben meldet man mir den Tod Ihres Bruders.“

Der König hatte nicht Zeit, die Opfer zu zählen, sondern er sah sich nach den frischen Truppen um, welche jenen auf der gebrochenen Bahn folgen sollten. Auch die übrigen Truppen der ersten Kolonne waren jetzt zum Angriff formiert; die Brigaden von Ramin und von der Gablentz rückten gegen die Höhen vor. Noch fehlte ihnen die Unterstützung der anderen Waffen, da die schweren Geschütze nicht der Infanterie über die Laufbrücken des Strilbachs folgen konnten, sondern zum Teil weite Umwege machen mußten, bevor sie in Position gebracht werden konnten. Die Kavallerie aber, bei der Kolonne des Prinzen von Holstein, steckte noch in der Dommitzscher Heide. Dennoch blieben die Brigaden Ramin und Gablentz im tapferen Vorrücken. Auch sie bestanden aus tapfern und erprobten Regimentern. In der Brigade Ramin befand sich das pommersche Regiment von Manteuffel, das schon auf manchem Schlachtfelde Proben seines unerschütterlichen Mutes und seiner kernigen Tapferkeit abgelegt hatte, wenn wir uns dessen noch erinnern wollen;* bei der Brigade Gablentz stand das Regiment Forcade, von dem der König einmal selbst gesagt hatte: „Wenn ich Soldaten sehen will, so muß ich dieses Regiment sehen.“ Bei dem ersten Bataillon dieses Regiments erblicken wir den jungen von Archenholtz, den späteren Geschichtsschreiber des Siebenjährigen Krieges, damals ein blutjunger Lieutenant von fünfzehn Jahren, naß vom strömenden Regen und müde vom Marsche. Hören wir denn selbst, mit welchen Worten er später dieser Scene des Torgauer Schlachtendramas gedenkt.

„Noch ehe wir den Feind ins Auge fassen konnten,“ erzählt Archenholtz, „fielen die Wipfel der Bäume, von den Kugeln zerschmettert, auf unsere Häupter. Der Donner der Kanonen widerhallte gräßlich durch den Wald. Die krachenden, alles betäubenden Schüsse waren gleichsam Posaunen des Todes. Und nun beim Ausgange des Waldes sahen unsere anrückenden Kriegsscharen, die sich wie Wasserwogen durch den Pulverdampf fortschlängelten, keine siegversprechende Bühne, sondern eine Wahlstatt voller Toten und Verwundeten, die sich in ihrem Blute wälzten. — — Die Kartätschen wüteten schrecklich in unseren Reihen. Ganze Rotten wurden weggerafft; man rückte zusammen, um die Lücken zu füllen. Alte Offiziere stürzten zu Boden, junge traten an ihre Stelle, flößten den

* Vergl. S. 393 u. f.

Veteranen durch ihr Beispiel Mut ein, und so ging es immer vorwärts; Anhöhen wurden erstiegen und Batterieen erobert." — —

Die Österreicher zeigten eine Tapferkeit, die solcher Gegner würdig war. Feldmarschall Daun selbst trat aus seiner gewohnten kühlen Ruhe heraus. Er zog das Reservecorps des Prinzen zu Löwenstein heran und ließ das erste Treffen seiner Armee auf den Süptitzer Höhen durch dasselbe verstärken. Er führte zwei Regimenter in Person gegen die Preußen vor, ward durch eine Gewehrkugel am Fuße verwundet, blieb aber auf dem Schlachtfelde und behielt das Kommando. Gleichzeitig mit der Infanterie ließ Feldmarschall Daun auch die Kavallerieregimenter seines rechten Flügels gegen die Front und den linken Flügel zur Attacke vorrücken.

Der König sah den Sturm heranbrausen; aber er hatte keine Mittel mehr, um ihn aufzuhalten oder abzuwehren. Die zweite Kolonne war wohl auf dem Kampfplatz erschienen; aber die Truppen derselben waren teils schon sogleich nach ihrer Ankunft in das Gefecht gezogen worden, teils noch im Begriff sich zu formieren.

„Wo bleibt meine Kavallerie, der Prinz von Holstein?" fragte der König ungeduldig.

„Ew. Majestät, sie sind noch im Walde zurück, sie thun ihr äußerstes, um vorwärts zu kommen — —"

Die tapferen preußischen Truppen auf den Süptitzer Anhöhen, die Regimenter Goltz, Forcade, Manteuffel, Queiß und die anderen, blieben ohne Unterstützung bei dem drohenden doppelten Angriff durch feindliche Infanterie und Kavallerie. Diesem Stoße vermochten die erschütterten und gelichteten Bataillone nicht zu widerstehen. Einzelne Bataillone wurden bis auf einen kleinen Rest zusammengehauen. Auch mehrere Fahnen fielen dem Feinde in die Hände. Die Niederlage dieser sechzehn Bataillone war einer vollständigen Vernichtung gleich.

Um diese Zeit — es war etwa 3 Uhr nachmittags — fertigte Daun seinen Siegesboten an die Kaiserin nach Wien ab. Zu den gefangenen preußischen Offizieren, die ihm vorgestellt wurden, sagte der Feldmarschall: „Aber, mein Gott, warum opfert Ihr König so viel Menschen; er sieht doch, daß es ihm nicht hilft!" —

Die Trümmer der preußischen Bataillone wogten zurück von den Süptitzer Höhen nach dem Walde. Hier aber fanden die verfolgenden vier österreichischen Kavallerieregimenter einen nachhaltigen Widerstand durch die letzten Truppen der Hülsenschen Kolonne, welche unterdessen ihre Formation beendet hatten. Auch einige preußische Batterieen waren um diese Zeit ins Gefecht gekommen und gaben dem Feuer der Infanterie mehr Nachdruck.

Es war 4 Uhr nachmittags. Jetzt endlich wurde dem Könige das Ein-

treffen der dritten Kolonne, des Prinzen von Holstein mit der Kavallerie, gemeldet. Der Prinz von Holstein hatte auf die wiederholten Befehle des Königs, seinen Marsch zu beschleunigen, im Walde einen näheren Weg einzuschlagen gesucht, war aber dabei auf denselben Weg geraten, welcher der Hülsenschen Kolonne angewiesen war, und mußte halten, um diese vorüber zu lassen; daher das verhängnisvolle verspätete Eintreffen der preußischen Kavallerie auf dem Schlachtfelde, was der König aber dem phlegmatischen Charakter ihres Führers, des Prinzen von Holstein, zur Last legte. Der König sandte der endlich eingetroffenen Kavallerie den Befehl, den Röhrteich westlich zu umgehen und dort in das Gefecht einzugreifen. Der Befehl traf zuerst den Oberst von Dalwig, Kommandeur des Regiments Spaen-Kürassiere, welcher sich sofort von der Kolonne loslöste und, gefolgt von dem Kürassierregiment Markgraf Friedrich, zum Angriff eilte. Die noch auf der Verfolgung der preußischen Infanterie begriffenen österreichischen Kürassierregimenter von Buccow und Benedikt Daun wurden in die Flucht geworfen. Den beiden preußischen Kürassierregimentern folgten die Kürassiere von Schmettau und die altberühmten Dragoner Baireuth. Die letzteren, ihren Brigadekommandeur, Generalmajor von Meyer, an der Spitze, setzten die Attacke in vollem Siegeslaufe gegen die Kavallerieregimenter des österreichischen rechten Flügels fort, warfen auch die Dragonerregimenter Savoyen und Erzherzog Leopold und brachen mit einem ungestümen Chok à la Hohenfriedberg auch in die feindliche Infanterie des rechten Flügels, die Regimenter Kaiser, Neipperg und Gaisruck, ein. Gleichzeitig waren die beiden Kürassierregimenter Spaen und Markgraf Friedrich in der Verfolgung der Buccowschen Kürassiere gegen die Front der österreichischen Infanterie gelangt und hieben in diese ein. Das Regiment Markgraf Friedrich eroberte bei dieser Attacke fünf Kanonen und drei Fahnen.

Die preußische Infanterie hatte durch diese Attacken Luft bekommen und rückte ebenfalls vor. Hätten die glücklichen Kavallerieattacken zwei Stunden früher stattgefunden, so war die Schlacht bei Torgau zu Gunsten der Preußen entschieden. Jetzt blieben diese Erfolge doch nur vereinzelt, und es fehlte an frischen Truppen, um die errungenen Erfolge zur Herbeiführung des Sieges ausnutzen zu können; die Schlacht war ein wildes Gewoge von Angriffen und Gegenangriffen, von Stürmen und Gegenstürmen. Eine Zeitlang hielten beide Heere einander das Gleichgewicht. Als jedoch der Feldmarschalllieutenant von Pellegrini frische Truppen, die bisher bei Zinna gestanden, zur Aufnahme und Unterstützung der österreichischen Kavallerie des rechten Flügels herbeiführte, da gewannen die Österreicher wieder das Übergewicht. Während

die österreichischen Kürassierregimerter O'Donnell und Portugal die Baireuth-Dragoner im Rücken attackierten, die Kürassierregimenter Serbelloni und Spaen an anderer Stelle sich gegenseitig attackierten, rückte auch das erste Treffen der österreichischen Infanterie in der Front zum Angriff vor. Die preußische Infanterie war durch das Artilleriefeuer und die vorangegangenen Kavallerieattacken bereits so erschüttert, daß sie den erneuten Angriffen keinen nachhaltigen Widerstand mehr entgegensetzte. Sie ward mit schweren Verlusten in den Wald zurückgeworfen. Die österreichische Kavallerie erbeutete dabei zwanzig Fahnen. Auch derjenige Teil der Kavallerie des Prinzen von Holstein, welcher auf dem äußersten linken Flügel östlich vom Röhrteich und vom Zscheitschkengraben vorgegangen war, focht nicht glücklich und wurde geworfen, als Feldmarschall Daun, der hier persönlich zugegen war, frische Reitergeschwader von Zinna zur Attacke gegen denselben herbeikommen ließ. Der Generallieutenant Graf von Finckenstein, welchem das Pferd erschossen war, wurde dabei gefangen genommen.

Der König hatte sich während der Schlacht rücksichtslos dem feindlichen Feuer ausgesetzt. Viele Offiziere seiner Umgebung waren bereits verwundet; ihm waren drei Pferde unter dem Leibe erschossen worden. Jetzt traf ihn eine Kartätschkugel vor die Brust — lautlos sank er vom Pferde, sprang aber bald wieder auf und stieg aufs neue zu Pferde. „Es ist nichts," sagte er ruhig zu seiner besorgten Umgebung und gab dann neue Befehle für die Fortsetzung der Schlacht.*

Es war 5 Uhr nachmittags; die Dämmerung des trüben, naßkalten Novembertages brach an. Der König gab die Hoffnung auf, mit seinen ermüdeten Truppen noch die Schlacht wiederherstellen und den Sieg erkämpfen zu können. Auch fühlte er sich durch die erlittene Kontusion zu ermattet, um das Kommando zu behalten. Er übertrug dasselbe dem Generallieutenant von Hülsen und schlug mit seinem Stabe und einer geringen Bedeckung den Weg nach Neiden ein, vielleicht in ähnlicher Stimmung wie nach der Kolliner Schlacht.

Auf dem Schlachtfelde sah man noch verstreute Haufen verschiedener Regimenter, welche von ihrer Fahne abgekommen waren und von dem Stande der Schlacht nichts ahnten.

---

* Diese Darstellung von der Verwundung des Königs stimmt zwar mit anderen Erzählungen nicht überein, wonach der König eine Zeitlang bewußtlos und dann beim Erwachen gleichsam beschämt über sich selbst gewesen sein soll; sie dürfte jedoch der Wirklichkeit mehr entsprechen und findet eine Art von Bestätigung in den Worten, die der König über diesen Vorfall an den Prinzen Heinrich schrieb: „Ma contusion n'a pas été dangereuse, ma pelisse et mon habit doublé de velours m'ont probablement sauvé la vie."

Einige Offiziere, insbesondere der Major von Lestwitz vom Regiment Alt-Braunschweig, waren damit beschäftigt, diese Mannschaften zu sammeln, und Lestwitz hatte bereits einige hundert Infanteristen und eine Anzahl Tambours zusammengebracht und zu einem geschlossenen Trupp formiert, als der König, im Begriff das Schlachtfeld zu verlassen, vorüberritt.

„Wer ist Er und was will Er hier machen?“ fragte der König.

„Ew. Majestät, ich bin der Major von Lestwitz von Alt-Braunschweig und sammele Offiziere und Leute, um mit ihnen die Höhen zu stürmen.“

„Na, Herr, das ist brav, sehr brav; da mache Er nur geschwind und formiere Er einige Bataillone!“

Beim Fortreiten wandte der König noch einmal sein Pferd um und sagte: „Hör' Er, mein lieber Lestwitz, sei Er versichert, daß ich Ihm dies nie vergessen werde.“* Darauf ritt der König weiter über Neiden nach Elsnig. Seine Bedeckung hatte unterwegs noch mehrere Rencontres mit feindlichen Abteilungen; denn in der Schlacht waren die Truppen beider Armeen vollständig durcheinander geraten, so daß viele Trupps jetzt in der Dunkelheit umherirrten, nicht wissend, wo sie auf Freunde und wo sie auf Feinde stießen.

In Elsnig waren alle Häuser gefüllt mit Verwundeten; der König nahm daher sein Hauptquartier in der Kirche des Ortes. Hier ließ er sich den Verband anlegen und erteilte Befehle für die Aufstellung der Armee. Dann setzte er sich auf die Stufen des Altars nieder, während daneben ein erwärmendes Feuer loderte. Der König schien noch guten Mutes und hoffnungsvoll: „Der Feind hat nicht geringere Verluste erlitten als wir, und da ihm Zieten noch im Rücken steht, so wird er es nicht wagen, in seiner Stellung zu bleiben, und dann ist die Schlacht doch gewonnen.“ Ob er selber an dieses Trostwort glaubte, oder ob er es nur gebrauchte, um den Mut der Seinigen aufzurichten, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls konnte ihm nicht entgehen, in welche Lage der Preußische Staat geriet, wenn Daun wirklich einen Sieg errungen

---

* Der König hielt Wort. Bald nach dem Frieden zu Hubertsburg starb der Markgraf Karl von Brandenburg, und es fielen seine bei Selow, unweit Frankfurt a. O. gelegenen Besitzungen an die Krone zurück. Der König schenkte die eine Hälfte davon mit dem Hauptgute Friedland an Lestwitz, die andere Hälfte mit Quilitz an den Oberst von Prittwitz, uns bekannt durch sein Auftreten in der Schlacht bei Kunersdorf, wo er den König vor fast unvermeidlicher Gefangenschaft rettete. (Vergl. S. 356.) Mit peinlicher Genauigkeit wog der König dabei ab, daß die Teilung durchaus gleichmäßig war; er wünschte vielleicht dadurch zu zeigen, daß er das Verdienst beider gleich hoch geachtet wissen wollte; denn — sagte er: — „Lestwitz a sauvé l'état et Prittwitz a sauvé le roi.“ (Beiheft zum Militär-Wochenblatt für das zweite Quartal 1860.)

hatte und ihn zu benutzen verstand. Zwar der Preußische Staat hatte noch genug Lebenskraft, er war auch dann noch nicht verloren; aber mit dem Preußen, wie er es sich gedacht hatte, das er in seinem Herzen trug und für das er nun bereits im fünften Jahre mit heldenmütiger Ausdauer kämpfte, für das er Gut und Blut und Leben so vieler wackerer Krieger eingesetzt und für das sein eigenes Blut heute geflossen war, — mit diesem Preußen, das er als deutsche Großmacht, neben dem undeutschen Österreich, ebenbürtig in die Reihe der europäischen Mächte einführen wollte, war es dann für immer vorbei. Schon aber begann in Preußen der Einfluß des großen Königs sich mächtig geltend zu machen; schon war Preußens Heer so sehr von dem Geiste seines Heldenkönigs erfüllt und durchdrungen, daß es in diesem Geiste zu siegen verstand, auch wenn der König es nicht mehr unmittelbar leitete. Oft hatte der König seine Armee zum Siege geführt; bei Torgau war es die von seinem Geiste belebte Armee, die den König noch zum Siege trug, als dieser schon dem Siege entsagt und dem Schlachtfelde den Rücken gewandt hatte. Kehren wir nun nach dem Schlachtfelde zurück, wo Lestwitz die letzten Trümmer des geschlagenen Heeres zum letzten Versuche eines Angriffs auf die Süptitzer Höhen zusammenraffte und wo Zieten mit seinem Heerteile im Rücken der Daunschen Armee stand, die alle Angriffe des Königs gegen die Front ihrer uneinnehmbaren Stellung zurückgeschlagen hatte.

Zieten, welcher mit seinem Heerteile auf der südlichen Seite des Röhrgrabens gegenüber dem Lacyschen Corps aufmarschiert war, hatte während seiner mit diesem unterhaltenen Kanonade den linken Flügel seines ersten Treffens verlängert, so daß die Brigade des Generalmajors von Tettenborn gegenüber Süptitz stand. Der Südwind trieb den Schall des Kanonendonners von ihm abwärts, doch konnte Zieten aus manchen Zeichen schließen, daß die Schlacht des Königs nicht günstig stand. Auf die Bitten mehrerer höheren Führer, insbesondere der Generallieutenants Graf von Wied und von Platen, sowie des Generalmajors von Saldern und des Kommandeurs der Garde, Oberstlieutenant von Möllendorf, unseres alten Bekannten, gab Zieten den Befehl zum Angriff auf Süptitz. Der General von Tettenborn drang in das Dorf ein und vertrieb den Feind aus dem südlichen Teile des Dorfes, der auf dem rechten Ufer des Röhrgrabens liegt. Der österreichische Generalfeldwachtmeister Graf Browne ließ das Dorf in Brand stecken und behauptete sich in dem oberen Teile des Dorfes auf der linken Seite des Röhrgrabens, so daß die Preußen ihren weiteren Fortschritten hier ein Ziel gesetzt sahen. Die Bewohner des brennenden Dorfes hatten sich sämtlich in die kleine Kirche

geflüchtet und erwarteten hier mit ängstlicher Spannung das Ende des Kampfes.*

Während dieses Gefechts in und um Süptitz zog sich Zieten mit seinem Corps hinter der Brigade von Tettenborn vorbei am Saume des Holzes entlang immer weiter links, so daß die Brigade von Saldern gegenüber dem Süptitzer Hölzchen, westlich von Süptitz stand. General von Saldern führte jetzt seine Brigade durch das Süptitzer Hölzchen, überschritt in demselben auf einem schmalen Damme den Röhrgraben und stieg den steilen Abhang des Weinbergs jenseit des Röhrgrabens hinan. Die Verluste der Brigade von Saldern während dieses Vorrückens waren bedeutend. Dem General wurden in kurzer Zeit drei Pferde nacheinander unter dem Leibe erschossen, er bestieg frische Pferde und eilte den Truppen nach; das dritte Bataillon Garde wurde beinahe aufgerieben. Bei dem Ersteigen der Weinberge wurden die stürmenden Bataillone aus nächster Nähe mit einem mörderischen Kartätschfeuer empfangen und durch die oben aufgestellten acht österreichischen Bataillone mit Salven und Bajonetten von den Höhen hinabgeworfen und über den Röhrgraben zurückgetrieben.

Es war 6 Uhr nachmittags und völlig dunkel; nur das brennende Dorf Süptitz leuchtete wie eine mächtige rote Fackel durch die Dunkelheit. Der von jenseit der Berge herüberdröhnende, sich immer weiter entfernende Schall des Geschützfeuers ließ auf den ungünstigen Verlauf schließen, welchen die Schlacht des Königs genommen hatte. Nicht weit von der Stelle, wo die Brigade von Saldern jetzt im Kampfe war, befand sich die Höhenkuppe, welche den eigentlichen Schlüsselpunkt der österreichischen Stellung bildete; aber diese Anhöhe mit ihrem steilen Südabhange und dem vorliegenden unzugänglichen Terrain schien für die Preußen unnahbar. Da entdeckte ein vom Könige an den General von Zieten gesandter Offizier, der zum Zurückreiten einen näheren Weg suchen wollte, den versteckt liegenden Damm, der zwischen den Schafteichen hindurchführt, und fand, daß derselbe vom Feinde nicht besetzt sei. Er eilte zurück und teilte dem General von Saldern diese Entdeckung mit. Dieser brach mit seiner Brigade sofort auf und überschritt den Damm. Die Brigade von Grumbkow folgte.

* Der österreichische General, welcher das Dorf in Brand stecken ließ (wahrscheinlich Graf Philipp Browne), schenkte den Einwohnern von Süptitz nach dem Frieden die Summe von 2000 Thalern und ließ jedem Hausvater eine Bibel und ein Gebetbuch aushändigen, — ein Zeugnis edler, menschenfreundlicher Gesinnung, die um so wohlthätiger berührt, weil wir sie bei dem Feinde finden.

Saldern vertrieb nach einem kurzen Gefecht die österreichische Besatzung aus der alten Schanze, die den Damm verteidigte, ließ die Bataillone seiner Brigade in Linie sich entwickeln und erstieg mit ihnen in einer Schlucht die Höhen.

Es war dies dieselbe Zeit, als der Major von Lestwitz, den wir beim Fortreiten des Königs vom Schlachtfelde mit dem Sammeln von Versprengten beschäftigt sahen, mit drei ziemlich starken Bataillonen, die er auf diese Weise aus den Mannschaften verschiedener Regimenter gebildet hatte, von der Seite des Königs gegen die Süptitzer Höhen vorrückte. Der General von Hülsen, der an des Königs Stelle auf dieser Seite den Oberbefehl führte, billigte nicht allein das Vorrücken von Lestwitz, sondern er zog auch zwei bisher unberührte Bataillone, die noch mit der Kolonne des Prinzen von Holstein angekommen und zunächst zur Deckung des Rückzuges der übrigen am Waldsaum bei Neiden aufgestellt waren, nebst einigen Geschützen in derselben Richtung vor, stellte sich selbst an ihre Spitze und führte sie zum Angriff.

Dieser würdige, greise General (geb. 1693) hatte bereits in der Schlacht alle seine Pferde durch Kugeln verloren. Seine eigenen Füße wollten den alten, narbenvollen Leib nicht mehr tragen, und doch wollte der Held bei diesem letzten Sturme auf die Süptitzer Höhen nicht fehlen. Da hoben ihn die Mannschaften von Alt-Schenckendorf auf eine Kanone und schleppten ihn jubelnd ins feindliche Feuer.

Von allen Seiten schlugen jetzt die Trommeln den preußischen Sturmmarsch, von allen Seiten drangen die Preußen vor zum letzten Sturme auf die Süptitzer Höhen. Die Höhen erkrachten vom Donner der österreichischen Geschütze, wie ein berstender Vulkan, und die aufzuckenden Blitze leuchteten ins Antlitz der mit grimmigem Mute anstürmenden Preußen, allen voran der alte Hülsen, auf seinem Zwölfpfünder reitend.

Die Österreicher hatten durch frische Regimenter, hauptsächlich vom Lacyschen Corps, eine neue Front gebildet, welche sie dem gewaltigen Ansturm der Preußen entgegenstellten; aber auch Zieten hatte hinter der Brigade Saldern bereits seine übrigen Bataillone aufmarschieren und in die Schlachtlinie einrücken lassen. Unter lautem Hurra wurden die Höhen erstiegen. Fünfundzwanzig Bataillone standen jetzt siegreich fest auf diesen bollwerkartigen Höhen, welche den Tag über allen Anstrengungen Trotz geboten hatten. Die ganze österreichische Macht wälzte sich ostwärts bis gegen die Vorstädte von Torgau, wo sie in Halbmondform Stellung nahm, den rechten Flügel an den Zscheitschkengraben, den linken unterhalb Süptitz an den Röhrgraben gelehnt, die Preußen auf den beherrschenden Anhöhen auf Kanonenschußweite gegenüber.

Auch Feldmarschall Daun hatte diesem Schlußakte der Schlacht nicht mehr auf dem Schlachtfelde beigewohnt, sondern sich bereits vorher nach Torgau zurückbegeben, um sich seine Wunde verbinden zu lassen, und das Kommando dem General der Kavallerie Grafen O'Donnell übertragen. Der vermeintliche Sieg der österreichischen Waffen war noch nicht lange auf den Straßen und Plätzen von Torgau verkündigt worden, als der Lärm dieses letzten Kampfes zu seinen Ohren drang.

„Was bedeutet dies?" fuhr Daun auf.

„Ew. Excellenz, die Preußen unter Zieten haben die Süptitzer Höhen genommen."

„Dann ist halt die Schlacht für uns verloren," bemerkte Daun sehr richtig. Bald darauf fertigte er seinen zweiten Boten nach Wien ab und traf seine Anordnungen für den Rückzug der Armee, der noch in derselben Nacht über die Elbbrücken von Torgau in der Richtung nach Dresden angetreten wurde.

In der Dorfkirche zu Elsnig saß König Friedrich, fertigte, auf den Stufen des Altars sitzend, einige Befehle aus und ließ sich dann auf dem dürftigen Strohlager nieder, das für ihn bereitet war. Das Gewehr- und Geschützfeuer des letzten Angriffs hatte er nicht vernommen. Da erhielt er bald nach Mitternacht die Meldung von dem durch Zieten, Hülsen und Lestwitz errungenen Siege. Dieser Glückswechsel, die Verwandlung der schon für verloren gehaltenen Schlacht in einen vollständigen Sieg war zu plötzlich, als daß der König der Meldung vollen Glauben beizumessen wagte. Schon vor Tagesanbruch verließ er die Kirche und ritt auf das Schlachtfeld, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Was er hier zuerst sah, war entsetzlich genug, um seine Siegesfreude herabzustimmen. Hier lagen noch Verwundete und Verstümmelte ohne ärztlichen Beistand und Pflege mitten unter den Körpern solcher, die der Tod bereits von ihren Leiden befreit hatte. Aber sie vergaßen Schmerzen und Todespein, als sie ihren König sahen, und richteten sich auf, um ihn noch einmal — vielleicht das letzte Mal in ihrem Leben — zu begrüßen. Ein schwerverwundeter Grenadier rief freudigen Herzens: „Nun will ich gerne sterben, da ich weiß, daß wir gesiegt haben und daß mein König lebt."

Des Königs lebhafteste Fürsorge galt dem Schicksale dieser Tapferen. Sie wurden in den nächsten Ortschaften, später in Torgau, untergebracht und in gute Pflege gegeben. Sämtliche Feldschere der Truppen waren auf dem Schlachtfelde thätig, um den Leidenden — gleichviel ob Preußen oder Österreichern — Hilfe und Linderung zu bringen.

Die Armee war auf den Süptitzer Höhen in Front aufmarschiert. Der

alte Zieten hatte ihr soeben den Sieg verkünden und den Truppen, die unter seinem Befehl standen, seinen Dank aussprechen lassen. Sein altes, frommes Soldatenherz wußte am besten, wem er diesen Sieg zu danken hatte, und er dankte im stillen dem Helfer droben. Da nahte der König zu Fuße. Zieten schritt auf ihn zu, um ihm die Aufstellung der Truppen zu melden. König Friedrich aber zog bewegt und mit nassem Auge den alten General an sein Königsherz: „Ja, Zieten, Er hat recht; das hat ein Höherer gethan, als wir beide!" —

Aber aus den Reihen des tapferen Heeres schallte unsäglicher, endloser Jubel: „Es lebe der König! Es lebe unser Fritz! Es lebe Vater Zieten, der Husarenkönig!"

Die Verluste an dem Tage von Torgau überstiegen diejenigen in den blutigsten früheren Schlachten dieses Krieges.

Der König selbst und vier Generale — von Stutterheim, von Syburg, von der Gablentz und von Tettenborn — waren verwundet, 61 Offiziere tot, 279 Offiziere verwundet, 85 Offiziere gefangen, unter den letzteren befanden sich die Generallieutenants Graf Finck von Finckenstein und von Bülow und der Kommandeur der Garde, Oberstlieutenant von Möllendorf. Der Gesamtverlust der Preußen betrug 10000 Tote und Verwundete, 3000 Gefangene. 27 Fahnen waren vom Feinde erobert worden, Geschütze waren nicht verloren.

Der österreichische Gesamtverlust betrug:

An Toten:	7291	Offiziere und Mannschaften,
an Verwundeten:	7012	„ „ „
an Gefangenen:	10731	„ „ „
Summa:	25034	Offiziere und Mannschaften.

An Trophäen hatten die Preußen 50 Geschütze, 29 Fahnen und 1 Standarte erobert, ebenso eine große Anzahl Pontons von den Torgauer Schiffbrücken.

Friedrich überschätzte die Bedeutung seines Torgauer Sieges nicht. Er schrieb an den Prinzen Heinrich: „Unser Gewinn besteht mehr in der Verhütung von Unglück als in großen Erfolgen, die sich aus dem Siege ergeben könnten." Dennoch waren auch die unmittelbaren Folgen des Sieges wichtig genug. Ganz Sachsen — mit Ausnahme von Dresden — fiel wieder in die Hände der Preußen, und ihre Winterquartiere waren gesichert. Friedrich sah sich im stande, Truppen nach Schlesien, nach der Mark und nach Pommern zu schicken und die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben, ja selbst eine Schar von 8000 Mann zum Herzog Ferdinand stoßen zu lassen. Laudon zog sich nach einem vergeblichen Versuch auf Kosel nach Glatz zurück. Die Schweden

wurden vom General Werner nach Stralsund getrieben, und die Russen gingen in ihre alten Winterquartiere nach Polen zurück.

Der Eindruck der Niederlage in Wien war um so niederschlagender, da am Tage vorher der Daunsche Siegesbote unter dem Vorritt von drei Postmeistern und achtzehn blasenden Postillonen seinen Einzug gehalten hatte. Die Kaiserin Maria Theresia war, die Siegesbotschaft selbst verkündigend, aus ihrem Kabinett getreten und hatte jedermann zum Handkuß zugelassen. Dann war sie zur Frau Generalfeldmarschallin gefahren, um ihr persönlich den Glückwunsch darzubringen. Die Enttäuschung für die stolze Frau mag bitter genug gewesen sein. Im Winter kam Daun selbst nach Wien. Die Bevölkerung war verstimmt gegen den ehemals hochgefeierten Fabius Österreichs; aber Maria Theresia ahmte hochherzig das Beispiel des römischen Senates nach, der nach der Schlacht bei Cannae dem geschlagenen Feldherrn Varro vor den Thoren Roms entgegenging, um ihm zu danken, daß er am Staate nicht verzweifelt habe. Sie fuhr dem Feldmarschall Daun einige Meilen weit entgegen und bewillkommnete ihn mit den Worten: „Ich habe das Vergnügen haben wollen, die Erste zu sein, um Ihnen sowohl zu Ihrer Ankunft, als zu Ihren in diesem Feldzuge neuerworbenen Verdiensten Glück zu wünschen und mich von dem Zustande Ihrer Gesundheit, die mir so vielen Kummer macht, selbst zu überzeugen.“ —

König Friedrich ließ zum Gedächtnis des Sieges bei Torgau eine Denkmünze schlagen, deren Vorderseite einen Herkules zeigt, dem der in den Lüften schwebende Adler einen Blitz übergiebt, mit der Umschrift: «Novus incipit ordo» und der Unterschrift: «Torgaviae D. M. nov. MDCCLX.» Auf der Rückseite befindet sich das Bild des Königs mit der Umschrift: «Fridericus Bor. Rex. Labor XII. per artis divus ores.» Er vergleicht also seine zwölfte siegreiche Schlacht mit der zwölften Arbeit des Herkules.

Am Sonntag den 9. November fand in allen Kirchen des Landes ein Dankgottesdienst statt, welchem auf Befehl des Königs die Worte der Heiligen Schrift, Psalm 64, Vers 10 und 11, zu Grunde gelegt werden sollten: „Und alle Menschen, die es sehen, werden sagen: Das hat Gott gethan, und merken, daß es sein Werk sei. Die Gerechten werden sich des Herrn freuen und auf ihn trauen, und alle frommen Herzen werden sich deß rühmen.“

Die beiden letzten Kriegsjahre

1761 und 1762.

König Friedrich in Leipzig während des Winters 1760/61. Die zwölfte Arbeit des Herkules, bei welcher er den dreiköpfigen Cerberus wieder in den Abgrund des Orkus zurückstieß, war zugleich seine letzte, nach welcher der müde Halbgott sich der Ruhe überließ. Für König Friedrich war nach seiner zwölften siegreichen Schlacht die Zeit der Ruhe noch nicht gekommen. Wohl wohnte in ihm ein tiefes Bedürfnis nach Ruhe; er sehnte den Frieden herbei; aber er blieb nach wie vor fest entschlossen, nur einen solchen Frieden anzunehmen, welcher die Früchte der früheren Arbeiten und die hundertjährigen Errungenschaften seiner Vorfahren sicherstellte. Die Gegner Friedrichs aber, wie wenig sie auch über das durch den endlichen Friedensschluß zu erreichende geschichtliche und civilisatorische Ziel einig waren, fuhren fort, ihre selbstsüchtigen Interessen zu verfolgen. So hatten denn alle Friedensbestrebungen der Staatsmänner, an denen es nicht fehlte, nur eine theoretische Bedeutung und keine praktische Folge.

Während die Welt mit Spannung auf die Kriegsbühne blickte, wo die großen Waffenentscheidungen fielen, war ein Ereignis eingetreten, das nach seiner Bedeutung vielleicht nicht sogleich gebührend gewürdigt wurde, welches sich aber später als folgenreich und als verhängnisvoll für König Friedrich erwies. König Georg II. von England war zehn Tage vor der Schlacht bei Torgau plötzlich gestorben (25. Oktober 1760) und König Georg III. hatte den Thron von Großbritannien bestiegen. Zwar konnte ein Thronwechsel in England, wo die Minister durch die öffentliche Meinung, d. i. durch Parlamentsmajoritäten, gehoben und gestürzt werden, nicht einen solchen Einfluß auf die Politik üben, wie es in absolut regierten Staaten der Fall gewesen wäre; immerhin aber war es von Wichtigkeit, daß der kräftigen Kriegspolitik des

großen britischen Staatsmanns William Pitt, des Freundes König Friedrichs II., jetzt die nachhaltige Unterstützung des Regierungsoberhauptes fehlte und daß in der englischen Presse Stimmen laut zu werden begannen, welche die kriegerische Politik dieses Ministers wegen der großen Geldopfer, die sie dem Lande auferlegte, zu tadeln wagten. Gerade um dieselbe Zeit aber drohte der Krieg zwischen England und Frankreich eine noch größere Ausdehnung anzunehmen. Auch in Spanien war ein Thronwechsel eingetreten und auf den (am 10. August 1759 verstorbenen) Ferdinand XI. König Karl III. gefolgt, welcher die Pläne der alten bourbonischen Hauspolitik aufnahm und die Familienverträge mit den französischen Bourbons erneuerte. Alle Kräfte der Bourbonen stellten sich den Engländern feindlich entgegen. Minister Pitt war weit entfernt, sich durch die Teilnahme Spaniens zu Gunsten Frankreichs schrecken zu lassen; sie reizte ihn vielmehr zu neuen Unternehmungen an. Er meinte, England könne Spanien und Frankreich zugleich bekämpfen und überwinden. Er wollte die gemeinschaftliche Aktion der bourbonischen Höfe nicht abwarten, sondern ihr zuvorkommen. Ob er aber zu einer so kühnen Politik die Partei der Tories und seine Widersacher im Kabinett, zu denen sich auch der frühere Lehrer Georgs III., Lord Bute, schlug, würde fortreißen können, das war noch eine große Frage.

Indem der französische Minister Choiseul die Fortführung des Krieges in größerem Umfange betrieb, wiederholte er zugleich seine Friedensanträge an England und Preußen; ja, er brachte einen Friedenskongreß in Anregung und schlug Augsburg als den Ort vor, wo derselbe zusammenkommen sollte. England sowohl als Preußen konnten auf diese Vorschläge eingehen; aber in der Sache selbst lag eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Frankreich war zu eng mit Österreich verbündet, um Preußen in einen englisch-französischen Frieden mit einschließen zu können, und England durfte seinen Bundesgenossen Preußen nach den mit ihm bestehenden Allianzverträgen nicht im Stiche lassen. So schleppten sich die Unterhandlungen vom Winter 1760 an den ganzen Sommer hindurch und führten endlich zu einem ebenso unerwarteten, als für Friedrich unerwünschten Resultat, wovon wir weiter unten zu reden haben werden. Vorderhand blieb Friedrich nichts übrig, als mit aller Energie seine Kriegsrüstungen fortzusetzen; aber die Hilfsquellen seines armen Landes fingen nach und nach an zu versiegen. Friedrich mußte zu den härtesten Maßregeln greifen, um sich die Mittel zur Fortsetzung des Widerstandes zu verschaffen. Die Münze wurde aufs neue verschlechtert, Sachsen zu außerordentlichen Kriegssteuern herangezogen. Die Werbungen im Auslande verboten sich von selbst, und im Inlande fehlte es an Händen, die den Pflug führten. So wurden die

Aussichten Friedrichs trotz seiner heroischen Anstrengungen immer trüber und trüber.

König Friedrich hatte sein Hauptquartier für den Winter (seit 8. Dezember 1760) in Leipzig aufgeschlagen und daselbst in dem Apelschen Hause, am Neuen Markt Nr. 16, Wohnung genommen. Von seiner düsteren Stimmung um diese Zeit zeugt eine Maßregel, die im scharfen Widerspruch mit der sonstigen Sinnesart des Königs stand. Der König hatte mit tiefstem Unmut von den Vandalismen gehört, welche die Sachsen während ihres dreitägigen Besuches in den königlichen Schlössern zu Charlottenburg, Schönhausen u. s. w. verübt hatten.* Drei Monate waren seitdem verflossen, ohne daß der sächsische Hof sich herbeigelassen hatte, dem Könige Genugthuung für diese Ausschreitungen der sächsischen Soldaten anzubieten oder auch nur ein Wort des Bedauerns vernehmen zu lassen. Des Königs Vorstellungen, die er durch den englischen Residenten bei dem König-Kurfürsten in Warschau erheben ließ, blieben unberücksichtigt und unbeantwortet. Da entschloß sich der erzürnte König zu einer Vergeltungsmaßregel und erteilte dem General von Saldern den Auftrag, zur Revanche für die Verwüstungen der Sachsen in Charlottenburg das sächsische Jagdschloß Hubertusburg, das „Herzblatt des Königs von Polen," durch eine preußische Truppenabteilung ausplündern zu lassen. Aber der Wille des Königs stieß hier auf einen ungeahnten Widerstand. Der ehrliche Saldern weigerte sich, diesen Auftrag des Königs zu vollziehen, weil er gegen seinen Eid und seine Pflicht als preußischer General sei.

„Er würde recht haben," sagte der König, „wenn ich dieses desperate Mittel nicht zu einem guten Zwecke gebrauchen wollte. Aber höre Er einmal: Der Kopf der großen Herren fühlt es nicht, wenn den Unterthanen die Haare ausgerauft werden; man muß sie an ihren eigenen Locken packen, wenn sie es fühlen sollen."

Saldern verharrte mit edlem Freimute bei seiner Weigerung: „Schicken Ew. Majestät mich stehenden Fußes, den Feind und seine Batterieen anzugreifen; ich werde herzhaft gehorchen. Aber wider Ehre, Eid und Pflicht kann ich nicht, darf ich nicht!"

Der absoluteste aller Könige mußte seinen Auftrag zurücknehmen und erteilte denselben später dem Major Quintus Icilius, Kommandeur eines Freiregiments, der ihn mit möglichster Schonung, aber zu des Königs Zufriedenheit ausführte. Saldern meldete sich krank und bat um seinen Abschied; er erhielt denselben, stand aber bis zu seinem Tode bei dem Könige in hohen Ehren.

---

* Vergl. S. 426.

Unter dem schweren Druck seiner Königssorgen bedurfte Friedrich der Erholung und Erhebung, die er in der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften, mit der Musik und Litteratur fand. Seine alte Freundin, die Flöte, versagte ihm jetzt ihren Trost in einsamen Stunden, da das Fehlen einiger Zähne ihm den Gebrauch seines Lieblingsinstrumentes erschwerte. Dagegen wurden die Abendkonzerte während dieses Winters in Leipzig, wie einst in der schönen Zeit zu Sanssouci, wieder eingerichtet. Auch der treue d'Argens kam aus Berlin. Er, sowie der englische Gesandte Sir John Mitchell und der ebengenannte Major Quintus Icilius bildeten den täglichen Umgang des Königs. Icilius — mit seinem Familiennamen eigentlich Guichard geheißen und vom Könige durch ein Versehen in der Namensschreibung „Quintus Icilius" getauft, welchen Namen er seitdem beibehielt und führte, — war ein gelehrter Offizier und Schriftsteller, vom Könige wegen seiner umfassenden Kenntnisse in der römischen und griechischen Geschichte und dem Kriegswesen der Römer und Griechen sehr geschätzt.

Leipzig war damals der Mittelpunkt eines neuerwachenden geistigen Lebens in Deutschland. Während Friedrich dem deutschen Volke wieder das Bild eines mit unermüdlicher Ausdauer kämpfenden deutschen Helden vorhielt, öffneten deutsche Künstler und Gelehrte, wie Winkelmann, Raphael Mengs, Euler — dem deutschen Geiste neue Bahnen des Fortschrittes auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, kündigte sich auch in der deutschen Litteratur in den Bestrebungen der Dichter, die Friedrichs Thatenruhm feierten, wie Gleim, Kleist, Ramler, Willamow, Uz, die Karschin u. s. w., sowie jener jüngeren Dichterschar, die sich um den Leipziger Professor Chr. Fürchtegott Gellert vereinigte, der Anbruch einer neuen Zeit an. Schon hatten Bodmer, Haller, Hagedorn gesungen; schon hatte Lessing die Wege gewiesen, auf welchen der deutsche Geist zu einer freien und selbständigen Entwickelung gelangen sollte; schon hatten unsere großen Dichter Wieland, Klopstock, Herder ihre Harfen gestimmt. Friedrich glaubte nicht an die hohe Macht und Bildungsfähigkeit des deutschen Geistes; er war in dem Zauber französischer Bildung befangen und ahnte nicht, welcher Reichtum und welche Schönheit in unserer deutschen Sprache ruhe, wenn ein echter Dichtergenius sie belebte. Der alternde pedantische Gottsched, den Friedrich vor einigen Jahren (zur Zeit der Schlacht bei Roßbach) in Leipzig gesprochen hatte, war am wenigsten geeignet, seine Vorurteile gegen die deutsche Sprache zu besiegen. Jetzt ließ der König auf Anraten des Majors Quintus Icilius auch Gellert zu sich kommen, welcher durch seine Vorlesungen an der Leipziger Universität über Poesie, Beredsamkeit und

Moral, mehr noch durch seine anmutigen Fabeldichtungen sich einen großen Ruf und eine Popularität erworben hatte, wie sie seit Luther kein deutscher Gelehrter besessen hatte. Über seine Unterredung mit dem Könige (18. Dezember 1760) berichtet Gellert selbst in einem Briefe an Rabener: — — „Es ist wahr, daß ich zum Könige gerufen worden bin, daß er sich mit mir von den schönen Wissenschaften und der deutschen Litteratur und von der Methode, womit er seine Hypochondrie kuriert, und mit der ich die meinige kurieren soll, unterredet, daß er mir sehr gnädig begegnet hat und daß ich wider meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen, bloß das, was Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, geredet und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könne? — «Nein, Sire.» — «Besinne Er Sich doch, Herr Professor, ich will etliche Male in der Stube auf- und nieder gehen.» Endlich fiel ich, ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Teile («Ein kluger Maler in Athen» ꝛc.). — «Nun,» sagte er, «das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?» — «In der Schule der Natur.» — «Hat Er Lafontaine nachgeahmt?» — «Nein, Ew. Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.» — «Nein, ich muß Ihn loben.» Und da sagte er zum Major, der dabei stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. «Komme Er wieder zu mir, und stecke Er seine Fabeln bei sich und lese er mir welche vor.» Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Worte gedacht: «Dränge dich nicht zu den Königen.» —“

Gewiß war das Lob, welches der König der gewandten Darstellung und dem Vortrage des Dichters spendete, aufrichtig gemeint; dennoch bleibt es zu bezweifeln, ob ihm durch die ehrliche, hausbackene Poesie des braven Gellert eine Ahnung erweckt worden sei von dem herrlichen Aufschwunge, welchen die deutsche Dichtkunst schon in den nächsten Jahren nehmen sollte.

Während dieses Winters in Leipzig sehen wir zum Besuche des Königs auch zwei Neffen, die Prinzen Friedrich Wilhelm und Heinrich, Söhne des (1758 verstorbenen) Prinzen von Preußen,* zwei lebensfrische Jünglinge, deren jugendlich heiteres und liebenswürdiges Wesen den alternden Onkel erfreute.

So sehr der König auch durch die Vorbereitungen für den nächsten Feld-

* Prinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, war geboren 25. Dezember 1744, Prinz Heinrich, geboren 30. Dezember 1747, starb bereits 26. Mai 1767 an den Blattern.

zug in Anspruch genommen war, so waren seine Beschäftigungen doch oft durchaus harmloser Natur. Als d'Argens eines Abends zu ihm in das Zimmer trat, fand er den König auf dem Boden sitzend, vor ihm eine Schüssel mit Frikassee, aus welcher er seine Windspiele fütterte. Er hatte ein Stöckchen in der Hand, mit welchem er unter ihnen Ordnung hielt und seinen Lieblingen die besten Bissen zuschob. Der Marquis blieb verwundert stehen und rief aus: „Wie mögen sich doch jetzt die Mächte, die sich wider den «Markgrafen von Brandenburg» verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut! Sie werden glauben, er macht einen gefährlichen Plan zum nächsten Feldzuge, er sammelt die Fonds, um dafür Geld zu haben, oder er besorgt die Magazine für Mann und Pferd, er sinnt auf Unterhandlungen, um seine Feinde zu trennen und sich neue Bundesgenossen zu verschaffen — nichts von alledem! Er sitzt ruhig in seinem Zimmer und füttert seine Hunde!“ — — Möglich aber doch, daß Friedrich auch bei diesem Spiele mit seinen Windspielen, die sich gegenseitig anknurrten, wenn eines den besseren Bissen zugeschoben erhielt, an die feindlichen Mächte dachte, von denen keine der anderen den größeren Gewinn von der gehofften Siegesbeute gönnte.

Das Frühjahr kam heran, und die Kriegspläne der Feinde Friedrichs traten mehr und mehr zu Tage. Die unmittelbare Absicht der Russen war auf Kolberg gerichtet; aber zugleich wollten sie an dem Feldzuge der Österreicher in Schlesien teilnehmen. Sie versprachen, mit Laudon, der beinahe unabhängig vom Feldmarschall Daun in Schlesien kommandierte, zusammenzuwirken. Zwischen Laudon und dem preußischen General von der Goltz, der in Schlesien den Oberbefehl führte, hatte während des Winters 1760/61 ein Waffenstillstand bestanden. Nach Kündigung desselben (gegen Ende des April 1761) warf sich Laudon in der Schweidnitz-Landeshuter Gegend mit seinem gewohnten Ungestüm auf Goltz mit der Absicht, sich der schlesischen Pässe zu bemächtigen und Goltz das Schicksal Fouqués zu bereiten. Aber Goltz traf rechtzeitig seine Gegenmaßregeln, und Friedrich eilte aus Sachsen zu seiner Hilfe herbei und bezog Kantonierungen bei Schweidnitz, während Laudon sich auf Braunau am Westrande des Glatzer Gebirges zurückzog. Friedrich sandte den General von der Goltz mit 12000 Mann in das alte, feste Lager bei Glogau, um gegen die Russen Wache zu halten, die sich im langsamen Anrücken gegen Schlesien befanden. Er sandte ihm später noch 9000 Mann zur Verstärkung mit dem Befehl, die einzelnen russischen Corps vor ihrer Vereinigung anzugreifen. Bevor er jedoch diesen Befehl ausführen konnte, ward Goltz von einem heftigen Fieber befallen, wahrscheinlich infolge zu großer An-

strengung, und starb nach Verlauf von drei Tagen (30. Juni 1761). Zieten trat an die Stelle von Goltz, mußte jedoch wegen der bald darauf erfolgenden Vereinigung sämtlicher russischen Corps die Offensive gegen die Russen aufgeben und beschränkte sich darauf, ihnen bei ihrem Vormarsch zur Seite zu bleiben. Mitte Juli 1761 überschritt das russische Heer — über 60000 Mann stark, unter dem Feldmarschall Buturlin, da Soltikow krank und mürrisch sich vom Oberbefehl zurückgezogen hatte, — die Grenze von Schlesien und schlug sein Lager bei Militsch auf. Laudon, dessen Heer durch ansehnliche Verstärkungen aus der Lausitz bis auf 75000 Mann gebracht, rüstete sich, ihnen die Hand zu bieten. Die Vereinigung beider Heere sollte in Oberschlesien, so nahe als möglich bei Neisse stattfinden; unter keinen Umständen aber sollte Laudon vor seiner Vereinigung mit den Russen eine Schlacht liefern.

Den Oberbefehl der preußischen Truppen in Sachsen gegen Daun und die Reichsarmee übertrug der König wieder dem Prinzen Heinrich.

Im Lager von Bunzelwitz. Durch geschickte und schnelle Märsche machte der König es den Russen längere Zeit hindurch unmöglich, über die Oder zu gehen. In der ersten Hälfte des August erreichten die Russen die Gegend von Breslau und beschossen die arme Stadt fünf Tage lang (6. bis 11. August) aus ihren Batterieen. Sie überschritten dann (in der Nacht vom 11. zum 12. August) die Oder bei Auras, und endlich (am 12. August) erfolgte bei Striegau die so lange vergeblich angestrebte Vereinigung der Russen und Österreicher. Der König konnte weder ihre Vereinigung verhindern, noch mit seinen 50000 Preußen der beinahe dreifachen feindlichen Übermacht eine Schlacht liefern. So konnte Friedrich nur den Versuch machen, sich in einer festen Stellung solange als möglich gegen die vereinigten Heere zu behaupten. Er wählte dazu das so berühmt gewordene Lager von Bunzelwitz, wo er Schweidnitz deckte, die Verbindung mit Breslau erhielt und sich freie Hand für etwaige Offensivunternehmungen wahrte. Am 20. August bezog Friedrich dieses Lager und begann alsbald, sich daselbst in einer Weise einzurichten, welche durch die Verbindung der Grundsätze der Taktik mit denjenigen der Feldbefestigungskunst wahrhaft mustergültig genannt werden konnte.

„Man war in seinen Lagern gewöhnt, Erdhaufen für die Feldwachen des Fußvolkes aufzuwerfen und Batterieen für das schwere Geschütz anzulegen,“ sagt Archenholtz, „jetzt aber sollte das ganze Lager verschanzt werden. Der ganze Bezirk, wo das Fußvolk sich gelagert hatte, wurde zu einer Kette zusammenhängender verschanzter Linien. Man sah Schanzen mit sechzehn Fuß tiefen und ebenso breiten Gräben, die durch vierundzwanzig große Batterieen

aneinanderhingen; vor den Linien wurden Palissaden eingerammt, Sturmpfähle gepflanzt oder spanische Reiter gestellt und vor diesen noch drei Reihen sechs Fuß tiefe Wolfsgruben gegraben. Man hatte jedoch Zwischenräume gelassen, damit die Reiterei durchbrechen, auch wohl das Fußvolk ausfallen und den Angreifern in den Rücken oder in die Flanke fallen konnte."

Der Mittelpunkt des Lagers war ungefähr eine Meile von Schweidnitz entfernt. Die Dörfer Bunzelwitz, Jauernick, Zeschen und Peterwitz wurden stark befestigt. Vier verschanzte Hügel innerhalb des Lagers stellten gleichsam Bastionen vor, und der sogenannte Würbener Berg war einer Citadelle ähnlich. Vor jeder Batterie lagen Flatterminen, durch welche im letzten Augenblick die Stürmer zugleich mit den Batterieen in die Luft gesprengt werden konnten. Der König hatte auch noch eine Anzahl schwerer Geschütze aus Schweidnitz genommen, um die Batterieen zu verstärken, die zusammen 460 Stücke Geschütz und 182 Minen dem Feinde entgegenstellten und alles dies auf Anhöhen, deren Zugänge schon von der Natur durch kleine Bäche und sumpfige Wiesen beschwerlich gemacht waren. Einige Gegenden des Lagers waren durch Moräste, andere durch das Striegauer Wasser, noch andere durch den Nonnenbusch gedeckt, einen Wald, der mit Verhauen umgeben und von Jägern besetzt war.

War die Art der Befestigung bewundernswürdig, so war es die Geschwindigkeit der Ausführung nicht weniger; denn diese mannigfaltige und beschwerliche Arbeit war das Werk von drei Tagen und den dazu gehörigen Nächten. Die Hälfte des Heeres arbeitete, die andere ruhte oder bezog die Wachen. So ging es Tag und Nacht ununterbrochen fort, und als die feindlichen Heerführer, welche sich bei Striegau vereinigt hatten, um den entscheidenden Schlag gegen Friedrich zu führen, nach drei Tagen seine Stellung rekognoscierten, fanden sie kein Lager mehr, sondern eine vollständige Festung, die in dieser kurzen Frist aus dem Boden emporgewachsen zu sein schien, und sahen sich genötigt, ihre Angriffspläne wieder fallen zu lassen. Cogniazzo sagt in den „Geständnissen eines österreichischen Veteranen": „Dauns oft verspottete Vorsichtsmaßregeln bei Plauen waren nichts im Vergleich mit diesem Lager. Nicht, als wäre Bunzelwitz so unzugänglich gewesen als unsere Felsen dort; aber es war ein Meisterstück der Kunst, in welchem die Grundsätze der Taktik mit denjenigen der Feldfortifikation verbunden waren wie nie zuvor."

Bei Tage rastete das Heer in seinem Lager. Sobald die Abenddämmerung anbrach, wurden die Zelte abgebrochen, das ganze Gepäck des Heeres nach Würben zurückgeschickt, und alle Regimenter traten hinter ihren Verschanzungen

ins Gewehr. So stand die ganze Armee alle Nächte durch in Schlachtordnung, des Angriffs gewärtig. König Friedrich lagerte mitten unter den Seinigen, gewöhnlich bei einer Hauptbatterie auf dem Pfarrberge, wo ein kleines Zelt für ihn aufgeschlagen und ein Bündel Stroh für ihn niedergelegt war, oder er setzte sich hier oder da an ein Lagerfeuer seiner Krieger, die einige alte Mäntel für ihn auf der Erde ausbreiteten und einen Rock als Kopfkissen für sein Königshaupt zusammenrollten, und wenn Friedrich dann ein Stündchen unter ihnen ruhte, dann hörte er noch im Halbschlummer sie flüstern: „Wenn Fritz bei uns schläft, ist's so gut, als wenn unserer Fünfzigtausend wachen. Ist Fritz bei uns, so fürchten wir den Teufel nicht; aber der Teufel muß sich vor uns fürchten. Denn Gott ist mächtiger als der Teufel, und der König ist klüger als unsere Feinde!“ —

Drüben aber von den Bergen im weiten Halbkreise um das preußische Lager leuchten tausend und aber tausend Wachtfeuer durch die stille Sommernacht. Gegen Südwesten hin, etwa eine Meile von den preußischen Vorposten, bei Kunzendorf und Freiburg, lagern die Österreicher, etwas weiter gegen Nordwesten, bei den Striegauer Bergen, die Russen, ihr Hauptquartier: Hohenfriedberg, den ältesten Führern und Soldaten, d. h. denjenigen, die schon vor sechzehn Jahren in Friedrichs Heere dienten, wohlbekannt und in der Brust der Zietenhusaren oder Baireuthdragoner, wenn sie auf ihrem Patrouillenritt hinüberspähen, stolze Erinnerungen an einen preußischen Juniustag erweckend.*

Fünf Wochen lang (20. August bis 25. September) behauptete sich Friedrich mit seinen 50000 preußischen Kriegern in diesem Lager von Bunzelwitz gegen die vereinigten Heere der beiden Großmächte Österreich und Rußland, ohne daß diese ihn anzugreifen wagten. Das Lager von Bunzelwitz war jetzt seine letzte feste Scholle. Gelang es seinen Feinden, ihn hier zu schlagen, dann war nicht allein Schlesien, sondern — aller Wahrscheinlichkeit nach — das ganze Spiel verloren. Und Friedrichs Lage wurde täglich bedenklicher. Seine Hilfsquellen versiegten, es trat Mangel an Lebensmitteln ein. Mit Brot wurden die Truppen aus Schweidnitz versorgt; aber es fehlte an Schlachtvieh, an Fleisch und Gemüse. Die Truppen waren von den schweren Anstrengungen des Dienstes, der Wachen u. s. w. erschöpft; das Heer schmolz durch die täglich zunehmende Zahl der Kranken immer mehr zusammen. Dies alles drückte auf das Gemüt des Königs und weckte in ihm die Befürchtung, daß alles Ringen und Kämpfen nun endlich doch vergeblich sein möchte. Dazu kamen die trüben politischen Aussichten; denn die Nachrichten, welche König Friedrich aus Eng-

* Vergl. S. 32 u. f.

land hatte, ließen keinen Zweifel mehr darüber, daß auch sein mächtiger Bundesgenosse William Pitt den ihm feindlichen Parteiströmungen im englischen Parlament bald weichen und vom Staatsruder zurücktreten würde. Dann stand König Friedrich allein da, ohne Hilfsgelder, ohne Bundesgenossen, in diesem großen Kampfe allein auf sich selbst angewiesen. In seiner trüben, sorgenvollen Stimmung begegnete der König einst im Lager seinem General Zieten, aus dessen hellem Husarengesichte noch immer der alte unverwüstliche Mut leuchtete.

„Nun, Zieten, wie steht's?" redete der König ihn an. „Wo nimmt Er nur immer seine freudige Zuversicht her in so trüber Zeit? — Hat Er etwa einen neuen Alliierten gefunden?"

„Nein, Ew. Majestät!" antwortete Zieten, „aber der Alte dort oben lebt noch!"

„Ach!" seufzte der König, „der thut keine Wunder mehr."

„Der Wunder bedarf's auch nicht," versetzte Zieten; „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken." —

Der Alte droben lebt! — schönes, preußisches Wahrwort, wohl wert, für alle Zeiten in unsern preußischen Katechismus aufgenommen zu werden. Unser Vaterland sollte auch nach diesem ersten großen Kampfe um sein Dasein noch manche schweren Kämpfe zu bestehen haben, in denen es keinen anderen Bundesgenossen hatte als den Alten dort oben. Aber solange Preußen nur sich selber treu blieb und bleibt und solange jener, Preußens bester und treuester Bundesgenosse, seine schützende Hand über Preußen und seinen Hohenzollern hält und mit und für uns streitet, solange konnte und kann Preußen auch das Höchste und Schwerste wagen.

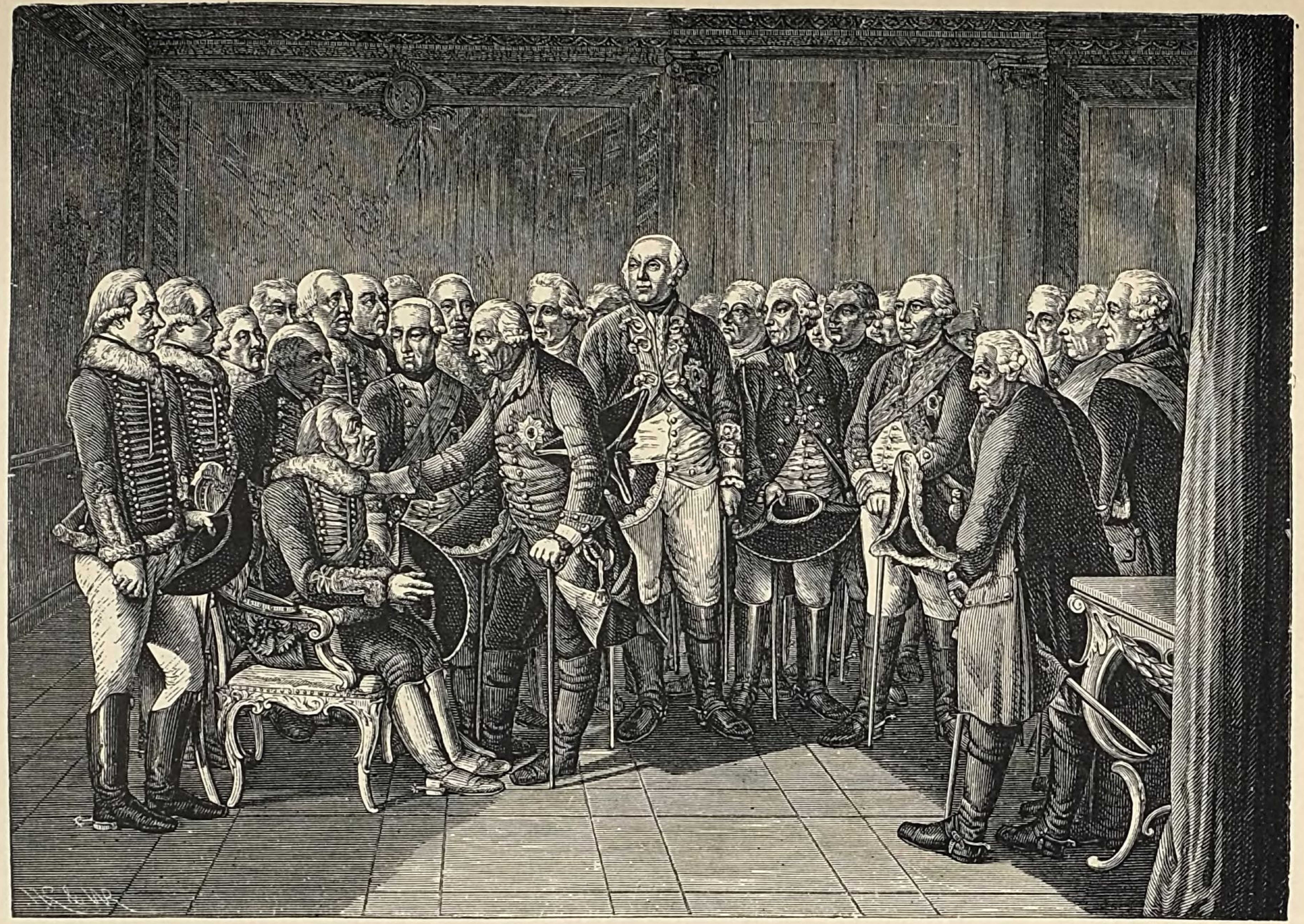
Ehre dem biedern, gottesfürchtigen Helden, der dieses Wort gesprochen und der mit diesem Hinweis auf den treuen Bundesgenossen Preußens dort oben in trüben Tagen den Mut in der Brust des großen Königs neu aufgerichtet und gestärkt hat! Euch aber, junge Vaterlandsfreunde, — denn auf Euch insbesondere rechnen wir ja als Leser unserer Darstellung der Geschichte der Hohenzollern und des Reichs — möchten wir das Bild dieses wackeren Preußenhelden noch einmal in seinen Hauptzügen vor die Seele führen:

Zieten.*

Ohn' Furcht und ohne Zagen,
Wie auch die Brandung tos't,
In gut' und bösen Tagen
Des Königs Hort und Trost,

Ein frommer Christ im Hause,
Ein Retter in Gefahr,
Ein Held im Kampfgebrause
War Zieten, der Husar.

* Aus: „Männer und Thaten, vaterländische Balladen" vom Verf. dies. (Leipzig bei A. Dürr.)



Ziethen sitzend vor seinem König.

Einst fragte seinen Treuen
Des Königs Majestät:
„Hat Er mir keinen neuen
Alliierten ausgespäht? —
Die alten von mir fallen.“ — —
Drauf Zieten: „Herr, vergebt,
Der treu'ste unter allen,
Der Alte droben lebt!“ —

Wenn alle am Geschicke
Verzagten in der Schlacht,
Hielt noch mit hellem Blicke
Held Zieten auf der Wacht,
Ließ schmettern die Fanfaren,
Das klang wie Siegestusch,
Es brach mit den Husaren
Der Zieten aus dem Busch.

Ihr Jungen, wollt ihr zeigen,
Daß ihr der Väter wert,
Macht euch wie Zieten eigen,
Was deutsche Männer ehrt:
Das feste Gottvertrauen,
Den Mut, der nimmer bebt,
Frisch drauf und dreingehauen,
Der Helfer droben lebt! —

Der feurige Laudon wünschte wohl, den König in seiner festen Stellung bei Bunzelwitz anzugreifen, zumal da er wußte, daß dies auch der Wunsch seiner Gebieterin, der Kaiserin Maria Theresia, war; aber der bedächtige Buturlin widerstrebte dem Angriff, da der Erfolg ihm zweifelhaft schien und im günstigen Falle doch nur Österreich zu gute gekommen wäre. Darüber kam es zu Mißhelligkeiten zwischen den beiden Generalen. Friedrich erzählt, daß beide bei Tische, die Gläser in der Hand, in der Begeisterung des Augenblicks wohl einen Angriff verabredet hätten, daß jedoch der Russe später bei nüchterner Stimmung doch wieder bedenklich geworden und davon zurückgekommen wäre.

Wie dem auch sei! — am 9. September abends bemerkten die preußischen Vorposten im russischen Lager große Bewegung. Sie mutmaßten, daß jetzt der längst erwartete Angriff stattfinden würde; aber schon eine Stunde später standen die Lagerhütten der Russen in Flammen, und am folgenden Morgen (10. September) war die russische Hauptarmee verschwunden, abmarschiert nach Jauer und ist hoffentlich bald noch weiter! — Nur ein Corps von 20000 Russen unter Tschernischew war bei Laudon zurückgeblieben.

Die Preußen frohlockten und jubelten in ihren Schanzen; denn obwohl Laudons Heer in Verbindung mit diesem russischen Corps immer noch um das Doppelte stärker war als sie, so war doch die schwerste Zeit nun überstanden, und es war nicht zu befürchten, daß Laudon allein jetzt wagen würde, was die beiden Heerführer vereint unterlassen hatten.

Um den Rückmarsch der Russen zu beschleunigen, entsandte der König den General von Platen mit einem Streifcorps von 8000 Mann in ihren Rücken nach der polnischen Grenze und ließ ein fahrendes Magazin der Russen, das bei dem polnischen Städtchen und Kloster Gostyn in eine Wagenburg zusammengefahren, zerstören. Platen bedrohte sogar ihr Hauptmagazin in Posen. Die Russen gingen nun eiligst über die Oder und nach Polen zurück.

Um auch Laudon aus seiner festen Stellung im Gebirge herauszulocken und ihm Besorgnisse für seine Verbindungen mit Böhmen und Mähren einzuflößen, verließ der König sein Lager bei Bunzelwitz (26. September) und wandte sich über Pilsen nach der Gegend von Neisse. Laudon ging jedoch nicht in die Falle, sondern benutzte diesen Abmarsch des Königs klug zu einem Handstreich auf Schweidnitz, dessen schwache Besatzung (kaum 4000 Mann) aus nicht sehr zuverlässigen Mannschaften bestanden zu haben scheint. Während der gleichfalls schwache Kommandant, Generalmajor von Zastrow, die Offiziere der Garnison zu einem Ball bei sich vereinigt hatte (in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober, einige Berichte sagen fälschlich, es wäre seine Hochzeitsnacht gewesen), erschien Laudon unerwartet mit seiner Armee vor der Festung, bemächtigte sich mehrerer Außenwerke und ließ endlich den Hauptwall erstürmen. Die Garnison wurde teils getötet, teils gefangen genommen; 240 Geschütze fielen den Österreichern in die Hände. Die Maßregeln zur Verteidigung der Festung scheinen nicht einheitlich und geschickt gewesen zu sein, wenn auch die Truppen den Stürmern, namentlich auf dem Hauptwall, tapfern Widerstand entgegensetzten. Friedrich gab übrigens dem Kommandanten völlige Ehrenrettung; er schrieb an ihn: „Er kann bei diesem Vorfall sagen, was Franz I. nach der Schlacht bei Pavia an seine Mutter schrieb: «Tout est perdu, hors l'honneur!» („Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.") Maria Theresia aber war unzufrieden mit ihrem General, weil er vor seinem Unternehmen weder bei ihr, noch beim Hofkriegsrat angefragt hatte.

Der Fall von Schweidnitz war ein schwerer Schlag für Friedrich. Was er durch sechs Jahre mühevoll verhindert hatte, das war jetzt nicht mehr zu vermeiden. Die Österreicher hatten festen Fuß in Schlesien gefaßt und konnten nun ihre Winterquartiere in Schlesien nehmen. Friedrich mußte nun vor allen Dingen Bedacht nehmen, Breslau und Neisse gegen feindliche Unternehmungen zu schützen. Zu diesem Zwecke verlegte er seine Truppen in Standlager bei Strehlen (5. Oktober bis 30. November). Laudon aber kehrte in sein Lager bei Freiburg zurück und beschränkte sich darauf, seine Verbindungen mit Böhmen und Mähren, sowie mit Sachsen sicher zu stellen. —

Im Lager von Strehlen. Das Lager Friedrichs bei Strehlen ist durch verschiedene Vorgänge denkwürdig geworden. Dahin gehörte zunächst der Empfang einer Gesandtschaft des Tatarenchans Kerim Geray, welcher als ein entschiedener Gegner Rußlands dem Könige Freundschaft und Bündnis antragen ließ. In der That kam ein Bündnis zu stande, demzufolge im nächsten Jahre ein Corps von 16000 Tataren in Oberschlesien eintreffen sollte, während

gleichzeitig der Chan einen Einfall in Rußland zu machen versprach. Friedrichs bedrängte Lage nötigte ihn eben, zu solchen außerordentlichen Hilfsmitteln zu greifen, die unter anderen Verhältnissen fast abenteuerlich geschienen hätten. Auch ein anderer, von Friedrich längst gehegter Plan kam noch vor Ablauf des Jahres zur Ausführung, nämlich der Abschluß eines Freundschafts- und Handelsvertrages mit dem türkischen Sultan, welcher bei Belgrad ein Heer zusammenzog. So fand Friedrich immer neue Mittel, um den ungleichen Kampf fortzusetzen und sich seiner zahlreichen Gegner zu erwehren.

Um dieselbe Zeit entging der König einer Gefahr, von der sein Haupt und Leben in unmittelbarer Nähe bedroht und die um so größer war, weil sie nicht von offenen Feinden ausging, sondern von schnödem Verrate, gegen den der Mensch keine Waffen hat. Ein schlesischer Edelmann, Namens von Warkotsch, der in der Strehlener Gegend ansässig und begütert und dem Könige für manche Gnadenbezeigungen zu Danke verpflichtet war, hatte den schwarzen Plan gefaßt, für einen Judaslohn von hunderttausend Gulden die Person des Königs „lebendig oder tot“ einem Oberst Wallis, der mit seinem österreichischen Husarenregiment zu Heinrichau — ungefähr zwei Meilen von Strehlen und etwa ebensoweit von Schönbrunn, wo jener von Warkotsch wohnte, — im Quartiere lag, zu überliefern.

Des Königs Hauptquartier befand sich nicht zu Strehlen selbst, sondern in Woiselwitz, eine kleine Viertelstunde vor der Stadt, und war nur nachlässig bewacht. Hier fand sich Warkotsch öfters ein, machte dem Könige seine Aufwartung und wurde einigemal an seine Tafel gezogen, machte sich auch mit der Umgebung des Königs bekannt und war als angenehmer Gesellschafter von Witz und Verstand, überdies ein alter Soldat, von den Offizieren gerne gesehen. So wurde es ihm nicht allzuschwer, die Gelegenheit für die Ausführung seines schwarzen Vorhabens auszuspähen. Er stand deshalb mit dem Obersten Wallis in lebhaftem Briefwechsel, welcher durch einen katholischen Geistlichen und Mitwisser des Planes, Namens Franz Schmidt, vermittelt wurde. Warkotsch ließ seine Briefe für Wallis bei dem Kaplan Schmidt in Siebenhuben, das etwa Mitte Weges zwischen Schönbrunn und Heinrichau liegt, abgeben. Zur Bestellung dieser geheimen Korrespondenz wählte er seinen Jäger Matthias Kappel, dessen ehrliche Seele wegen dieses eifrigen und heimlichen Briefwechsels allmählich Verdacht zu schöpfen begann.

Am 30. November abends war Warkotsch wieder in Woiselwitz und verweilte bis Mitternacht in dem ihm bekannten Kreise der preußischen Offiziere von des Königs Gefolge. Auf dem Heimritt nach Schönbrunn, bei welchem

er sich von seinem Jäger Kappel begleiten ließ, entschlüpfte wieder manches verdächtige Wort dem Munde des Barons, als z. B.: „Nur zwei Schildwachen vor des Königs Hause? — Dreizehn Mann Garde in ganz Woiselwitz? — Wie unvorsichtig! Wie leicht wäre es da für eine österreichische Husarenpatrouille, sich der Person des Königs zu bemächtigen! Nicht wahr, Kappel?"

„Hm, hm!" Kappel schüttelt argwöhnisch das Haupt. Sein Argwohn wird vermehrt, als er, in Schönbrunn angekommen, durch seine wißbegierige Ehehälfte erfährt, daß während der Abwesenheit des Barons Kaplan Schmidt aus Siebenhuben dagewesen sei und ihn dringend zu sprechen begehrt, endlich aber, da die Rückkehr des Barons sich verspätet, bei der Frau Baronin einen Brief an ihren Gemahl zur sofortigen Bestellung hinterlassen habe, auf welchen er eiligst Antwort haben müsse. Nun hat der Baron schon den Brief in den Händen; o, wenn Frau Kappel doch wüßte, was darin stünde! — — Da klingelt's plötzlich im Zimmer des Barons. Kappel, soeben im Begriff, sein Nachtlager aufzusuchen und seiner gesprächigen Ehegattin mit einem Gutenachtkuß den Mund zu schließen, fährt schnell wieder in seine grüne Livree und meldet sich bei seinem Herrn:

„Der Herr Baron befehlen?" —

Auf dem Tische liegt ein mit dickem Siegel verschlossener Brief „an den Hochwürdigen Herrn Kaplan Schmidt zu Siebenhuben."

„Hier diesen Brief mußt Du sogleich bestellen."

„Heute noch, Herr Baron?"

„Sogleich! Eile, guter Kappel!"

„Hm, hm!" Der gute Kappel geht — aber nicht zum katholischen Geistlichen in Siebenhuben, sondern zuvor noch zum protestantischen Geistlichen in Schönbrunn, zum Pfarrer Gerlach. „Ist zwar ein Ketzer," denkt der gut katholische Kappel, „aber doch ein ehrwürdiger Mann — das sagen sie alle — und kann mir wohl einen guten Rat geben, ob ich diesen Brief meines Herrn bestellen soll oder nicht. Denn es steht geschrieben: «Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen!» und es geht doch nichts über ein ehrliches Gewissen." Der Pfarrer öffnet und liest den Brief: Warkotsch an Wallis: „Sie können den König heute nacht lebend oder tot in Ihre Gewalt bekommen."

Also das ist das Geheimnis, — ein Komplott gegen die Person unseres Königs! Kappel erschrickt. Der Pfarrer fertigt schnell eine Abschrift des sauberen Schriftstücks und steckt sie in das alte Couvert. Kappel aber behält das Original bei sich, und während er einen Reitknecht des Barons mit der Abschrift zum Kaplan Schmidt nach Siebenhuben schickt, eilt er selbst mit dem Original direkt zum Könige nach Woiselwitz.

„Ihr seid," sagte der König, als er von der Gefahr Kenntnis erhalten, die ihm drohte, zu Kappel, „ein Werkzeug, das eine höhere Hand für mich bestimmt und abgeschickt hat." Und er dachte vielleicht im stillen: „Der alte Zieten hatte doch recht, als er mir von dem Bundesgenossen dort oben sprach; er hält seine schützende Hand noch heute über meinem Haupte, und er wird sie auch fürder über unserm Vaterlande halten!" —

„Ist Er ein Protestant?" fragte der König weiter den Jäger.

„Nein, Ew. Majestät, ich bin ein Katholik."

„Seht, Ihr Herren," sagte darauf der König zu seiner Umgebung, „Warkotsch ist ein Protestant, sein Kuratus Schmidt ist ein Katholik, und dieser ehrliche Mann hier ist gleichfalls Katholik. Es giebt Schurken und ehrliche Leute in jeder Konfession."

Der Verräter Warkotsch und sein Helfershelfer, der verräterische Priester, entzogen sich der sofort verfügten Verhaftung durch eilige Flucht. Das Gericht erkannte gegen sie auf strenge Todesstrafe, des Vierteilens, welche nun, da beide flüchtig geworden, nur an ihren Bildnissen (in effigie) vollstreckt werden konnte. Als dem Könige das Urteil zur Vollziehung vorgelegt wurde, sagte er: „Das mag immerhin geschehen, die Porträts werden vermutlich ebensowenig taugen als die Originale."

So wurde das Urteil (im Mai des folgenden Jahres) an den beiden Bildnissen auf einem dazu erbauten Schafott in Breslau vollzogen.

Der Wiener Hof stellte jede Teilnahme an dem verräterischen Anschlage in Abrede, und die angesehene gräflich Wallissche Familie in Österreich erklärte, daß der Oberst dieses Namens mit ihrem Hause nicht verwandt sei.

Bald nach diesem Vorfalle bezog der König mit seiner Armee die Winterquartiere längs der Oder von Brieg bis Glogau; er selbst nahm sein Hauptquartier für den Winter 1761/62 (9. Dezember) in Breslau.

Hier erreichten den König bald schlechte Nachrichten von dem Kriegsschauplatze in Pommern. Kolberg, das zwei Belagerungen der Russen und Schweden in den früheren Feldzügen tapfer widerstanden und jetzt die Drangsale einer dritten Belagerung auszuhalten hatte, wurde mehr und mehr der Gegenstand seiner Besorgnisse. Wenden wir uns daher jetzt von den schlesischen Gebirgen nach den Gestaden der Ostsee. —

Die dritte Belagerung Kolbergs und der Ausgang des sechsten Kriegsjahrs. Es schien, als ob der Wert der kleinen Festung an der Persantemündung in den Augen der Russen durch die zweimalige vergebliche Belagerung noch gestiegen war; denn schon im Frühjahr 1761 rückte der Ge-

neral Romanzow mit einem starken Corps abermals gegen Kolberg an, während auch eine russisch-schwedische Flotte in der Ostsee lag und sich anschickte, die Festung von der Seeseite anzugreifen. Andererseits hatte auch Friedrich die Festung durch ihre standhafte Verteidigung immer mehr liebgewonnen und befahl dem Prinzen Eugen von Württemberg, mit seinem Corps zur Deckung der Festung in ihrer Nähe ein verschanztes Lager zu beziehen.

Als Romanzow sich von der Südseite über Körlin der Festung näherte, bemerkte er, daß Eugen von Württemberg dieselbe mit einem befestigten Lager wie mit einer zweiten Mauer umgeben hatte. Der Prinz kommandierte im Centrum, General von Werner, der Befreier Kolbergs im vergangenen Jahre, auf dem rechten Flügel am linken Ufer der Persante, General von Thadden auf dem linken Flügel bei Bullenwinkel, der alte von Heyde in der Festung und am Strande.

Der Angriff begann von der Seeseite aus. Am 24. August abends lag die gesamte schwedisch-russische Flotte in einer Stärke von fünfzig Segeln, darunter neunzehn große Kriegsschiffe, auf der Kolberger Reede. Die Kolberger saßen an dem schönen Augustabend vor ihren Häusern, als die erste Bombe über die Stadt hinsauste und ein Haus in derselben zertrümmerte. Und nun folgte eine Schreckensnacht, wie man sie während der früheren Belagerungen kaum erlebt hatte. Die Strandbatterieen thaten jedoch den Schiffen vielen Schaden, und die eintretenden Stürme bewirkten schon in der nächsten Zeit längere Unterbrechungen des Bombardements. Am 24. September wurde die Festung zum letztenmal von der Seeseite mit Kugeln überschüttet. Das bald darauf mit Sturm und Regen eintretende Herbstwetter zwang die schlimmen Gäste, die Kolberger Reede zu verlassen, und die Fischer konnten nun wieder auf die See hinausfahren und frischen Dorsch auf den Markt bringen.

Unterdessen hatte aber auch Romanzow sein Belagerungscorps allmählich bis auf 24000 Mann verstärkt und den Angriff von der Landseite begonnen. Um die Schanzen bei Bullenwinkel, die „Sternschanze" und die „Grüne Schanze" wurden blutige Kämpfe geführt, besonders in der Nacht vom 18. zum 19. September. „In stummer Wut mordeten sich die Männer," berichtet unsere Chronik, „und als hätte sich die Kriegsfurie der beiden Heere bemächtigt, so gaben die preußischen und russischen Batterieen und die ganze Flotte aus sämtlichen Feuerschlünden Lage auf Lage ab und spielten eine entsetzliche Schlachtmusik zu dem stummen Morden. Es war ein infernales Brüllen um das entsetzte Kolberg herum, ein Vorspiel von dem Krachen des jüngsten Gerichts; dichter Pulverdampf legte sich über Stadt, Lager, Land und Meer." —

Das Ende war, daß die Preußen ihre Schanzen behaupteten und daß Romanzow die weiteren Angriffe aufgab und den Kampf mehr mit Artillerie führte. Dagegen hatten die Preußen auf ihrem rechten Flügel einen schweren Verlust zu beklagen. Auf die Nachricht, daß Verstärkungen, Truppen und Lebensmittel von Stettin her im Anzuge seien, ließ der Prinz den General von Werner ihnen entgegengehen. Nachdem Werner sich mit diesem Transport in Treptow vereinigt, suchte er dem russischen Belagerungscorps in den Rücken zu fallen und eine vor der Westfront von Kolberg erbaute Batterie, welche der Festung vielen Schaden zufügte, zu zerstören. Bei diesem Gefecht wurde Werners Pferd erschossen, und der wackere Reitergeneral geriet selbst in die Gefangenschaft der Russen.

Neuen Mut erweckte im preußischen Lager die Ankunft des Generals von Platen mit einem Corps von 8000 Mann, der sich nach der Zerstörung des russischen Magazins in Gostyn hierher gewandt und durch das Belagerungscorps bis Kolberg durchgeschlagen hatte.

So glich das feste Lager der Preußen bei Kolberg in seiner Uneinnehmbarkeit dem großen Lager bei Bunzelwitz, welches der König um diese Zeit inne hatte; aber die Schwierigkeit, die Truppen im Lager mit Lebensmitteln zu versorgen, nachdem ihnen auch die Verbindung mit Stettin durch die Russen abgeschnitten war, ließ endlich auch dem alten Heyde in Kolberg selbst den Abmarsch des Corps des Prinzen von Württemberg wünschenswert erscheinen, da er dasselbe ohne Nachteil für Kolberg nicht länger aus den Kolberger Magazinen zu unterhalten vermochte. Am 14. November abends zog der Prinz auf dem einzigen Wege, der ihm noch offen stand, über das Deep am Strande entlang westwärts nach Treptow ab, das arme Kolberg „seiner eigenen Verteidigung und der göttlichen Erbarmung“ überlassend.

Nun näherten sich die Russen mit ihren Laufgräben der Festung selber und eröffneten aus ihren Batterieen vom Wolfsberge, dem Hohen Berge, von der Maikuhle, der Münder Kirche u. s. w. ein lebhaftes, fast ununterbrochenes Bombardement. Gegen Mitte des Dezember waren die Belagerungsarbeiten so weit vorgeschritten, daß die Besatzung jede Nacht den Sturm erwartete. Auch machte der Mangel an Lebensmitteln sich immer mehr fühlbar. „Ein Huhn kostete 1 Thaler, ein Pfund Butter 1—1½ Thaler,“ sagt unsere Chronik. „Milch gab es kaum noch; denn die Kühe waren geschlachtet und die Ziegen meistens von einer Seuche fortgerafft worden.“ Die tägliche Brotportion sowohl für die Soldaten, wie für die bewaffneten Bürger wurde von zwei auf ein Pfund herabgesetzt. Dennoch zeigte sich kein Kleinmut, weder in

der Bürgerschaft noch in der Besatzung. Als der alte Veteran Heyde durch Romanzow — zum fünfundzwanzigsten, aber nicht zum letztenmal — aufgefordert wurde, sich zu ergeben, und seine Soldaten um ihre Meinung befragte, antworteten diese: „Nichts von Ergebung, Herr Oberst! Wir wollen uns wehren, solange wir noch ein Brot und einen Schuß Pulver haben."

Da plötzlich (am 11. Dezember) erscholl von der Seite her, von der 1760 Entsatz gekommen war, Kanonen- und Kleingewehrfeuer; es tönte den Kolbergern wie ein Gruß der Rettung: die Freunde kommen, um die Stadt zu entsetzen!

Der Prinz von Württemberg hatte vom Könige Befehl erhalten, „Kolberg absolument mit Lebensmitteln zu versehen, da ich diese Stadt nicht missen kann, die mir sehr important ist." Mit 9000 Mann rückte der Prinz gegen Kolberg vor, um durch die 20000 Russen auf den Höhen von Pretmin einem Transport von tausend Wagen einen Weg zu bahnen. Ohne Schuhe und Mäntel in grimmiger Winterkälte stürmten die Braven (11. Dezember) eine russische Redoute; aber gegen die feste Stellung des überlegenen Heeres war das tapferste Ringen vergeblich. In der folgenden Nacht erhielt Heyde durch einen Bauern vom Prinzen die Nachricht, daß er „auf keine Hilfe mehr zu rechnen" habe.

Am nächsten Morgen (12. Dezember) sandte Romanzow seine sechsundzwanzigste Aufforderung an Heyde; dieser bat um eine Bedenkzeit. Am 15. Dezember war das letzte Brot ausgegeben, der letzte Schuß war im Rohr. In der Nacht vom 15. zum 16. Dezember gaben die Wallgeschütze die letzte Lage auf den Feind ab.

Der alte Heyde hatte Wort gehalten. Da das letzte Brot verzehrt und das letzte Pulver verschossen war, so willigte er in die Übergabe der Festung (16. Dezember) und marschierte mit der Besatzung mit klingendem Spiel und geschultertem Gewehr unter kriegerischen Ehren aus — leider in russische Kriegsgefangenschaft nach Ostpreußen. Lebe wohl, braver Heyde, lebt wohl, Ihr tapferen Verteidiger Kolbergs! Kolberg wird Euer Gedächtnis hoch und in Ehren halten! — —

Mit dem Fall von Kolberg war auch der Feldzug in Pommern beendigt. Die Russen nahmen zum erstenmal Winterquartiere in Pommern und der Neumark, sowie die Österreicher in Schlesien. Alle Kriegsbedürfnisse für die Russen in Pommern konnten jetzt zur See leicht herbeigeführt werden, und die Österreicher hatten mit Schweidnitz festen Fuß in Schlesien. In Sachsen, das Prinz Heinrich mit seinem kleinen Heere mit Vorsicht und Ausdauer verteidigt hatte, behaupteten die Österreicher unter Daun, mit der Reichsarmee vereinigt, doch gute Stellungen an der Elbe, im Voigtlande und an der Saale. Die Franzosen hatten neue Anstrengungen gemacht, um Hannover zu erobern. Sie

hatten bereits Kassel und Göttingen inne. Herzog Ferdinand wußte jedoch ihnen durch geschickte Manöver zu begegnen, selbst nachdem sie über die Weser gesetzt waren. Durch unaufhörliche kleine Gefechte rettete er Hannover und nötigte die Franzosen, Eimbeck wieder zu verlassen. Dagegen behaupteten sich die Franzosen in Hessen und boten über Mühlhausen, das sie inne hatten, der Reichsarmee, die bis Saalfeld vorgedrungen war, die Hand.

Eine schwere Gefahr drohte dem Kern des Preußischen Staates. Magdeburg, die Hauptfestung Preußens, wo der königliche Schatz und die Archive aufbewahrt wurden, die Zuflucht der königlichen Familie, sollte — so plante der Verrat — den Feinden in die Hände gespielt werden. Diesen Plan faßte ein Mann, der in den Kasematten von Magdeburg wegen Hochverrats und anderer schwerer Schuld, die auf ihm lastete, in strenger Haft und Banden gehalten wurde, der kaiserliche Rittmeister Baron von der Trenck. Die große Zahl von Kriegsgefangenen in Magdeburg, mit denen Trenck insgeheim eine Verschwörung anzettelte, sowie die Unzuverlässigkeit eines Teils der preußischen Besatzung, noch mehr die Verschlagenheit und Entschlossenheit des Urhebers schienen dem Unternehmen einen Erfolg zu versprechen; doch wurde dasselbe noch im letzten Augenblick entdeckt und das drohende Verderben abgewandt.

Endlich trat auch in England die längst befürchtete Katastrophe ein, die Friedrich seines einzigen Bundesgenossen beraubte. Der Minister William Pitt legte am 2. Oktober 1761 sein Amt nieder. Die Politik, welche Preußen und England durch eine Reihe von Jahren zu Nutz und Frommen beider Staaten verbunden, hatte damit ihr Ende erreicht. Der neue englische Minister Lord Bute trat bald in geheime Verhandlungen mit Frankreich und zeigte dem König von Preußen eine immer steigende Abneigung. Friedrich sah sich der englischen Subsidien, welche für ihn eine kaum entbehrliche Hilfsquelle bildeten, für die Zukunft beraubt. So endete das Jahr 1761 trüb und unglücklich in jeder Beziehung. In dieser verzweifelten Lage hatte König Friedrich in der That keinen anderen Trost, als den ihm Zieten im Lager von Bunzelwitz zugesprochen hatte: „Der Helfer droben lebt!" —

Die Wandlung in der politischen und Kriegslage während des Winters 1761/62. Schwer und düster hingen die Wolken über König Friedrichs Haupt herab, als plötzlich ein Ereignis eintrat, welches eine vollständige Umwandlung in allen Verhältnissen hervorrief. Friedrichs mächtige Gegnerin, die Zarin Elisabeth von Rußland, hatte am 5. Januar 1762 — dem Weihnachtstage nach russischem Stil — zu herrschen und zu leben aufgehört. Ihr Neffe und Nachfolger, Zar Peter III., war seit lange ein begeisterter Ver-

ehrer König Friedrichs II. und beeilte sich, ihm seine freundschaftlichen Gesinnungen kundzugeben. Die preußischen Gefangenen wurden auf seinen Befehl sofort aus ihrer Gefangenschaft entlassen und kehrten aus Sibirien oder wo sie sonst gefangen gehalten waren, in ihre Heimat nach Preußen zurück. Einige von ihnen — wie Oberst Hordt, der Freicorpspartisan, der bald nach der Schlacht bei Kunersdorf in Gefangenschaft geraten war, und General Werner, der bei der dritten Belagerung Kolbergs in Gefangenschaft fiel, — wurden vor ihrer Entlassung nach Petersburg eingeladen, vom Zaren mit Auszeichnung aufgenommen und an seiner Tafel bewirtet. „Die Tafel bestand aus sechzig Couverts," erzählt Hordt (in seinen mémoires du Comte de Hordt), „und war glänzend wie ein Märchen aus «Tausend und eine Nacht.» Der Zar und die Zarin saßen nebeneinander; K. und ich hatten die Ehre, ihnen gegenüber zu sitzen. «Sie haben lange keine Nachrichten aus Preußen gehabt,» redete der Zar mich an. «Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß der König sich wohlbefindet, obgleich er solche Kämpfe nach links und rechts bestanden hat; — aber ich hoffe, alles das wird bald ein Ende haben,» — Worte, denen jedermann zuhörte, wie einer Prophezeiung." Bei einer anderen Gelegenheit zeigte der Zar den preußischen Offizieren an seinem Finger einen Ring mit dem Bildnis des Königs von Preußen. Die Aufmerksamkeiten des Zaren wurden vom König Friedrich in gleicher Weise erwidert. Zwischen beiden Fürsten wurden lebhafte Freundschaftsversicherungen gewechselt. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen und sogleich darauf wurden Friedensunterhandlungen eingeleitet. Der Zar erklärte sich bereit, alle von den Russen besetzten preußischen Landesteile, insbesondere Ostpreußen, sowie Kolberg und die betreffenden Bezirke von Pommern zu räumen und an Preußen zurückzugeben. General Tschernischew, der mit seinen 20000 Mann bei Glatz Winterquartiere hatte, erhielt den Befehl, den Heimmarsch anzutreten; er versäumte nicht, sich vorher in Breslau bei dem Könige zu verabschieden. Am 5. Mai 1762 wurde zwischen Preußen und Rußland der Friede zu Petersburg geschlossen.

Dem Beispiel Rußlands folgte Schweden. Durch Vermittelung der Königin von Schweden, der Schwester Friedrichs, kam mit Schweden der Friede zu Hamburg unter Zurückführung der Dinge auf den Stand vor dem Kriege zum Abschluß (22. Mai).

Der Friede mit Rußland wurde vier Wochen darauf sogar in ein Bündnis verwandelt, demzufolge Rußland sich verpflichtete, dem König Friedrich gegen seine Feinde beizustehen. Tschernischew erhielt auf seinem Rückmarsch in Thorn (2. Juni) den Befehl umzukehren und mit seinen 20000 Mann sich

unter den Befehl des Königs von Preußen zu stellen. Um diese Zeit geschah es, daß der englische Minister, Lord Bute, welcher kein höheres Ziel verfolgte als die Herstellung des allgemeinen Friedens, gleichviel ob er dabei die Ehre und das Interesse des bisherigen Bundesgenossen Englands preisgab oder nicht, dem Zaren Peter Anerbietungen preußischer Provinzen machen ließ, falls er nur den Krieg in der bisherigen Weise fortsetzen wolle. Zar Peter wies nicht nur diese Anträge mit Entrüstung zurück, sondern er teilte sie dem Könige Friedrich zur Kenntnisnahme mit, damit dieser sich selbst ein Urteil über dieses Verfahren seines bisherigen Bundesgenossen bilde.

Niemand war mehr bestürzt über diesen plötzlichen Wandel in der Kriegslage als die Kaiserin Maria Theresia. Sie hatte im stolzen Vertrauen auf die Zukunft noch kurz vor Schluß des vorigen Jahres 20000 Mann ihres Heeres entlassen. Jetzt stand König Friedrich, den sie für so gedemütigt hielt, daß er um Frieden bitten müsse, ihr durch den Zuwachs des russischen Hilfscorps mächtiger als jemals gegenüber. Gleichzeitig tauchten noch andere Anzeichen drohender Gefahren für ihre Staaten auf. Die Türken drohten mit einem Einfall in Ungarn, und der Chan der Tataren rüstete sich, dem Preußenkönige die zugesagte Hilfe zu leisten.

Friedrichs Stimmung war jetzt heiter und hoffnungsvoll. Er schrieb an d'Argens (28. Mai): „Der Tatarenchan rührt sich wirklich; er hat 10000 Mann in Ungarn, die Türken möglicherweise 200000 mehr. Alles dieses zeigt mir mit Ende dieses Jahres eine sichere Aussicht auf Frieden und im Hintergrunde desselben Sanssouci mit meinem lieben Marquis! Eine sanfte Stille erwacht wieder in meiner Seele, und das Gefühl der Hoffnung, dessen ich seit sechs Jahren entwöhnt war, tröstet mich für alles, was ich bisher ausgestanden habe. Denken Sie nur einen Augenblick an die Lage, in der ich mich in dem nächsten Monate befinden werde, und an die, in der ich mich im vorigen Dezember befand. Der Staat lag im Todeskampfe (agonisait); wir warteten auf die letzte Ölung, und jetzt —!“

In solcher freudigen Zuversicht entwarf König Friedrich den Plan für den nächsten Feldzug. Das Ziel desselben war natürlich vor allem: die Befreiung Schlesiens und die Wiedereroberung der schlesischen Festungen. Andererseits zogen auch die Österreicher, nachdem sie ein ansehnliches Corps zur Verstärkung der Reichsarmee nach Sachsen geschickt hatten, ihre gesamte Kriegsmacht nach Schlesien. Das österreichische Hauptquartier befand sich zu Waldenburg. Den Oberbefehl der Armee in Schlesien behielt für das Jahr 1762 nicht Laudon, der Liebling des Heeres, dem die Wiener Hofpartei wohl die

eigenmächtige Eroberung von Schweidnitz ohne vorherige Anfrage beim Hofkriegsrat (vergl. S. 462) noch nicht vergeben hatte, sondern Feldmarschall Daun übernahm (9. Mai) zu Waldenburg den Heeresbefehl und kündigte alsbald durch die Stellung, welche er von seiner Armee zwischen dem Gebirge und Schweidnitz einnehmen ließ, an, daß er diese Festung gegen jeden Angriff zu schützen gesonnen sei. Da die Belagerung von Schweidnitz gewiß erwartet wurde, so traf er außerordentliche Anstalten, um die Befestigungen zu verstärken. Jede bei der Festung sich erhebende Anhöhe wurde zu einem Fort umgeschaffen. In der Festung lag eine Besatzung von 12000 Mann auserlesener Truppen unter dem General Guasco, einem durch Mut und Kriegserfahrung ausgezeichneten Befehlshaber; ihm zur Seite stand in dem General Gribauval einer der ersten Ingenieure der Zeit. Die Festung war mit Schießbedarf, Mundvorräten und allem nötigen Kriegsmaterial wohlversehen. Die österreichische Hauptarmee lagerte auf den gleichfalls durch Schanzen und Verhaue befestigten Vorterrassen des Gebirges, dessen Pässe nach Böhmen durch starke Schanzen gesichert waren.

Die Armee des Königs lagerte zwischen dem Schweidnitzer Wasser und der Oder. Der König verschob die Eröffnung der Feindseligkeiten bis zum Eintreffen des russischen Hilfscorps unter Tschernischew, das (seit 2. Juni) von Thorn her im Anmarsch war und gegen Ende des Juni an der Oder anlangte. Am 30. Juni besichtigte König Friedrich auf dem Felde von Lissa diese Truppen, welche stolz darauf waren, unter dem Könige Friedrich, den sie in ihrer Sprache den „Sohn des Blitzes“ nannten, zu kämpfen. Friedrich hatte seine Meinung von der Kriegstüchtigkeit der Russen seit den Schlachten bei Zorndorf und Kunersdorf sehr zu ihren Gunsten geändert und hoffte, daß diese Truppen, die er als tapfere Gegner schätzen gelernt, ihm jetzt als Verbündete um so tüchtigere Dienste leisten würden.

Sobald Tschernischew angekommen war, begann Friedrich seine Operationen und befahl (1. Juli) ein allgemeines Vorrücken gegen das Gebirge. Er hoffte, Daun durch eine Bedrohung seiner Verbindungen aus seinen festen Stellungen in den Bergen herauszumanövrieren, und entsandte den General von Wied mit einem Corps, um Dauns linke Flanke zu umgehen und durch die Landeshuter Gegend über Braunau nach Böhmen vorzudringen, während er selbst ihn in der Front beschäftigte. General von Wied drang zwar in Böhmen ein, und ein Haufe Kosaken, die ihn auf diesem Zuge begleiteten, schwärmte nach der gewohnten Kriegsweise dieser Völkerschaften plündernd und verheerend bis an die Thore von Prag; aber so sehr auch die Österreicher durch diesen Einfall in Schrecken und

Verwirrung versetzt wurden, so ließ sich doch Daun dadurch nicht bewegen, seine sichere Stellung im Gebirge zu verlassen. Solange Daun aber diese inne hatte, vermochte Friedrich nichts gegen Schweidnitz zu unternehmen. Friedrich entschloß sich deshalb zu dem Versuche, ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben. —

Burkersdorf. Friedrichs Schlacht war bereits beschlossen, da trafen Nachrichten von einer Umwälzung in Petersburg ein, deren Nachwirkungen sich bis in sein Feldlager fühlbar machten. Zar Peter III. hatte durch seine hastigen Neuerungen im Staatswesen und in der Kirche sowie durch seine Vorliebe für die preußischen Staatseinrichtungen und das preußische Heerwesen den russischen Nationalstolz verletzt. Seine Gemahlin Katharina stellte sich an die Spitze einer nationalen Bewegung, durch die Peter zur Abdankung gezwungen ward (9. Juli). Katharina II. übernahm nun selbst die Regierung und faßte alsbald den Entschluß, den Krieg gegen Preußen zu erneuern. Sie ließ die Ostpreußen zur Huldigung auffordern und sandte an Tschernischew den Befehl, sich mit seinem Corps von den Preußen zu trennen. Die Nachricht von diesen Ereignissen erhielt Friedrich, als er soeben zu seinem entscheidenden Schlage gegen Österreich ausholte, für den er auf die thätige Mitwirkung des russischen Corps rechnete.

Es war am 17. Juli nachmittags, als General Tschernischew im Hauptquartier des Königs zu Kunzendorf erschien, um diesem die Kunde von den Petersburger Vorgängen zu überbringen. Die Geschichte bewahrt uns keinen Bericht über diesen Besuch des russischen Generals beim Könige, da die während desselben gepflogene Unterredung, wie leicht erklärlich, ohne Zeugen stattfand. Wir müssen daher für unsere Darstellung dieser Scene unseren eigenen Kombinationen folgen, die sich auf unsere Anschauung der geschichtlichen Ereignisse unmittelbar vor und nach dieser Stunde — einer der denkwürdigsten Stunden während des Siebenjährigen Krieges — begründen:

Der König begrüßte, von seinen Schriften und Plänen aufblickend, den eintretenden General in seiner gewohnten freundlichen Weise: „Willkommen, General! Sie kommen mir sehr erwünscht, um mit Ihnen die Hauptpunkte der Disposition für die bevorstehende Schlacht zu besprechen.“

„Ew. Majestät, ich bedauere, unterthänigst melden zu müssen, daß ich an der Ehre dieser unter Ihrer allerhöchsten Leitung zu schlagenden Schlacht keinen Anteil haben werde.“

„Wie, Sie wollten nicht teilnehmen an dieser Schlacht, der ersten, welche ich, mit den Truppen meines Bundesgenossen und Freundes, Ihres Zaren Peter, vereint, zu schlagen gedenke und an deren siegreichem Ausgange ich nicht zweifele?“

„Der Zar Peter III., Ew. Majestät, hat seine Regierung niedergelegt; die Regierung seiner Nachfolgerin, Ihrer Majestät der Zarin Katharina II., wird von anderen Grundsätzen geleitet, als die seinigen waren."

„Die Grundsätze der Aufrichtigkeit und Treue gegen Bundesgenossen sollten, deucht mir, unter jeder Regierung dieselben bleiben."

„Dies zu beurteilen, ist nicht meine Aufgabe, Ew. Majestät; ich habe nur den Befehlen meiner Regierung Folge zu leisten, welche dahin lauten, mich mit dem unter meinen Befehlen stehenden Corps von Ew. Majestät Truppen zu trennen."

„Und Sie wollten, General — —"

„Ich muß als General und als russischer Unterthan den Befehlen meiner Regierung Gehorsam bezeigen."

„Die Regierung des Zaren Peter hat Sie meinen Befehlen unterstellt, General!"

„Dennoch muß ich den Befehlen meiner nunmehrigen Gebieterin, der Zarin Katharina, zuerst und vor allen gehorchen."

„Und Sie glauben, daß ich Sie ruhig ziehen und Ihnen Zeit lassen werde, die Zahl meiner Feinde zu vermehren? — Ihre Nachricht, General, trifft mich nicht unerwartet, ich war seit einigen Tagen darauf vorbereitet und habe Vorkehrungen getroffen, um mein eigenes Interesse sicherzustellen. Sehen Sie hier auf diese Karte, General! Ihre Truppen sind in ihren Kantonierungen von den meinigen umstellt, Sie selbst befinden sich in meiner Gewalt. Es bedarf nur eines Befehls, nur eines Federzuges von mir, so sind Ihre Truppen entwaffnet, Sie selbst mein Gefangener."

„Und Ew. Majestät wollten diesen Befehl geben?" fragte der General bestürzt.

„Ich habe es bisher nicht gethan," antwortete der König ruhig, „weil ich die Rücksichten auf die braven Truppen meines bisherigen Bundesgenossen und auf ihren ausgezeichneten Führer höher stellte, als mein eigenes Interesse."

Der General schwieg. Der König schritt, die Hände auf dem Rücken, einigemal im Zimmer auf und nieder, wie er zu thun pflegte, wenn er eine große Entschließung in seiner Seele wog. Dann fuhr er fort: „Ich werde Sie auch jetzt nicht halten; ich werde Ihrem Abmarsche kein Hindernis in den Weg legen. Sie haben von Ihrer neuen Regierung Befehl, sich mit Ihren Truppen von den meinigen zu trennen, der Zeitpunkt des Abmarsches ist Ihnen nicht vorgeschrieben. Binnen drei Tagen wird hier ein entscheidender Schlag gefallen sein. Sie selbst haben zu beurteilen, ob Sie es Ihren Pflichten und Ihrer Ehre angemessen finden, jetzt, unmittelbar vor der Schlacht, Ihren bisherigen Bundesgenossen zu verlassen. Bleiben Sie, so verlange ich von Ihnen

keine thätige Teilnahme an der Schlacht; ich verlange nur, daß Sie Ihre Petersburger Befehle geheimhalten und daß Sie am Schlachttage Ihre Truppen in die ihnen in meiner Disposition angewiesenen Stellungen einrücken lassen, ohne am Kampfe teilzunehmen. Nun treffen Sie Ihre Entscheidung, General! Sie haben volle Freiheit. Wählen Sie zwischen meiner dauernden Dankbarkeit und der Gunst einer durch eine Palastrevolution emporgekommenen Hofpartei, die eben so schnell wieder gestürzt werden kann."

Der General schwankte in einem schweren, inneren Kampfe. Dann rief er, hingerissen von innerster Bewegung: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Sire! Das, was ich Ihnen zu thun verspreche, kostet mir wahrscheinlich das Leben; aber hätte ich zehn Leben zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe und verehre!" —

In drei Tagen sollte der entscheidende Schlag fallen, und Friedrich war der Mann, der eine solche Frist zu benützen verstand.

Daun hatte noch immer seine feste und verschanzte Stellung in den Bergen inne, sein Hauptquartier zu Tannhausen an der oberen Weistritz, die Verbindung mit Braunau und den böhmischen Vorratskammern wohl gesichert, vorgeschobene Posten unter General O'Kelly und dem Fürsten von Ligne in der Richtung nach Schweidnitz auf den Vorbergen, welche gewissermaßen das Glacis dieser Gebirgsstellung bilden. Unter diesen war die Höhe von Burkersdorf die ansehnlichste, mit steilen Abfällen gegen Norden und Osten; an ihrer Ostseite strömt die Weistritz oder das Schweidnitzer Wasser in tief eingeschnittenem Thale aus dem Gebirge hervor nach Schweidnitz; auf dem rechten Ufer derselben, südöstlich von Burkersdorf, erheben sich die Höhen von Ludwigsdorf und Leuthmannsdorf. Diese Berge waren mit Sturmpfählen und Verhauen umgeben, mit Redouten und starken Batterieen gekrönt; auch das Thal der Weistritz war durch eine versenkte Batterie bestrichen.

Friedrich, dessen Lager sich nördlich bei Kunzendorf dem österreichischen gegenüber und südlich von seinem alten berühmten Lager von Bunzelwitz befand, beschloß, seinen Angriff gegen diese vorgeschobenen Posten von Burkersdorf und Ludwigsdorf zu richten, um durch die Wegnahme derselben Dauns Verbindung mit Schweidnitz zu durchreißen.

Am 20. Juli abends — genau drei Tage nach der Unterredung des Königs mit Tschernischew — stand die preußische Armee in Schlachtordnung den Burkersdorfer Höhen gegenüber, das Vordertreffen unter den Generalen von Wied und von Möllendorf, in der Reserve Zieten und rechts von diesem die Russen unter Tschernischew, letztere freilich nur als Zuschauer, nicht als Mit-

kämpfer; dennoch durfte Daun ihnen nicht trauen, da er von dem Befehl der Zarin an Tschernischew zum Abmarsch dieses Corps und zu seiner Trennung von den Preußen noch keine Kenntnis hatte. Während der Nacht ließ der König den Burkersdorfer Höhen und der Öffnung des Weistritzthales gegenüber zwei schwere Batterieen erbauen. Gegen Morgen eröffneten dieselben ein heftiges Feuer. Die im Weistritzthale aufgestellte österreichische Reiterei geriet dadurch in Unordnung und wurde bis in die Bergschluchten hineingetrieben, wobei sie auch das zur Unterstützung der Bergbesatzungen seitwärts der Höhen aufgestellte Fußvolk in die Flucht mit fortriß.

Nun begann der Angriff der preußischen Infanterie unter Möllendorf auf die Burkersdorfer Höhen in Flanken und Rücken der Österreicher. Die jähen Berghänge schienen eine Erstürmung unmöglich zu machen, indessen der Mann, der bei Leuthen zur rechten Stunde gerufen: „Vorwärts, ein anderer Mann!" — der niemals vor einem Hindernis zurückschreckte, fand hier die Spuren einer Schaftrift, und wo ein Hirt den Fuß hingesetzt hatte, da mußten auch die preußischen Krieger die Ersteigung des Berghanges möglich machen. Sie kletterten von einem Absatz zum anderen, über Sturmpfähle und Wolfsgruben unaufhaltsam hinan. Das Geschütz vermochte ihnen nicht zu folgen, da die Pferde dasselbe nicht den steilen Berghang hinanzuziehen vermochten; da legten die Soldaten selbst Hand an, sie schleppten und schoben die schweren Kanonenrohre mit Händen, Armen und Schultern bis an einen Fleck, wo die Kanonen Aufstellung fanden und durch ihr Feuer den Angriff der Infanterie vorbereiten konnten. Während des nun folgenden kurzen Artilleriekampfes sammelten sich die Infanteriekolonnen zum Sturm auf den verschanzten Gipfel der Höhen.

Auch General von Wied war im entschlossenen Vorrücken gegen die Höhen von Ludwigsdorf. Ein Ausfall, den der Kommandant von Schweidnitz, General Guasco, um dieselbe Zeit mit einigen Regimentern gegen den Rücken der Preußen unternahm, wurde zurückgewiesen.

Feldmarschall Daun scheint sich während dieses Gefechts nicht aus seinem Hauptquartier Tannhausen gerührt zu haben; er spähte mit argwöhnischen Blicken nach den Russen hinüber, von denen er einen Angriff auf die linke Flanke seiner Hauptstellung besorgte, und schickte aus diesem Grunde den wirklich angegriffenen Posten bei Burkersdorf und Ludwigsdorf keine Verstärkung. Die Russen aber blieben unbeweglich in den ihnen angewiesenen Stellungen und waren staunend Zeugen der heldenmütigen Tapferkeit, mit welcher die Preußen auch in dieser Schlacht unter ihres Königs Augen kämpften. General Tschernischew befand sich an der Seite des Königs, als die Preußen die Re-

douten auf dem Gipfel der Burkersdorfer Höhen bestürmten. Der Verhau vor den Schanzen war durch preußische Granaten in Brand gesteckt worden, und die aufsteigende schwarze Rauchwolke umgab den Gipfel des Berges wie den Krater eines ausbrechenden Vulkans. Der König sah seine Preußen im tapferen Vorrücken gegen den Berggipfel und die feindlichen Batterieen, bis der Rauch sie seinen Blicken entzog. „Wie geht's?“ fragte er einen verwundeten Soldaten, der mit ehrfurchtsvollem Gruß an ihm vorüber nach dem Verbandplatze gehen wollte. — „Gottlob!“ antwortete dieser, „alles geht gut, die Feinde laufen, und wir siegen.“ — „Aber Du blutest, mein Sohn,“ fuhr der König fort und reichte ihm sein Taschentuch, „verbinde Dich“; worauf der Soldat seine Wunde flüchtig selbst verband und wieder vorwärts in die Schlacht eilte. — „Nun wundert mich nicht mehr,“ sagte Tschernischew, der Zeuge dieses Vorganges war, zum Könige, „daß Ew. Majestät Soldaten Ihnen mit solchem Eifer dienen, da Sie ihnen so liebreich begegnen.“

Um Mittag waren die Burkersdorfer Höhen erstürmt, der Feind auf der Flucht. 1400 Mann von den Österreichern waren getötet, ca. 2000 Mann gefangen genommen und vierzehn Geschütze erobert.

Am folgenden Tage (22. Juli) trat Daun mit seiner ganzen Armee den Rückzug an, immer tiefer in das Gebirge hinein. An demselben Tage verabschiedete sich Tschernischew vom Könige, der ihn mit Beweisen seiner fortdauernden Huld und Hochachtung entließ.

Wir begegnen den Russen während dieses Krieges auf keinem Schlachtfelde mehr, weder auf Seite der Preußen, noch ihrer Gegner. Die Zarin Katharina fand bei der Durchsicht der Briefe ihres Gemahls, des — am 17. Juli durch die Orlows und Genossen aus der Welt geschafften — Zaren Peter III., daß König Friedrichs Verhalten gegen sie durchaus nicht so feindselig gewesen sei, als sie geargwohnt hatte, daß Friedrich diesen vielmehr zu einer versöhnlichen Haltung und hochachtungsvollen Behandlung seiner Gemahlin aufgefordert, auch an den übereilten Reformen des Zaren keinen Anteil hatte. Sie ließ deshalb ihre feindseligen Pläne fallen und erkannte den Frieden an, den ihr Vorgänger und Gemahl mit dem König von Preußen geschlossen hatte. Nur von der Hilfeleistung, welche Peter dem Könige versprochen hatte, nahm sie Abstand. Katharina verfolgte von nun an den Gedanken, in der Mitte zwischen Österreich und Preußen Position zu nehmen.

Die Wiedereroberung von Schweidnitz und der Ausgang des siebenten Kriegsjahrs. Durch das glückliche und glänzende Gefecht bei Burkersdorf (21. Juli) hatte Friedrich freie Hand gegen Schweidnitz gewonnen,

und er traf unverzüglich alle Anstalten zur Belagerung dieses Platzes. Seine Armee lagerte im weiten Bogen etwa zwei Meilen südwestlich von Schweidnitz, das Hauptquartier des Königs zu Dittmannsdorf. General von Tauenzien wurde aus Breslau berufen, um die Führung des Belagerungscorps zu übernehmen, welches aus vierundzwanzig Bataillonen Infanterie und einigen Kavallerieregimentern nebst zahlreichem Geschütz bestand. Das schwere Belagerungsgeschütz wurde aus Neisse herbeigeschafft.

Auf die preußische Aufforderung zur Übergabe der Festung gab der Kommandant, General Guasco, die Antwort, er würde suchen, den Ruhm der österreichischen Waffen zu behaupten und sich die Achtung Sr. Majestät des Königs zu erwerben. Am 7. August ward darauf die erste Parallele gegen die Festung eröffnet.

Feldmarschall Daun zögerte diesmal nicht, der belagerten Festung zu Hilfe zu kommen. Sein Plan war, die Höhen auf der östlichen, noch offenen Seite von Schweidnitz von der Höhe von Költschen bis zum Zobtenberge zu besetzen, um diese Seite von Schweidnitz offen zu halten und die Belagerung unmöglich zu machen. Diese Unternehmung Dauns schaffte dem alten Herzog von Braunschweig-Bevern, der nach seiner Rückkehr aus der österreichischen Kriegsgefangenschaft zum Gouverneur von Stettin ernannt worden, nach dem Abmarsche der Russen jedoch zur Übernahme eines Corps nach Oberschlesien berufen war, noch einmal Gelegenheit, die Scharte von Breslau (1757) auszuwetzen und seinen Feldherrnruf wiederherzustellen.

Dauns Unternehmen gegen die Ostseite von Schweidnitz sollte durch die Besetzung des Fischerberges bei Reichenbach, zwei Meilen südöstlich von Schweidnitz, eingeleitet werden. In der Besetzung dieses Punktes kam ihm jedoch der Herzog von Bevern, den der König nach dem Gefechte bei Burkersdorf von Oberschlesien und Neisse nach Schweidnitz herangezogen hatte, zuvor. Daun hoffte, durch einen gleichzeitigen Angriff von vier verschiedenen Heerhaufen unter den Generalen Lacy, Brentano, Beck und O'Donnell das Corps des Herzogs von Bevern zu umzingeln und zu vernichten, ehe der König mit dem Hauptheer ihm zu Hilfe kommen konnte. Der Herzog leistete jedoch tapferen Widerstand, und der König ließ bei den ersten Kanonenschüssen einen Teil seiner Kavallerie aufbrechen und folgte selbst an der Spitze eines Husarenregiments und mit einigen Brigaden Infanterie.

In diesem Gefechte kam zum erstenmal eine neue Waffengattung zur Geltung, nämlich die vom Könige erst seit kurzem errichtete „reitende Artillerie", bei welcher die Bedienungsmannschaft der Geschütze zu Pferde gesetzt war,

wodurch die Fernwirkung dieser Waffe mit größerer Beweglichkeit verbunden wurde.

Bei der Nachricht von dem Anmarsche dieser Truppen räumten die Österreicher schleunigst das Feld, so daß die Infanterie des Königs, so sehr sie auch ihre Schritte beschleunigte, gar nicht mehr zum Gefechte kam. Der Verlust der Österreicher betrug 1200 Tote und Verwundete und 1500 Gefangene, die Preußen verloren ca. 1000 Tote und Verwundete und einige hundert Gefangene.

Durch dieses Gefecht bei Reichenbach (16. August) war Dauns Plan zum Entsatze von Schweidnitz vereitelt. Guasco erfuhr durch das preußische Viktoriaschießen, was sich zugetragen hatte, und erbot sich fünf Tage darauf zur Übergabe der Festung unter der Bedingung freien Abzuges für die Besatzung. Friedrich forderte jedoch, daß die gesamte Besatzung sich als Kriegsgefangene ergeben sollte, und da Guasco dies ablehnte, so dauerte der Festungskrieg fort.

Die Belagerung von Schweidnitz wurde besonders dadurch denkwürdig, daß bei derselben die beiden ersten Kriegsbaumeister ihrer Zeit sich bekämpften. Dem General Gribauval, welcher die Verteidigungsanstalten in der Festung leitete, stand auf preußischer Seite sein früherer Schulfreund und Kriegsgenosse Lefebvre gegenüber. Beide waren ausgezeichnete Militärschriftsteller und hatten ihre eigenen Systeme über den Angriff und die Verteidigung von festen Plätzen in besonderen Schriften entwickelt. Jetzt kam es darauf an, ihre theoretischen Lehrsätze praktisch zur Geltung zu bringen; denn das Wissen hat ja nur dann Wert, wenn es zum Können wird.

Der Krieg wurde zugleich über und unter der Erde geführt, dort mit Sappen und Laufgräben, hier mit Minen und Gegenminen. Während Lefebvre versuchte, durch seine Druckkugeln (globes de compression)* die Außenwerke der Festung, den gedeckten Weg und die äußere Grabenmauer einzustürzen und eine Bresche nach dem Hauptwalle herzustellen, ging Gribauval von der äußeren Grabenwand (Kontreskarpe) her mit unterirdischen Gallerieen und Horchgängen vor, um den Gang und die Nähe der feindlichen Minen auszuspähen. Zuweilen begegneten sich die beiderseitigen Mineure unter der Erde und suchten einander durch „Stank- oder Stickkugeln", welche in dem geschlossenen unterirdischen Raum Rauch und ekelhafte Dünste verbreiteten, zu vertreiben, oder sie

* Die Druckkugel (globe de compression) war eine große, kugelförmige Minenkammer, welche durch die Sprengung einer Pulvermasse an einem bestimmten Orte unter der Erde und durch das Auseinanderpressen der Erde nach allen Richtungen hin hervorgebracht wurde. Dieselbe sollte den Zusammensturz des über derselben etwa stehenden Mauerwerks 2c. bewirken. Bis zu dem Fleck, wo die Ladung der Druckkugel angebracht werden sollte, mußte der Belagerer sich mit Minengängen unter der Erde fortarbeiten.

gingen mit der Pistole und der blanken Waffe einander zu Leibe. Im ganzen hatten aber die Lefebvreschen Druckkugeln nicht die beabsichtigte Wirkung, da sie schwer an der richtigen Stelle anzulegen waren und meistens in zu weiter Entfernung vom Ziel explodierten. Lefebvre nahm sich diese Mißerfolge, durch die zugleich sein ganzes Lehrsystem hinfällig wurde, und den Spott vieler höheren Offiziere darüber so zu Herzen, daß er Thränen vergossen haben soll. Auch der König, welcher öfters die Belagerungsarbeiten besichtigte, verschonte ihn wohl mit seinen Spottreden nicht. Als er jedoch die verzweifelte Miene des Offiziers sah, richtete er ihn mit neckenden Worten über seine Kleidung, welche die Spuren seiner unterirdischen Thätigkeit zeigte, wieder auf und machte ihm zur Ausbesserung derselben ein Geschenk von vierhundert Thalern.

Der König wünschte sehnlichst das Ende der Belagerung herbei. Er verlegte sein Hauptquartier von Dittmannsdorf nach Peterswaldau, dann nach Bögendorf, immer näher an Schweidnitz. „Unsere Belagerung ermüdet alle Welt," schrieb er am 19. September aus Peterswaldau an den Prinzen Heinrich, „die Leute quälen mich mit Fragen, wann sie enden wird; ich erhalte nie einen Brief aus Berlin ohne Bemerkungen darüber, — und ich habe selbst kein anderes Auskunftsmittel als Geduld. Wir thun alles, was wir können; aber ich kann den Feind nicht daran hindern, daß er sich verteidigt, noch Gribauval, daß er ein gescheiter Kopf ist; — aber bald, ja bald werden wir das Ende sehen. Unser Wetter ist hier wie im Dezember; die Jahreszeiten sind ebenso toll wie die europäische Politik. Kurz, mein lieber Bruder, man muß die Zeit vorwärts schieben, ein Tag folgt dem anderen, und endlich werden wir denjenigen erreichen, der unsere Arbeiten endet. Adieu, je vous embrasse."

Das naßkalte Herbstwetter mahnte zur Eile, wenn Schweidnitz noch vor dem Winter in preußische Gewalt fallen sollte. Guasco erbot sich zur Kapitulation gegen freien Abzug für die Besatzung und die Verpflichtung derselben, ein Jahr lang nicht gegen Preußen zu kämpfen; indessen der König bestand auf den alten Bedingungen: Abführung der Besatzung in preußische Kriegsgefangenschaft. So dauerte der Festungskrieg fort.

Der König ritt öfters zu den Truppen, an seiner Seite befand sich gewöhnlich sein Neffe, der Prinz von Preußen, spätere König Friedrich Wilhelm II., damals achtzehn Jahre alt, eine stattliche Erscheinung von hoher Gestalt. „Wir sind bloße Pygmäen im Vergleich mit ihm," sagt Friedrich und bemerkt mit freudiger Genugthuung, daß „der Geist des Handelns in ihm zu erwachen anfängt."

Eines Tages verweilte der König zu Pferde in den Laufgräben, wie gewöhnlich auf alles achtsam, nur nicht auf die feindlichen Kugeln, die aus den aufblitzenden Geschützrohren der Forts über seinen Kopf hinwegflogen. Da wurde das Pferd seines in der Nähe haltenden Pagen von Pirch von einer Granate zu Boden geworfen und getötet. Der Knabe wand sich unter dem toten Rosse hervor und suchte dann erschrocken eiligst von der gefährdeten Stelle zu entfliehen. Der König blickte kaltblütig und ernst auf das Gebaren des Knaben; dann, seinen Krückstock erhebend, rief er mit scharfem und schneidigem Tone und mit einer Stimme, die unbedingten Gehorsam forderte: „Page von Pirch, vergeß Er seinen Sattel nicht!" — worauf der Knabe sofort umkehrte, mitten im feindlichen Feuer den Sattel vom toten Pferde abschnallte und ruhig unter das Gefolge des Königs zurücktrat.

Endlich kam der Zufall den Belagerern zu Hilfe. Eine preußische Granate schlug in das Pulvermagazin eines Forts und sprengte eine ganze Bastion mit zwei Kompanieen, welche die Besatzung bildeten, in die Luft. Dadurch war der Zugang zum Angriff erleichtert. In der nächstfolgenden Nacht ließ Lefebvre seine vierte und letzte Druckkugel sprengen, diesmal mit besserem Erfolge als die früheren. Sämtliche benachbarten Minengänge der Festung stürzten ein, ein Teil des gedeckten Weges wurde in die Luft gesprengt, und es entstand eine Bresche. Nun wurden Anstalten zum Sturme getroffen. Guasco wartete jedoch denselben nicht ab, sondern ergab sich am folgenden Morgen (9. Oktober). Die Besatzung, noch ca. 9000 Mann stark, wurde kriegsgefangen. Viele Vorräte fielen mit der Festung in die Hände der Preußen. Die Belagerung hatte den Preußen 3033, den Österreichern 3552 Tote und Verwundete gekostet.

Jetzt war wieder ganz Schlesien, das flache Land und die Festungen — mit Ausnahme der Festung und eines Teiles der Grafschaft Glatz — in preußischen Händen. Zwar hielt sich Daun noch einige Zeit im Gebirge, wurde jedoch durch den anbrechenden Winter genötigt, ganz nach Böhmen zurückzugehen, nachdem er einen Teil seiner Armee nach Sachsen zur Vereinigung mit den dort stehenden Reichstruppen und Österreichern entsandt hatte. Auch der König wandte sich nach Sachsen, wohin der General von Wied mit einem Corps zur Verstärkung des Prinzen Heinrich bereits vorausgegangen war. Der Herzog von Bevern blieb mit einem starken Corps in Schlesien zurück.

Prinz Heinrich hatte unterdessen mit gewohntem Geschick die Verteidigung Sachsens gegen die Österreicher und Reichstruppen geleitet. Die Generale von Seydlitz, der seine Wunden ausgeheilt hatte und sich nach neuen Thaten sehnte, von Belling, der sich durch seine Streifzüge gegen die Schweden in

Pommern einen berühmten Namen gemacht, und der „grüne Kleist" standen ihm mit kühnem Mute bei und lieferten den Feinden eine Reihe glücklicher Gefechte.

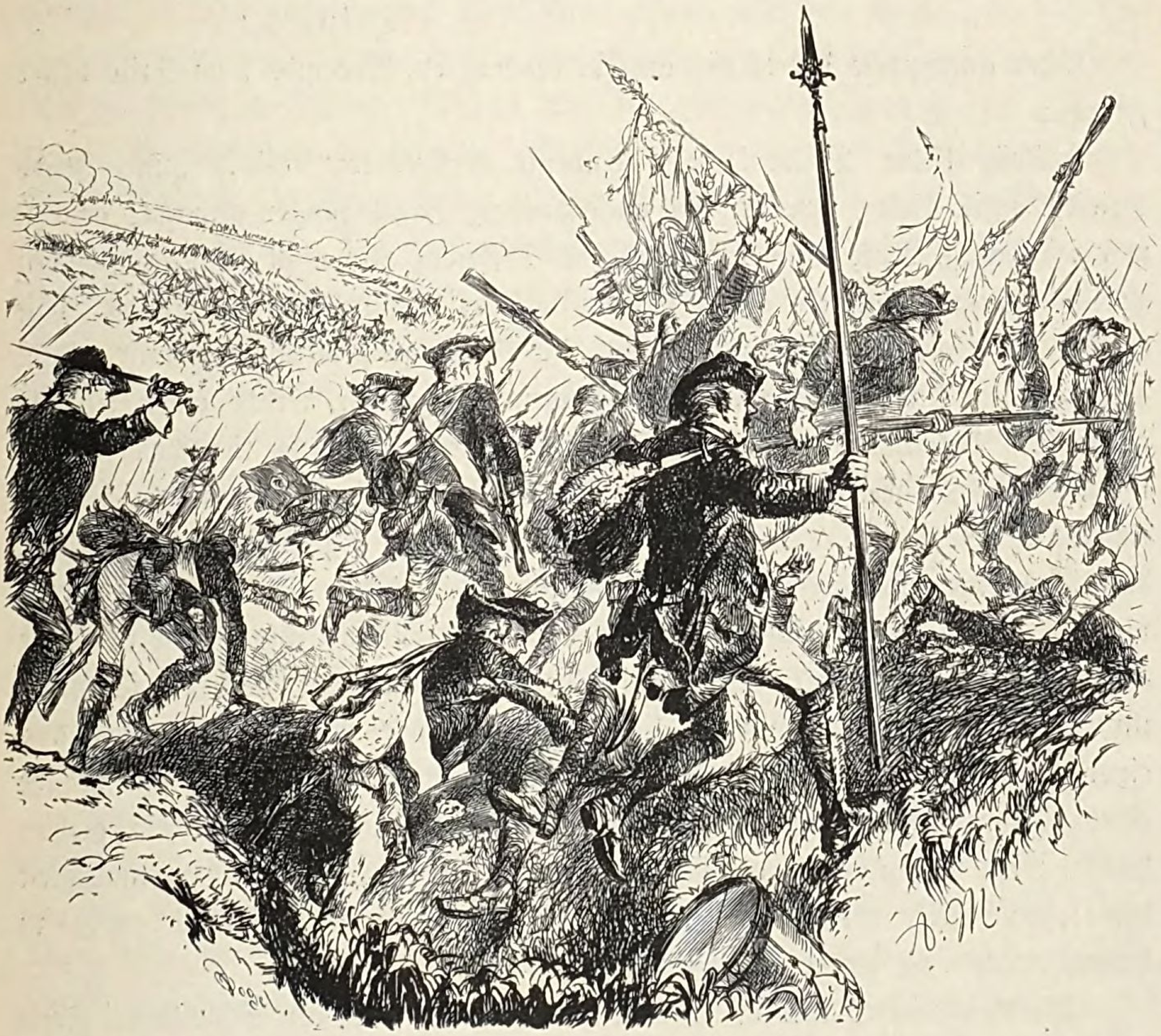
Die Reichsarmee, welche — wie Archenholtz bemerkt — bei diesen Kriegsunternehmungen dem metallenen Pferde glich, das zwar immer den Fuß aufhebt, aber nicht von der Stelle kommt, unter dem Prinzen von Stolberg, hatte indessen durch die Vereinigung mit dem österreichischen Corps des Generals Campitelli eine solche Übermacht erlangt, daß Prinz Heinrich sich aus dem Lager von Freiberg nordwestlich auf seine Reserven zurückzog. Ihren weiteren Fortschritten setzte jedoch Prinz Heinrich durch die Schlacht bei Freiberg (29. Oktober) ein Ziel. Anstatt einer Beschreibung dieser Schlacht bringen wir nur den kurzen Bericht des Prinzen Heinrich aus Freiberg (29. Oktober) an den König und des Königs Antwort aus Löwenberg (2. November), wo der König auf seinem Marsche von Schlesien nach Sachsen eingetroffen war. Der erstere lautet:

„Mein teuerster Bruder! Ich bin glücklich, Ihnen die angenehme Nachricht schicken zu können, daß Ihre Armee heute einen beträchtlichen Vorteil über die vereinigte österreichische und Reichsarmee davongetragen hat. Ich marschierte gestern nacht, ich war bis durch Wegfurt* gekommen, indem ich den Spittelwald links liegen ließ, um von dem St. Michelsberge Besitz zu nehmen, als ich auf die feindliche Armee traf. Ich machte zwei wirkliche und zwei Scheinangriffe; der Feind leistete einen hartnäckigen Widerstand; aber die beharrliche Tapferkeit Ihrer Truppen errang den Sieg, und nach dreistündigem Kampfe mußte der Feind überall weichen. Ich kenne die Zahl der Gefangenen noch nicht, aber es müssen mehr sein als 4000; — die Reichsarmee hat so gut wie gar keine Verluste gehabt, der Hauptstoß fiel auf die Österreicher. Wir haben eine große Menge Kanonen und Fahnen genommen; Generallieutenant Roth von der Reichsarmee ist unter unseren Gefangenen. Meiner Berechnung nach haben wir zwei- bis dreitausend Mann verloren, unter den Offizieren keine von Distinktion. Generallieutenant von Seydlitz leistete mir die höchsten Dienste; an einer Stelle, wo die Kavallerie nicht vorgehen konnte, stellte er sich selbst an die Spitze des Fußvolks und zeichnete sich auf das brillanteste aus; die Generale Belling und Kleist thaten ihr Bestes,

---

* Wegfurt liegt eine starke Meile westlich von Freiberg und etwas weiter östlich von Hainichen, dem Geburtsorte Gellerts. Bekanntlich machte Prinz Heinrich dem kranken Dichter das Pferd zum Geschenk, welches er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte. Das vormalige Schlachtroß mag über diesen Wechsel seines Herrn und Reiters nicht wenig erstaunt gewesen sein.

das ganze Fußvolk kämpfte bewunderungswürdig; kein einziges Bataillon wurde zurückgetrieben. Mein Adjutant,* welcher Ihnen dies überbringt, erhielt den Auftrag, an der Leitung des Angriffs durch den Spittelwald teilzunehmen; wenn es Ihnen aus diesem Grunde gefallen sollte, ihn gütigst avancieren zu lassen, so würden Sie mich zu unterthänigem Danke verpflichten. Es sind sehr



Aus der Schlacht bei Freiberg.

viele Offiziere da, welche sich ausgezeichnet und mit Mut benommen haben, für die ich ähnliche Gesuche vorlegen werde. Sie werden mir erlauben, diejenigen zu belohnen, welche Kanonen und Fahnen erobert haben .... Der Feind zieht sich auf Dresden und Dippoldiswalde zurück. Ich lasse ihm heute

* Generalmajor von Kalkreuth, der später unter König Friedrich Wilhelm III. berühmt gewordene Feldmarschall; er wurde vom Könige, wie der nachfolgende Brief zeigt, beharrlich Kalkreuter genannt.

abend auf den Fersen folgen und werde das Resultat hören. Mein Adjutant ist mit allem bekannt und wird Ihnen über alles Bericht erstatten können, was Ihnen über meine gegenwärtige Lage wissenswert erscheint. General Wied wird, glaube ich, die Elbe morgen überschreiten, seine Ankunft würde mir sehr gelegen sein. Ich bin mit aller Anhänglichkeit, mein teuerster Bruder,
Ihr ergebenster Diener und Bruder
Heinrich."

Ihm antwortete der König aus Löwenberg (2. November) im Stile heller Freude:

„Mein lieber Bruder! Die Ankunft Kalkreuters" (sic!) „und Ihres Briefes, mein lieber Bruder, hat mich zwanzig Jahre jünger gemacht; gestern war ich sechzig, heute kaum achtzehn" (die Differenz also nicht zwanzig, sondern zweiundvierzig, wenn wir genau rechnen wollen). „Ich segne den Himmel, daß er Sie in Wohlsein erhalten und daß die Dinge so glücklich abgelaufen sind. Sie befolgten die gute Maßregel, diejenigen anzugreifen, welche einen Angriff gegen Sie beabsichtigten, und haben durch Ihre guten und tüchtigen Anordnungen alle Schwierigkeiten einer starken Stellung und eines tapferen Widerstandes überwunden. Der Dienst, den Sie dem Staate geleistet, ist so wichtig, daß ich meine Dankbarkeit nicht genügend auszudrücken vermag und warten will, bis ich es in Person thun kann .... Wenn das Glück unsere Pläne auf Dresden begünstigt, werden wir diesen Winter oder nächsten Frühling unzweifelhaft Frieden haben — und auf ehrenvolle Weise hervorgehen aus einer schwierigen und gefährlichen Lage, in welcher wir uns oft am Rande eines völligen Unterganges befanden. Und durch das, was Sie jetzt gethan haben, wird Ihnen allein die Ehre gebühren, der österreichischen Hartnäckigkeit den letzten Stoß versetzt und den Grund des öffentlichen Glückes gelegt zu haben, welches die Folge des Friedens sein wird. F."

Die Reichsarmee und die Österreicher verließen nach der Schlacht bei Freiberg Sachsen und zogen nach Böhmen, wohin General von Kleist ihnen mit einem Streifcorps nachgesandt wurde. Er zerstörte das Magazin zu Saatz und zog brandschatzend bis vor die Thore von Prag. In ganz Schlesien und Sachsen hatten die Österreicher nur noch zwei feste Plätze: Glatz und Dresden. Seinen Plan auf Dresden mußte der König, der am 4. November in Meißen eintraf und am 9. November mit dem Prinzen Heinrich und Seydlitz das Schlachtfeld von Freiberg besichtigte, wegen der vorgerückten Jahreszeit aufgeben; er konnte dies um so eher, weil um diese Zeit endlich auch in Österreich eine friedliche Strömung die Oberhand zu gewinnen schien. Unter diesen

Umständen kam zwischen den Preußen und Österreichern ein Waffenstillstand (24. November) zu stande, der bis zum 1. März dauern, sich aber nur über Schlesien und Sachsen erstrecken sollte.

Um auch die Fürsten des Reichs zum Frieden geneigt zu machen, ordnete Friedrich noch für dasselbe Jahr einen Streifzug nach Franken und Schwaben an. Der General von Kleist wurde mit dieser Expedition beauftragt. Ein allgemeiner Schreck ging den Kleistschen grünen Husaren voran, so daß das Erscheinen von fünfundzwanzig Husaren genügte, um die Thore der freien Reichsstadt Nürnberg zu öffnen und von derselben eine Brandschatzung von hunderttausend Reichsthalern zu erheben. Besonders groß war der Schrecken am Sitze des Reichstages, in Regensburg, als die Kleistschen Husaren eine Meile vor der Stadt ankamen. Die Donauschiffe wurden mit Kostbarkeiten beladen, und die Gesandten der Reichsfürsten, welche vor sieben Jahren die Acht gegen König Friedrich ausgesprochen hatten, suchten jetzt Schutz bei demselben preußischen Gesandten, Freiherrn von Plotho, welcher damals den Reichsnotar Dr. April mit der Achtserklärung auf so bündige Weise abgefertigt hatte. Auf die Fürsprache Plothos verschonte Kleist die freie Reichsstadt Regensburg mit seinem Besuche und kehrte mit reicher Beute, darunter zwölf neugegossene Kanonen, nach Sachsen zurück. Der Zweck seines Zuges, die Reichsstände zum Frieden zu stimmen, war vollständig erreicht worden; denn viele von ihnen, darunter Bayern, Pfalz und Mainz, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, zogen ihre Kontingente ohne weiteres von der Reichsarmee zurück und baten um Frieden. Dies war das Ende des Reichskrieges. —

Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte in diesem Jahre mit wechselndem Glücke gegen die Franzosen gekämpft und seinen Feldzug endlich mit der Einnahme von Kassel (1. November) ruhmvoll beschlossen. Zwei Tage nach dieser Waffenthat erfolgte die Unterzeichnung der englisch-französischen Friedenspräliminarien (3. November 1762). Frankreich sowohl als England waren des Krieges müde. Zwar die großen Ziele der britischen Politik: das maritime Übergewicht Englands und seine Vorherrschaft auf dem neuen Kontinente, waren bereits unter dem großen William Pitt sichergestellt, dagegen ließ sein mattherziger Nachfolger, Lord Bute, sich dem Frieden zuliebe bewegen, alle Eroberungen Englands (mit alleiniger Ausnahme von Kanada) wieder herauszugeben. Einige Schwierigkeiten bei diesem Friedensschlusse machten noch die Bestimmungen über die rheinisch-westfälischen Besitzungen der Krone Preußen. Durch den Friedensschluß wurde zwar bestimmt, daß dieselben von den Franzosen geräumt werden sollten; aber erst in einer

späteren Konferenz (15. Januar 1763) kamen die Mächte überein, diese Landschaften an Preußen zurückzugeben.

König Friedrich empfand es bitter, daß er durch diesen Frieden von seinem bisherigen Bundesgenossen vertragswidrig im Stich gelassen war; aber auch Maria Theresia sah sich durch denselben des Beistandes Frankreichs beraubt und stand ihrem alten Gegner, der durch sieben Feldzüge gezeigt hatte, daß er sich sein Schlesien nicht nehmen lasse, allein gegenüber. Auch die orientalische Verwickelung war unterdessen so weit gediehen, daß Maria Theresia den Krieg ohne schwere Gefahr für ihre Erblande nicht fortzusetzen vermochte. In dieser Bedrängnis ließ sie die Idee fallen, in der sie den Krieg gegen Preußen unternommen und an der sie durch sieben Jahre mit solcher Beharrlichkeit festgehalten hatte. Gleichsam entschuldigend sagte sie, daß sie davon absehe, den König von Preußen in die gehörigen Schranken zurückzuweisen, obgleich dies für die Wohlfahrt des Erzhauses, die katholische Religion und die Verhältnisse des Deutschen Reichs an sich notwendig wäre. Maria Theresia wünschte, für ihre Friedensanträge sich der Vermittelung des sächsischen Hofes zu bedienen, und nachdem der König-Kurfürst von Polen und Sachsen August III. — damals noch immer in Warschau — sich hierzu bereit erklärt hatte, wurde der sächsische Geheimerat von Fritsch an den König von Preußen abgeordnet.

König Friedrich, der sich noch in Meißen befand, erklärte, daß er zu allem die Hand zu bieten bereit sei, was zu einem dauerhaften und billigen Frieden führen könne. Infolge dieser Einleitung sandten die drei Mächte Preußen, Österreich und Sachsen ihre Bevollmächtigten — von Hertzberg, von Collenbach und von Fritsch — nach dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg bei Dresden, und am 31. Dezember 1762, dem letzten Tage des siebenten Kriegsjahres, wurden die Friedensverhandlungen eröffnet.

Der Friede von Hubertsburg

am 15. Februar 1763.

Der Wunsch nach Frieden war sowohl auf österreichischer als auf preußischer Seite aufrichtig. Von ihren Bundesgenossen verlassen, von den Türken bedroht, hatte Maria Theresia angesichts der momentanen militärischen Überlegenheit Friedrichs II. keinen anderen Ausweg übrig als den Frieden, und da König Friedrich sich oft genug unzweideutig und energisch über die Bedingungen ausgesprochen hatte, unter denen allein er bereit war, Frieden zu schließen, so mußte Maria Theresia, um zum Frieden zu gelangen, die alte Politik ihres Hauses, die darauf ausging, den kraftvoll sich entwickelnden Hohenzollernstaat niederzuhalten, verlassen. Maria Theresia vertrat in dem Kriege die alte Politik des Hauses Österreich, welche das Deutsche Reich beherrschte und zuweilen die Welt, Friedrich II. vertrat die Unabhängigkeit und Macht des Preußischen Staates. Sein Princip hatte sich als das siegreiche bewährt. Österreich mußte durch den Friedensschluß der Absicht entsagen, seine alte Autorität in Deutschland der Beschränkungen zu entledigen, welche die preußische Macht ihm auferlegte, und dem Könige von Preußen für seine Länder die Sicherheit gewähren, deren Gefährdung ihn bewogen hatte, die Waffen zu ergreifen.

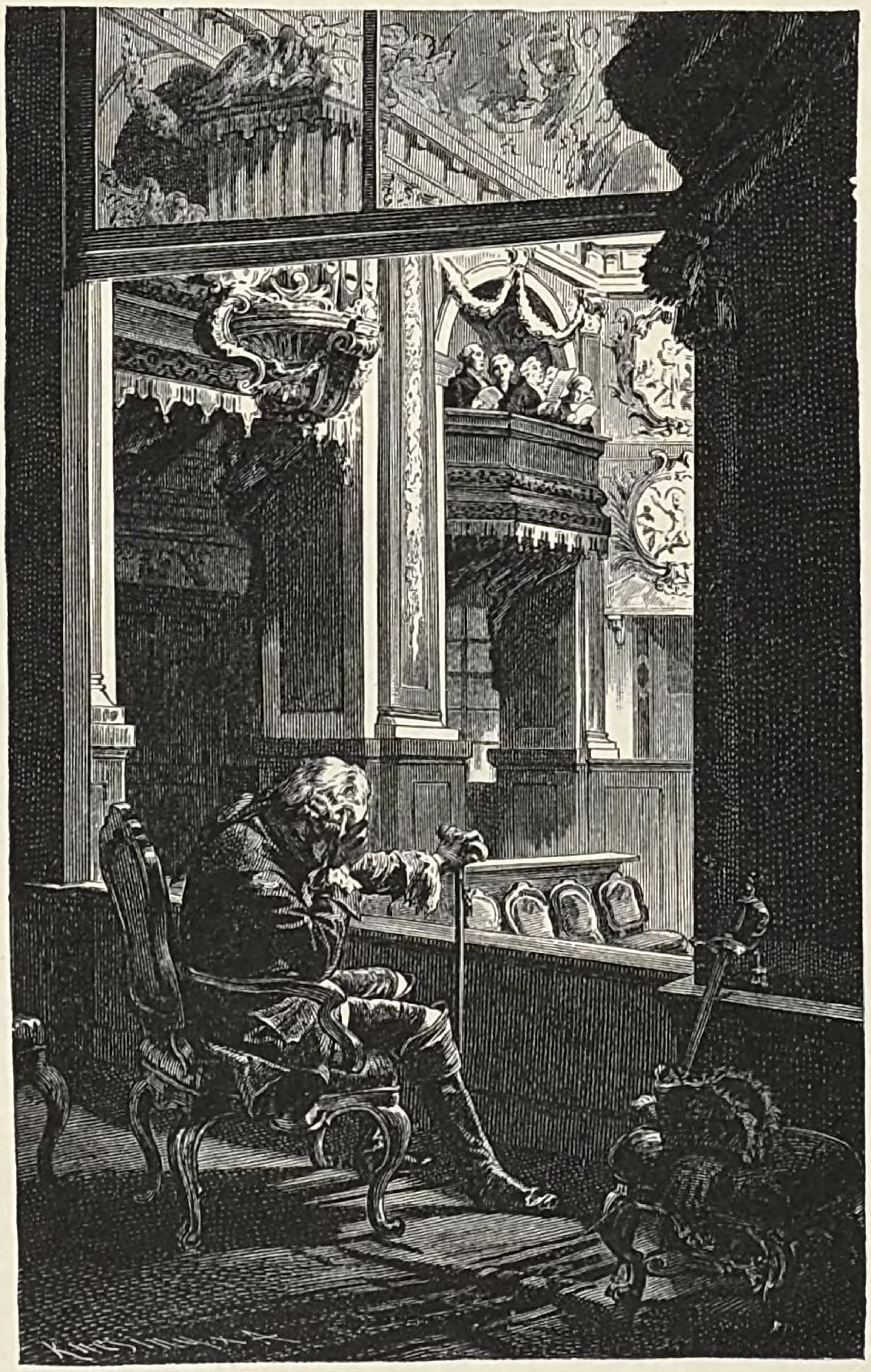
Bei den Friedensverhandlungen zu Hubertsburg brachte der österreichische Bevollmächtigte noch einmal die Abtretung von Glatz und die Schadloshaltung von Sachsen in Anregung. Der König erklärte indessen durch Hertzberg, wenn er nicht alle seine Staaten wiederbekomme, so sei an keinen Frieden zu denken, zur Schadloshaltung von Sachsen wolle er keinen Groschen beitragen und kein Dorf hergeben. Hertzberg machte noch geltend, daß Glatz, wie von Daun selbst eingestanden, in den Händen von Österreich für die Offensive, in den Händen

von Preußen nur für die Defensive etwas zu bedeuten habe. Aus demselben Grunde verwarf er die von Österreich geforderte Schleifung der Festung, und endlich erklärte der Wiener Hof seine Einwilligung in die Wiederherstellung von Glatz. Dagegen machte Friedrich keine Einwendung gegen die Erhebung des Erzherzogs Joseph, des Sohnes der Maria Theresia, zur römisch-deutschen Krone. Die Frage einer Entschädigung für Sachsen wurde von den sächsischen Staatsmännern fallen gelassen.

Die Reichsstände fanden jetzt keinen Schutz mehr, weder bei Frankreich, noch bei Österreich. Kaiser und Kaiserin sprachen die Stände von den ihnen im Jahre 1757 gegebenen Zusagen los, und da König Friedrich erklärt hatte, nur diejenigen Stände feindlich behandeln zu wollen, die ihre Kontingente noch bei den Truppen der Kaiserin ließen, so erfolgte nach einigen Einzelverträgen auf dem Reichstage zu Regensburg die Neutralitätserklärung des Reichs (11. Februar).

Endlich kam man auch in Hubertsburg zu dem Akte der Unterschrift der vereinbarten Artikel, die nicht mehr, wie anfangs beabsichtigt war, Präliminarien, sondern einen definitiven Friedensvertrag ausmachen sollten (15. Februar 1763). Die Summa des Friedens war, daß die Kaiserin den Frieden von Breslau, den sie durch ihre Waffenerhebung hatte vernichten wollen, wiederherstellte; sie räumte die Landschaften, welche bei Ausbruch des Krieges zu Preußen gehört hatten; der König zog dagegen seine Truppen aus Sachsen zurück. Also keine Staatsveränderung, keine Gebietsabtretung oder Grenzberichtigung war durch diesen langen Krieg erzielt worden. Nur was Friedrich unter dem mannigfaltigsten Wechsel von Glück und Unglück und unter den größten Anstrengungen seines Preußenvolks auf Leben und Tod verteidigt, das hatte er im Friedensschlusse behauptet. Und dennoch war der Erfolg dieses Krieges für Preußen ein großartiger und lange Zeit nachwirkender. Der aus einer einheitlichen, urkräftigen Wurzel emporgewachsene Hohenzollernstaat hatte den ersten Kampf um sein Dasein glücklich und siegreich durchgekämpft und dabei eine Energie und Zähigkeit entwickelt, welche die Welt in Staunen versetzte und in dem preußischen Volke selbst das Bewußtsein seiner Kraft erweckte. Öfters war der Preußische Staat in diesem Kampfe dem Untergange nahe gewesen; aber König Friedrich dachte zu preußisch, um auch in den schwersten Stunden dem Gedanken einer Gebietsabtretung auch nur für Momente Raum zu geben. Andere Staaten mögen den Frieden durch Abtretung einer Provinz erlangen und doch ohne wesentliche Schmälerung ihrer Macht aus dem Kampfe hervorgehen. In Preußen ist dies nicht möglich; denn hier sind alle Provinzen

gleichberechtigte, gleich notwendige Glieder des ganzen Staatskörpers, und die Abtretung einer einzelnen Provinz ist ohne eine schwere Gefährdung des gesamten Staatsorganismus nicht denkbar. Daher sind alle großen Kriege, die Preußen führte oder noch zu führen hatte, zugleich Kämpfe um sein Dasein, und so wie der Preußische Staat als solcher, so hat jeder einzelne Preuße, der das Schwert zum Kampfe für das Vaterland erhebt, nur die eine Wahl: Siegen oder sterben!

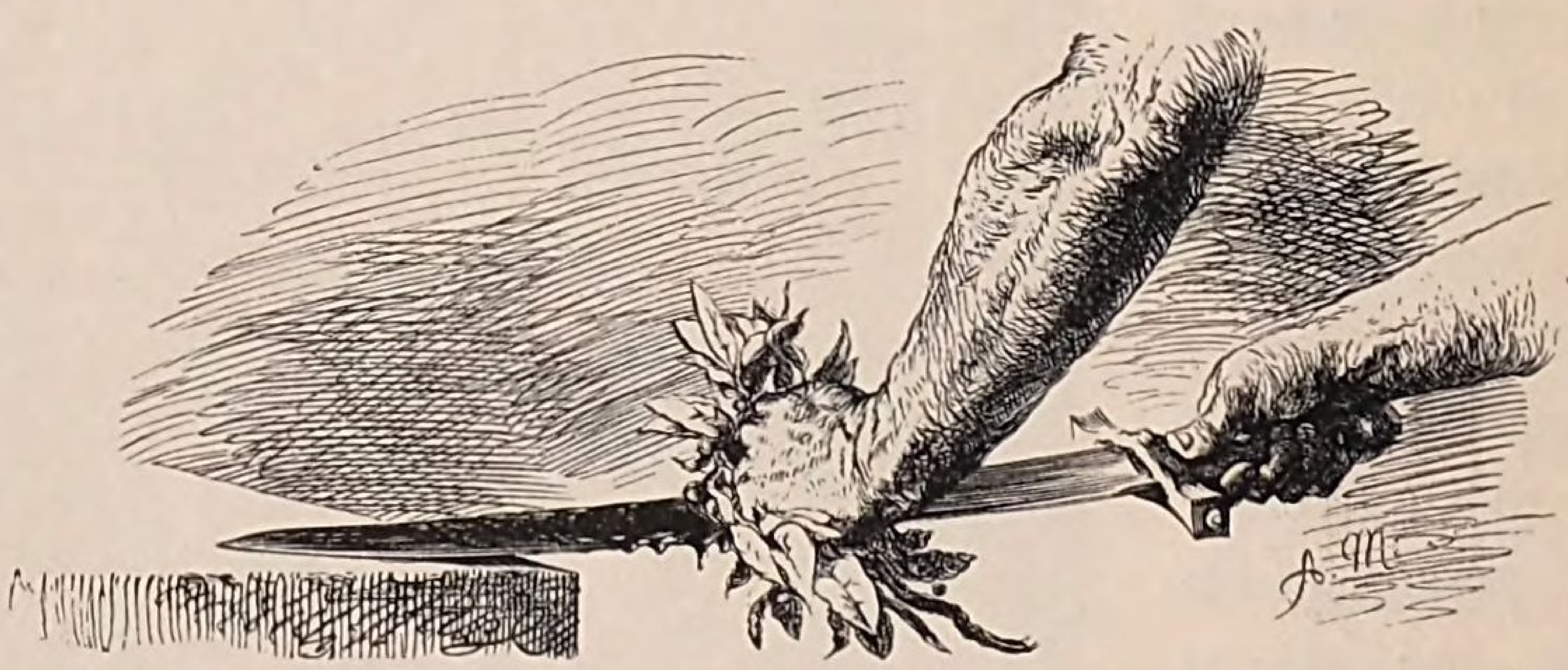


Friedrich der Große in der Schloßkapelle zu Charlottenburg.

Diese Wahrheit ist dem Preußenvolke durch seinen Friedrich zum klaren Bewußtsein gebracht worden. Auf dieser Haltung Friedrichs beruht sein Beiname des Großen, und auf dieser Haltung Preußens, die es unter dem Könige Friedrich in schweren Kämpfen bewährte, beruht seine Bedeutung als europäische Großmacht.

Am 30. März (1763) kam Friedrich in Frankfurt a. O. an, besichtigte das Schlachtfeld von Kunersdorf — mit welchen Empfindungen, können wir uns nur vorstellen —, reiste dann nachmittags weiter und kam gegen neun Uhr abends in der Hauptstadt an, nicht mehr jugendfrisch, wie er ausgezogen, sondern mit den Spuren der Kämpfe, die er bestanden, der schweren Sorgen, die ihn bedrückt, von dem Volke mit Bewunderung und innigster Verehrung empfangen. Aber der Jubel um ihn paßte nicht zu der tiefinneren Bewegung

seines Gemüts. Es zog ihn nach der kurzen ersten Begrüßung mit der königlichen Familie im Berliner Schlosse nach der stillen Schloßkapelle in Charlottenburg, wohin Sänger und Musiker bestellt waren, um das Tedeum von Graun aufzuführen. Und als der König nun allein, ohne Begleitung, in die Kapelle eingetreten war und sich niedergelassen hatte, als die Orgelklänge durch die Kapelle rauschten und von heller Stimmen Chor der Lobgesang emporstieg, da stützte König Friedrich sein Haupt in die Hand und weinte.



Preußen als Großmacht

vom Hubertsburger Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen.

1763 – 1786.

Preußen und die europäischen Mächte nach dem Hubertsburger Frieden. Der Brandenburgisch-Preußische Staat hatte trotz seiner geringen Bevölkerung bei kleinem Gebietsumfange, trotz seiner Armut an Hilfsquellen und trotz seiner kaum einhundertjährigen Geschichte in den drei Schlesischen Kriegen eine Stellung ebenbürtig neben Österreich und den ersten Mächten Europas errungen — allein vermöge der ihm einwohnenden gesunden Volkskraft, welche durch die Energie eines Hohenzollernschen Heldenkönigs, der Preußens Beruf so groß und so hoch erfaßte, wie kein Preuße vor ihm, zur glücklichen Entfaltung und zur siegreichen Geltung gebracht worden war. Diese von sämtlichen Mächten durch die von ihnen übernommene Gewährleistung des Besitzes von Schlesien für Preußen anerkannte Thatsache war so auffallend und bedeutsam, daß sie auf die Haltung der sämtlichen Staaten, auf ihre Gruppierung und ihr Verhältnis zu einander von Einfluß werden mußte.

Die auswärtige Politik der Staaten wird vorzüglich bestimmt durch die Ideen, welche für die von ihnen seit ihrer Gründung genommene Entwickelung maßgebend waren. Erinnern wir uns derjenigen Ideen, welche für den Brandenburgisch-Preußischen Staat die Grundbedingungen seiner Existenz und seines Fortschritts bildeten, so waren es die durch die Kämpfe des Reformationszeitalters errungene Glaubens- und Gewissensfreiheit und die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze oder das «Suum cuique» der Hohenzollern, das sind die eigentlichen uralten Grundgedanken germanischer Volksfreiheit. Daß diese Gedanken jetzt auch im Rate derjenigen Mächte, welchen die Leitung der europäischen Angelegenheiten vorzugsweise zugefallen war, durch die jüngste unter

ihnen vertreten waren, darin liegt die europäische Bedeutung und das weltgeschichtliche Resultat der Kämpfe Friedrichs des Großen, und dies mußte einen bedeutenden Einfluß auf die geschichtliche Gesamtentwickelung der Staaten während des nächstfolgenden Zeitraums üben bis zu dem nächsten Marksteine in der Geschichte hin, das ist: bis zu der bald nach dem Tode Friedrichs des Großen in Frankreich ausbrechenden Revolution, mit welcher wieder neue Ideen in Schwang kamen, die einem späteren Zeitraume seine charakteristische Färbung gaben.

Der — von König Friedrich II. nicht hervorgerufene, wohl aber in seiner ganzen Schärfe offen dargelegte — Gegensatz zwischen dem jugendfrisch aufstrebenden protestantisch-deutschen Hohenzollernstaate und der auf mittelalterlichen Satzungen und Einrichtungen, sowie auf der Pragmatischen Sanktion Kaiser Karls VI. beruhenden römisch-katholischen Macht des Hauses Österreich war im Siebenjährigen Kriege nicht ausgekämpft, durch den Hubertsburger Frieden nicht beigelegt worden, sondern nur infolge der Erschöpfung beider Teile zeitweilig in den Hintergrund getreten. Weder wollte Österreich seine althergebrachte Hauspolitik, welcher Jahrhunderte hindurch die deutschen Reichsangelegenheiten untergeordnet worden waren und welche lange Zeit hindurch auch in den Kabinetten der fremden Mächte vorgeherrscht hatte, von nun ab fallen lassen, noch konnte Preußen die ihm von seinem großen Könige Friedrich II. so bestimmt und klar vorgezeichnete Bahn, welche mit der Bahn des deutschnationalen Fortschritts und mit dem deutschnationalen Interesse zusammenging, wieder verlassen, ohne sich selber untreu zu werden. So konnte dieser alte Gegensatz wohl zeitweise ruhen, ja, die beiden Mächte Preußen und Österreich konnten sogar vorübergehend als Verbündete sich die Hände reichen, wenn ihre — immer noch vorhandenen — gemeinsamen Interessen stark genug wirkten, um jenen Gegensatz momentan in Vergessenheit geraten zu lassen; aber er mußte in jedem neuen Stadium der deutschnationalen Entwickelung von neuem um so schärfer hervortreten und endlich zu einer Machtfrage werden, die in viel späterer Zeit ihre Lösung durch Blut und Eisen finden sollte.

England hatte in naher Beziehung mit dem Kriege, den Preußen für die Erhaltung seines ungeschmälerten Besitzstandes und für seine Großmachtstellung führte, seine Vorherrschaft auf dem Meere und auf dem neuen Kontinente im Kriege mit Frankreich begründet und während dieses Krieges den Wert des Bündnisses mit einer so festgegründeten Macht, wie der Preußische Staat, auf dem Festlande kennen und schätzen gelernt. Es mußte, wenn auch augenblicklich die mattherzige Friedenspolitik eines Lord Bute vorwog, bei der richtigen Erkenntnis seines wahren Interesses und seines geschichtlichen Berufs

immer wieder in die Politik des großen britischen Staatsmanns zurücklenken, der es jene wichtigen maritimen Errungenschaften zu danken hatte und die es auf ein Zusammengehen mit Preußen hinwies. Der Nutzen und die Vorteile indessen, die England aus seinen Kolonieen zog, drängten es — jetzt, nach dieser maritimen Machterweiterung, um so mehr, — zur ausschließlichen Wahrnehmung seiner materiellen Interessen, d. i. zu einer Politik des Handels und Erwerbs, der Kaffee- und Pfeffersäcke, der Bedrückung und Übervorteilung der Kolonieen, über welcher es die höheren geistigen und politischen Interessen — wie solche in der deutschnationalen Entwickelung nach oben strebten — aus dem Auge verlor. So geschah es, daß England trotz des materiellen Wohlstandes seiner Bevölkerung unter den Mächten Europas nicht die Rolle spielte, die es auf Grund seiner europäischen Machtstellung hätte beanspruchen dürfen. Die Staatsverwaltung des Lord Bute, durch welche Friedrich sich gekränkt und gefährdet fühlte, hatte ohne dessen Zuthun eine Bewegung der Opposition zur Folge, welche, da sie im Mutterlande nicht durchdringen konnte, eine um so stärkere Vertretung in den Kolonieen fand und die alten Tendenzen der Unabhängigkeit und Selbstbefreiung vom Mutterlande zum Ausbruch und durch den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1775—1783) siegreich zur Geltung brachte.

Frankreich, welches während des Siebenjährigen Krieges — diesmal als Bundesgenosse Österreichs — die alte Politik der Bourbonen, durch Einmischung in die inneren Angelegenheiten Deutschlands sich einen Machtzuwachs und eine Vergrößerung auf Kosten Deutschlands — insbesondere durch die rheinisch-westfälischen Gebiete Preußens — zu verschaffen, noch einmal aufgenommen hatte, war in diesem Streben durch König Friedrich und seine norddeutschen Verbündeten verhindert worden und auf einen Widerstand gestoßen, wie es ihn bisher von deutscher Seite nicht erfahren hatte. Friedrichs und Ferdinands Siege hatten vor den Augen des deutschen Volkes das wahre Wesen dieses französischen Flitterstaats, durch welchen der deutsche Michel sich so lange und so oft hatte blenden lassen, in seiner ganzen Ohnmacht und Nichtigkeit aufgedeckt. Die Erfolglosigkeit der Politik Ludwigs XV., die in keinem Zusammenhange mit den nationalfranzösischen Interessen stand, und die Unmöglichkeit, in welche die französische Regierung großenteils infolge dieses letzten Krieges geriet, ihre Finanzen auf geregeltem und gesetzlichem Wege mit ihren Bedürfnissen in Einklang zu bringen, gab Anlaß zu den antimonarchischen Bestrebungen in Frankreich, die durch den Anteil, welchen die Franzosen an den Unabhängigkeitskämpfen der Kolonieen gegen England nahmen, genährt, zur Revolution geführt haben.

Während durch die revolutionäre Bewegung, die sich in Frankreich vor-

bereitete und bereits in der kaum noch zu verhüllenden Gärung und Fäulnis der bourbonischen Monarchie kundgab, die friedliche Entwickelung der Nationen bedroht wurde, lag eine andere Gefahr für die Geschicke Europas in dem Vordringen und der Befestigung des russisch-slavischen Einflusses. Die Allianz zwischen Rußland, Frankreich und Österreich, durch welche die Geschicke Europas in Frage gestellt und Preußen mit seinem Untergange bedroht wurde, war durch den Widerstand, den Friedrich leistete, erschüttert und durch die Wechselfälle der Ereignisse aufgelöst worden. Gegenwärtig kam es in der Politik der Mächte darauf an, den Gefahren, von welchen Europa einerseits durch die immer weiter gegen Westen vorrückende Macht des Slaventums, andererseits durch die in Frankreich zum Druchbruch kommenden revolutionären Ideen bedroht wurde, rechtzeitig vorzubeugen und zu begegnen.

Da die Universalmonarchie des Mittelalters, das heilige Römische Reich deutscher Nation, unter den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges untergegangen war und der Schatten derselben, das Reich unter habsburgischem Kaiserscepter sich ohnmächtig und unfähig gezeigt hatte, die Leitung der europäischen Angelegenheiten zu übernehmeu, so trat die jüngste deutsche Großmacht, die soeben inmitten Europas sich erhoben hatte, sogleich die Aufgabe an, gegen jene doppelte Gefahr zu rüsten.

Und König Friedrich hatte ein wachsames Auge. Er suchte vor allem, die Kräfte Preußens nach dem schweren Kriege, den es durchgekämpft hatte, wieder zu sammeln und die Wunden, die ihm der Krieg geschlagen, zu heilen; denn nur ein starkes Preußen konnte seinen Beruf als deutsche und europäische Großmacht erfüllen. —

Preußens innere Lage nach dem Siebenjährigen Kriege; Wiederherstellung und Sammlung der Volkskraft. Wenn Friedrich seine Kriegsthaten während des Siebenjährigen Krieges mit den Arbeiten des Herkules vergleicht, so erforderte seine friedliche Thätigkeit im Innern des Staates nach dem Kriege, um das durch die schweren Anstrengungen, die Lasten und Leiden des Krieges herabgekommene Preußen wieder aufzurichten, den Volkswohlstand zu heben, die Volkskraft zu sammeln und wieder herzustellen, nicht minder herkulische Kraftanstrengung. Vergegenwärtigen wir uns die inneren Zustände Preußens um das Jahr 1763 nach dem Bilde, das der König selbst davon entwirft (im fünften Bande seiner Oeuvres posthumes):

„Um eine Vorstellung zu gewinnen von dem allgemeinen Umsturz," sagt Friedrich, „und wie groß die Verwüstung und Entmutigung war, muß man sich Länder denken, die vollständig verheert, in welchen selbst die Spuren der

alten Wohnungen kaum zu entdecken waren, Städte, von welchen einige von Grund aus, andere zur Hälfte durch Feuer zerstört waren; — 13000 Häuser, von welchen jede Spur verschwunden war. Kein Feld in Saaten; kein Korn zur Ernährung der Einwohner, 60000 Pferde erforderlich, wenn die Arbeit des Pflügens besorgt werden sollte, in den Provinzen ein halbe Million Menschen weniger als 1756 — d. h. von einer Bevölkerung von nur fünftehalb Millionen fehlte der neunte Teil. Adel und Bauern waren von so vielen verschiedenen Armeen geplündert, ausgesogen, ausgezehrt, nichts war ihnen geblieben als das Leben und elende Lumpen. — Die Kaufleute gaben keinen Kredit, selbst nicht für die notwendigsten Bedürfnisse des täglichen Lebens. Es gab keine Polizei in den Städten; die Gewohnheiten der Billigkeit und Ordnung hatten einer gemeinen Gier nach Gewinn und einer anarchischen Unordnung Platz gemacht. Die Justiz- und Finanzkollegien waren durch die häufigen Einfälle so vieler Feinde zur Unthätigkeit gebracht, das Schweigen der Gesetze hatte bei den Menschen einen Sinn für Zügellosigkeit geweckt; grenzenlose Habgier war die Hauptrichtschnur ihres Handelns; der Adel, die Kaufleute, die Grundbesitzer, die Arbeiter steigerten alle wetteifernd die Preise für ihre Waren, schienen nur um die Beförderung ihres gegenseitigen Ruins bemüht. Das war am Ende des Krieges das verhängnisvolle Schauspiel, welches diese einst so blühenden Provinzen darboten. So pathetisch die Beschreibung auch sein mag, sie wird nie den rührenden und traurigen Eindruck erreichen, welchen der Anblick selbst erweckte." — —

Hier that schnelle Hilfe not, und Friedrich begann damit, sie zu leisten, schon am Morgen des ersten Tages. Ja schon bei seiner Heimkehr aus dem Kriege, bei seiner ersten Fahrt durch die heimischen Fluren (30. März) erkundigte er sich überall selbst nach den Bedürfnissen des Landes, und zwei Tage darauf (1. April) sehen wir ihn im Berliner Schloß mit den Landräten von Nieder-Barnim und der Kurmark über die Mittel ratschlagen, wie den dringendsten Notständen in ihren Kreisen abzuhelfen.

Friedrich hatte die Mittel zur Kriegführung für den Fall, daß ein neuer Feldzug hätte notwendig werden sollen, bereit liegen; jetzt verwandte er dieselben — gewiß mit freudiger Genugthuung — für friedliche Zwecke. Er hatte zu Rüstungen für den nächsten Feldzug am Schlusse des Jahres 1762 noch 25000000 Thaler verfügbar. Aus diesem Schatze spendete er jetzt bedeutende Summen an die Provinzen zur Aushilfe in der Not und zur Entschädigung für die Erpressungen, die der Feind erhoben hatte. Diejenigen Landschaften, welche durch den Krieg am meisten gelitten hatten — Schlesien, Pommern und die Neumark —, wurden für einige Zeit von allen Steuern befreit. Vor allem

suchte der König dem Landbau wieder aufzuhelfen. Da es an Saatkorn fehlte, um die Felder zu bestellen, so ließ Friedrich seine Kornkammern öffnen, wo aus fetten Jahren Vorräte für die mageren Jahre angesammelt waren, und 42000 Scheffel an Getreide und Mehl in die verschiedenen Provinzen verteilen. Die Pferde, welche bestimmt waren, die Zerstörungsmaschinen des Krieges zu ziehen, wurden nun an die Bauern verteilt, um vor den friedlichen Pflug gespannt zu werden.

„Der Zustand der Provinzen nach dem Frieden von Hubertsburg," fährt Friedrich fort, „erinnerte an denjenigen, in dem sie sich befanden, als der Friede von Münster den Dreißigjährigen Krieg beendete. Damals leistete der Staat keine Hilfe, weil ihm die Mittel fehlten, und was geschah? — Ein ganzes Jahrhundert verfloß, ehe die Nachfolger des Großen Kurfürsten die Städte und Dörfer wieder zu dem machen konnten, was sie gewesen waren. Dieses eindringliche Beispiel diente dem Könige als Mahnung, daß, wenn man dem öffentlichen Unglück abhelfen wollte, der Beistand schnell und wirksam sein müßte. Wiederholte öffentliche Gaben erweckten von neuem den Mut des armen Landmanns, der an seinem Schicksal zu verzweifeln anfing; durch die geleistete Hilfe erwachte neue Hoffnung in allen Klassen des Volks; die Aufmunterung zur Arbeit erzeugte Thätigkeit, die Vaterlandsliebe erstarkte in verjüngter Kraft; die Felder wurden wieder bestellt, die Gewerbe hatten ihre Arbeit wieder begonnen, und die neugekräftigte Polizei besserte allmählich die Laster, die in den Zeiten der Anarchie Wurzeln geschlagen hatten." — —

Besonders Schlesien, das ja so oft den Schauplatz des letzten Krieges gebildet hatte, empfand den Segen der fürsorglichen und landesväterlichen Regierung Friedrichs II. Der Kulturhistoriker G. Freytag sagt:

„Als König Friedrich Schlesien in Besitz nahm, waren die Dorfhütten Blockhäuser aus Baumstämmen, mit Stroh und Schindeln gedeckt, ohne gemauerte Schornsteine, die feuergefährlichen Backhäuser den Häusern angeleimt, der Ackerbau in traurigem Zustande, große Gemeindetriften und Weideplätze mit Maulwurfshügeln und Disteln bedeckt, kleine schwache Pferde, magere Kühe, die Gutsherren in der großen Mehrzahl harte Despoten, gegen welche bei der unbehilflichen kaiserlichen Rechtspflege und Verwaltung kaum irgendwie Recht zu finden war. Drei harte Kriege führte der König in Schlesien. Österreicher, Russen und seine eigenen Soldaten verzehrten und beschädigten viel in der Landschaft. Und doch waren wenige Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege 250 neue Dörfer und 2000 Häuslerstellen erbaut, nicht selten waren steinerne Häuser und Ziegeldächer zu sehen. Alle hölzernen Rauchfänge, alle Lehmöfen an den Häusern hatte der Eroberer niedergerissen und das Volk zum Neubau

gezwungen, Pferde aus Preußen, einschürige Schafe eingeführt, Torfgräber aus Westfalen, Seidenbauer aus Frankreich in das Land gerufen, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, sogar Prämien für Anlage von Weinbergen ausgesetzt. Sein Befehl führte bei Beginn des Siebenjährigen Krieges die Kartoffel ein. Der Geringste durfte seine Bittschrift überreichen, und das Volk wußte aus zahlreichen Beispielen, wie der König sie las. — Wenn sich das Landvolk in stiller Ehrfurcht an seinen Wagen drängte, so dauerte jeder Blick, jedes flüchtige Wort, das er zu einem Dorfschulzen sprach, als eine teuere Erinnerung, die sorgfältig von Generation zu Generation überliefert wurde und die noch heute in den Seelen haftet." —

Neben seiner friedlichen Thätigkeit blieb die Aufmerksamkeit des Königs auf die Wiederherstellung und Erhaltung der vollen Wehrkraft des Staates gerichtet, um gerüstet und getrosten Mutes den Gefahren entgegensehen zu können, welche vielleicht die nächste Zukunft im Schoße barg. Eingedenk des alten Römerspruches: «Si vis pacem para bellum» betrieb Friedrich unmittelbar nach dem Friedensschlusse die Rüstungen mit einem Eifer, als ob ein neuer Krieg bevorstünde. Die alten Festungen wurden ausgebessert und neue Festungswerke — Silberberg in Schlesien — angelegt, alle Kanonen mußten, weil sie durch den langen Gebrauch in der Mündung zu weit geworden waren, umgegossen werden. Die Vorratshäuser wurden wieder gefüllt, Geschütz, Pulver und Kriegsgerät aller Art herbeigeschafft. Dies, sowie die Erhaltung der Armee auf dem alten Fuße (von beinahe 200000 Mann) verursachte große Ausgaben und erforderte neue Mittel. Es kam dazu, daß der König oft aus Staatsmitteln Hilfe leistete, wo einzelne Städte oder Gegenden durch Unglücksfälle, Feuersbrünste oder Überschwemmungen heimgesucht waren. Und solche Unglücksfälle ereigneten sich gerade in dieser Zeit öfters. In Ostpreußen wurde Königsberg zweimal durch Feuersbrünste heimgesucht, in Schlesien die Städte Freystadt, Ober-Glogau, Parchwitz, Naumburg am Queis und Goldberg, in der Mark Nauen, in der Neumark Kallies und Landsberg, in Pommern Belgard und Tempelburg.

Der König hatte das Bedenkliche seiner ephraimitischen Finanzoperationen, zu denen er in der äußersten Kriegsnot seine Zuflucht genommen,* erkannt und befahl (durch Erlaß vom 29. März 1764), daß fortan nur „reines Geld nach dem Münzfuß von 1750" geprägt werden sollte. Die Mittel zur Erhöhung der Staatseinkünfte um zwei Millionen, welche Friedrich zur Bestreitung der

* Vergl. S. 330.

dringendsten Ausgaben des Staats für notwendig erachtete, sollte ihm jetzt die Einführung einer neuen Einrichtung geben, nämlich das neue Accisesystem.

Friedrich war der Überzeugung, daß die aus den Zöllen dem Staate erwachsenden Einnahmen bedeutend vermehrt werden könnten, wenn die Beamten dabei mit größerem Geschick und mehr Peinlichkeit verführen. Es wurde ihm insbesondere das französische Accisesystem empfohlen, welches sich in Frankreich als vorteilhaft erwiesen haben sollte, und Friedrich entschloß sich, einige geübte Beamte aus Frankreich kommen zu lassen, denen er die Steuerverwaltung im ganzen Lande anvertraute. Man nannte die neue Einrichtung: „Generaladministration der königlichen Gefälle“ oder nach der französischen Bezeichnung: „die Regie.“

Der König wünschte insbesondere, die wohlhabenderen Volksklassen zu einer strengeren Besteuerung heranzuziehen und dagegen — als „ein Anwalt der Armen,“ wie er sich selber nannte, — die ärmeren zu erleichtern. Tabak, Kaffee, Thee, Kakao u. dergl. galten damals noch für Luxusartikel, deren Gebrauch sich nur die Reichen gestatten dürften. Der König nahm deshalb den Verkauf dieser Artikel zu teuern Preisen allein für die Regierung als Monopol in Anspruch und führte auch eine besondere „Kaffeeregie“ ein, vom Volke die „Kaffeeriecher“ genannt. Auf eine Beschwerde der pommerschen Landstände über die hohe Kaffee- und Weinsteuer erwiderte der König: „Es ist abscheulich, wie weit es mit der Konsumtion des Kaffees geht, das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee. Wird das ein bißchen eingeschränkt, so müssen sich die Leute wieder an das Bier gewöhnen, und das ist zum Besten ihrer eigenen Brauereien. Das ist mit die Absicht, daß nicht so viel Geld für Kaffee aus dem Lande gehen soll. Übrigens sind Se. Königliche Majestät Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen worden: mithin können die Leute ebenso gut mit Biersuppe erzogen werden. Das ist viel gesunder als Kaffee.“

Auch die Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen, Gemahlin des späteren Königs, geborene Prinzessin Elisabeth von Braunschweig und Nichte des Königs (vermählt am 14. Juli 1765, geschieden seit 18. April 1769), geriet in Konflikt mit den neuen Zollbeamten aus Frankreich. Diese Dame hatte direkt aus Lyon ein schönes Seidenkleid bestellt, welches richtig unter ihrer Adresse ankam, aber von dem Douanier unverschämterweise zurückgehalten wurde, bis der darauf liegende schwere Zoll entrichtet sein würde. Die Prinzessin befahl, ihr das Kleid unverzüglich zu schicken, und erklärte sich bereit, den Zoll zu bezahlen. Der Douanier erschien nun mit dem Kleide, das die Prinzessin sofort an sich nahm, und erhielt — nicht den geforderten Zoll, sondern — was er nicht gefordert hatte —: von den zarten Händen der

Prinzessin eine tüchtige Ohrfeige mit dem Befehl, auf der Stelle ihr Zimmer und ihr Haus zu verlassen . .

Entrüstet berichtete der so gezüchtigte Douanier den ganzen Vorfall dem Könige und beschwerte sich bitter, „daß man ihn bei der Ausübung des ihm anvertrauten Amtes entehrt habe.“ Friedrich beschied ihn dahin: „Der Verlust der Accisesteuer soll auf mich selbst fallen. Die Prinzessin soll das Kleid, die Ohrfeige derjenige behalten, der sie bekommen hat. Was die angebliche Entehrung betrifft, so spreche ich den Beschwerdeführer vollständig davon frei: nie kann die Berührung einer schönen Hand das Gesicht eines Steuerbeamten entehren. F.“ —

An der Spitze der Regie stand ein ehrlicher Mann Namens de Launay, und neben diesem vier oder — nachdem einer von diesen vier im Duell gefallen und seine Stelle nicht mehr besetzt worden war — nur noch drei andere Franzosen, und unter diesen eine ganze Reihe von Visitateurs, Kontrolleurs, Plombeurs bis herab zu den schlimmsten, den sogenannten Commis rats de cave oder „Kellerratten.“ Die Art, wie diese Spürnasen ihr Amt betrieben, überall zollpflichtige Waren witterten, selbst bei Nacht in die Bürgerhäuser eindrangen und sich Kammern und Schränke aufschließen ließen, erregte allgemeinen Unwillen. Das Volk, welches die schweren Lasten des Krieges geduldig ertragen hatte, äußerte laut und heftig seinen Unwillen über diese Bande „fremder Schwindler,“ die der König ins Land gerufen habe, um mit ihrer Börse zu wirtschaften. In dem Bewußtsein, daß er nur das Beste seiner Unterthanen beabsichtigte, ließ Friedrich sie reden, was sie wollten; ja, er ließ ein Plakat, welches — wie er durch einen Volksauflauf bei einer Fahrt durch die Jägerstraße erfuhr — diese Maßregel mit einem Zerrbilde verspottete, das den alten Fritz mit einer Kaffeemühle zwischen den Knieen darstellte, niedriger hängen, damit die Leute, die danach sahen, nicht die Hälse zu recken brauchten, — so sicher war er der Loyalität und treuen Ergebenheit seiner Berliner, die ihm beifällig zujubelten und das Plakat in tausend Stücke rissen, war es doch ihr allverehrter König Fritz, der im Kriege die Würde und Ehre Preußens so tapfer gewahrt hatte und der jetzt im Frieden — während drüben im Nachbarlande bereits das frivole Wort der (am 14. April 1764 verstorbenen) Pompadour: «Après nous le déluge» sich zu erfüllen begann — nur bestrebt blieb, den Wohlstand seines Volkes zu heben, und der, wenn er auch einmal in einer Maßregel fehlgriff, doch nur das Beste jedes einzelnen wollte.

In der niederen Bauernhütte aber saß der alte Invalide unter dem Bilde eines Mannes mit dem Dreispitzhut über dem verwitterten Antlitz mit den großen, schönen Sonnenaugen, den Krückstock in der Hand, und erzählte den

Jungen von einem königlichen Kameraden, der sich bei Leuthen und Torgau mit ihm an einem Feuer gewärmt und der sie zu Ruhm und Sieg geführt hatte, und die lauschenden Knaben schwuren im stillen begeistert, es den Vätern nachzuthun und zu siegen oder zu sterben für König und Vaterland. —

Die Befreiung Westpreußens. Ein grelles Gegenbild zu dem aus Kriegselend und Trümmern zu neuer Macht sich erhebenden Preußischen Staate bot um dieselbe Zeit das mehr und mehr in anarchische Zustände versinkende polnische Nachbarreich. Ein Königtum, das vollständig machtlos, weil die Könige bei der Wahlkapitulation allemal in eine Reihe von Bedingungen einwilligen mußten, die der übermütige Adel ihnen vorzuschreiben für gut befand und welche die königliche Macht auf Null herabdrückten; ein Reichstag, welcher unfähig war, einen einzigen Beschluß zu stande zu bringen, weil durch die unglaubliche Einrichtung des «liberum veto» jeder Landbote die Macht besaß, einen Beschluß des Reichstages durch sein in die Verhandlungen hineingeworfenes «nie pozwalam» („ich verbiete es") unmöglich zu machen; ein zügelloser, allen Ausschweifungen hingegebener Adel, welcher rohes Sarmatentum mit den Lastern einer Civilisation nach französischem Muster vereinigte und eine in Roheit, Trägheit und Unfreiheit verkommene Volksmasse bei dem vollständigen Mangel eines betriebsamen, tüchtigen Bürgerstandes — dies waren im allgemeinen die Elemente der polnischen Anarchie.

Das «liberum veto» war die Ursache gewesen, daß im polnischen Reichstage seit dem Jahre 1652 kein Gesetz auf regelmäßigem Wege zu stande kam. In besonders dringenden Fällen wurde wohl, um einen einstimmigen Beschluß zu ermöglichen, der bei seinem «nie pozwalam» beharrende Landbote gewaltsam aus der Versammlung entfernt oder mit einem Dolchstoß stumm gemacht, ja es kam vor, daß ein Landbote, nachdem er aus dem Sitzungssaale hinausgeworfen worden, in Ermangelung eines anderen Einganges bei verschlossenen Thüren zum Rauchfange hinabkletterte und im Augenblick der Abstimmung seinen Kopf aus dem Kamin vorstreckte, um sein «nie pozwalam» in den Saal hineinzuschreien, worauf einige andere Landboten sofort bereitwillig aufsprangen, um den widerspenstigen Kopf mit ihren Schwertern vom Rumpfe zu trennen.

Nicht weniger merkwürdig war das sogenannte Konföderationsrecht, kraft dessen es allen edeln polackischen Herren freistand, sich mit zwei oder mehr Gleichgesinnten zusammenzuschwören, um ein Gesetz nicht anzuerkennen und sich demselben mit gewaffneter Hand zu widersetzen.

Was Wunder, daß bei solchen Zuständen die polnische Republik mehr und mehr in Abhängigkeit von dem mächtigen russischen Nachbarreiche geriet und

daß die Zarin Katharina nur auf den günstigen Augenblick wartete, um das ganze Gebiet derselben ihrem Reiche einzuverleiben! —

Ein gütiges Geschick und die eiserne Hand des Großen Kurfürsten hatten Ostpreußen vor dem Eingehen in die polnische Libertät bewahrt; sollte nun Westpreußen, das noch zu Polen gehörte, das Land, in welchem der Deutsche Orden dereinst das Kreuz aufgepflanzt, seine Burgen gegen die Heiden errichtet und deutsche Bildung und Gesittung verbreitet hatte, in den unvermeidlichen Untergang des polnischen Reiches mit hineingerissen werden? —

Der Deutsche Orden hatte noch Erben seiner Rechte und Ansprüche hinterlassen; das waren die Anverwandten und Vettern des letzten Hochmeisters und ersten Herzogs in Preußen Albrecht von Hohenzollern, die Hohenzollern in Brandenburg. Durften diese, durfte ihr Nachkomme König Friedrich II. zugeben, daß Ostpreußen, d. i. das Land, auf welches die Hohenzollern ihre Königskrone begründeten, jetzt, als letzte Insel des Deutschtums in diesen Gegenden, von der einbrechenden slavischen Flut überschwemmt würde, wie es bei der Einverleibung des polnischen Gesamtgebiets (mit Westpreußen) in Rußland der Fall gewesen wäre? Das durfte und konnte König Friedrich nicht; er war wachsam und schwieg.

König Friedrich hatte seit dem Hubertsburger Frieden das lebhafteste Interesse an der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens und sah sich zur Sicherung seiner Macht nach einem Bundesgenossen um. England hatte ihn verlassen. Ein Zusammengehen Preußens mit Frankreich, wenigstens mit dem Frankreich der Pompadour und Choiseuls, war auf die Dauer nicht denkbar. So führten ihn die Verhältnisse zu einer Annäherung an Rußland und zu einem Allianzvertrage mit der Zarin Katharina (11. April 1764), demzufolge beide Mächte sich gegenseitig den gegenwärtigen Besitz ihrer Staaten auf acht Jahre verbürgten und im Kriegsfalle eine Unterstützung mit 12000 Mann oder 480000 Thalern Hilfsgeldern versprachen. Friedrich dachte indessen nicht daran, sich durch diesen Allianzvertrag zu einem Trabanten der russischen Politik machen zu wollen; er hat zwar die mit diesem Vertrage übernommenen Verpflichtungen, obgleich sie ihm oft lästig werden mochten, gewissenhaft erfüllt, aber sich doch die Freiheit seiner Entschließungen in allen großen europäischen Fragen nicht nehmen lassen. Übrigens lehrt die Geschichte, daß derartige Bündnisverträge doch nur so lange Wert und Bestand haben, als die Gemeinsamkeit der Interessen der verbündeten Mächte andauert. —

König August III. von Polen, der gleichzeitige Kurfürst von Sachsen, war (am 6. Oktober) 1763 gestorben. Sein Sohn und Nachfolger in der Kurwürde, Friedrich Christian, folgte ihm in demselben Jahre (welches übrigens

auch das Todesjahr des sächsischen Ministers Grafen Brühl war) mit dem Tode. Er hinterließ einen kleinen Knaben von dreizehn Jahren, Friedrich August, welcher den sächsischen Kurhut erbte und — während seiner Minderjährigkeit unter der Vormundschaft und Regentschaft seiner Mutter, der Kurfürstinwitwe Marie Antonie — unter mannigfachen Schicksalen im ganzen (unter Hinzurechnung der Zeit nach Umwandlung des Kurhuts in eine Königskrone, 1806) durch vierundsechzig Jahre trug. Für den Wunsch der Kurfürstinwitwe, daß auch die polnische Königskrone dem Hause Wettin verbleiben möchte, waren bei der Minderjährigkeit des Kurfürsten Friedrich August und dem Widerspruch der Zarin Katharina die Aussichten auf Erfüllung gering. Einige polnische Patrioten wünschten durch die Wahl des Prinzen Heinrich von Preußen zum Könige von Polen ihrem unglücklichen Lande wieder aufzuhelfen; indessen König Friedrich fand, daß die polnische Königskrone keine würdige Zier für das Haupt eines Hohenzollern sein würde, und lehnte die Bewerbung um dieselbe im Namen seines Bruders ab. Es kam dazu, daß die Annahme ihn wahrscheinlich in einen Krieg mit Rußland verwickelt haben würde, mit welchem König Friedrich damals infolge seines Bündnisvertrages in freundschaftlichen Beziehungen stand; denn die Zarin Katharina hatte die Krone Polens ihrem abgedankten Liebhaber, dem Grafen Stanislaus August Poniatowski, zugedacht und setzte dessen Wahl mit den gewohnten Mitteln auf dem polnischen Reichstage durch (7. September 1764), bei welchem Akte „nur zehn Personen“ ermordet wurden.

Es hätte eines eisernen Armes und eines vollkräftigen Manneswillens bedurft, um in dem zerrütteten polnischen Reiche die Ordnung einigermaßen wiederherzustellen, indessen der neugewählte König spielte neben der Zarin Katharina, die Polen bereits wie ihren Fußschemel behandelte, nur eine ähnliche Rolle, wie etwa in Frankreich neben König Ludwig XV. die Pompadour in ihren späteren Jahren, nachdem sie bereits ihre Reize für ihn verloren hatte. Zu den vielfachen Unruhen und Wirren in der polnischen Republik kamen auch noch die religiösen Spaltungen. Religiöser Fanatismus und jesuitischer Verfolgungseifer bedrohten alle diejenigen, die nicht der römisch-katholischen Kirche angehörten, d. i. die Dissidenten. Diese schlossen zur Wahrung ihrer Rechte die Generalkonföderation zu Radom (23. Juni 1767). Die Zarin Katharina unterstützte auf das nachdrücklichste die Dissidenten, welche gleiche Rechte mit den Katholiken forderten, und ließ, als sie auf Widerstand stieß, ein Dutzend der heftigsten Bischöfe verhaften und nach Sibirien abführen. Nun fügte sich der polnische Reichstag und erkannte die Rechte der Dissidenten an (Februar 1768). Empört über diese Eingriffe Rußlands in die Landesange-

legenheiten und aufgeregt durch die Geistlichkeit, sowie durch französische Sendlinge, bildete sich die Gegenkonföderation von Bar (27. März 1768), welche den schwachen König Stanislaus Poniatowski für abgesetzt erklärte. Dieser rief seine Beschützerin, die Zarin Katharina, zu Hilfe. Russische Truppen kamen über die polnische Grenze, zersprengten die Scharen der Konföderierten und verfolgten sie sogar über den Dniestr bis auf türkisches Gebiet, wobei sie die kleine türkische Stadt Balta in Flammen steckten. An den Flammen von Balta entzündete sich ein orientalischer Krieg, in den die Türken, obgleich wenig gerüstet, sich mit allzu großem Eifer stürzten. Ein halbes Jahr nach erfolgter Kriegserklärung (26. März 1769) entfalteten die Türken das Banner Mohammeds, mußten aber bald das Übergewicht der russischen Waffen empfinden. Große Länderstrecken der Türkei wurden von den Russen besetzt. Die Konföderation von Bar geriet durch diese Erfolge Rußlands im Orient vollends in Verwirrung und Elend, und für Polen schien die letzte Stunde gekommen zu sein. — König Friedrich hatte während des russisch-türkischen Krieges seine vertragsmäßigen Pflichten gegen Rußland erfüllt und die Hilfsgelder regelmäßig gezahlt. Aber weder Preußen noch Österreich konnten die schnellen Fortschritte Rußlands im Orient und in Polen, welche das europäische Gleichgewicht gefährdeten, ohne Besorgnisse ansehen. Die gleichartige Auffassung führte zu einer Annäherung der beiden deutschen Großmächte.



Joseph II.

Nach dem plötzlichen Tode des deutschen Kaisers Franz I. (im August 1765) war der Sohn Franz I. und der Maria Theresia, der schon das Jahr vorher zum römischen Könige gewählte Joseph II. auf dem deutschen Kaiserthron gefolgt und wurde zugleich von der verwitweten Kaiserin Maria Theresia zum Mitregenten ihrer Erblande ernannt. Ein reichbegabter und hochherziger Fürst, zugleich ein enthusiastischer Bewunderer des Feldherrnruhms und der Regenten-

tugenden König Friedrichs II., suchte Kaiser Joseph II. ein gutes Einvernehmen mit Preußen herzustellen und hatte schon bei einer Reise, die er im Jahre 1766 zur Besichtigung der Schlachtfelder des Siebenjährigen Krieges in Böhmen und Sachsen unternahm, dem Könige den Wunsch ausgedrückt, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Obgleich der König sehr bereit zu einer Zusammenkunft war, unterblieb dieselbe doch, weil die Kaiserin Maria Theresia und Kaunitz ihr widerstrebten. Der junge Kaiser, höchst verdrießlich über diese Verhinderung, ließ den König wissen, er werde wohl eine Zeit finden, um diese Unhöflichkeit gut zu machen, die seine Pädagogen ihm aufgezwungen hätten. Diese Zeit fand sich drei Jahre darauf, als die Fortschritte Rußlands im Orient die Besorgnisse der Maria Theresia erregten. Als König Friedrich im Jahre 1769 die Manöver in Schlesien abhielt, stattete Kaiser Joseph ihm zu Neisse (25. bis 28. August) seinen Besuch ab, welchen der König das Jahr darauf (3. bis 7. September 1770) durch einen Besuch des Kaisers während seiner Truppenrevuen in Mähren im Lager von Mährisch-Neustadt erwiderte.

Diese Zusammenkünfte der beiden mächtigen Fürsten führten den Zeitungen vielen Stoff zu. Es wird manches verbindliche Wort des Kaisers Joseph, manches Bonmot des Königs Friedrich aus diesen Tagen berichtet. Gewiß bedeutungsvoll war es, wenn jener schon bei der ersten Begegnung in Neisse die Worte aussprach: „Für Österreich giebt es kein Schlesien mehr." Es wird ferner berichtet, mit welcher Auszeichnung der König bei der zweiten Zusammenkunft, in Mährisch-Neustadt, seinen alten Gegner, den General Laudon, behandelt habe. Als eines Tages bemerkt wurde, daß von den Gästen an der kaiserlichen Tafel General Laudon noch erwartet würde, sagte der König: „Das ist gegen seine Gewohnheit, sonst pflegte er immer vor mir auf dem Platze zu sein." Und als Laudon darauf eintrat und seinen Platz an der Tafel gegenüber dem Könige einnehmen wollte, lud dieser ihn ein: «Mettez-vous auprès de moi, j'aime mieux vous avoir à côté de moi que vis-à-vis» („Setzen Sie sich neben mich, ich sehe Sie lieber an meiner Seite, als gegenüber"). Zum Abschiede schenkte der König ihm, wie auch dem General Lacy, zwei prächtig ausgerüstete Pferde.

Was von den beiden Fürsten über die brennende große orientalische und polnische Frage verhandelt wurde, darüber drang weniger in die Öffentlichkeit. Die von der Pforte in Anspruch genommene Vermittelung der beiden Mächte zur Wiederherstellung des Friedens blieb ohne Erfolg; indessen die Thatsache, daß die Herrscher zweier mächtigen Staaten, die durch eine Reihe von Jahren einander feindlich gegenübergestanden, jetzt einander freundschaftlich begegnet waren und, Arm in Arm spazieren gehend, sich über die wichtigsten politischen

Tagesfragen unterhalten hatten, war bedeutungsvoll genug. Jedenfalls lag für Rußland, welches schon zum Todesstreiche gegen die polnische Republik auszuholen schien, eine Mahnung darin, daß es nicht eigenmächtig über die Schicksale derselben verfügen könne. Andererseits fühlte sich Österreich jetzt zu einem kühneren Auftreten in der polnischen Frage ermutigt. Es machte alte Ansprüche auf ein polnisches Grenzland, die Landschaft Zips, geltend und nahm diese Landschaft ohne weiteres mit Truppen in Besitz (Oktober 1770).

Im Winter 1770/71 folgte Prinz Heinrich von Preußen einer Einladung der Zarin Katharina nach Petersburg und wurde daselbst mit besonderer Auszeichnung aufgenommen. Glänzende Hoffestlichkeiten mit Maskeraden, Schauspielen und Feuerwerken wurden ihm zu Ehren von der kaiserlichen Wirtin im Winterpalaste und auf dem weiten Platze vor demselben veranstaltet. In dieser Zeit war es, daß die Zarin Katharina, verletzt durch das gewaltsame Vorgehen Österreichs in Polen und Zips, gegen ihren hohen preußischen Gast in die berühmt gewordenen Worte ausbrach: „Es scheint, daß man sich in Polen nur zu bücken und nach Belieben zuzugreifen braucht, was man nehmen will; — wenn der Wiener Hof so verfährt, dann werden die übrigen Nachbarn das Recht haben, ein Gleiches zu thun." —

Es wird dann weiter erzählt, daß bei einer anderen Gelegenheit, als ein gebratener Kapaun auf die Tafel der Zarin gebracht wurde, der bereits auseinanderzufallen drohte und deshalb auf verschiedene — vielleicht drei — Schüsseln zerlegt wurde, der Prinz Heinrich seiner kaiserlichen Nachbarin zugeflüstert habe: „Siehe da, — das Schicksal Polens!" —

Wir überlassen es derjenigen Art Geschichtschreibung, welche sich mit der äußeren Aneinanderreihung gewisser anekdotenartiger Vorfälle begnügt, an diesen gebratenen Kapaun die Schicksale Polens anzuknüpfen, und halten uns vielmehr an die großen geschichtlichen Thatsachen und die Darlegung ihres inneren Zusammenhanges. Es war der unabwendbare Lauf der Geschichte, welcher das lebensunfähige, zerrüttete polnische Reich seinem Verhängnis und seinem Untergange entgegenführte, der durch kein «liberum veto», kein «nie pozwalam» polnischer Landboten mehr aufzuhalten war; denn was des Falles wert, muß untergehn! — Ehe noch die Zarin Katharina ihren Plan der förmlichen Vereinigung des Gesamtgebietes der Republik Polen mit dem russischen Reiche verwirklichen konnte, durchkreuzte König Friedrich II. diesen Plan mit dem Gedanken einer Teilung Polens und setzte damit dem einseitigen Vorgehen der Zarin Schranken.

Preußen und Rußland einigten sich über die Aneignung gewisser polnischer Landesteile und forderten Österreich auf, an dem Verfahren teilzunehmen. Ob-

gleich Österreich durch seine Aneignung der Zipser Landschaft den Anstoß zu demselben gegeben hatte, machte doch das österreichische Kabinett — vielleicht der Kaiserin Maria Theresia zuliebe, die moralische Bedenken hatte, — Schwierigkeiten. Nachdem jedoch die moralischen Bedenken der Kaiserin überwunden waren, erhob es so maßlose Ansprüche, daß beinahe der ganze Teilungsplan daran gescheitert wäre. Endlich (im August 1772) kamen die drei Mächte darin überein, daß sie die ihren Grenzen zunächst gelegenen und zur Abrundung ihres Gebietes wünschenswerten Landstriche Polens in Besitz nehmen sollten.

König Friedrich erhielt das ganze bis dahin noch polnische Preußen, d. i. Westpreußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn. Am 4. September 1772 ließ er das Land besetzen, und am 27. September schwuren die Stände von Preußen im Remter des Hochmeisterschlosses zu Marienburg der „wiederhergestellten Herrschaft" — wie die Denkmünze des Huldigungsfestes bezeichnend sagte — Treue.

Friedrich nannte sich von jetzt an nicht mehr „König in Preußen", wie bisher der königliche Titel richtig gelautet hatte,* sondern „König von Preußen."

Die Gewissensbisse, welche die Kaiserin Maria Theresia empfand, bevor sie ihre Einwilligung zu der Einverleibung der polnischen Gebietsteile in das österreichische Staatengebiet gab, gereichen der edlen Frau zur hohen Ehre. Sie schrieb an den Fürsten Kaunitz (im Februar 1772):

„Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiend, sondern auch alle Billigkeit und gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes Stuck von Pohlen oder von der Moldau und Wallachei unser Ehr und Reputation in die Schanz schlagen. Ich merkh wohl, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen."

Einige Tage später erteilte sie ihre Einwilligung mit folgenden Worten:

„Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn aber schon längst tot bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird!" —

König Friedrich empfand solche Gewissensbisse nicht, und er hatte es nicht nötig; es war nur ein Akt der Gerechtigkeit, wenn er als Erbe des Deutschen

* Vergl. Band I. S. 284.

Ordens jetzt zurückforderte und zurücknahm, was Polen diesem in einer Zeit der Schwäche und Ohnmacht entrissen hatte.* Indem Friedrich der russischen Ländergier entgegentrat, sicherte er zugleich den europäischen Frieden. Er selbst schrieb darüber an Voltaire:

„Potsdam, 9. Oktober 1773.

„Um auf Ihren König von Polen zurückzukommen. Ich weiß, daß man in Europa ziemlich allgemein glaubte, daß die vor kurzem veranstaltete Teilung Polens das Resultat politischer Kunstgriffe sei, die mir zugeschrieben werden. Dennoch ist nichts weniger der Wahrheit gemäß. Nachdem umsonst verschiedene Anordnungen und Auskunftsmittel in Vorschlag gebracht waren, blieb keine andere Alternative übrig als die Teilung oder der Ausbruch eines allgemeinen europäischen Krieges. Der Schein täuscht, und das Publikum urteilt nur nach dem Scheine. Was ich Ihnen sage, ist so wahr, wie der siebenundvierzigste Lehrsatz des Euklid.“ —

Der Akt der Teilung Polens war ein Sieg der deutschen Politik zugleich über Rußlands ausgreifende Ländergier und über die Westmächte, die von den dreist vorgehenden Mächten des Ostens rücksichtslos beiseite geschoben wurden. Er war notwendig; denn er rettete das treue Ostpreußen vor der Wiederkehr der moskowitischen Herrschaft und sicherte dem Staate die Brücke zwischen dem Pregel- und Oderlande, welche schon der Kronprinz Friedrich als unentbehrlich anerkannt hatte.

„Diese Erwerbung,“ sagt Friedrich, „war eine der wichtigsten, die wir machen konnten, weil sie Pommern mit Ostpreußen verband und weil wir, indem sie uns zu Herren der Weichsel machte, den doppelten Vorteil gewannen, jenes Königreich verteidigen und ansehnliche Zölle von der Weichsel beziehen zu können, da der ganze polnische Handel über diesen Fluß geht.“

Der König erschien zum zweitenmal als Mehrer des Reichs; er schenkte das Kernland der Deutschordensmacht, das schöne Weichselthal, das einst der deutsche Ritter den Barbaren, der deutsche Bauer der Wut der Elemente abgerungen, dem großen Vaterlande wieder. Mehrere hundert Jahre hindurch waren die vielgeteilten Deutschen durch eroberungslustige Nachbarn eingeengt und geschädigt worden; Friedrich war der erste Eroberer, welcher wieder die deutschen Grenzen weiter nach Osten hinausschob und den Deutschen wieder die nachdrückliche Mahnung gab, daß sie die Aufgabe haben, Gesetz, Bildung und Freiheit, Kultur und Industrie in den Osten Europas hineinzutragen. Niemals seit der Völkerwanderung des Mittelalters hatte der Kampf um die

---

* Vergl. Band I. S. 47.

weiten Ebenen im Osten der Oder aufgehört. Jetzt war der halbtausendjährige Kampf der Deutschen und der Polen um den Besitz der Ostseeküste zu Gunsten Deutschlands entschieden.*

Die Zustände Westpreußens unter polnischer Herrschaft schildert uns G. Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“:

„Die Mehrzahl des Landvolks lebte in jämmerlichen Zuständen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kassuben saßen. Wer dort einem Dorfe nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten, nur die Sauerkirschbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen erbaut, mit Lehm ausgeklebt, durch die Hausthür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein; Öfen waren unbekannt; nie wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspan erhellte das Dunkel der langen Winterabende. Das Hauptstück des elenden Hausrats war das Kruzifix, darunter der Napf mit Weihwasser. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und Branntwein, dem Männer wie Frauen unterlagen. Brot war fast unbekannt. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen genossen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. Hielten sie ja einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig an die Städter, außerdem geschnitzte Löffel und gestohlene Rinde; dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben, blauen Tuchrock und das hellrote Kopftuch für die Frauen. Selten war ein Webstuhl; das Spinnrad war unbekannt; die Preußen hörten dort kein Volkslied, keine Musik, keinen Tanz; stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Landadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte. Selbst auf den Gütern der größeren Edelleute, der Starosten und der Krone, waren alle Wirtschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besonderen Boten schicken, denn es gab keine Post im Lande; freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfnis danach, denn ein großer Teil der Edelleute konnte ebensowenig lesen und schreiben als die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hilfe als die Geheimnisse einer alten Dorffrau; denn es gab im ganzen Lande keine Apotheke. Wer einen Rock bedurfte, that wohl,

* H. von Treitschke: Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts, und G. Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

selbst die Nadel in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen weit war kein Schneider zu finden, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog. Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampf mit den Herden der Wölfe; es gab wenig Dörfer, in welchen nicht jeden Winter Menschen und Tiere dezimiert wurden. Brachen die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit ins Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihren Hütten niederlassen; sie wußten, was solche Erscheinung ihnen bedeutete, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden; in dumpfer Ergebung erwarteten sie dies Geschick. — Es gab kaum eine Rechtspflege im Lande, nur die größeren Städte bewahrten urkräftige Gerichte; der Edelmann, der Starost verfügten mit schrankenloser Willkür ihre Strafen, sie schlugen und warfen in scheußliche Kerker nicht nur den Bauer, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie untereinander hatten, kämpften sie durch Bestechung bei den wenigen Gerichtshöfen, die über sie urteilen durften; in den letzten Jahren hatte auch dies fast aufgehört, sie suchten ihre Rache auf eigene Faust durch Überfall und blutige Hiebe. — Nur einige größere Städte, welche durch Mauern geschützt, und einige Landstriche, die ausschließlich von Deutschen bewohnt wurden, wie die Niederung bei Danzig, die Dörfer unter der milden Herrschaft der Cistercienser von Oliva und die wohlhabenden Ortschaften des katholischen Ermlandes, lebten in erträglichen Zuständen. Andere Städte lagen in Trümmern, wie die meisten Höfe des Flachlandes. Bromberg, die deutsche Kolonistenstadt, fanden die Preußen in Schutt und Ruinen; es ist noch heute nicht möglich, genau zu ermitteln, wie die Stadt in diesen Zustand gekommen ist. Kein Geschichtschreiber, keine Urkunde, keine Aufzeichnung giebt Bericht über die Zerstörung und das Gemetzel, welches dort in dem ganzen Netzedistrikt während der letzten zehn Jahre vor der Ankunft der Preußen stattgefunden haben muß. Die Stadt Kulm hatte aus alter Zeit ihre wohlgefügten Mauern und stattlichen Kirchen erhalten; aber in den Straßen ragten die Hälse der Hauskeller über das morsche Holz und die Ziegelbrocken der zerfallenen Gebäude empor; ganze Straßen bestanden nur aus solchen Kellerräumen, in denen elende Bewohner hausten. Von den vierzig Häusern des großen Marktplatzes hatten achtundzwanzig keine Thüren, keine Dächer, keine Fenster und keine Eigentümer. In ähnlicher Verfassung waren andere Städte — — — Es war ein verlassenes Land ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Herrn.“ —

Hier wartete eine neue Arbeit des Herkules, und Friedrich ging rasch

daran: „Gerade die verrotteten Zustände des Landes waren reizvoll für ihn, und Westpreußen wurde, wie bis dahin Schlesien, sein Schmerzenskind, das er mit unendlicher Sorgfalt, wie eine treue Mutter, wusch und bürstete, neu kleidete, zu Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der diplomatische Streit um den Erwerb, da warf er schon eine Schar seiner besten Beamten in die Wildnis. Die Landschaften wurden in kleine Kreise geteilt, die gesamte Bodenfläche in kürzester Zeit abgeschätzt und gleichmäßig besteuert, jeder Kreis mit einem Landrat, einem Gericht, mit Post und Sanitätspolizei versehen. Neue Kirchengemeinden wurden wie durch einen Zauber ins Leben gerufen; eine Kompanie von 187 Schulmeistern wurde in das Land geführt, Haufen von deutschen Handwerkern wurden geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher herab. Überall begann ein Graben, Hämmern, Bauen; die Städte wurden neu mit Menschen besetzt; Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen, neue Kolonistendörfer wurden ausgesteckt, neue Ackerkulturen befohlen. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der große Kanal gegraben, welcher in einem Laufe von drei Meilen die Weichsel durch die Netze mit der Oder und Elbe verbindet. Ein Jahr, nachdem der König den Befehl erteilt, sah er selbst beladene Oderkähne von 120 Fuß Länge und vierzig Tonnen Gehalt nach dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch diese neue Wasserader wurden weite Strecken Landes entsumpft und sogleich von deutschen Kolonisten bevölkert. Unablässig trieb der König, er lobte und schalt; wie groß der Eifer seiner Beamten war, sie vermochten schwer, ihm genug zu thun. Dadurch geschah es, daß das wilde slavische Unkraut, welches dort auch über deutsche Ackerfurchen aufgeschossen war, daß auch die polnischen Landstriche sich an die Ordnung des neuen Lebens gewöhnten.“ —

Diese wenigen Züge genügen, um die lügenhaften Anklagen zu entkräften, welche die Teilnahme Friedrichs an der Teilung Polens, d. i. die Befreiung des alten Deutschordenslandes Westpreußen von der polnischen Fremdherrschaft durch Friedrich II., als einen, an einer edlen und tapferen Nation begangenen Akt himmelschreiender Ungerechtigkeit darstellen. Es ist ein eindringliches Trost- und Warnwort, welches die Weltgeschichte mit dem Beispiel des aus Kriegsgefahr und Bedrängnis von allen Seiten her kraftvoll emporstrebenden Hohenzollernstaates einerseits, dem tragischen Schicksal des in Fäulnis und Verwesung sich auflösenden Polenreichs andererseits, uns zuruft, das Wahrwort: „Es geht nichts unter, was nicht wert des Falles, — doch was des Falles wert, muß untergehn!“ Aber es ist der wundervolle Lauf der Geschichte,

daß sie bei dem Untergange der Völker und Staaten nicht stehen bleibt, sondern aus der Verwesung immer wieder neues, blühendes Leben weckt:

Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Preußen und das Reich. Friedrichs deutsche Politik seit dem Hubertsburger Frieden war eine durchaus friedliche; sie zielte vor allem darauf hin, jede Einmischung fremder Mächte vom Reiche fern und dem Einflusse Österreichs das Gleichgewicht zu halten. Zwischen Preußen und Österreich war durch die Zusammenkünfte Friedrichs mit Kaiser Joseph II., dem Mitregenten der Maria Theresia, ein besseres Einvernehmen eingeleitet worden. Friedrich schätzte die großen Eigenschaften dieses Fürsten, eines der edelsten und besten, die aus dem Hause Österreich hervorgegangen; aber auch Joseph hatte die alte ländersüchtige Politik dieses Hauses geerbt, und sie war bei ihm um so gefährlicher, da er von einem außerordentlichen Ehrgeiz erfüllt war. „Den stelle ich mir unter die Augen," sagte Friedrich einst zu einem seiner Generale mit Hinweis auf das Bild des Kaisers, das in seinem Zimmer auf einem Stuhle stand, „das ist ein junger Mann, den ich nicht vergessen darf. Der Kaiser Joseph hat Kopf, er könnte viel ausrichten, schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat."

Der Kaiserstaat war in der letzten Zeit mit seinen Bestrebungen immer mehr aus dem Reiche hinausgewachsen; Kaiser Joseph war nun auf eine Stärkung des deutschen Elements, auf eine Mehrung seiner Hausmacht im Reiche bedacht. Nachdem Österreich der Hoffnung, Schlesien wiederzugewinnen, hatte entsagen müssen und Kaiser Joseph bei der Zusammenkunft mit Friedrich seinen Verzicht auf Schlesien mit den Worten: „Für Österreich giebt es kein Schlesien mehr!" ausdrücklich bekräftigt, hatte Fürst Kaunitz die Blicke seines Herrn immer mehr nach Bayern gelenkt, das durch seine geographische Lage den Wunsch Österreichs nach einer Gebietserweiterung in Deutschland besonders erregte.

In Bayern regierte Kurfürst Maximilian Joseph, der Sohn des deutschen Kaisers Karl VII. und derselbe, welcher zu einer für Friedrich sehr ungelegenen Zeit (1745) mit Österreich den Separatfrieden zu Füßen abgeschlossen hatte.* Er war der letzte Sprößling der jüngeren Linie des Hauses Pfalz-Wittelsbach, die von König Ludwig dem Bayern herstammte. Sein mutmaßlicher Erbe war nach unbestreitbarem Erbrecht Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, das Haupt der älteren Linie des Hauses Wittelsbach, die

* Vergl. S. 27.

sich von dem Bruder jenes Königs Ludwig herleitete. Fürst Kaunitz kramte nun sehr zweifelhafte Erbansprüche des Hauses Habsburg auf Teile bayrischen Gebiets hervor und beredete den Kaiser Joseph, dieselben bei dem Tode des gegenwärtigen Kurfürsten geltend zu machen, wozu dieser auch bereit war. Da er aber selbst die Unzulänglichkeit seiner Rechtsansprüche wohl fühlte, so suchte der Wiener Hof zunächst auf diplomatischem Wege den rechtmäßigen Erben Karl Theodor zur freiwilligen Anerkennung der Ansprüche Österreichs auf Niederbayern und auf Teile der Oberpfalz zu bewegen. Karl Theodor hatte keinen ehelichen Sohn und Erben seiner Ansprüche, aber viele uneheliche Söhne. Wenig interessiert für die Erhaltung der Integrität Bayerns, ließ er sich durch das Versprechen des Kaisers Joseph, für seine unehelichen Kinder zu sorgen, für die österreichischen Pläne gewinnen.

Der Handel war in aller Stille vorbereitet, und Österreich hoffte, nach dem Tode Maximilian Josephs die fette Erbschaft in Niederbayern ohne Widerspruch antreten zu können. Rußland war in seinen Türkenkrieg, England in seinen Kolonialkrieg verwickelt, Frankreich verfiel immer mehr dem Bankerott und hatte seine Augen auf die Vorgänge jenseit des Oceans gerichtet; endlich vom Reiche war man längst nicht mehr gewöhnt, einen Widerspruch gegen die Ansprüche des Hauses Österreich — mochten dieselben berechtigt oder unberechtigt sein — zu erfahren, aber Preußen? — König Friedrich wird alt und wünscht nichts mehr als den Frieden; was kümmert ihn auch Bayern, wenn er nur unangefochten im Besitze Schlesiens bleibt! — so hoffte wohl der Wiener Hof; aber es kam anders.

Am 30. Dezember 1777 starb Maximilian Joseph. Der Geheimerat Euchar von Obermayr, der Günstling und erste Minister des Verstorbenen, öffnete dessen Schatulle und nahm aus derselben die schon vorbereitete Akte der Huldigung und feierlichen Einsetzung Karl Theodors als Erbe von Bayern. Die Akte wurde ohne Einsprache und Zwischenfall ausgeführt, und Karl Theodor sah sich zu seinem Schrecken — denn sein Abkommen mit Österreich war dem Abschluß nahe — feierlich und förmlich in die Länder des verstorbenen Kurfürsten von Bayern eingesetzt. Kaiser Joseph geriet in Zorn. Er ließ unverzüglich Truppen in Niederbayern einrücken und Karl Theodor zur Unterzeichnung des Vertrages auffordern, durch welchen er die beste Hälfte seiner Erbschaft an Österreich abtrat. Der eingeschüchterte schwache Fürst unterzeichnete (3. Januar 1778), und das Volk von Bayern erfuhr drei Tage nach jener Huldigung für Karl Theodor zu seiner Überraschung, daß es plötzlich österreichisch geworden sei.

In dieser Nichtachtung der Rechte eines deutschen Reichsfürsten und eines deutschen Volksstammes, in dem gewaltsamen Vorgehen Österreichs und seinem Einfall in das Reich lag eine Gefahr für ganz Deutschland, bei welcher König Friedrich von Preußen als erster deutscher Reichsfürst kein ruhiger Zuschauer bleiben durfte. Wohl fühlte König Friedrich die Last von sechsundsechzig Lebensjahren, wovon die größere Zahl von den Sorgen der Regierung erfüllt gewesen war; aber er zögerte nicht einen Augenblick zu thun, was seines Amtes. „Ich beuge mich unter meine Pflicht,“ sprach der König und trat mit vollem Eifer für die Rechte eines deutschen Mitfürsten ein. Zwar Karl Theodor hatte seine Sache aufgegeben; aber er hatte noch einen Erben, das war sein ältester Neffe Karl August Christian, Herzog von Pfalz-Zweibrücken, dessen Ansprüche doch nicht mit Stillschweigen übergangen werden durften. An diesen sandte Friedrich seinen Bevollmächtigten, den Grafen Eustach von Görtz, und ließ ihn unter Zusicherung seines Beistandes zu einer feierlichen Verwahrung seiner Rechte gegen die österreichischen Übergriffe auffordern. Gleichzeitig protestierten auch Sachsen und Mecklenburg als Ansprecher eines Teiles der bayrischen Erbschaft. Kaiser Joseph war nicht willens, auf die Einsprache einiger deutschen Reichsfürsten hin, zu deren Anwalt König Friedrich sich aufgeworfen hatte, seine schon sicher gewähnte Beute fallen zu lassen. Da griff König Friedrich noch einmal zum Schwerte, um Bayern vor Zerstückelung zu bewahren und den Übergriffen des Hauses Österreich auf deutschem Boden entgegenzutreten. —

Der Bayrische Erbfolgekrieg. Am 5. April 1778 musterte der König in Berlin seine zum Ausrücken in den Krieg bestimmten Truppen und hielt nach der Heerschau folgende Anrede an seine Generale: „Meine Herren, die meisten unter uns haben von ihren frühesten Jahren an zusammen gedient und sind im Dienste des Vaterlandes grau geworden; wir kennen einander also vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges schon redlich miteinander geteilt, und ich bin überzeugt, daß Sie ebenso ungern Blut vergießen wie ich. Aber mein Reich ist jetzt in Gefahr. Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Unterthanen zu beschützen, auch die kräftigsten und schleunigsten Mittel anzuwenden, um das über ihnen schwebende Ungewitter womöglich zu zerstreuen. Diesen wichtigen Vorsatz zu bewerkstelligen, rechne ich auf Ihren Diensteifer und Ihre Neigung zu meiner Person, welche Sie noch allemal gezeigt haben und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Übrigens können Sie versichert sein, daß ich die Dienste, die Sie Ihrem Könige und Vaterlande leisten werden, stets mit warmem Herzen und wahrer Dank-

barkeit erkennen werde. Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Menschlichkeit nicht aus den Augen setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie die unter ihren Befehlen stehenden Truppen die strengste Mannszucht beobachten lassen. — Ich reise jetzt ab; aber ich verlange nicht als König zu reisen; reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich; doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich in der feurigen Jugend that. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, eben dergleichen zu thun; aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da, hoffe ich, werden meine Generale meinem Beispiel folgen.“ —

An demselben Tage reiste Friedrich nach Breslau ab, um den Oberbefehl über die schlesische Armee zu übernehmen, welche, nahe an 100000 Mann stark, in der Neisse-Schweidnitzer Gegend kantonierte, während Prinz Heinrich mit einem abgesonderten Corps, welches durch den Hinzutritt der mit Preußen verbündeten Sachsen ungefähr auf die gleiche Stärke anwuchs, bei Dresden lagerte. Friedrichs Plan war, in Mähren einzufallen und in das Herz der österreichischen Staaten, gegen Wien vorzudringen, während gleichzeitig Prinz Heinrich von Sachsen aus einen Einfall nach Böhmen unternehmen sollte.

Sowohl die kühne Initiative, mit welcher Friedrich zur Eröffnung des Krieges schritt, als die ganze Anlage des Kriegsplans ließen den Genius des königlichen Feldherrn erkennen; dagegen ließ die Kriegführung selbst jene großartige Energie vermissen, mit welcher Friedrich in den früheren Waffengängen das Schwert gegen Österreich schwang. Friedrich fühlte mehr als je die Beschwerden des Alters und mancher körperlichen Leiden; vielleicht auch zweifelte er selbst daran, ob er bereits berufen sei, diesen Kampf bis zu seinem letzten Ziele, zur vollen Niederwerfung Österreichs, durchzuführen; er begnügte sich daher, mit den Waffen nur einen Druck auf Österreich zu üben, um es zur Nachgiebigkeit in der bayrischen Angelegenheit zu bewegen, und hoffte noch immer auf einen günstigen Ausgang der auch unter den Waffen noch fortdauernden diplomatischen Verhandlungen und Vermittelungsversuche.

So blieb die Armee längere Zeit hindurch (April bis Juli 1778) in ihren Kantonierungen, der König selbst in dem Hauptquartier zu Schönwalde, unweit der neuerbauten Trutzfeste Silberberg, ohne etwas Bedeutendes zu unternehmen. Hier in Schönwalde erhielt der König die Nachrichten von dem Tode mehrerer berühmten Zeitgenossen — des Engländers Pitt (11. Mai), des Lordmarschalls Keith (25. Mai), endlich Voltaires (30. Mai). Als die Friedensunter-

handlungen zu keinem Resultate führten, erließ Friedrich sein Kriegsmanifest (3. Juli), eine „Erklärung an unsere Mitstände im Reich“ und befahl den Aufbruch.

Für seinen Plan, in Mähren einzudringen, war die günstige Zeit bereits vorübergegangen. Friedrich marschierte daher durch die Grafschaft Glatz, überschritt die böhmische Grenze bei Nachod (5. Juli) und rückte alsdann über Chwalkowitz nach Jaromierz vor. In dem Gebirgsterrain von Chwalkowitz, Jaromierz, Königgrätz erwarteten die Österreicher in fester Stellung unter Lacy den Angriff der Preußen. Um dieselbe Zeit brach auch Prinz Heinrich von Dresden auf und fiel von Westen her in Böhmen ein, wo ihm Laudon gegenüberstand. Beide Armeen standen in vier getrennten Corps, vollständig gerüstet und kampfbereit, mit zahlreichem schweren Geschütz versehen, auf böhmischem Boden einander gegenüber; aber zu einer entscheidenden Schlacht kam es nicht.


Minister von Hertzberg.

Die Nachricht von dem Einfall Friedrichs in Böhmen hatte in Wien allgemeine Bestürzung hervorgerufen. Maria Theresia, besorgt um das Leben ihres nach Ruhm und Ehre durstigen Sohnes, der sich selbst bei der Armee Lacys im Felde befand, that noch einen Schritt zur Erhaltung des Friedens, indem sie sich mit einem eigenhändigen Schreiben an den König wandte, welches der Baron von Thugut — eigentlich Tunicotti (Tiroler-Italienisch), woraus die Wiener „Thunitgut“ machten, aus welchem Namen die gütige Kaiserin aber das „nit“ ausstrich und ihn in einen Thugut verwandelte — als geheimer Unterhändler dem Könige im Lager überbrachte. Während der neueröffneten Unterhandlungen, die zu Braunau — preußischerseits durch die Minister von Hertzberg und von Finkenstein — geführt wurden, geriet die Kriegführung abermals ins Stocken. Man beschränkte sich darauf, einerseits die Gegend auszufouragieren, andererseits die Fouragierungen

zu stören, weshalb die Truppen selbst den Krieg spottweise den „Kartoffelkrieg“ oder „Zwetschkenrummel“ nannten. Jedenfalls müssen aber die Preußen diesen „Zwetschkenrummel“ nicht mit der gehörigen Vorsicht betrieben haben; denn infolge des übermäßigen Genusses von Zwetschken (Pflaumen) brach bei den preußischen Truppen die Ruhrkrankheit aus, welche viele Opfer forderte. Da die Unterhandlungen in Braunau abermals zu keinem Resultate führten, so beschloß Friedrich den Rückzug aus Böhmen nach Schlesien, den er (am 8. September und den folgenden Tagen) über den Paß von Trautenau-Landeshut in meisterhafter Ordnung, vom Feinde wenig belästigt, bewerkstelligte. Insbesondere war es des Königs Neffe, Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der spätere König, der sich bei diesem Rückzuge durch die Führung eines besonderen Corps auf gefahrvollen Wegen das Lob des Königs verdiente und die trübe Erinnerung an den Unfall seines Vaters bei Zittau (1757) auslöschte. „Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Neffen,“ sagte der König zu ihm beim Wiedersehen; „ich sehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben alles gethan, was ich hätte thun können, alles, was man von dem erfahrensten General erwarten konnte.“ —

Friedrichs Armee bezog für den Winter 1778/79 Kantonierungen in der Gegend von Landeshut und Glatz bis Silberberg und Schweidnitz; er selbst behielt sein Hauptquartier auf böhmischem Boden in Schatzlar; Prinz Heinrich lagerte in und bei Dresden. Vereinzelte Versuche der Österreicher im Frühjahr 1779, in den oberschlesischen Bergen vorzudringen, wurden durch den Erbprinzen von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, den Neffen des Herzogs Ferdinand, zurückgewiesen, der ihnen in einem Gefecht bei Zuckmantel die Wege wies. Die Österreicher rächten sich durch einen Einfall in die Grafschaft Glatz unter General Wurmser und durch Verbrennung der Stadt Habelschwerdt. Ein Versuch, sich der Festung Glatz durch Überrumpelung zu bemächtigen, wurde aber durch den tapferen General von Wunsch vereitelt.

Im Frühjahr 1779 machte sich auch die Einwirkung der fremden Mächte, Rußlands und Frankreichs, zur Herstellung des Friedens geltend. Nachdem Friedrich die Türken, die sich wieder gegen Rußland regten, zum Frieden bewogen hatte, trat an die Zarin Katharina die Pflicht heran, ihre vertragsmäßige Waffenhilfe für Friedrich gegen Österreich zu leisten. Sie zog es statt dessen vor, bei der Kaiserin Maria Theresia auf den Abschluß des Friedens mit Preußen zu dringen.

So kam es (im März 1779) zum Waffenstillstand und (13. März) zum Frieden zu Teschen. Der Wiener Vertrag zwischen Österreich und dem Kurfürsten Karl Theodor wurde aufgehoben, Bayern mit Ausnahme des Innviertels — d. h. des Teiles von Niederbayern zwischen Inn, Salzach und

Donau —, welches Österreich behielt, dem rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben, Sachsen durch Geld (6000000 Thaler), Mecklenburg durch Verleihung einer selbständigen Gerichtsbarkeit (das Privilegium de non appellando) entschädigt.

Preußen hatte große Opfer an Menschenleben und Geld gebracht — man berechnet dieselben nach Zahlen auf ca. 10000 Menschen und 29000000 Thaler —, ohne einen materiellen Gewinn, weder einen Länderzuwachs, noch eine Entschädigung für die aufgewandten Kriegskosten, ja nicht einmal eine Vermehrung seines Kriegsruhms davonzutragen. Dennoch brachte dieser Krieg ihm einen Gewinn ein, der alle materiellen Vorteile bei weitem überwog. Der stolze Kaiserhof hatte vor dem Schiedsspruch des Preußenkönigs sich beugen müssen. Allerdings war der Kampf um die Vorherrschaft im Reiche zwischen Preußen und Österreich damit nicht ausgekämpft. Der erbitterte Fürst Kaunitz selbst sprach das in viel späterer Zeit — allerdings in ganz entgegengesetztem Sinne, als der Prophet es meinte — in Erfüllung gegangene prophetische Wort: Wenn je die Schwerter Österreichs und Preußens noch einmal sich kreuzen sollten, dann würden sie nicht eher wieder in die Scheide fahren, „als bis die Entscheidung offenbar, vollkommen, unwiderruflich gefallen sei.“ Aber das uneigennützige Eintreten des Königs von Preußen für die Rechte eines schwächeren Reichsfürsten mußte doch den Fürsten und Völkern die Augen darüber öffnen, wo sie im Reiche noch Schutz für ihre Rechte und für den Reichsfrieden zu finden hatten. Der gefürchtete Störenfried, der Rebell gegen Kaiser und Reich erschien der Nation jetzt als der weise Beschirmer des Rechtes. In der Hütte des bayrischen Bauern hing das Bild des Alten mit dem dreispitzigen Hute neben dem Volksheiligen Corbinian, dem Schutzpatron Bayerns; unter beiden Bildern brannte eine Lampe, und als ein österreichischer Offizier fragte, was dies bedeute, gab ihm der Wirt treuherzig zur Antwort: „Dieser da ist der Bayern Schutzpatron im Himmel, und dieser hier, der Preußenkönig Fritz, ist unser Schutzpatron auf Erden. Beide sind unsere Heiligen, und vor Heiligen brennen wir als gute Katholiken Lichter!“ — Dieser Umschwung der öffentlichen Meinung in Deutschland zu Gunsten Preußens war wohl das wichtigste Resultat des Krieges.

So erscheint der Bayrische Erbfolgekrieg, der „Kartoffelkrieg“ oder „Zwetschkenrummel,“ wie er spottweise genannt ward, als eine Vorstufe in der nationalen Entwickelung des Reiches. Es bewährte sich schon damals in der That das stolze Wort, welches des großen Königs großer Nachfahre in späteren Tagen ausgesprochen hat: „Die Welt soll wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist!“*

* Kaiser Wilhelm als Prinzregent von Preußen in seiner Ansprache an das neuernannte Ministerium (Januar 1859).

Der deutsche Fürstenbund. Kaiser Joseph hatte im Frieden zu Teschen auf die Besitznahme Bayerns verzichten müssen; aber seinen Hoffnungen und Plänen, Bayern dereinst an sein Haus zu bringen, hatte er damit ebensowenig für immer entsagt, wie der alten österreichischen Politik, welche darauf hinausging, die Regierung des Reichs lediglich im Interesse Österreichs zu leiten und das Reich allmählich zu einer Domäne des Hauses Österreich zu machen.

Auch Friedrichs Politik war mehr vom preußischen, als von dem allgemeinen deutschen Interesse geleitet; aber der Unterschied war dieser, daß während Österreich sich immer mehr dem wahren nationalen Leben entfremdete, die preußischen Interessen sich immer enger mit den deutsch-nationalen Interessen verflochten und sich gegenseitig durchdrangen. Während die Habsburger auf Kosten deutscher Fürsten und Reichsglieder eine Erweiterung ihrer Hausmacht in Deutschland anstrebten, haben die Hohenzollern ihre Hand niemals nach dem Land und Erbe ihrer deutschen Mitfürsten ausgestreckt, sondern von diesen nur ein Zusammengehen mit Preußen zur Wahrung des gemeinsamen deutsch-nationalen Interesses gefordert und dieses stets über die dynastischen Sonderbestrebungen gestellt.

Friedrich hatte die deutsche Nation nur in ihrer Zerfahrenheit kennen gelernt und setzte kein Vertrauen in die Kraft des nationalen Geistes, der erst an seinem Heldentum sich von neuem aufzurichten begann; auch war die Zeit noch nicht gekommen, um an der Stelle des absterbenden alten Reiches ein neues Deutsches Reich auf nationalen Grundlagen zu errichten, und der kaum erwachte nationale Geist hatte in der That noch nicht die Kraft, um eine solche Schöpfung tragen zu können. Darum hat Friedrich mehr für die preußische Macht, als für das Deutsche Reich gestritten; aber niemals zögerte er, sein Schwert zum Schutze der schwächeren Reichsglieder in die Wagschale zu werfen, und noch in den letzten Jahren seines Lebens widmete er mit jugendlichem Eifer seine volle Kraft einem Werke, welches beweist, wie er den Grundtrieb der Geschichte nicht in der Zersetzung, sondern in der Einigung der deutschen Stämme erkannte.

Es war die selbstsüchtige Politik des Hauses Habsburg, welche den Anstoß zu diesem Unternehmen gab. Am 29. November 1780 starb zu Wien Friedrichs große Gegnerin, die Kaiserinwitwe Maria Theresia, nach einer kurzen Krankheit. Kaiser Joseph, Alleinherrscher in den österreichischen Staaten, ließ seinen ehrgeizigen Plänen jetzt die Zügel schießen. Um bei der Durchführung derselben nicht den Widerspruch Rußlands befürchten zu müssen, bewarb er sich um die Freundschaft der Zarin Katharina.

Mit Hilfe der Zarin brachte Kaiser Joseph es dahin, daß sein jüngerer Bruder Maximilian zum Koadjutor bei den Hochstiften Köln und Münster erwählt wurde, um zu rechter Zeit Kurfürst von Köln zu werden und das Kurfürstentum Köln an Österreich zu bringen. Ferner ordnete der Kaiser eine Zerstückelung des Bistums Passau an, dergestalt, daß der ganze innerhalb Österreichs gelegene Teil des Sprengels abgelöst und teils dem Erzbistum Wien, teils dem neuerrichteten Bistum Linz einverleibt wurde.

Friedrich hielt es nicht für geraten, sich wegen dieses Verfahrens unmittelbar mit dem Kaiser zu entzweien; aber er fühlte mehr und mehr, daß es einer Veranstaltung bedürfe, um allen derartigen Gelüsten Österreichs auf Deutschland ein für allemal einen Riegel vorzuschieben, und er gewann die Überzeugung, daß dies allein geschehen könne durch eine Verschmelzung aller gemeinsamen Interessen und Kräfte durch eine enge und dauernde Verbindung Preußens mit Deutschland. Er wartete nur auf die Gelegenheit, um diese Verbindung in den passenden Formen ins Leben treten zu lassen. Diese Gelegenheit kam, als Kaiser Joseph mit neuen Vergrößerungsabsichten in Bezug auf Bayern hervortrat.

Am Neujahrstage 1785 erschien der russische Gesandte bei dem oberrheinischen Kreise, Graf Romanzow, an dem kleinen Hofe von Pfalz-Zweibrücken und eröffnete dem Herzog Karl August, dem mutmaßlichen Erben des Kurfürsten von Bayern, Karl Theodors, daß zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern ein Vertrag geschlossen sei, demzufolge dieser ganz Bayern an Österreich abtreten und dafür die für Österreich unbequem gelegenen österreichischen Niederlande unter dem Namen eines „Königreichs Burgund" in Tausch erhalten solle. Karl Theodor hatte, durch den Glanz der Königskrone geblendet, bereits seine Einwilligung zu dem Tauschhandel gegeben. Dem Herzog Karl August stellte der russische Gesandte eine achttägige Bedenkzeit, fügte aber die Drohung hinzu, der Tausch werde jedenfalls stattfinden, der Herzog möge sich erklären, wie er wolle.

Gleichzeitig erhielt man von anderen österreichischen Annexionsplänen Kenntnis, die auf Württemberg gerichtet waren. Österreich sollte die Absicht hegen, eine alte Anwartschaft auf Württemberg (das sogenannte Pactum Rudolphinum vom Jahre 1599) geltend zu machen und das württembergische Fürstenhaus etwa nach „Modena zu versetzen." Man sprach ferner von der bevorstehenden Auflösung gewisser Bistümer, von Säkularisationen und Mediatisierungen im großen Maßstabe, die der Kaiser zu Gunsten Österreichs auszuführen beabsichtigte. Die Reichsstände — einundfünfzig an der Zahl — erschienen, wenn auch nicht augenblicklich in ihrem staatlichen Dasein, so doch in ihrer Unabhängigkeit und ihren Rechten oder mit einer teilweisen Mediatisierung bedroht. Jetzt wurden

die kleinen Staaten von Furcht und Schrecken ergriffen; sie blickten mit angstvoller Spannung nach Berlin; denn sie fühlten, daß dort der Einzige lebte, von dem sie Schutz und Rettung erwarten durften.

An König Friedrich waren verschiedene lockende Anträge gerichtet worden, sich mit dem Kaiser in den Besitz von Deutschland zu teilen und dem Reiche das Schicksal Polens zu bereiten. Der König wies jedoch diese Anträge als „Köder für die gemeine Habgier“ mit Unwillen zurück und hielt abermals seinen mächtigen Schild über das Reich, indem er dem Kaiser bei seinen Annexionsplänen ein gewaltiges «Quod non!» entgegendonnerte. Er sandte einen Eilboten an den Herzog von Zweibrücken und veranlaßte ihn, gegen den beabsichtigten Tauschhandel mit Bayern zu protestieren. Gleichzeitig ließ er die Zarin Katharina an ihre übernommene Bürgschaft des Friedens von Teschen erinnern. Die Zarin antwortete, daß sie weit davon entfernt sei, in eine Verletzung des Teschener Friedens zu willigen, sie habe den Tausch vorteilhaft für Zweibrücken gehalten; wenn jedoch der Herzog die Sache anders betrachte, so verstehe sich von selbst, daß davon nicht weiter die Rede sein könne.

Österreich schwieg. König Friedrich aber benutzte den Augenblick, um unter dem Eindruck der noch immer von Österreich drohenden Gefahr die deutschen Fürsten zur Sicherung ihrer Rechte und Freiheiten und der Besitzungen ihrer Staaten zu einem Bunde zu vereinigen, damit nicht der Kaiser die Verfassung Stück für Stück zerstöre und so über den Haufen werfe; denn „es ist wohl leicht, die Haare eines Rosses eines nach dem anderen auszuziehen; aber man vermag dies nicht, wenn man den ganzen Schweif zusammenfassen muß.“

Mit jugendlichem Feuer erfaßte der König seine Aufgabe und trat (bereits den 24. Oktober 1784) mit einem eigenhändigen Bundesentwurf (Projet de ligue entre les Princes d’Allemagne) hervor. „Allein die Liebe zu meinem Vaterlande und die Pflicht des guten Bürgers,“ so schrieb er, „treibt mich in meinem Alter noch zu diesem Unternehmen.“ — Die Thätigkeit des Kabinetts entwickelte sich dem Könige viel zu langsam. „Feuer, meine Herren!“ rief der alte Monarch seinen Ministern zu, „Feuer! Und nicht mit Gleichmut den Grundsätzen zugeschaut, die der Kaiser Joseph versuchsweise aufstellt und deren Folgen für das Reich verderblich sein müssen. Gewissenhaft soll man das Geheimnis bewahren, aber desto nerviger und eifriger daran arbeiten, die Verbindung der deutschen Fürsten zu stande zu bringen.“ Er zweifelte nicht daran, daß die Reichsstände bei rechter Einsicht ihres Vorteils und Interesses sich an Preußen anschließen würden; „man müsse sie nur,“ schrieb er (1. November 1784), „aufwecken, damit sie ihre Verfassungen erhalten und ihre eigenen Interessen

nicht verschlafen" — — — — „Wenn wir nichts thun und die Arme kreuzen, dann ist es so sicher, wie zweimal zwei gleich vier, daß niemand an ein solches Bündnis denken und daß man dem Kaiser die Zügel schießen lassen wird, um alles zu thun, was ihm belieben mag."

Dem Unternehmen standen manche Bedenken entgegen. Es blieb immerhin fraglich, ob das abstrakte, strenge Recht ihm zur Seite stand, und ob auf Grund der Reichsverfassung eine Verbindung zulässig war, die thatsächlich gegen das Reichsoberhaupt gerichtet blieb. Auch der Freiherr vom Stein, welcher eine Sendung an den Kurfürsten von Mainz in dieser Angelegenheit anfangs ablehnte, schien von solchen Bedenken nicht ganz frei zu sein. Sie wichen indessen seinem stolzen Selbstgefühl, als das Ministerium ihm persönliche Rücksichten und Furcht vor dem Wiener Hofe vorwarf.

Fürst Kaunitz erhob wiederholentlich seine Stimme zu strenger Abmahnung gegen das Unternehmen. Er erklärte dasselbe für eine „Landfriedensstörung," für einen „Eingriff in das oberhauptliche, kaiserliche, oberstrichterliche Amt" und für eine „Verletzung der Exekutionsordnung." Er erklärte in einer Cirkularnote an die österreichischen Gesandten (am 11. Mai und 23. Juni 1785), der Kaiser habe seinerseits nie die Absicht gehabt, einen Ländertausch zu erzwingen; es seien das alles „offenbare Verleumdungen," man wolle ihn zum Gegenstande des Mißtrauens machen, um eigene gefährliche Anschläge durchzusetzen. Glaube man, daß die Reichsverfassung des Schutzes und eines besonderen Schutzbündnisses bedürfe, so sei der Kaiser vor allem berufen und bereit, sich selbst an die Spitze eines solchen Bundes zu stellen. Von der „preußischen Verbindung" mahne er „reichsväterlich" ab, da dergleichen „reichssatzungswidrige Verbindungen gegen das Oberhaupt unübersehbare Verwirrung veranlassen müßten"; es sei „außer Zweifel, daß ganz andere Bewegungen und Absichten dabei vorwalteten."

Der König ließ sich durch diese Einsprache des Wiener Hofes nicht irre machen. „Man muß gerade auf die Sache losgehen," erklärte er seinen Ministern (im März 1785). „Ich bestehe auf meinen Ideen, ich werde von ihnen nicht ablassen; hiernach haben Sie Ihre Arbeiten einzurichten. Ich hege nicht die Besorgnis, daß solche Dinge zu meinen Lebzeiten eintreten könnten" — welche das bewaffnete Einschreiten der verbündeten Fürsten nötig machen —; „wenn ich versuche, ihnen zuvorzukommen, so geschieht es einzig aus Anhänglichkeit an mein Vaterland." —

So entstand auf des Königs eigenen, energischen Antrieb unter Beirat seines Ministers von Hertzberg — auf der Grundlage eines Dreifürstenbündnisses zwischen Preußen, Sachsen und Hannover — der deutsche Fürstenbund

(23. Juli 1785), dem nach und nach fast sämtliche deutsche Reichsfürsten beitraten, zum gegenseitigen Schutze der Freiheit und Sicherheit aller Reichsglieder und zur gemeinsamen Abwehr, „wo immer auch sonst in irgend einem Stücke für die allgemeine Reichsverfassung Schade, Gefährde, Eingriffe, Neuerungen, Willkürlichkeiten, Kränkungen, Bedrückungen und Störungen zu besorgen sein könnten."

In einer Denkschrift zur „Erklärung der Ursachen, welche Se. Königl. Majestät von Preußen bewogen haben, ihren hohen Mitständen des Deutschen Reichs eine Association zur Erhaltung des Reichssystems anzutragen," erbot sich der König, „jedem Mitstande, der es wünsche, den Vertrag in seinem ganzen Umfange vorzulegen." Zugleich aber wurde darin erklärt: „Der König und das Deutsche Reich könnten einen Tausch von Bayern niemals zugeben, auch wenn er angeblich freiwillig geschehe, weil es für die Erhaltung von ganz Deutschland wichtig sei, daß ein so wohlgelegenes, bedeutendes, fruchtbares und von einem so biederen Volke bewohntes Land nicht dem Hause, das es seit Jahrhunderten besessen habe, entrissen und mit der schon so mächtigen österreichischen Monarchie vereinigt werde."

Friedrich hatte auf diese Weise dafür Sorge getragen, daß ein edles Glied des Reiches, daß Bayern dem Reiche, seinem Fürstenhause und der deutschnationalen Entwickelung für die Zukunft erhalten bliebe. Er hatte sich mit dem deutschen Fürstenbunde zum Beschützer der Reichsordnung aufgeworfen und zugleich gezeigt, auf welchem Wege eine Neuerstarkung und Wiederbegründung des Reiches anzustreben sei. Um aber eine tiefer greifende Wirkung auf die deutschen Zustände erwarten zu lassen, hätte der Fürstenbund zugleich mit einer Umbildung der alten, hinfälligen Reichsverfassung im nationalen Sinne verbunden sein müssen. Dafür fehlte es aber in jener Zeit noch an dem kräftigen deutschen Nationalgefühl und vaterländischem Gemeinsinn. Nur die drohende Gefahr hatte die kleinen deutschen Reichsstände unter die Flügel des preußischen Adlers geführt. Sobald die Wiener Hofburg ihre begehrlichen Pläne fallen ließ, erwachte wieder das alte Mißtrauen gegen Preußen. Das wußte Friedrich; er wußte, daß die österreichische Herrschaft im Reiche nur durch einen neuen, gewaltigen Krieg gebrochen werden konnte. Zu einem solchen war aber Preußen noch nicht vorbereitet, Friedrich schon zu alt und lebensmüde. Nicht ihm war es vergönnt, dieses — sein letztes großes — Werk noch auszubauen und zu erweitern, und der große Gedanke Friedrichs, der es ins Leben gerufen, ging mit ihm schlafen.

Friedrichs Lebensabend und Tod.

Der absolute Monarch. „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht thue und für das Vaterland kämpfe!“ — diesen Grundsatz hatte König Friedrich durch sein ganzes Leben vor Augen und bewährte ihn von seinem ersten Regierungsakte an bis zu seinem letzten. Der hergebrachten Vorstellung, daß Land und Leute dem Fürstenhause zu eigen gehörten, welche in dem Ausspruche Ludwigs XIV.: «L'état c'est moi!» ihren vermessensten Ausdruck fand, stand die ernste Auffassung Friedrichs gegenüber, welcher sich als den ersten Diener des Staats betrachtete und es trocken aussprach: „Der Fürst hat keinen näheren Verwandten als seinen Staat, dessen Interessen immer den Banden des Blutes voranstehen müssen.“ Diese großartige Auffassung des Königsberufs verlieh dem Königtum einen inneren Wert und eine Bedeutung, wie sie jenen Tagen fast abhanden gekommen war. Es schien, als ob König Friedrich berufen sei, in diesen letzten Tagen der unumschränkten Monarchie, als die Ideen der Revolution bereits aufzugehen begannen, noch einmal den Gedanken des Königtums zu seiner höchsten Vollendung und mit der Bildung des Jahrhunderts in Einklang zu bringen. Mehr und mehr wandten sich die Blicke der Welt von dem Hofe zu Versailles, der sie so lange Zeit durch eiteln Prunk geblendet hatte, nach dem preußischen Throne hin, wo ein König herrschte, der einfach und allein seiner königlichen Pflicht lebte und der auf allen Dank seiner Unterthanen für die ihnen wiedererbauten Hütten und zur Bestellung übergebenen Felder nur das schöne Wort zur Antwort hatte: „Dafür bin ich da.“ Das Vorbild des großen Preußenkönigs begann bereits weit über Preußens, über Deutschlands Grenzen hinaus zu wirken. Maria Theresia, Friedrichs heftigste Gegnerin, war seine gelehrige Schülerin geworden.

König Friedrich wollte sein Preußen stark machen, damit es die schöne Rolle spielen könne, den Frieden zu erhalten allein aus Liebe zur Gerechtig-

keit, nicht aus Furcht: „Wenn aber jemals in Preußen Unrecht, Parteilichkeit und Laster überhand nähmen, dann wünsche ich dem Hause Brandenburg schleunigen Untergang." — Als Zweck des Staates bezeichnete König Friedrich das gemeine Wohl; nur um dieses Zweckes willen darf der Staat die natürliche Freiheit seiner Bürger beschränken, aber auch — alle bestehenden Privilegien aufheben. „Der König ist nur das Oberhaupt des Staates, hat nur als solches Rechte und Pflichten." —

Als eine seiner vornehmsten Pflichten betrachtete der König bis an sein Lebensende die Aufsicht über die Rechtspflege. „Ursprünglich sind die Regenten die Richter des Staates," schrieb er (an d'Alembert 1780); „nur die Menge der Geschäfte hat sie gezwungen, dieses Amt Leuten zu übertragen, denen sie das Fach der Gesetzgebung anvertrauen. Dennoch dürfen sie diesen Teil der Staatsverwaltung nicht vernachlässigen, noch weniger dulden, daß man ihren Namen und ihr Ansehen dazu mißbraucht, um Ungerechtigkeiten zu begehen. Aus diesem Grunde bin ich genötigt, über diejenigen zu wachen, denen die Handhabung der Gerechtigkeit übertragen ist; denn ein ungerechter Richter ist ärger als ein Straßenräuber. Allen Bürgern ihr Eigentum sichern und sie so glücklich machen, als es die Natur des Menschen gestattet, diese Pflicht hat jeder, der das Oberhaupt einer Gesellschaft ist, und ich bestrebe mich, diese Pflicht aufs beste zu erfüllen. Wozu nützte es mir auch sonst, den Plato, Aristoteles, die Gesetze des Lykurg und Solon gelesen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das ist wahre Philosophie." —

Ungeduldig und heftig wurde der König, wenn er bei den Richtern auf Beschränktheit und Pedanterie stieß, welche das Wesen und die Thatsachen auszulöschen drohten. Insbesondere war es sein Bestreben, die unteren Klassen vor Ungerechtigkeit und Benachteiligung durch die oberen zu schützen und so das Versprechen zu bewähren, das er schon vor seiner Thronbesteigung gegeben, daß er „ein rechter König der armen Leute" sein wolle. Dieses Bestreben verleitete ihn sogar in einem besonderen Falle, seinen königlichen Machtspruch an Stelle des für ungerecht gehaltenen richterlichen Spruches zu setzen. Es war dies der berühmte Müller Arnoldsche Prozeß. Müller Arnold war wegen der Pacht seiner Mühle, der Krebsmühle bei Züllichau, mit seinen adligen Nachbarn in Streit geraten und hatte bei verschiedenen Gerichtsbehörden, zuletzt bei dem Kammergericht, Klage geführt, war aber abgewiesen worden und wandte sich nun mit einer Beschwerde an den König. Dieser ließ die Sache durch einen Offizier untersuchen und kam zu der Überzeugung, daß die Richter aus Rücksicht für die hohe Stellung der Angeklagten sich zu einem parteiischen

und ungerechten Richterspruch gegen den Müller hätten bewegen lassen. Er ließ den Großkanzler von Fürst mit den drei Räten des Kammergerichts, welche das Urteil abgefaßt hatten, zu sich auf das Schloß bescheiden (Dezember



Friedrich der Große am Schreibtisch.

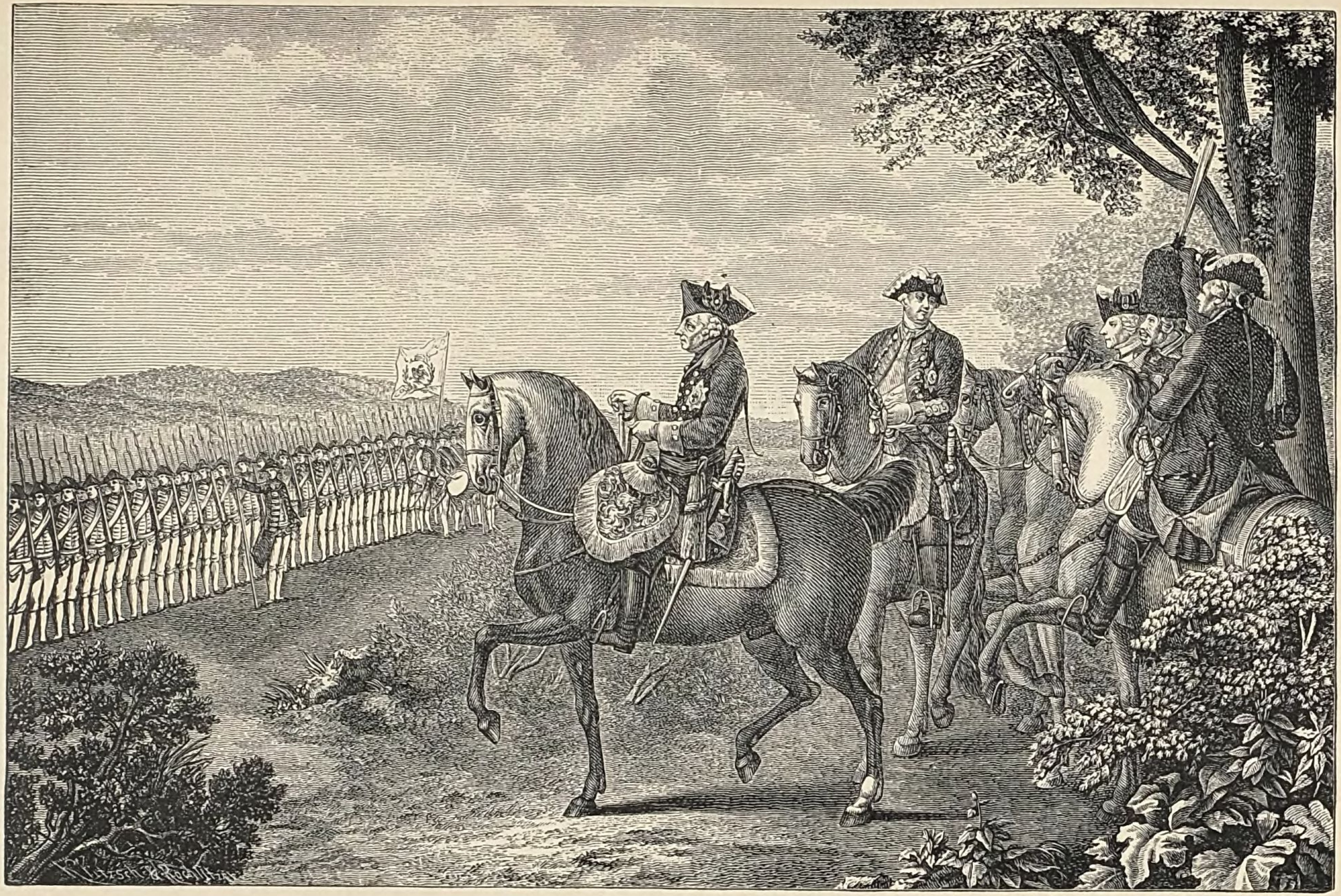
1779) und empfing sie — ohnehin durch das Podagra, an dem er wieder litt, vielleicht nicht in der besten Laune — mit sehr ungnädigen Worten: „Mein Name zu einer solchen Sache! Wann habe ich je einen armen Mann

aus Liebe zu einem reichen unterdrückt? Die Formen des Perückentums beobachtet Ihr mit feierlicher Sorgfalt und kümmert Euch nicht darum, was aus den wesentlichen Thatsachen wird! — Ich will ein Exempel an Euch statuieren, dessen man sich erinnern soll!“ —

Der Großkanzler wurde sofort seines Dienstes entlassen, die Räte kassiert und zu Festungsstrafe verurteilt. In dem Protokoll, welches auf Befehl des Königs über diesen Vorgang aufgesetzt und in allen Berliner Zeitungen gedruckt wurde (11. Dezember 1779), heißt es:

„Des Königs Wille ist und war immer, daß jedermann, er sei vornehm oder gering, reich oder arm, eine prompte Justiz administrieren und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Ansehen der Person und des Standes, durchgehends ein unparteiisches Recht widerfahren soll. — Se. Majestät werden daher in Ansehung der wider den Müller Arnold abgesprochenen und hier approbierten höchst ungerechten Sentenz, ein nachdrückliches Exempel statuieren, damit sämtliche Justizkollegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja, was noch mehr ist, der Bettler ebensowohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz widerfahren muß. Indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich, und bei solchen Gelegenheiten muß pure nach der Gerechtigkeit verfahren werden ohne Ansehen der Person. Danach mögen sich die Justizkollegia in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehen der Person und des Standes gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit verletzen, so sollen sie es mit Sr. Königlichen Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer als eine Diebesbande, vor der kann man sich schützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passions auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten. Die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritieren eine doppelte Bestrafung.“ — —

Der Fall erregte sowohl in Preußen als im Auslande das größte Aufsehen. Man übersah, daß der König in seinem Streben, dem Armen zu seinem Rechte zu verhelfen, sich selbst zu einer Ungerechtigkeit und Härte gegen einen seiner ersten Diener, den Großkanzler von Fürst, und drei Räte des Kammergerichts hatte fortreißen lassen, und auch unter den Armen im Volke wuchs das Vertrauen, daß sie in ihrem Könige ihren besten Anwalt hätten.



Parade König Friedrichs.

Nach dem Stiche von Chodowiecki.

Dem Bedrängten zum Troste galt das schöne Wort: „Es giebt noch gerechte Richter bei uns!" («il y a des juges à Berlin!»)

Noch eine andere wichtige Folge knüpfte sich unmittelbar an diesen Vorfall. An die Stelle des Großkanzlers von Fürst berief der König den ausgezeichneten bisherigen schlesischen Justizminister von Carmer und erteilte ihm sogleich den Auftrag, als Ergänzung zu dem Codex Fridericianus aus Coccejis Zeit* ein neues preußisches Gesetzbuch und zwar in deutscher Sprache, sowie eine neue Prozeßordnung auszuarbeiten. Carmer fand ausgezeichnete Mitarbeiter bei dieser schwierigen Aufgabe, unter ihnen den Geheimerat Suarez, und brachte nach mehrjähriger mühevoller Arbeit das „Allgemeine Landrecht" nebst der „Allgemeinen Gerichtsordnung" zu stande, welches fortan das vielbelobte und bewunderte Gesetzbuch für die Preußischen Staaten wurde. Friedrich erlebte die Vollendung dieses Werkes nicht mehr, welches erst am 5. Februar 1794 veröffentlicht wurde; aber ihm bleibt die Ehre, die Anregung auch zu diesem Werke gegeben zu haben, welches die Grundlage für die Rechtszustände im Preußischen Staate bildete.

Eine von den stärksten Grundsäulen des Preußischen Staats war die Armee; das hatte König Friedrich oft genug anerkannt und ausgesprochen. Deshalb wandte er ihr auch noch in seinen letzten Lebensjahren die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu. Er überzeugte sich durch Heerschauen und Musterungen selbst von dem Zustande seiner Truppen, auch in den entfernteren Provinzen, belobte, belohnte und bestrafte die Befehlshaber, schrieb Reglements und Direktive zu ihrer Belehrung und schärfte seinen Offizieren unermüdlich ein, wie auch „das Detail des Dienstes seine Ehre habe." Er übte jede Waffe in ihrer eigentümlichen Fechtweise und verfolgte aufmerksam jeden Fortschritt im Kriegswesen, insbesondere auch die neue Fechtweise der leichten Infanterie in aufgelöster Ordnung, wie sie im Nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege von den amerikanischen Riflemen geübt wurde. Unter den preußischen Jägern die schon im Siebenjährigen Kriege — insbesondere bei der Belagerung von Dresden 1760 — ihm gute Dienste geleistet hatten, lebt noch die Tradition, wie er bei einer Revue in Potsdam, als das Jägerbataillon — anstatt, wie es sonst für diese Waffe vorgeschrieben, in Reihen und ohne Tritt — diesmal in Zügen und im Gleichschritt vorbeimarschierte, mit erhobenem Krückstock ihnen zugerufen habe: „Ihr Schäker, wollt Ihr wohl auseinander!" —

Trotz alledem war es kein Zweifel, daß die Armee in Friedrichs letzten

---

* Vergl. S. 97.

Lebensjahren sich nicht mehr auf der Höhe der Tüchtigkeit befand, die sie unter Friedrich erlangt hatte. Die Blüte des alten Offiziercorps lag auf den Schlachtfeldern; fast sämtliche namhafte Generale waren geblieben oder kampfunfähig geworden. Die während des Friedens emporkamen, suchten das Geheimnis der Taktik in der Paradedressur. Durch die Art und Weise, wie Friedrich den Adel bevorzugte, indem er die Offizierstellen nur noch mit Adligen besetzte und die bürgerlichen Klassen ganz von denselben ausschloß, bildete sich in den Offiziercorps der sogenannte Junkergeist, der sie dem Volke entfremdete. Ein Hauptgrund für die Abnahme der Tüchtigkeit des Heeres lag aber in dem Umstande, daß nach der damaligen Heeresverfassung die militärischen und die volkswirtschaftlichen Interessen gerade entgegengesetzte waren. Nach dem Kriege bedurfte das verwüstete Land der Arbeitskräfte, die ihm durch die Armee entzogen waren. Der König, von der Notwendigkeit einer Hebung der Landwirtschaft überzeugt, ließ selbst zahlreiche Befreiungen von der Wehrpflicht eintreten. Wenige Jahre nach dem Frieden bestand das Heer schon größtenteils aus Ausländern, welche kein Interesse an der Macht und Größe Preußens hatten. Noch wirkte der Kriegsruhm der sieben Jahre nach, noch kamen Offiziere aller größeren fremden Armeen zu den militärischen Übungen auf dem Potsdamer Exerzierplatz oder auf der Mockerauer Heide, um dem großen preußischen Drillmeister das Geheimnis seiner Siege abzulauschen; aber König Friedrich selbst konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Armee im Sinken sei.

Im Herbst 1784 kamen unter anderen fremden auch viele französische Militärs, die mit ihren Lorbeeren aus dem amerikanischen Kriege prangten, als Gäste des Königs zu der Revue, die er in Schlesien abhielt, unter ihnen Lafayette, Ségur u. a., begierig, den großen Mann zu sehen und von ihm gesehen zu werden. Einer der französischen Offiziere, der Marquis von Bouillé, berichtet über diese Revue:

„Die 20000 Mann Truppen, die in Breslau versammelt waren, errangen den Beifall des Königs nicht. Zu einigen Regimentschefs sagte er: «Vous ressemblez plus à des tailleurs qu'à des militaires» (Ihr seht mehr wie Schneider aus als wie Soldaten). Er kassierte mehrere und schickte sogar einen Generalmajor auf sechs Wochen ins Gefängnis."

Dieser Bericht scheint keineswegs übertrieben, wenn wir damit ein Schreiben des Königs an den Generalinspekteur der schlesischen Infanterie, Generallieutenant von Tauenzien vergleichen (aus Potsdam, 7. September 1784):

„Mein lieber General von Tauenzien! — Schon bei meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte ich gegen Euch und will es jetzt schriftlich wiederholen,

daß meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist wie jetzt; wenn ich Schuster und Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein. Das Thaddensche Regiment gleicht nicht dem unbedeutendsten Garnisonbataillon einer preußischen Armee; Rothkirch und Schwarz taugen auch nicht viel; Zaremba ist in einer solchen Unordnung, daß ich einen Offizier von meinem Regiment nach dem diesjährigen Herbstmanöver werde hinschicken, um es wieder in Ordnung zu bringen; von Erlach sind die Burschen durch das Kontrebandieren so verwöhnt, daß sie keinen Soldaten ähnlich sehen; Keller gleicht einem Haufen ungezogener Bauern, Hager hat einen elenden Kommandeur, und Euer Regiment ist sehr mittelmäßig; nur mit Graf von Anhalt, Wendessen und Markgraf Heinrich kann ich zufrieden sein. Seht, so sind die Regimenter en détail. Nun will ich das Manöver beschreiben: Schwarz machte den unverzeihlichen Fehler, bei Neisse die Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugsam zu besetzen; wäre es Ernst gewesen, so wäre die Bataille verloren. Erlach bei Breslau, statt die Armee durch Besetzung der Anhöhe zu decken, marschierte mit seiner Division wie Kraut und Rüben im Defilee, daß, wäre es Ernst gewesen, die feindliche Kavallerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verloren ging. Ich bin nicht willens, durch lâcheté meiner Generale Schlachten zu verlieren, weshalb ich hiermit festsetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn ich noch lebe, die Armee zwischen Breslau und Ohlau führet und vier Tage zuvor, ehe ich ins Lager komme, mit den unwissenden Generalen manövrieret und ihnen dabei weiset, was ihre Pflicht ist. Das Regiment von Arnim und das Garnisonregiment von Kanitz macht den Feind, und wer alsdann seine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den lasse ich Kriegsrecht halten; — denn ich würde es einer jeden Puissance verdenken, dergleichen Leute, welche sich so wenig um ihr Metier kümmern, im Dienst zu behalten. Erlach sitzt noch vier Wochen im Arrest" (vierzehn Tage saß er schon). „Auch habt Ihr diese meine Willensmeinung Eurer ganzen Inspektion bekannt zu machen. F."

König Friedrich erkannte mit scharfem, kritischem Blick die Fehler an seiner Armee, aber nicht die Ursachen ihres Sinkens überhaupt und nicht die Mittel, um die Schäden zu heilen, die Armee zu verjüngen und sie mit neuer Siegeskraft zu durchdringen. Dieses Geheimnis sollte erst ein Vierteljahrhundert später entdeckt werden unter dem Anstoß derselben Bewegung, die Friedrichs Nachfolger noch zu bekämpfen hatten.

Friedrich stand bereits auf der Schwelle eines neuen Zeitalters, und es ist nicht einem Menschen gegeben, zwei verschiedene Zeitalter mit seinem Genius

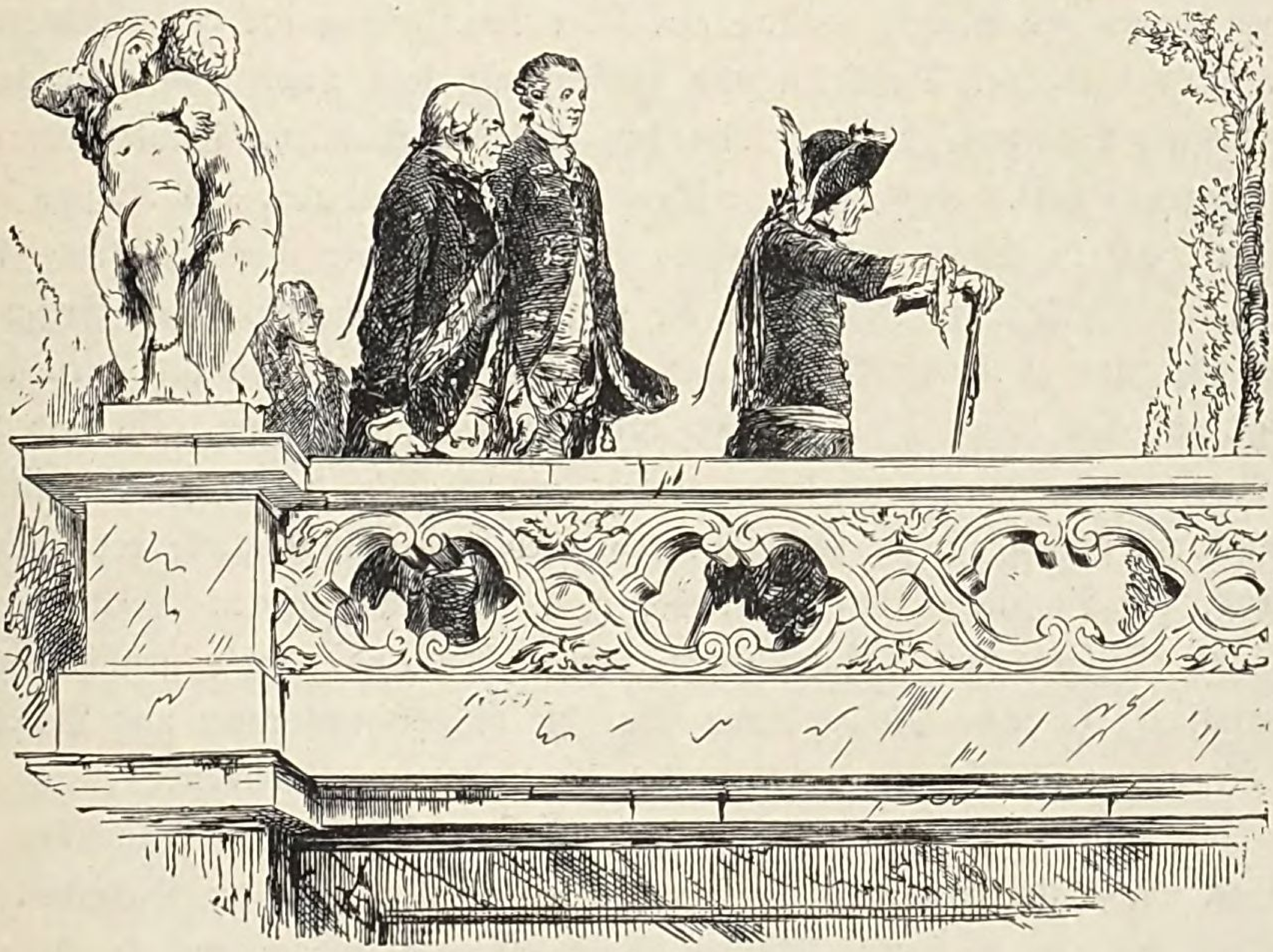
beherrschend zu umfassen und mit seinen Ideen zu erfüllen. Friedrich brachte noch einmal den Gedanken der absoluten Monarchie zu seiner glänzendsten Erscheinung. In seinem Staate hatte jedermann die volle Freiheit des Denkens und Glaubens; aber in seiner bürgerlichen Thätigkeit waren doch jedem bestimmte Kreise durch den Staat vorgezogen und scharf begrenzt, innerhalb deren er sich zu bewegen hatte. Hierin lag die Macht des Preußischen Staates, aber auch zugleich seine Beschränkung.

In einem solchen Staate war nicht der Boden, wo die Ideen der Revolution hätten Wurzeln schlagen können. Das preußische Volk war durch und durch monarchisch und hohenzollerisch; es sah in seinen Königen vertrauensvoll zugleich die Vertreter der nationalen Ehre und Würde, die Hüter und Schirmer des Rechts. In allen Einrichtungen des Staates erkannte man den Geist ihres Urhebers und Begründers, und bis zur Stunde seines Todes war es der Geist des großen Königs, welcher den ganzen Organismus seines vielgegliederten Staates belebte, war es seine Hand, die alle Fäden der Regierung zusammenhielt und lenkte; aber wie dann, wenn dieser große Geist zur Ruhe gegangen, wenn diese Hand ermattet und erkaltet war? — —

Noch in seinem letzten Lebensjahre (am 25. Januar und am 17. April 1786) empfing König Friedrich in Sanssouci den Besuch des Mannes, der berufen war, während der nächsten Zeit eine der hervorragendsten Rollen in Frankreich zu spielen, Honoré Riquetti Graf von **Mirabeau**. Welcher Gegensatz: der aufgeklärteste Repräsentant des alten monarchischen Systems und der gewaltige Vorkämpfer der Revolution! — Wir finden in den Geschichts- und Memoirenbüchern keine Aufzeichnung der zwischen beiden gepflogenen Unterhaltung, und wir verzichten darauf, diese geschichtliche Lücke durch eigene Kombination — wie anderwärts geschehen — zu ergänzen; aber wir vermuten, daß Friedrich nach dieser Unterhaltung seine frühere Meinung über Mirabeau geändert hat; denn er schrieb noch kurz vorher an den Prinzen Heinrich (25. Januar): „M. kommt heute zu mir, wahrscheinlich einer jener zungenfertigen Menschen, die für und gegen alle Welt schreiben.“ Mirabeau aber schrieb nachher nur: „Meine Unterredung mit dem Könige war sehr lebhaft; aber der König war so leidend, daß ich selbst den Wunsch hatte, sie abzukürzen. Denselben Abend reiste ich weiter.“ —

Der Philosoph von Sanssouci. In seinen letzten Lebensjahren weilte König Friedrich wieder mit Vorliebe in seinem Sanssouci. Freilich hatte sich auch hier manches geändert. Die heitere, von Geist und Laune sprudelnde Rede, die an der Tafelrunde des Königs herrschte, ist allgemach

verstummt; Flöte und Saitenspiel erklangen längst nicht mehr in diesen Hallen. Aber noch umschwebten ihn hier die „Bilder schöner Tage," und wenn er auf der oberen Terrasse des Schloßparks in seinem Stuhle lehnte, das Haupt vorgebeugt, das blaue Auge sinnend auf der heiteren Landschaft ruhend, die zu seinen Füßen sich breitete, dann stiegen wohl „manche lieben Schatten" vor ihm auf. Viele von ihnen, die hier einst mit ihm scherzten und lachten, waren nun längst von ihm geschieden; einige fielen auf den Schlachtfeldern, wie sein



Auf der Terrasse von Sanssouci.

Schwerin, Winterfeldt, Keith, andere starben daheim im Frieden, so Maupertuis (1759, 27. Juli), Algarotti in Pisa (1764, 23. Mai); der treue d'Argens starb während eines Besuches in der heimischen Provence (1771, 26. Dezember); Fouqué, der Hochmeister des Bayardordens, starb hochbetagt in Brandenburg (1773, 31. Dezember) in demselben Jahre mit Seydlitz (1773, 7. November); in der Zeit des Bayrischen Erbfolgekrieges starben der Lordmarschall Keith (1778, 25. Mai) und Voltaire (1778, 30. Mai). Zieten erschien wohl zuweilen als Gast an der königlichen Tafel in Sanssouci; aber der alte Husarenvater schlief während der Tafelunterhaltung ein, und als ihn sein Nachbar aufwecken wollte, ward er durch den König davon zurückgehalten mit den Worten: „Laßt ihn schlafen, er hat oft genug für uns gewacht!" —

Den Frieden des Familienlebens, welcher den thätigen Mann unter den Wirren und Stürmen des Lebens so erquickend anmutet und anheimelt, hat Friedrich nie empfunden. Zu seiner Gemahlin beobachtete er ein verehrungsvolles, aber kaltes und förmliches Verhältnis. Sie lebte in stiller Zurückgezogenheit bei christlicher Wohlthätigkeit und häuslicher Beschäftigung in Schönhausen oder im Schlosse zu Berlin und empfing nur selten den Besuch des Königs, wie eines hohen Gastes. Sanssouci hat sie nie gesehen.

Eines aber war dem Könige treueigen geblieben, tröstend und aufrichtend in den Tagen des Alters, — das war seine Begeisterung für das Schöne und Edle, seine Liebe zur Dichtkunst und Wissenschaft, sein Trieb nach Erforschung der ewigen Wahrheit, die den Menschen über den flüchtigen Wandel der Erscheinungen erhebt. Aus dieser reichen geistigen Thätigkeit des Königs entstanden noch in seinen späten Jahren in der Einsiedelei von Sanssouci eine Reihe von Werken, in welchen er die politischen und geschichtlichen Ereignisse seiner Zeit mit objektiver Klarheit und strengster Wahrhaftigkeit zur Darstellung bringt und das Urteil über dieselben der Nachwelt anheimgiebt. Es sind dies die sämtlichen Ereignisse, an denen er seit dem Beginne des ersten Schlesischen Krieges teil gehabt, so die Geschichte des Siebenjährigen Krieges, der Teilung Polens, des Bayrischen Erbfolgekrieges u. a. Diesen größeren Werken schloß sich eine Anzahl von Abhandlungen moralischen und staatswissenschaftlichen Inhalts an, so seine „Abhandlung über die Regierungsformen und Pflichten des Regenten“ (1777), die „Briefe über die Liebe zum Vaterlande“ u. a.

Die wissenschaftliche Beschäftigung war für Friedrich das Atemholen des Genius. Aus ihr entsprang die Freiheit des Denkens und die Sicherheit des Wollens, die ihn zu seinen kühnsten Entschließungen und größten Handlungen antrieb.

Aber in dem geistigen Leben des Philosophen von Sanssouci tritt eine Erscheinung hervor, die uns mit Wehmut erfüllt. Friedrich stand ganz unter dem Einflusse der französischen Bildung, und er war doch im Grunde ein zu ehrlicher protestantisch-deutscher Charakter, um in der fremden Bildung jemals heimisch werden zu können. Seine Grundanschauungen beruhten auf der strengen und ernsthaften Auffassung der Pflicht und hatten nichts gemein mit der lockeren und weichlichen Moral der Pariser Aufklärung; sie entsprachen vielmehr dem kategorischen Imperativ des Königsberger Philosophen Immanuel Kant, als den Lehren der französischen Philosophen. „Die französische Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts“ — sagt H. von Treitschke — „krankte an einer tiefen Unwahrheit; sie besaß weder die Lust noch die Kraft,

das Leben in Einklang zu bringen mit der Idee: man schwärmte für die heilige Einfalt der Natur und gefiel sich doch unsäglich in den unnatürlichsten Sitten und Trachten, welche jemals die europäische Welt beherrschten; man spottete über den albernen Zufall der Geburt, träumte von der ursprünglichen Freiheit und Gleichheit und lebte doch lustig drauf los in der frechen Menschenverachtung und allen den süßen Sünden der alten höfischen Gesellschaft, befriedigt mit der Hoffnung, daß irgend einmal in einer fernen Zukunft über den Trümmern alles Bestehenden die Vernunft ihren Herrscherthron aufschlagen werde.“

Friedrichs Philosophie dagegen stand in vollem Einklange mit seinem ganzen Schaffen und Thun. Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das deuchte ihm wahre Philosophie. Friedrich fühlte wohl diesen Zwiespalt in seinem inneren Leben. Er liebte die geistvolle und witzige Gesellschaft der Franzosen; aber er baute doch mehr auf die handfeste Biederkeit und schlichte Treue seiner märkischen und pommerschen Edelleute; er spottete mit den französischen Freigeistern über die Wunder und den Wunderglauben der „Rechtgläubigen“; aber sein Spott verstummte vor dem ehrlichen Bibelglauben und Gottvertrauen des alten Zieten. Friedrich hatte das tragische Schicksal, in zwei Sprachen zu denken und zu reden, von denen er keine ganz beherrschte. Dieser innere Widerspruch machte ihn oft bitter und ungerecht gegen die deutsche Sprache und die neue deutsche Bildung. Er ahnte die Macht des deutschen Geistes; aber er vermochte nicht in seine wundervolle Tiefe einzudringen. So schloß er eine Abhandlung „Über die deutsche Litteratur, über die Fehler, die man ihr vorwerfen kann, über deren Ursachen und über die Mittel, durch welche sie zu verbessern sind“ mit den bedeutungsvollen Worten: „Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie lesen, um sich an ihnen zu erfreuen; unsere Nachbarn werden die deutsche Sprache lernen, an den Höfen wird man sie mit Vergnügen sprechen, und es kann geschehen, daß unsere Sprache, ausgebildet und vollendet, sich zu Gunsten unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europas bis zum anderen ausbreitet. Diese schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht gekommen; aber sie nahen heran. Ich sage es euch, sie werden erscheinen; ich werde sie nicht sehen, mein Alter gestattet mir dazu keine Hoffnung. Ich bin wie Moses: ich sehe von fern das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten.“ —

Er hätte sie doch sehen können, diese schönen Tage; — denn schon war es Frühling worden in Deutschland; schon regte sich überall ein frisches, blühendes Geistesleben, welches glänzende Früchte tragen sollte. Auch Preußens

Volk nahm — zum Teil unter dem unmittelbaren Eindruck von Friedrichs Waffenruhm und Heldentum — reichen Anteil an dem neuen geistigen Leben. Unter Friedrichs Fahnen dichtete Gleim die „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers“,* starb der Sänger des „Frühling“, Ewald von Kleist, den Tod fürs Vaterland; „unter dem Trommelschlag des preußischen Kriegslagers“ — um mit H. von Treitschke zu reden — „ward das erste deutsche Lustspiel, Lessings «Minna von Barnhelm» gedichtet; Friedrichs Triumphe begeisterten den pommerschen Horaz, K. W. Ramler, „die Schwelle seines Ruhmestempels mit Blumen zu bestreun“ („Ode an die Stadt Berlin“), und als Friedrichs Thatenruf über den Erdkreis immer mächtiger scholl, da nahm der schwäbische Jüngling Chr. Schubart, Schillers Schulkamerad auf der Karlsschule in Stuttgart, „ungestüm die goldne Harfe, drein zu stürmen Friedrichs Lob.“ Friedrichs Siege begeisterten auch eine Dichterin: Anna Luise Karsch, der wir hier um so lieber einige Worte widmen, weil wir ihr in der That eine größere Beachtung seitens des Königs gewünscht hätten; sind es doch oft schöne und schwungvolle Verse, zu denen sie sich erhebt, wohl würdig, von einem Friedrich gelesen zu werden, z. B. „auf das Ungewitter“:

„O Freund, drei Ungewitter hingen
Herunter drohend über mir,
Doch konnt' ich unerschüttert singen:
«Gott, du bist groß, dich loben wir!»“ —

Oder „von dem Vertrauen auf Gott“:

„Die Blitze kreuzten ohne Donnerschläge,
Gott sprach, und das Gewitter wich,
Er spricht so zu des Meeres Toben: lege,
Hier, stolze Welle, lege dich!

So spricht er zu des Krieges Wetterwolke,
Und sie gehorcht ihm wie das Meer!
Dann sing' ich ihm — so sang vor ihrem Volke
Einst Mirjam Gottes Thaten her.“

Anna Luise Karsch wurde (1722) auf der Meierei „der Hammer“ bei Schwiebus geboren, in einer Gegend, die mindestens zweimal in den Gesichtskreis des Königs Friedrich trat, durch die Schlacht bei Kay oder Züllichau und durch

---

* Gleim diente zwar nicht als Grenadier in Friedrichs Armee, wie man nach dem Titel der obigen Gedichtsammlung vermuten könnte; aber er begleitete als Sekretär einen königlichen Prinzen in den zweiten Schlesischen Krieg und wurde später Stabssekretär des Fürsten Leopold von Dessau (seit 1747 Domsekretär in Halberstadt, gestorben 1803).

den Müller Arnoldschen Prozeß wegen der Krebsmühle. Ihr Vater war ein armer Bauer Namens Dürbach, dessen drei Kühe die kleine Anna Luise auf die Weide treiben mußte. Als sie eines Tages einer Kuh, die sich verirrt hatte, nachlief, sah sie einen Hirtenknaben unter einem Baume lesend und erfuhr von ihm zu ihrem Staunen, was für schöne Geschichten das Buch enthielt. Sie lernte nun mit großem Eifer lesen, lieh von ihrem jungen Freunde das Buch und las darin mit Verwundern die Geschichte von der „schönen Melusine,“ dem „gehörnten Siegfried,“ später auch den „Robinson.“ Neben ihrem harten Mägdedienst betrieb sie jetzt eifrig auch ihre geistige Bildung. Später wurde sie an einen Wollspinner verheiratet, der sie für reich gehalten haben mochte und sich nichts mehr aus ihr machte, sobald er das Gegenteil erfuhr. Ihre Zerstreutheit, die ihr in der Wirtschaft schadete, nahm zu, als König Friedrich ins Land rückte und seine Erscheinung ihren dichterischen Enthusiasmus weckte. Auch der Mann war begeistert für Friedrich —, weil er erfuhr, daß der König die Ehescheidung freigegeben habe, von welchem Rechte er sogleich Gebrauch machte. Die arme, verstoßene Frau lebte nun in Schwiebus in Not und Kummer. Ein durchreisender Schneider, Namens Karsch, nahm sich ihrer an und verheiratete sich mit ihr, wohl mehr aus Mitleid, als aus Liebe bewogen. Die Ehe war unglücklich; der Mann trank, und die Frau dichtete; das reimt sich nicht zusammen. Jener wurde sodann unter die Soldaten gesteckt und kam — wir wissen nicht wie — ums Leben. Die Karschin ging nach Glogau, wo sie mit Übersetzungen des Horaz und anderen Dichtungen bekannt wurde. Während sie sich hiermit Tag und Nacht beschäftigte, war des Königs Ruhm in aller Munde. Kanonendonner von den Wällen der Stadt verkündete seine Siege, und in den Kirchen wurden Dankgebete gehalten. Dies gab ihren Dichtungen neuen Inhalt und Schwung. Ein märkischer Edelmann, Baron von Kottwitz, wurde auf ihr Talent aufmerksam, sandte ihr Geschenke und nahm sie mit nach Berlin, wo sie in den vornehmsten Zirkeln sich mit Anstand bewegte und Bewunderung erregte. Gleim sorgte für sie durch Herausgabe ihrer Gedichte. Nur der von ihr so viel besungene König verhielt sich kalt und gleichgültig gegen das „Berliner litterarische Wunder.“

Endlich (im Oktober 1763) verlangte Friedrich sie zu sprechen; sie wurde ihm in Sanssouci vorgestellt. Er versprach, für sie zu sorgen, schenkte ihr jedoch nur fünfzig Thaler und gab ihr die schlimme Anweisung, sich wieder zu melden. Bevor sie es zu thun wagte, scheint man sie verleumdet zu haben. Als sie es that, schickte ihr der König zwei Thaler mit der Beischrift, die wie

Hohn klang: „Für Deutschlands Dichterin.“ Im Gefühl ihrer Würde fand sie den Mut zu antworten:

„Zwei Thaler giebt kein großer König,
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich lieber es zurück.“ —

Friedrich zürnte zwar nicht; aber er that auch nichts für sie. Als sie einige Jahre später die Kühnheit hatte, ihn um ein Haus zu bitten, schickte er ihr mit Anspielung auf jene Verse einen Thaler mehr. Die Karschin quittierte darauf mit folgenden Versen:

„Seine Majestät befahlen,
Mir, anstatt ein Haus zu bau'n,
Doch drei Thaler auszuzahlen.
Der Monarchbefehl ward, traun!
Prompt und treulich ausgerichtet,
Und zu Dank bin ich verpflichtet;
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbau'n,
Sonst bestellt' ich ohne Grau'n
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern über'n Schmaus
Bei des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Überrest,
Die der König darben läßt“ — —

Friedrichs Nachfolger ließ der Karschin später wirklich ein Haus auf dem Alexanderplatz bauen, und die Freude der greisen Dichterin über diese Erfüllung ihres Lieblingswunsches war so groß, daß sie alle ihre Bekannten zur Einweihung des Hauses einlud, noch ehe dasselbe ganz fertig und trocken war. Sie konnte die Zeit nicht erwarten, bezog zu frühe das neue Haus und zog sich dadurch eine Krankheit zu, die mit ihrem Tode endete. Sie starb 1791.

König Friedrich ließ nicht allein die Karschin darben, sondern die deutsche Muse überhaupt. Schon begann in Deutschland jene große geistige Bewegung, welche, aus dem innersten Kern des deutschen Volkslebens hervorgehend, dasselbe bald in allen Adern und Pulsen durchströmte. Schon erschienen die Männer, welche, voll edelster Begeisterung für das Schöne, berufen waren, die Bahnbrecher und Führer dieser großen, geistigen Bewegung zu werden. Klop-

stock hatte bereits die ersten Gesänge seiner Messiade gesungen, in welcher er sich voll religiöser Begeisterung zum Unendlichen und Ewigen aufschwang. Er schlug in seinen Oden die heiligsten Töne der Menschenbrust an: Religion, Tugend, Freundschaft, Liebe und Vaterland, und führte den keuschen, sittlichen Ernst in die deutsche Dichtkunst ein. Winkelmann erschloß unserm Volke das Verständnis für die antike Kunst. Lessing zeigte an den einfachen Vorbildern der antiken Kunst, wie hoch die naturgetreue Wahrheit über alle gelehrten Regeln zu stellen sei. Er zeigte die Schönheit und Bildsamkeit unserer deutschen Muttersprache, befreite den deutschen Nationalgeist von dem Einflusse der Franzosen und stellte die deutsche Litteratur ein für allemal selbständig auf eine nationale Grundlage. Herder erklärte, wie die Poesie aus der innersten Natur des Volkes hervorgehen und durch die schöpferische Kraft des Genius belebt werden müsse, und indem er dem deutschen Geiste die geistigen Schätze der fernsten Kreise des Morgen- und des Abendlandes erschloß, gab er der neuen deutschen Bildung ihre universale Bedeutung. Schon erschienen die beiden Meister, welche die Aufgabe, die der deutsche Geist in dieser bewegten Zeit sich gestellt hatte, in ihrer größten Tiefe erfaßten und damit dieser wundervollen Epoche in dem geistigen Leben unseres Volkes ihren Abschluß und ihre klassische Vollendung zu geben berufen waren: Goethe und Schiller.

Immer reicher und voller sprießt der Frühling des deutschen Geisteslebens, überall frische, junge Triebe, Blüten und Früchte weckend, und immer einsamer wird es um den Philosophen von Sanssouci:

— — „Er ahnet nicht, daß jene Morgenröte
Den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt,
Er, der das scheue Kind, noch rot von süßem Schrecken,
Die deutsche Poesie, aus welschen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt."

Friedrichs letzte Krankheit und Tod. Wir stehen an der Marke eines großen Heldenlebens, an dem Ziele des irdischen Wirkens und Schaffens einer ganzen, vollen Menschenkraft. Denn nicht allein der Umlauf des Blutes, der Schlag des Herzens und der Pulse bezeichnet das Leben, sondern noch viel mehr sein geistiger Inhalt, das straff gespannte Schaffen des Geistes — aller Müßiggang ist Tod. Und Friedrich hat gewirkt und geschaffen für spätere Generationen bis an seinen spätesten Lebensabend, vielleicht um so angestrengter und energischer, je mehr er fühlte, es käme die Nacht, da niemand wirken kann.

Des großen Friedrich Geist wohnte in einem schwächlichen Körper; aber er überwand durch seine bewunderungswürdige Thätigkeit die körperlichen Schwächen und Gebrechen. Ein Zeitgenosse giebt uns folgendes Bild von ihm aus seinen späten Lebensjahren: „Mit lebendiger Neugierde betrachtete ich diesen Mann, der, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeeren und seiner langen Mühen gebeugt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Kniee hinaufreichenden langen Stiefel, seine mit Schnupftabak bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch imponierendes Ganzes. An dem Feuer seiner Blicke erkannte man, daß er nicht gealtert hatte. Ungeachtet er sich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er sich noch wie ein junger Soldat schlagen könne; trotz seines kleinen Wuchses erblickte ihn der Geist doch größer als alle anderen Menschen."

Friedrich beachtete nicht gern seine körperlichen Leiden; aber die namentlich seit dem Bayrischen Kriege häufiger wiederkehrenden Krankheitsanfälle erinnerten ihn daran, daß auch sein Körper den Gesetzen der Natur unterworfen sei. „Was meine Gesundheit betrifft," schrieb er (1780) an einen Freund, „so werden Sie natürlicherweise selbst vermuten, daß ich bei achtundsechzig Jahren die Schwachheiten des Alters empfinde. Bald belustigt sich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins, und sie bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen."

Wenn er „übers Jahr noch lebe," hatte der König (1784) an Tauenzien geschrieben, wolle er wieder zu den Revuen nach Schlesien kommen. Er hielt Wort, reiste im August (1785) nach Schlesien ab und nahm sein Hauptquartier in Groß-Tinz, etwa zwei Meilen von Strehlen. Das Manöver dauerte vier Tage (22. bis 25. August), das Wetter war nicht günstig, namentlich regnete es am dritten Manövertage (24. August) ununterbrochen in Strömen; dennoch ließ sich der dreiundsiebzigjährige König nicht abhalten, auf das Manöverfeld hinauszureiten und den Übungen bis zum Schlusse beizuwohnen, wobei er mit der größten Aufmerksamkeit auf alles achtete. Es scheint auch, daß die Besichtigung diesmal mehr zur Zufriedenheit des Königs ausfiel als das vergangene Jahr. Aber die Gesundheit des Königs hatte durch dieses Manöver, namentlich durch den dritten Manövertag, an dem er durchnäßt bis auf die Haut in sein Quartier zurückkam, einen schweren Stoß erhalten. Der König kehrte gegen Ende des August nach Potsdam zurück, kam noch einmal zu einer Artillerierevue nach Berlin (9. September), fühlte sich jedoch außer

stande, der großen Revue in Potsdam (22. bis 23. September), zu welcher viele fremde Offiziere angekommen waren, beizuwohnen und bezog für den Winter 1785/86 seine Wohnung im alten Potsdamer Schlosse.

Es war ein trauriger Winter; bereits zeigten sich sehr bedenkliche Symptome von Asthma und Wassersucht. Der König hütete das Zimmer, dennoch setzte er seine Regierungsarbeiten nicht einen Tag aus. Dieselben galten insbesondere der Abhilfe des Notstandes, welcher infolge großer Überschwemmungen in den Ostseeprovinzen eingetreten war.

Am 26. Januar 1786 war der alte Zieten, des Königs treuer Kriegsgefährte, gestorben. Der König nahm die Nachricht gefaßt auf, war aber sehr ernst. „Der alte Zieten hat sich auch im Tode als General gezeigt," sagte er. „Er hat im Kriege stets die Vorhut geführt und ist mir nun auch im Tode vorangegangen. Ich führe die Hauptarmee, bald werde ich ihm folgen."

Das eintretende milde Frühlingswetter führte den König wieder hinaus nach Sanssouci. Zuweilen machte er auch noch einen Spazierritt auf seinem Lieblingspferde, dem Fliegenschimmel Condé, nach dem „Neuen Palais," das er bald nach dem Siebenjährigen Kriege hatte erbauen lassen, um der Welt zu zeigen, daß seine Kassen noch nicht erschöpft seien, — ein stattlicher Bau für späte Enkel und Urenkel. Wenn ihn sein Weg zu Pferde durch die Straßen von Potsdam führte, dann trat alt und jung hinaus vor die Thüren und begrüßte ehrerbietig den Monarchen, der ihnen ein halbes Jahrhundert der vaterländischen Geschichte, Preußens Heldenzeit, repräsentierte; aber mit ihrem Gruße mischte sich zugleich ein Gefühl tief schmerzlicher Wehmut, wie man etwa einen Freund grüßt, von dem man weiß, daß er binnen kurzem eine Reise nach einem fernen, unbekannten Lande antreten wird.

Besonders war es die Potsdamer Straßenjugend, die sich durch die Erscheinung des Alten mit dem Dreispitz auf seinem kurzschwänzigen Fliegenschimmel zauberisch angezogen fühlte, waren doch so viele tausend Anekdoten vom „alten Fritz" unter ihr im Umlauf, die sein Bild mit einem wunderbaren Reiz umgaben und die ihr auch den großen Preußenkönig wieder menschlich näher zu rücken schienen. Die Buben umtanzten und umsprangen ihn, wo er sich zeigte, warfen die Mützen in die Luft, wischten ihm den Staub von den Stiefeln und streichelten seinen Schimmel. Und Friedrich ließ sie gewähren, er liebte die Jugend, und er dachte vielleicht, daß auch diese Buben dereinst wackere Männer werden, die seinem Neffen oder Großneffen in den Krieg folgen sollten, wenn's wieder galt, das Vaterland zu schützen. Als sie es

aber eines Mittwochs nachmittags ihm zu arg machten und lästig wurden, da erhob er drohend seinen Krückstock und gebot ihnen, in die Schule zu gehen. Die Jungen aber kicherten und frohlockten, dann ließen sich einige mutwillige Stimmen aus der Bande vernehmen: „Das will 'n König sinn un weeß nich mal, daß Mittwochs nachmittags keene Schule is, herrje!" —

Am 4. Juli ritt der König das letzte Mal aus. Vierzehn Tage später stand der Condé wieder gesattelt vor der Thür und erwartete seinen Reiter. Der König stand auf, um hinauszugehen und aufzusteigen, da fuhr ihm der Schmerz in die Kniee und zog ihn wieder in den Sessel zurück. „Es geht nicht, laßt ihn wieder abführen!" winkte der König und sah wehmütig seinem Condé nach.

Er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging. Seitdem saß er wohl öfters auf seinem Lehnsessel, die Füße in eine Decke gehüllt, auf der oberen Terrasse von Sanssouci, sah hinweg über die sprühenden Wasser, die dunkeln Baumgruppen des Parks und sandte der untergehenden Sonne seinen Gruß: „Bald werde ich dir näher sein!" —

Friedrichs letzter Brief, an seine Schwester, die verwitwete Herzogin von Braunschweig gerichtet, war datiert aus Sanssouci, den 10. August 1786. Er lautet:

„Meine verehrungswürdige Schwester!

Der hannoversche Doktor hat sich bei Ihnen wichtig machen wollen, meine gute Schwester; aber die Wahrheit ist, daß es mir nichts genützt hat. Die Alten müssen den Jungen Platz machen, damit jedes Geschlecht für sich Raum findet, und wenn wir den Lauf des Lebens genau untersuchen, so besteht er darin, daß er seine Mitgeschöpfe sterben und geboren werden sieht. Inzwischen habe ich mich während der letzten paar Tage etwas erleichtert gefühlt. Mein Herz bleibt Ihnen, meine gute Schwester, unveränderlich ergeben.

Mit der größten Hochachtung, meine verehrungswürdige Schwester,

Ihr treuer Bruder und Diener

Friedrich."

Noch gingen die Regierungsgeschäfte ihren gewohnten Gang fort. Die Kabinettsräte, die sonst gewöhnlich um 6 oder 7 Uhr erschienen, wurden indessen jetzt bereits um 4 oder 5 Uhr morgens zu ihm berufen. „Mein Zustand," sagte er zu ihnen, „nötigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

Am 15. August erwachte der König gegen seine Gewohnheit erst um 11 Uhr, besorgte darauf aber seine Kabinettsgeschäfte mit voller Klarheit, gab auch dem Kommandanten von Potsdam, Generallieutenant von Rohdich, die Dispositionen zu einem Manöver der dortigen Garnison, das am folgenden Tage stattfinden sollte, und diktierte einem Sekretär die Instruktion für einen abreisenden Gesandten, „vier Quartseiten, die" — wie Hertzberg sagt — „dem erfahrensten Minister Ehre gemacht haben würden." Dies war der letzte Arbeitstag im Leben des Königs.

Als am folgenden Morgen (16. August) die Kabinettsräte zur gewöhnlichen Stunde zum Vortrage erschienen, wurden sie nicht vorgelassen. Gegen Mittag meldete sich General von Rohdich zur Empfangnahme der Parole. Der König erkannte ihn, versuchte aber vergebens, den Kopf aus dem Winkel des Lehnstuhls emporzuheben und die Lippen zu öffnen, — die Sprache versagte ihm. Ein matter, klagender Blick schien zu sagen: „Es ist nicht möglich!" Rohdich drückte sein Taschentuch vor die Augen und verließ das Zimmer.

Auch diesen Tag widerstand noch die starke Natur des Königs der beginnenden Auflösung. Gegen Abend ließ das Fieber nach; aber ein trockener, röchelnder Husten erschwerte das Atmen. Als nach einem heftigen Hustenanfall der Schleim sich etwas zu lösen schien, sagte der König: «La montagne est passée, nous irons mieux.» („Wir sind über den Berg, jetzt wird es besser gehen.")

Um zu verhüten, daß der König wieder in die Ecke seines Stuhles zurücksinke und daß ihm durch das Vorbeugen der Brust die Luft ausginge, faßte ihn sein Kammerlakai Strützki unter den Arm und hielt ihn aufrecht. Zwei Stunden verharrte der treue Diener bewegungslos in dieser Stellung. Allmählich veränderten sich die Gesichtszüge des Königs, das Auge wurde matter und gebrochener, der Atem stockte. Der Lebenskampf hatte aufgehört. Es war zwanzig Minuten nach 2 Uhr am 17. August 1786, als König Friedrich seinen Geist aushauchte.

Am Morgen trat der neue König Friedrich Wilhelm II. mit seinen beiden Söhnen, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dem Prinzen Ludwig, an die Bahre des heimgegangenen Königs und eröffnete das Testament desselben.

Es lautet in seinen Hauptstellen wie folgt:

„Unser Leben ist ein flüchtiger Übergang von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses

kurzen Zeitraumes ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in der Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europas den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen.

Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet, noch einbalsamiert werden. Man setze mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in eine Gruft,* die ich mir habe bereiten lassen. Sollte ich im Kriege oder auf der Reise sterben, so begrabe man mich an dem ersten besten Orte und lasse mich hernach zur Winterszeit nach Sanssouci an den bezeichneten Ort bringen.

Ich überlasse meinem lieben Neffen Friedrich Wilhelm als erstem Thronfolger das Königreich Preußen, die Provinzen, Städte, Schlösser, Forts, Festungen, alle Munition, Arsenale, die mir eroberten oder ererbten Länder, alle Edelgesteine der Krone, das Gold- und Silberservice, die in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzkabinett, Bildergalerie, Gärten u. s. w. Auch überlasse ich ihm außerdem den Schatz in dem Zustande, in welchem er sich an meinem Sterbetage befinden wird, als ein dem Staate zugehöriges Gut, das nur zur Verteidigung oder zur Unterstützung des Volks angewandt werden darf.

Sollte es sich nach meinem Tode zeigen, daß ich einige kleine Schulden hinterlassen, an deren Zahlung mich der Tod gehindert, so soll mein Neffe sie entrichten. Das ist mein Wille.

---

* Diese Bestimmung des Testaments wurde nicht erfüllt. König Friedrich Wilhelm II. wählte den Platz zu Friedrichs Beisetzung in der Garnisonkirche zu Potsdam, in dem Gewölbe hinter der Kanzel, neben seinem Vater, wo man die beiden Särge noch heute sieht. Das feierliche Leichenbegängnis fand am 8. September statt.

Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich 10000 Thaler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildbret für ihre Tafel. So hat die Königin versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet, ihr denselben zur Residenz anzuweisen, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesgemäße Wohnung im Berliner Schlosse frei zu lassen; auch wird er ihr seine Hochachtung beweisen, die ihr als Witwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen ist, gebührt.

Nun zur Allodialverlassenschaft. Ich bin nie weder geizig noch reich gewesen und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponieren kann. Ich habe die Einkünfte des Staats immer als die Bundeslade betrachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem besonderen Nutzen verwendet. Meine Ausgaben haben nie in einem Jahre 220000 Thaler überstiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen, und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen.

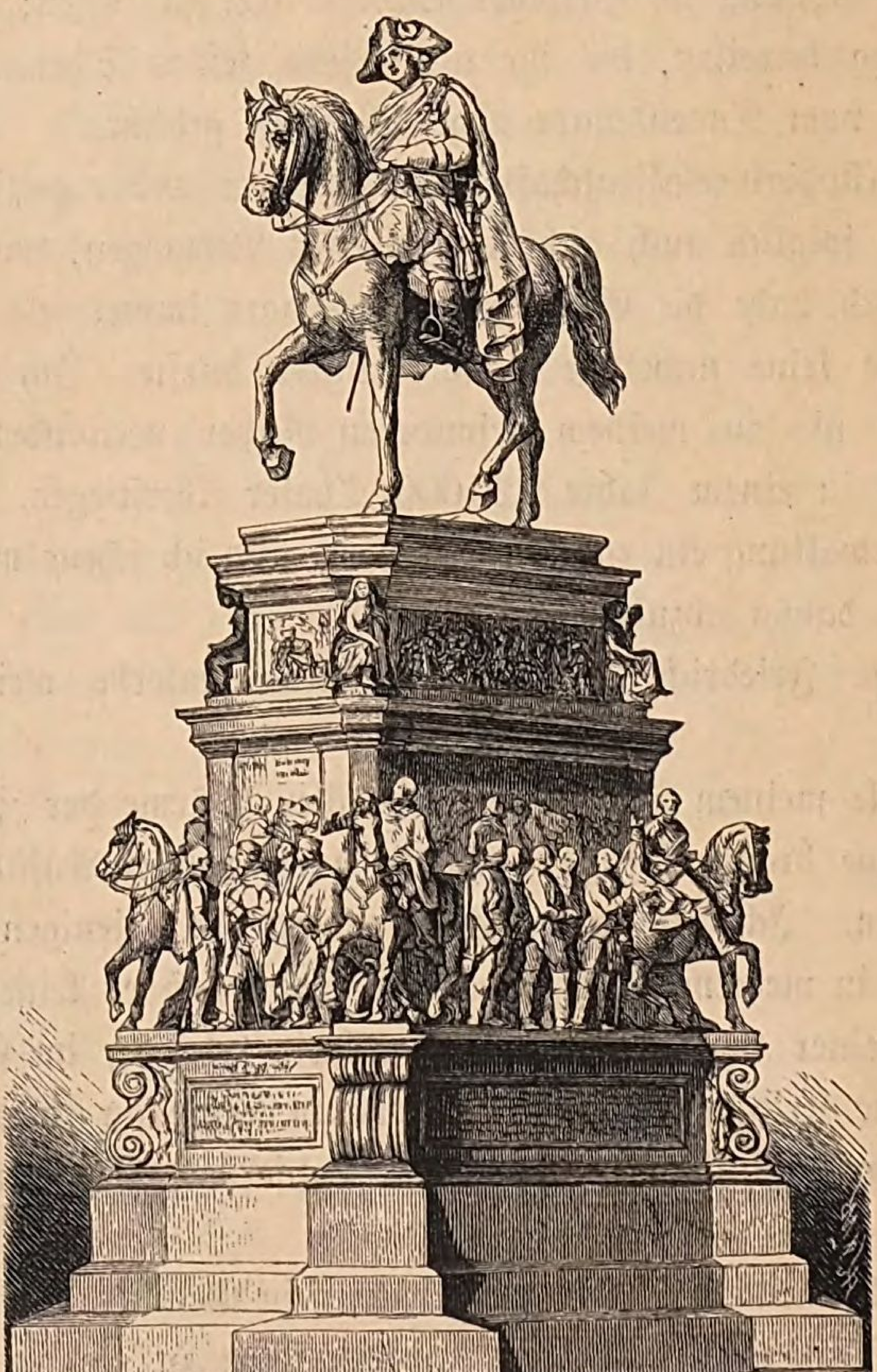
Mein Neffe Friedrich Wilhelm soll Universalerbe meines Vermögens sein. — — —

Ich empfehle meinem Thronerben mit aller Wärme der Zuneigung, deren ich fähig bin, jene braven Offiziere, welche unter meiner Anführung den Krieg mitgemacht haben. Ich bitte ihn, auch besonders für diejenigen Offiziere Sorge zu tragen, die in meinem Gefolge gewesen sind; daß er keinen derselben verabschiede, daß keiner von ihnen, mit Krankheit beladen, im Elend umkomme. Er wird geschickte Kriegsmänner und überhaupt Leute an ihnen finden, welche Beweise von ihren Einsichten, von ihrer Tapferkeit, Ergebenheit und Treue abgelegt haben. — — —

Ich empfehle meinem Nachfolger ferner, sein Geblüt auch in den Personen seiner Oheime, Tanten und übrigen Anverwandten zu ehren. Das Ungefähr, welches bei der Bestimmung des Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt, und darum, daß man König ist, ist man nicht mehr wert als die übrigen. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einverständnis zu leben und nicht zu vergessen, im Notfall ihr persönliches Interesse dem Wohl des Vaterlandes und dem Vorteil des Staates aufzuopfern.

Meine letzten Wünsche in dem Augenblick, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möchte es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die

Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edelm Ruhme strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüte bis an das Ende der Zeit fortdauern!" —



Druck von Carl Flemming in Glogau.